830.75 .P744 C.1
Das gesammtgebiet der
Stanford University Libraries
3 6105 048 115 088

From the Ewald Flügel Library

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

B3075
P744

Das

# Gesammtgebiet

der

# teutschen Sprache,

nach

Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit

theoretisch und practisch dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

---

Dritter Band.

Sprache der Dichtkunst.

STANFORD LIBRARY

---

Leipzig, 1825.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

V

218509

Digitized by Google

# Inhalt des dritten Theiles.


Das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst.

Einleitung.

1. Vorbereitende Begriffe. . . . . S. 1
2. Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunst. . . . . 4
3. a) Verhältniß des Gefühlsvermögens zur Sprache der Dichtkunst. . . . . 6
4. Fortsetzung. . . . . 7
5. b) Verhältniß der Einbildungskraft zur Sprache der Dichtkunst. . . . . 11
6. Fortsetzung. . . . . 14
7. c) Die Technik der dichterischen Form. . . . 18
8. Fortsetzung. . . . . 21
9. Fortsetzung. Ueber Prosodie in der teutschen Sprache. . . . . 23
10. Fortsetzung. Ueber den Reim. . . . . 28
11. Eintheilung der Dichtungsarten. . . . . 31
12. Die drei Schreibarten in der Sprache der Dichtkunst. . . . . 34

1) Die lyrische Form der Dichtkunst.
13. Charakter und einzelne Theile der lyrischen Dichtkunst. . . . . S. 36
14. a) Das Lied. . . . . 39
15. Beispiele des religiösen Liedes, von Luther, Opitz, Spee, Dach, v. Cronegk, der Gottschedin, Joh. Andr. Cramer, Sturm, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, v. Matthisson, Mahlmann, Tiedge. . 42
16. Beispiele des weltlichen Liedes vom Kaiser Heinrich 6, Markgrafen Otto mit dem Pfeile, Joh. Valent. Andreä, Andr. Tscherning, v. Canitz, J. Chstn. Günther, Lessing, Gleim, Weiße, v. Halem, v. Salis, Voß, Ludw. Tieck, Kuhn, v. Houwald, und Grafen v. Löben (Isidorus Orientalis). . . . . 58
17. b) Die Ode. . . . . 79
18. Beispiele der Ode von Paul Flemming, Klopstock, v. Gerstenberg, Eulog. Schneider, Niemeyer, Heydenreich, v. Herder, v. Sonnenberg, Starke, Voß und einem Ungenannten. . . . . 85
19. c) Die Hymne. . . . . 108
20. Beispiele der Hymne von Tscherning, Uz, Gleim, Mor. Aug. v. Thümmel, Lavater, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, Kosegarten, Seume. . . . . 110
21. d) Die Dithyrambe. . . . . 130
22. Beispiele der Dithyrambe von Willamov, Blum, Kuhn. . . . . 132
23. e) Die Rhapsodie. . . . . 139
24. Beispiele der Rhapsodie von Ramler und Kosegarten. . . . . 140

25. f) Die Elegie. . . . . S. 143
26. Beispiele der Elegie von Drollinger, Albr. v. Haller, Hölty, v. Herder, J. Geo. Jacobi, Manso, v. Matthisson, Mahlmann, Kuhn, Kosegarten. . . . . 147
27. g) Die Heroide. . . . . 166
28. Beispiel der Heroide von Wieland. . . . 170
29. h) Die Cantate. . . . . 175
30. Beispiele der Cantate von Gottsched, Karl Gtfr. Küttner, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, Ramler. . . . . 183
31. i) Das Sonett. . . . . 193
32. Beispiele des Sonetts von Paul Flemming, Katharina v. Greiffenberg, Andr. Gryphius, v. Hoffmannswaldau, Schiebeler, Bürger, Aug. Wilh. v. Schlegel, Baggesen. . . . . 195
33. k) Das Madrigal, Rondeau und Triolet. . . 203
34. Beispiele zu diesen Formen von v. Hagedorn, Lessing, Tiedge, Gleim, Klamor Schmidt, Ernst Schulze, Haug, v. Reinhard, Schneider, und einigen Ungenannten. . . . . 204

2) Die didactische Form der Dichtkunst.

35. Charakter der didactischen Form der Dichtkunst. 209
36. Beispiele aus dem Lehrgedichte von Opitz, Zernitz, Dusch, Withof, Heydenreich, v. Schiller, v. Nostitz und Jänckendorf (Arthur vom Nordstern), Manso, Conz, Christ. Schreiber, Tiedge, Pölitz. . 218

3) Die epische Form der Dichtkunst.

37. Charakter und einzelne Theile der epischen Form der Dichtkunst. . . . . 248

38. Fortsetzung. . . . . S. 252
39. a) Das ernste Heldengedicht. . . . . 255
40. Beispiele desselben von v. Schönaich, Klopstock, Bodmer, v. Sonnenberg, Fr. Aug. Müller. . . . . 262
41. b) Das komische Heldengedicht. . . . . 284
42. Beispiele desselben von Rollenhagen und v. Thümmel. . . . . 286
43. c) Die Romanze und Ballade. . . . . 297
44. Beispiele von Seume, Wilh. Aug. v. Schlegel, Luise Brachmann, v. Steigentesch. 301
45. d) Die Legende. . . . . 318
46. Beispiele von v. Herder, v. Göthe, Langbein. . . . . 319
47. e) Die poetische Erzählung. . . . . 327
48. Beispiele von Burcard Waldis, Hans Sachs, Tscherning, Zernitz, Gotter, v. Thümmel, Pfeffel, v. Gökingk, Aloys Schreiber. . . . . 330
49. f) Die Fabel. . . . . 344
50. Beispiele von Bonerius, Burcard Waldis, v. Hagedorn, J. Benj. Michaelis, Lessing, Pfeffel, Gleim, v. Kleist, Burmann, J. Nic. Götz, Tiedge, Zink, Krummacher. . . . . 347

4) Die dramatische Form der Dichtkunst.

51. Charakter und einzelne Theile der dramatischen Form der Dichtkunst. . . . . 363
52. Fortsetzung. . . . . 365
53. Fortsetzung. . . . . 371
54. a) Das Trauerspiel. . . . . 377
55. b) Das Lustspiel. . . . . 383
56. c) Das Schauspiel. . . . . 387

57. d) Das Singspiel. . . . . S. 390
1) Melodrama.
58. Fortsetzung. . . . . 393
2) Oper. 3) Operette.

5) Die Ergänzungsklasse der vier Hauptformen der Dichtkunst.

59. Begriff und einzelne Formen der Ergänzungsklasse der Dichtkunst. . . . . 397
60. a) Die Idylle. . . . . 399
61. Beispiele derselben von Sal. Geßner, Reckert, Blum, Bronner. . . . . 401
62. b) Die poetische Epistel. . . . . 410
63. Beispiele von v. Ziegler und Kliphausen, Chstn. Gryphius, v. Cronegk, Blumauer, Justi, v. Thümmel, Tiedge, Müchler, Schink. . . . . 412
64. c) Die dichterische Schilderung. . . . . 426
65. Beispiele von Schwieger, Schottel, v. Hoffmannswaldau, v. Lohenstein, Joh. Nic. Götz, Gotter, Schubart, Jean Paul, Oehlenschläger, Tieck, Schink. . . . . 428
66. d) Die Parabel und Paramythie. . . . . 442
67. Beispiele von Krummacher, Hamann, v. Herder. . . . . 444
68. e) Der Dialog und Monolog. . . . . 448
69. Beispiele von Kosegarten, v. Schiller, Heydenreich. . . . . 451
70. f) Die Satyre. . . . . 457
71. Beispiele von Rachel, Neukirch, Rabener, Falk. . . . . 549
72. g) Die Parodie und Travestirung. . . . . 471
73. Beispiele von Gittermann, Bretschnei-

der, Mächler, Blumauer und zwei Ungenannten. . . . . S. 475
74. b) Der Roman, das Mährchen und die Novelle. 482
75. Fortsetzung. . . . . 487
76. Schluß. . . . . 490
77. i) Das Sinngedicht und Epigramm. . . . 491
78. Beispiele von v. Logau, Heydenreich, Conz, J. Geo. Jacobi, v. Schiller, Pfeffel, Klam. Schmidt, Klinkicht, Mnioch, Flemming, Chstn. Gryphius, Wernike, Lessing, Bürger, Kretschmann, Haug, Buddeus, Herklots, Weißer, Bouterwek, v. Kyaw und einigen Ungenannten. . . . . 493
79. k) Das Räthsel, die Charade, der Logogryph und das Anagramm. . . . . 499
80. Beispiele von Mächler, Langbein, Kind, Heyne und einigen Ungenannten. . . . 501

## Berichtigungen.

S. 88 Z. 18 v. o. l. meinen.
— — Z. 6 v. u. l. 3 statt 2.
S. 100 Z. 11 v. o. l. 1805.
S. 176 Z. 1 v. u. l. durch diese.

# Das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst.

## Einleitung.

### 1.

### Vorbereitende Begriffe.

Die Begründung und Entwickelung des selbstständigen Charakters der Sprache der Dichtkunst, nach der ursprünglichen, im Wesen des menschlichen Geistes selbst enthaltenen, Verschiedenheit derselben von der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit, ist nur vermittelst der Philosophie der Sprache möglich, inwiefern diese von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes ausgehet, und in den Thatsachen des Bewußtseyns die Ankündigung der drei selbstständigen Vermögen desselben — des Vorstellungs-, des Gefühls- und des Bestrebungsvermögens — nachweiset. Denn, wenn gleich im Allgemeinen jeder Darstellung durch Sprache zunächst die Vorstellung des dargestellten Gegenstandes, und also eine Thätigkeit des Vorstellungsvermögens vorausgehen muß; so stammen doch die verschiedenarti-

gen Stoffe der Sprachdarstellung nicht blos aus dem Vorstellungsvermögen. Es sind vielmehr das Gefühls- und das Bestrebungsvermögen eben so, wie das Vorstellungsvermögen, ursprüngliche Quellen des Stoffes, der durch Sprache dargestellt wird. Weil aber das Gefühl und die Bestrebung nicht unmittelbar als Gefühl und Bestrebung in der Sprache dargestellt werden können, sondern nur mittelbar durch Vorstellungen, in welche die Gefühle und Bestrebungen aufgelöset werden müssen, bevor sie in den Kreis der Sprachdarstellung übergehen können; so ergiebt sich auch daraus von selbst, weshalb der Ursprung der Sprache der Dichtkunst aus dem tiefbewegten menschlichen Gefühlsvermögen und der Ursprung der Sprache der Beredsamkeit aus den zu dem Bewußtseyn gelangten einzelnen Zuständen des menschlichen Bestrebungsvermögens so häufig verkannt werden konnte, woraus die unrichtige Auffassung der Eigenthümlichkeit und des Grundcharakters der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit für Theorie und Praxis von selbst hervorging.

Nur erst, nachdem in der Philosophie selbst die drei geistigen Vermögen nach ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit, nach ihrer Eigenthümlichkeit, nach ihrer Verschiedenheit von einander, und nach ihrer Gleichordnung (Coordination) in Beziehung auf die Ankündigung ihrer Thätigkeit im Bewußtseyn wissenschaftlich durchgeführt worden waren, konnte auch in der Philosophie der Sprache (Th. 1. S. 146 ff.) die ursprüngliche Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit — in Angemessenheit zu der im Bewußtseyn vorausgehenden Thätigkeit des Vor-

ſtellungs-, Gefühls- und Beſtrebungsvermögens — wiſſenſchaftlich entwickelt, und eben ſo die weſentliche Verſchiedenheit der äußern Ankündigung dieſer drei Sprachen, wie die Gleichordnung derſelben in Beziehung auf den durch ſie vermittelten wörtlichen Ausdruck der innern Zuſtände des Bewußtſeyns durch Sprache, nachgewieſen werden. Denn ſo nahe auch im Kreiſe der Wirklichkeit die einzelnen Gebiete der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit an einander grenzen; ſo muß doch die Philoſophie der Sprache zwiſchen dieſen Sprachgebieten eben ſo ſcharf unterſcheiden, und eben ſo genau ihren Umfang ausmeſſen, ihre Grenzen bezeichnen und ihren Inhalt angeben, wie die Philoſophie, in ihrem theoretiſchen Theile, den eigenthümlichen Charakter jedes der drei geiſtigen Vermögen nach ſeiner Ankündigung und nach ſeiner Verſchiedenheit von den beiden andern Vermögen aufſtellt, obgleich alle drei Vermögen Einem und demſelben geiſtigen Subjecte angehören, und in Einem und demſelben Bewußtſeyn wahrgenommen werden. So wie aber die Wirkſamkeit jedes der drei geiſtigen Vermögen, nach ſeiner Ankündigung im Bewußtſeyn, in der Wiſſenſchaft als ein in ſich zuſammenhängendes und abgeſchloſſenes Ganzes dargeſtellt werden kann und dargeſtellt werden muß, ſo nahe übrigens dieſe drei geiſtigen Vermögen einander verwandt ſind und ſo oft die Zuſtände derſelben in einander verſchmelzen; ſo muß auch jedes einzelne Gebiet der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit als ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes, nach allen ſeinen Gattungen, Arten und Formen, wiſſenſchaftlich aufgeſtellt und durchgeführt werden, wenn gleich im Umfange der Sprache ſelbſt dieſe Gebiete genau an

einander grenzen und ſich nicht ſelten gegenſeitig berühren.

## 2.

## Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunſt.

Wenn der eigenthümliche Charakter der Proſa auf der Darſtellung der unmittelbaren Zuſtände des menſchlichen Vorſtellungsvermögens, und der eigenthümliche Charakter der Beredſamkeit auf der Darſtellung der einzelnen Zuſtände des menſchlichen Beſtrebungsvermögens vermittelſt der Sprache beruht; ſo beruht der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunſt auf der Darſtellung der individuellen Gefühle vermittelſt der Sprache, unter der Bedingung der Idealiſirung dieſer Gefühle durch die Selbſtthätigkeit der Einbildungskraft.

Nach dieſer Begriffsbeſtimmung gehört daher zum Weſen des Dichters zuerſt ein lebendiges, tiefes, ſorgfältig und gleichmäßig gebildetes Gefühl, weil weder der Ausdruck bloßer Vorſtellungen, noch bloßer Beſtrebungen das Gepräge der Dichtkunſt tragen kann; ſodann eine ſelbſtthätige Einbildungskraft, welche die individuellen Gefühle zu idealiſiren vermag, weil nur derjenige Dichter iſt, der die ihm einwohnenden individuellen Gefühle im Lichte des Ideals darzuſtellen im Stande iſt; und endlich eine Form der Sprache, unter welcher der idealiſirte Ausdruck der individuellen Gefühle nicht nur ſogleich erkannt werden kann, ſondern die auch wegen ihrer vollendeten äußern (techniſchen) Schönheit um ihrer ſelbſt willen gefällt.

Wenn alſo der eigenthümliche Charakter der Dichtkunſt theoretiſch begründet und wiſſenſchaftlich durchgeführt werden ſoll; ſo müſſen drei Hauptgegenſtände in kurzen Umriſſen erläutert werden, wovon die beiden erſten das innere Weſen der Dichtkunſt, nach ihrer Verſchiedenheit von dem urſprünglichen Weſen der Proſa und Beredſamkeit im menſchlichen Geiſte bezeichnen, der dritte aber die äußere Ankündigung der Dichtkunſt in dem Kreiſe der Sprache betrifft. Denn wenn, nach der hier aufgeſtellten Theorie, ein reiches, tiefes und vielſeitig gebildetes Gefühlsvermögen die unnachlaßliche Grundbedingung des eigenthümlichen Charakters und des Weſens der Dichtkunſt bildet; ſo kann doch nur der als Dichter gelten, deſſen Einbildungskraft ſo reich, ſo kräftig und ſo ausgebildet iſt, daß er ſeine individuellen Gefühle zu idealiſiren und unter der Hülle des Ideals in der Sprache darzuſtellen vermag. Soll aber das Letzte ihm gelingen; ſo muß er auch über die Sprache nach ihrem ganzen Umfange gebieten, damit unter der von ihm geſchaffenen Form der Sprache die Urſprünglichkeit ſeines dargeſtellten Gefühls und die Idealiſirung deſſelben vermittelſt der Einbildungskraft beſtimmt hervortrete. Denn nicht blos Sylbenmaas oder Reim, ſondern die unverkennbare Ankündigung eines individuellen, durch die Einbildungskraft idealiſirten, Gefühls vermittelſt der Form der Sprache, entſcheidet über die äußere (techniſche) Vollkommenheit der dichteriſchen Darſtellung, während — im entgegengeſetzten Sinne — bei erlangter Fertigkeit in proſodiſcher Bildung rhythmiſcher Reihen, das, was nach ſeinem urſprünglichen Weſen nur Proſa iſt, und durchaus nicht in das Gebiet der Sprache der Dichtkunſt ge-

hört, unter der äußern Hülle von Sylbenmaas und Reim sich ankündigen kann.

3.

a) Verhältniß des Gefühlsvermögens zur Sprache der Dichtkunst.

Gäbe es im menschlichen Geiste kein selbstständiges, vom Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen verschiedenes, Gefühlsvermögen; so gäbe es auch im Gesammtgebiete der menschlichen Sprache keine selbstständige, von Prosa und Beredsamkeit ursprünglich verschiedene, Sprache der Dichtkunst. Die Selbstständigkeit und der eigenthümliche Charakter der Sprache der Dichtkunst steht und fällt daher mit der ursprünglichen Selbstständigkeit und mit der ursprünglichen Eigenthümlichkeit des menschlichen Gefühlsvermögens nach seiner Ankündigung im Bewußtseyn. Denn so unentbehrlich die Thätigkeit der Einbildungskraft zur Vollendung einer dichterischen Form bleibt; so liegt doch der im Gedichte darzustellende Stoff nicht im Kreise der Einbildungskraft, sondern im Kreise des Gefühlsvermögens. Forschen wir daher nach allen gelungenen dichterischen Gebilden vom Homer an bis auf Göthe und Schiller; so mußte der Stoff der Dichtungen aus ihren Gefühlen stammen, obgleich die Einbildungskraft dieser Dichter den Stoff zu der Form gestaltete, unter welcher der im Gefühlsvermögen gebohrne Stoff, als vollendete Form, in den Kreis der äußern Sprachdarstellung eintrat.

Bei keinem Vermögen des menschlichen Geistes ist es aber so schwierig, wie bei dem Gefühlsvermögen, das Ursprüngliche und Eigenthümliche desselben

aufzusuchen, dasselbe von dem Ursprünglichen der beiden andern Vermögen in ihren Ankündigungen innerhalb des Bewußtseyns scharf zu unterscheiden, und jenes Ursprüngliche und Eigenthümliche durch Sprache bestimmt zu bezeichnen. Denn sobald der an sich ursprüngliche Zustand des Gefühlsvermögens durch Sprache bezeichnet wird; sobald hat er auch bereits den Charakter seiner Ursprünglichkeit verloren, weil er nur dann in der Sprache durch Worte ausgedrückt werden kann, wenn er vorher Vorstellung geworden, mithin das Gefühl in Vorstellung — in den Znstand eines andern geistigen Vermögens — übergegangen ist. So viel aber auch von der im Bewußtseyn sich ursprünglich ankündigenden Innigkeit, Tiefe und Gluth der Gefühle, bei ihrem Uebergange in Vorstellungen, verloren gehen mag; so wohnt doch diesen aus dem Gefühlsvermögen stammenden Stoffen für die Sprachdarstellung noch immer so viel Innigkeit und Wärme bei, daß sie, nach ihrem Ursprunge, nicht mit den unmittelbaren Zuständen des Vorstellungsvermögens verwechselt werden können, sondern auf ihre Quelle, auf das dem menschlichen Geiste zukommende selbstständige Gefühlsvermögen, zurückgeführt werden müssen.

## 4.

## Fortsetzung.

Soll das Gefühlsvermögen, völlig gleichmäßig mit dem Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen, in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des geistigen Wesens begründet seyn (Th. 1. S. 152 ff.); so muß ihm, wie diesen, theils eine ursprüngliche eigenthümliche Ankündigung seiner Thätigkeit, theils

eine eigenthümliche Form dieser Thätigkeit, theils eine eigenthümliche Richtung auf den Gesammtzweck des menschlichen Daseyns zukommen.

Die eigenthümliche Ankündigung der Thätigkeit des Gefühlsvermögens besteht aber darin, daß das Gefühl nicht, wie die Vorstellung, die Verbindung und Vereinigung eines Mannigfaltigen ist, in welcher man jedesmal Stoff und Form unterscheiden kann, sondern daß jedes Gefühl eine ursprüngliche Einheit bildet, die unauflöslich, unzertrennlich, und in welcher Stoff und Form Eins (identisch) ist. Durch diese Ankündigung — ursprünglich im Bewußtseyn, und folglich auch in der Sprachdarstellung — unterscheidet sich das Gefühlsvermögen wesentlich von dem Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen, bei deren Ankündigung in jedem einzelnen Falle Stoff und Form getrennt wahrgenommen werden können.

Sind in jedem Gefühle Stoff und Form Eins (identisch); so muß zweitens auch die eigenthümliche Form der Thätigkeit des Gefühlsvermögens von der Form der Vorstellung und von der Form der Bestrebung wesentlich verschieden seyn. Denn beruht die eigenthümliche Ankündigung des Gefühlsvermögens auf der Identität des Stoffes und der Form; so wird in der Form des Gefühls nicht erst ein Mannigfaltiges zur Einheit verbunden, wie bei der Thätigkeit des Vorstellungsvermögens; es ist vielmehr jene Identität des Stoffes und der Form diejenige Form, unter welcher jedes Gefühl zum Bewußtseyn gelangt. Alles also, was zum Gefühlsvermögen gehört, kündigt sich unmittelbar an. Es giebt daher von allem, was unter der Form des Gefühls-

vermögens wahrgenommen wird, eine unmittelbare Gewißheit, während alle Ueberzeugung durch Begriffe des Verstandes, und selbst durch die Ideen der Vernunft, nur mittelbar ist, mithin durch entgegengesetzte Begriffe und Ideen bestritten und weggeläugnet werden kann. Das Gefühlsvermögen behauptet in dieser Beziehung den eigenthümlichen Charakter des unmittelbar Wirklichen (Realen) in dem gesammten (sinnlichen und geistigen) Daseyn des Menschen. Durchs Gefühl werden wir unsers Daseyns, unsers jedesmaligen Zustandes, des Daseyns der Dinge außer uns, und unserer Beziehung auf sie, so wie unserer individuellen Beziehung auf eine übersinnliche Welt unmittelbar gewiß, so daß kein logischer Scharfsinn und keine dialektische Gewandtheit die Ankündigung dieser unmittelbaren Gewißheit im Bewußtseyn ganz zu erschüttern vermag.

Das Gefühlsvermögen behauptet aber auch eine eigenthümliche, von den beiden andern geistigen Vermögen verschiedene, Richtung auf den Gesammtzweck des menschlichen Daseyns. Wenn das Vorstellungsvermögen diesen Zweck als die höchste Idee der Vernunft aufstellt, und das Bestrebungsvermögen diesen Zweck durch freie Handlungen verwirklichen will; so faßt ihn das Gefühlsvermögen nach seiner Unermeßlichkeit und Ueberschwenglichkeit auf, und trägt auf jedes einzelne Gefühl nach dem Verhältnisse, in welchem das einzelne Gefühl zu dem Gesammtgebiete des menschlichen Daseyns steht, diesen Charakter der Unermeßlichkeit und Ueberschwenglichkeit über. Denn wenn die Gefühle, nach der Verschiedenheit ihrer Ankündigung im Bewußtseyn, in sinnliche, intellec-

tuelle, äſthetiſche und ſittliche eingetheilt werden; ſo wird auch das Wahrnehmen der Unermeßlichkeit und Ueberſchwenglichkeit des ſittlichen Gefühls, als des edelſten und reinſten von allen, am höchſten und ſtärkſten ſeyn, und, nach dieſer Gradabſtufung, das ſinnliche Gefühl tiefer ſtehen, als das ſittliche, äſthetiſche und intellectuelle, weil nur das ſinnliche, nie aber ein geiſtiges Gefühl völlig befriedigt werden kann. Kann nun kein geiſtiges Gefühl völlig befriedigt, oder, was daſſelbe heißt, der letzte Punct, der höchſte Grad deſſelben erreicht, und eben ſo wenig der Inhalt des Gefühls, als ſolches, und die Innigkeit und Unermeßlichkeit deſſelben durch Sprache völlig und erſchöpfend ausgedrückt werden; ſo iſt auch dieſes Unermeßliche und Höchſte des Gefühls ein Etwas, das alle Vergleichung mit den Zuſtänden des Vorſtellungs- und Beſtrebungsvermögens überſteigt, und als das Höchſte und Letzte, in welchem jedes Gefühl ſich endigt, nicht beſchrieben und nicht zergliedert werden kann. Dieſes Unermeßliche, das jedem geiſtigem Gefühle des Menſchen beiwohnt, und ſelbſt dem ſinnlichen Gefühle eine höhere Stärke, als der bloßen Vorſtellung verleiht, muß daher die unverkennbare Unterlage von allem bilden, was innerhalb des in ſich abgeſchloſſenen Sprachgebiets der Dichtkunſt ſich ankündigt, und wodurch ſich urſprünglich die Dichtkunſt von der Proſa und Beredſamkeit unterſcheidet. Denn jedes wirkliche Erzeugniß der Dichtkunſt wird daran erkannt, daß der dargeſtellte Stoff weder aus bloßen Vorſtellungen, noch aus Beſtrebungen, ſondern in Gefühlen beſteht, weil ohne Reichthum, Fülle, Kraft und individuelle Eigenthümlichkeit der Gefühle kein Dichter gedacht werden kann.

5.

## b) Verhältniß der Einbildungskraft zur Sprache der Dichtkunst.

Ist gleich das Gefühlsvermögen die ursprüngliche Quelle alles dichterischen Stoffes; so bedarf doch dieser Stoff bereits innerhalb des menschlichen Bewußtseyns einer eigenthümlichen Form und Gestaltung, bevor er durch die Sprache nach außen dargestellt werden kann. Diese Form und Gestaltung erhält der dichterische Stoff durch die Einbildungskraft, nach der unerklärbaren Verbindung und Wechselwirkung, in welcher sie mit dem Gefühlsvermögen in dem Gemüthe des Dichters steht. Denn obgleich im Allgemeinen die Wirksamkeit der Einbildungskraft auf bestimmte Begriffe zurückgeführt werden kann; so bleibt doch das Verhältniß, in welchem sie zum Gefühlsvermögen bei jedem einzelnen Dichter (bei Milton, Pope, Klopstock, Matthisson, Schiller, Göthe u. a.) steht, unerklärbar. Aus diesem unerklärbaren Verhältnisse geht aber die dichterische Individualität hervor, die, bei allen classischen Dichtern, so unendlich verschieden ist, daß jeder wahre Dichter sogleich an dieser Individualität erkannt und von jedem andern vollendeten Dichter (Lessing von Joh. Andr. Cramer, Gellert von Haller, Thümmel von Hölty, Bürger von Tiedge u. s. w.) unterschieden wird.

Nach der allgemeinen philosophischen Entwickelung und Durchführung der drei geistigen Vermögen, wird die Einbildungskraft als eine besondere Ankündigung der Thätigkeit (Function) des Vorstellungsvermögens aufgeführt. Allein sie unter-

ſcheidet ſich dadurch weſentlich von dem Verſtande und der Vernunft, daß ſie nicht das in der Anſchauung gegebene Mannigfaltige zur Einheit des Begriffes verbindet, oder ſolche Vorſtellungen hervorbringt, die wir, weil ihnen kein ſinnlicher und erkennbarer Gegenſtand entſpricht, Ideen nennen; ſie erzeugt vielmehr, nach ihrer urſprünglichen Geſetzmäßigkeit, Bilder, die ſie als vollendete Ganze dem innern Sinne vorhält. So wie aber die Einbildungskraft, nach ihrer eigenthümlichen Thätigkeit, Begriffe des Verſtandes und Ideen der Vernunft in Bilder zu verwandeln, und dieſe als Ideale darzuſtellen vermag, welche durch freie Handlungen verwirklicht werden ſollen; ſo vermag ſie auch den urſprünglichen Gefühlen, welche, bevor ſie durch Sprache dargeſtellt werden können, als Vorſtellungen zum Bewußtſeyn gelangen müſſen, die idealiſche Verſinnlichung zu geben, wodurch ſie in der eigenthümlichen und ſelbſtſtändigen Sprache der Dichtkunſt ſich ankündigen. Denn eben dieſe Form und dieſer Charakter des Idealiſchen in der Sprache der Dichtkunſt ſtammt zunächſt aus der eigenthümlichen Wirkſamkeit der Einbildungskraft, doch ſo, daß, nach der Unermeßlichkeit und Ueberſchwenglichkeit jedes wahren Gefühls, den vermittelſt der Einbildungskraft identiſirten Gefühlen ein höherer Grad der Innigkeit und Wärme innerhalb der Sprachdarſtellung zukommt, als den durch die Einbildungskraft verſinnlichten Begriffen des Verſtandes und Ideen der Vernunft, obgleich nicht zu verkennen iſt, daß die idealiſirte Darſtellung der urſprünglichen Gefühle der idealiſirten Darſtellung der Ideen der Vernunft näher ſteht, als der idealiſirten Darſtellung der Begriffe des Verſtandes.

Die zweite Grundbedingung der dichterischen Darstellung beruht daher darauf, daß der aus dem Gefühlsvermögen stammende Stoff für jedes dichterische Erzeugniß, nach seinem Uebergange ins Vorstellungsvermögen, vermittelst der Einbildungskraft eine idealisch' Bekleidung erhalte, und, mit dieser Ausstattung, eintrete ins Gebiet der Sprache; denn nur das Idealische trägt in der Sprachdarstellung den Charakter der Dichtkunst. Der bloße Begriff des Verstandes, und wäre er noch so abgeglättet in Sylbenmaas und Reim gekleidet, kann nie als Erzeugniß der Dichtkunst erscheinen; denn ihm fehlt eben so die Abstammung aus dem Gefühlsvermögen, wie er der idealischen Haltung durch die Thätigkeit der Einbildungskraft ermangelt. (So wird z. B. Käſtners Lehrgedicht von den Kometen nie als Gedicht gelten, ob es gleich im abgemessenen Sylbenmaase sich bewegt; dagegen sind viele Erzeugnisse Jean Pauls echt dichterische Formen, ob sie gleich des Sylbenmaases und Reimes ermangeln.)

Unter allen Urbildern (Idealen) der Einbildungskraft sind aber die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die drei höchsten, die sie hervorbringt, und welchen sie jede einzelne idealische Form unterordnet. Wenn das Ideal des Wahren der höchste Zielpunct für alle durch das Vorstellungsvermögen vermittelte Erkenntniß, so wie das Ideal des Sittlich-Guten der höchste Zielpunct für alle durch das Bestrebungsvermögen hervorzubringende freie Handlungen bleibt; so ist das Ideal des Schönen der höchste Zielpunct für die gesammte Thätigkeit des Gefühlsvermögens. Denn, was das Gefühlsvermögen rühren und er-

schüttern soll, muß sich unter einer ästhetischen d. h. unter einer schönen Form ankündigen, die durch ihre vollendete Einheit ein unmittelbares Gefühl der Lust anregt, und die Einbildungskraft in ein freies und lebensvolles Spiel versetzt. Dieses Ideal des Schönen ist daher die höchste Aufgabe für alle Werke der Kunst, so wie für alle Erzeugnisse im Gebiete der Sprachdarstellung.

6.

## Fortsetzung.

Ob nun gleich kein menschliches Individuum des Gefühlsvermögens, und eben so wenig der Einbildungskraft ganz ermangelt, wiewohl beide, nach der unendlichen Verschiedenheit der Individuen, unter höchst verschiedenen Abstufungen und Graden der Stärke und Schwäche sich ankündigen; so wird doch die dichterische Begeisterung nur bei denjenigen Individuen unsrer Gattung angetroffen, in welchen die höhere Lebendigkeit und Stärke des Gefühlsvermögens mit einer ursprünglich schöpferischen und gleichmäßig entwickelten Einbildungskraft in der innigsten Verbindung steht, so daß der dem Gefühlsvermögen ursprünglich angehörende dichterische Stoff von der selbstthätigen Einbildungskraft zu einer idealischen Form ausgeprägt und erhoben wird. In diesem letztern Sinne ist die dichterische Begeisterung und Weihe an sich unerklärbar und ein Geschenk der Natur (poëtae non fiunt, sed nascuntur), inwiefern sie nämlich auf einer gleichmäßigen Stärke und Fülle des tiefbewegten Gefühlsvermögens und der schöpferischen Einbildungskraft beruht. Dieses innere dichterische Le-

ben, das, unerklärbar nach seinem Ursprunge, nach seiner Ankündigung aber in einer gleichmäßigen Thätigkeit des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft besteht, ist die Bedingung der äußern dichterischen Darstellung vermittelst der Sprache. Wo jenes innere dichterische Leben fehlt; da kann die Sprachform, — sogar bei aller technischen Vollkommenheit, — den dichterischen Charakter nicht an sich tragen; allein eben so wenig darf auch der dichterischen Darstellung, wenn sie aus jener Fülle des innern Lebens entsprungen ist, die äußere Vollendung der Form fehlen, weil sie nur nach dieser unter das höchste Gesetz für alle stylistische Darstellung, unter das Gesetz der Form (Th. 1, S. 224), gebracht werden kann. — Der Charakter eines dichterischen Kunstwerkes beruht also darauf, daß in demselben, als Stoff, reine und unmittelbare Gefühle versinnlicht, diese aber, vermittelst der schöpferischen Thätigkeit der Einbildungskraft, zu einer idealischen Form für die innere Anschauung, und, in Angemessenheit zu diesem dem Dichter im Bewußtseyn vorschwebenden Urbilde, sodann in der Sprachdarstellung zu einer vollendeten äußern Form erhoben werden. Indem auf diese Weise das dichterische Erzeugniß entsteht, erscheint es, wie jedes andere Kunstwerk, als die Versinnlichung eines im Bewußtseyn vergegenwärtigten Ideals, als unmittelbare Folge der vorhergegangenen hohen Rührung und Bewegung des Gefühlsvermögens, und als selbstthätiges Erzeugniß der Einbildungskraft.

Durch diese Eigenthümlichkeit unterscheidet sich aber auch der wahre Dichter von dem Prosaiker, welcher seine unmittelbaren Begriffe und Ideen dar-

stellt, und von dem Redner, welcher durch die redneriſchen Formen unmittelbar auf den Willen wirken und denſelben zu Handlungen beſtimmen will. Beide Zwecke liegen außer dem Kreiſe des Dichters; denn der Dichter folgt ausſchließend dem unermeßlichen Drange ſeiner Gefühle und der, nach ihrem Zuſammenhange mit dem Gefühlsvermögen unerklärbaren, Wirkſamkeit ſeiner Einbildungskraft. In dem Augenblicke ſeines Erzeugniſſes denkt der Dichter nicht an die Wirkung, die er hervorbringen wird, und beabſichtigt keine ſolche Wirkung; allein indem ſein gebildeter Geiſt eine dichteriſche Form ins Daſeyn ruft, erhält dieſelbe auch ſogleich, durch den erreichten hohen Grad ſeiner individuelle Reife, diejenige Gediegenheit, wodurch ſie unwiderſtehlich auf Gefühl und Einbildungskraft zu wirken vermag.

Am Weſentlichſten unterſcheidet ſich aber der Dichter dadurch von dem Proſaiker und dem Redner, daß, ob er gleich nur zunächſt ſeine individuellen Gefühle unter der dichteriſchen Form darſtellt, er doch dadurch als Repräſentant ſeines ganzen Geſchlechts erſcheint. Denn die Gefühle, welche in ihm angeregt waren und die Vollendung des Kunſtwerkes bewirkten, entſpringen aus den Idealen, welche ein Gemeingut der ganzen gebildeten Menſchheit ſind *). Er verſinnlicht daher die reine

*) Derſelben Meinung iſt Schiller in ſ. Recenſion von Bürgers Gedichten; vgl. ſ. kl. proſ. Schriften, Th. 4. S. 193 ff. „Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſeyn, vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten, herrlichſten Menſchheit hinauf zu läutern, iſt ſein erſtes und wich-

Menſchheit in der Unendlichkeit ihrer Gefühle; ſeine Begeiſterung erhebt ihn über die Schranken des Individuellen, und ſtellt ihn in den Mittelpunct ſeines ganzen Geſchlechts. Zu dieſem ſpricht er; in dem Charakter und in dem Namen deſſelben ſchildert er; ſo wie er fühlt, können und ſollen alle Individuen ſeiner Gattung fühlen; denn in ihnen allen iſt dieſelbe Unermeßlichkeit des Gefühlsvermögens, und dieſelbe Richtung der Einbildungskraft auf das Idealiſche begründet. Mag daher immer das Idealiſche unerreichbar bleiben für die Verwirklichung deſſelben in freien guten Handlungen; ſo wird es doch nach ſeiner Unermeßlichkeit im Gefühle wahrgenommen, und unter der möglichſt höchſten Verſinnlichung in der vollendeten ſchönen Sprachform dargeſtellt.

Beruht, nach dieſer Anſicht, das Weſen der Dichtkunſt auf den aufgeſtellten Grundbedingungen; ſo ergiebt ſich daraus die ſcharfe Grenzbeſtimmung derſelben gegen Proſa und Beredſamkeit von ſelbſt, und wie fehlerhaft es iſt, wenn der urſprüngliche Charakter der Dichtkunſt mit den beiden letzten vermiſcht wird. Dies kann aber auf zweifache Weiſe geſchehen. Sind nämlich die individuellen Gefühle nicht innig und ſtark, oder iſt die Einbildungskraft nicht thätig genug, um jene Gefühle nach ihrer Un-

---

tigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Vom Aeſthetiſchen gilt eben das, was vom Moraliſchen. Wie es hier der moraliſch vortreffliche Charakter eines Menſchen allein iſt, der einer ſeiner einzelnen Handlungen den Stempel moraliſcher Güte aufdrücken kann; ſo iſt es dort nur der reife, der vollkommene Geiſt, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt."

ermeßlichkeit und im Glanze des Ideals darzustellen; so mischt sich der zergliedernde Verstand in die Darstellung, und die Form trägt das Gepräge einer Zwittergattung und Mißgeburt: es entsteht die sogenannte poetische Prosa. Eben so entspringt eine andere Mißgeburt, die rhetorisirende Dichtkunst, aus der Vermischung und Verwechselung von Gefühlen und Bestrebungen innerhalb der dichterischen Darstellung. Es behauptet daher nur dann die dichterische Form ihren eigenthümlichen, von der Sprache der Prosa und Beredsamkeit wesentlich verschiedenen Charakter, und erhebt sich zum vollendeten (ästhetischen) Gepräge der Schönheit, wenn sie das Idealische in den Zuständen des Gefühlsvermögens nach seiner ganzen Reinheit, Kraft und Unermeßlichkeit darstellt, und durch die Sprache so vergegenwärtigt, daß, vermittelst der Anschauung der vollendeten dichterischen Form, eine, der dichterischen Begeisterung verwandte, Stimmung und Rührung des Gefühlsvermögens und ein ähnliches freies Spiel der Einbildungskraft bei Andern bewirkt wird, in welches sich weder eine Thätigkeit des Vorstellungsvermögens, das dargestellte Idealische als Gegenstand des Erkenntnißvermögens zu behandeln und zu zergliedern, noch ein Trieb des Bestrebungsvermögens, dasselbe durch Handlungen zu verwirklichen, einmischt.

7.

### c) Die Technik der dichterischen Form.

Soll aber die dichterische Form das Gepräge der Vollendung an sich tragen; so muß zu den beiden ersten wesentlichen Erfordernissen derselben, zu

der Abſtammung des dichteriſchen Stoffes aus dem Reichthume und der Fülle des Gefühlsvermögens und zu der idealiſchen Geſtaltung dieſes Stoffes für den innern Sinn durch die ſchöpferiſche Thätigkeit der Einbildungskraft, noch ein drittes hinzukommen: die gediegene äußere dichteriſche Form in der Sprachdarſtellung. Bereits oben ward erinnert, daß über das Erkennen und Wahrnehmen des Dichteriſchen in der äußern Sprachform durchaus nicht allein und zunächſt Sylbenmaas und Reim, daß vielmehr die wahrgenommene Darſtellung individueller Gefühle unter einer idealiſchen Haltung und Umgebung über den dichteriſchen Charakter eines ſtyliſtiſchen Erzeugniſſes entſcheidet. Allein dieſe innere Vollendung des dichteriſchen Geiſtes und Weſens muß auch auf die äußere Gediegenheit der Form in der Sprachdarſtellung übergehen, damit das Gedicht, nach ſeiner innern und äußern Claſſicität, ein unauflösliches vollendetes Ganzes bilde. Denn wenn gleich die techniſche Vollkommenheit eines dichteriſchen Erzeugniſſes den Mangel des Gefühls und des Idealiſchen in demſelben nicht erſetzen kann; ſo kann doch auch nur dasjenige Gedicht als vollendet gelten, in welchem mit dem innern wahrhaft dichteriſchen Leben des Gefühls und der Einbildungskraft die äußere Vollkommenheit der Form zuſammentrifft.

Die Grundbedingung der techniſchen Vollendung der Form iſt der Wohlklang, welcher Melodie und Harmonie in ſich einſchließt. Auf ihm beruht der muſikaliſche Charakter eines Gedichts. Denn wie in der Tonkunſt der Wohlklang auf der Melodie und Harmonie der unarticulirten Töne beruht; ſo in der Sprache auf der Melodie und Harmonie

der articulirten Töne. Wenn daher das Wesen der Tonkunst in der versinnlichten und veredelten Darstellung des jedem Gefühle eigenthümlichen Tones oder lautwerdenden Ausdruckes besteht; so hängt auch die technische Vollendung des Dichters davon ab, für die in seinem Bewußtseyn unter einer idealischen Haltung vergegenwärtigten Gefühle in der Sprache den rechten Ton zu finden, und die äußere Vollkommenheit seines Gedichts nach den Gesetzen der Melodie und Harmonie zu gestalten.

Die Melodie besteht aber in der Tonkunst in dem, von dem Tonkünstler frei dargestellten, Verhältnisse der Aufeinanderfolge der Töne des in ihm angeregten Hauptgefühls; so wie die Harmonie die gleichzeitige Vereinigung verschiedener Töne, und die mit dem Flusse der Melodie fortschreitende Folge dieser Vereinigung, nach den unveränderlichen, in der Natur und in den Verhältnissen der Töne selbst begründeten, Regeln ihrer Verbindung zum Gleichgewichte unter sich selbst und zur Vollendung des musikalischen Ganzen als einer ästhetischen Einheit, bezeichnet. Wird dies von der Tonkunst auf die Darstellung articulirter Töne durch die Sprache übergetragen; so beruht in derselben die Melodie auf dem von dem Dichter gewählten Verhältnisse der Aufeinanderfolge der einzelnen Wörter nach rhythmischen Gesetzen, und die Harmonie auf dem, theils in den einzelnen größern Abschnitten, theils in der ganzen abgeschlossenen äußern Form des Gedichts erkennbaren, Gleichgewichte der einzelnen rhythmischen Theile und Wortreihen zur technischen Vollendung der Einheit des Ganzen. Der Wohlklang in der Sprach-

darstellung wird daher eben so von den gewählten einzelnen Wörtern, wie von der Stellung, Aufeinanderfolge und Verbindung derselben zu Perioden abhängen. Dieser Wohlklang heißt in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit Numerus, hingegen in der Sprache der Dichtkunst Rhythmus, der in einer noch höhern Beziehung, als der Numerus, den musikalischen Charakter an sich trägt, so wie auch der Gebrauch des Rhythmus ausschließend den Erzeugnissen der Dichtkunst vorbehalten, und in dem Sprachgebbiete der Prosa und Beredsamkeit fehlerhaft ist. Denn wenn der Numerus sich als denjenigen Wohlklang in der Sprachdarstellung ankündigt, der von der Ausdehnung der Melodie der einzelnen Laute und Töne auf die Folge und Verbindung ganzer Sätze und Perioden, und von der Berechnung des musikalischen Verhältnisses der Vorder- und Nachsätze gegen einander abhängt; so steht dagegen der Rhythmus unter den Gesetzen des Metrums.

## 8.

## Fortsetzung.

Wenn gleich das Gesetz der Form auch für die äußere Sprachdarstellung der höchste Maasstab bleibt; so ist doch der mehr oder minder musikalische Charakter der einzelnen Sprachen ein Ergebniß der Erfahrung, und die Sprachen des Erdbodens sind, in musikalischer Hinsicht, sehr wesentlich von einander verschieden. Im Allgemeinen gilt aber als Grundsatz, daß, je musikalischer ein Volk überhaupt ist, und je früher bei demselben der Sinn für Tonkunst geweckt und genährt wird, auch die Sprache desselben um so musikalischer sich ausbildet. Allein

zu dieſer muſikaliſchen Fortbildung der Sprache trägt ebenfalls unverkennbar viel bei, ob das Volk, das dieſelbe ſpricht, an ſich lebhaft und für Tonkunſt empfänglich iſt; ob es in der mündlichen geſelligen Unterhaltung (Converſation) und in dem Jugendunterrichte Werth auf richtige Betonung legt; ob ſeine Claſſiker Sinn für die muſikaliſche Vollendung der Sprache und gründliche Kenntniß der Lehre von der Harmonie (vom Generalbaſſe) beſitzen; ob bei dem Volke, neben der geiſtlichen Beredſamkeit, eine politiſche Beredſamkeit (z. B. in ſtellvertretenden Verſammlungen, beim mündlichen gerichtlichen Verfahren) ſich entwickelt, und namentlich ob ſeinen Rednern (auf Katheder und Kanzel) muſikaliſche Kenntniß und Bildung zukommt. Für den Kenner der Regeln der Tonkunſt iſt es nicht ſchwer, bei Proſaikern, Dichtern und Rednern, aus der Art und Weiſe der Wahl, der Bildung, der Stellung und der Verbindung der Wörter zu Perioden und zu größern ſtyliſtiſchen Ganzen auf die Bekanntſchaft derſelben mit den Geſetzen der Tonkunſt, und auf die Anwendung der letzten zurück zu ſchließen.

Der Rhythmus, nach ſeiner Verſchiedenheit von dem Numerus in der Sprache der Proſa und Beredſamkeit, und nach ſeiner Beſtimmung, den Wohlklang der Sprache in einem Erzeugniſſe der Dichtkunſt zu vermitteln, beruht auf der Abtheilung eines dichteriſchen Ganzen in ſeine Glieder, und auf dem zwiſchen dieſen Gliedern beſtehenden Verhältniſſe der Hebung und Senkung. So wird der Rhythmus die Grundbedingung des Metrums, unter welchem eine aus abwechſelnden Zeitfüßen in beſtimmt abgemeſſenen Schritten geordnete Folge und Bewegung der einzelnen Wörter und Wort-

reihen innerhalb eines dichterischen Ganzen verstanden wird.

Alle gebildete Sprachen des Alterthums und der neuern Zeit können, in Hinsicht des Rhythmus, in quantitirende oder accentuirte eingetheilt werden. Der Grundcharakter dieser Verschiedenheit beruht darauf, daß in quantitirenden Sprachen, die gewöhnlich unter dem Einflusse der Tonkunst sich weiter ausbilden, der Accent zu Gunsten des Rhythmus von seinem Sitze auf der Sylbe verdrängt werden kann, so daß in diesen Sprachen der Rhythmus die Grundbedingung des Accents ist. Dagegen wird in den accentuirten Sprachen der Sitz des Accents durch den Sinn und die Bedeutung der Sylben und der Wörter unwiderruflich bestimmt; folglich ist in ihnen der Accent die Grundbedingung für den Rhythmus. Zu den quantitirenden Sprachen gehören die Sprachen des Alterthums, und namentlich die gebildetste unter allen, die griechische; zu den accentuirten Sprachen aber die Sprachen der jüngern abendländischen Völker, und namentlich die teutsche.

## 9.

### Fortsetzung. Ueber Prosodie in der teutschen Sprache.

Die Sylbenmessung der Griechen erhielt unter dem Einflusse der Tonkunst ihre bestimmten Formen und ihren bezaubernden Wohlklang; sie bildete sich unter dem Einflusse des allgemein herrschenden Hexameters. Gewiß würde die ganze Prosodie der Griechen sich anders gestaltet haben, wenn nicht der Hexameter, sondern z. B. der Jambus das älteste

künſtliche Maas ihrer Sprache geweſen wäre, welches die begeiſterten Laute der Dichter dargeſtellt hätte. Die Länge und die Kürze der Sylben darzuſtellen, ward daher der Zweck, und zugleich der Charakter der ältern Proſodie. Mit dem Geiſte jener Völker verſchwand aber, ſeit dem Zeitalter der Völkerwanderung, die höhere Blüthe ihrer Sprachen, die Harmonie ihrer Dichtkunſt, und der darauf gegründete rhythmiſche Mechanismus ihrer Proſodie. Die Sprachen der in den Stürmen des Mittelalters ſiegreichen germaniſchen Völker waren entfernt von aller innern und äußern Ausbildung, und blos das Mittel der gegenſeitigen Verſtändigung, welche von dem Accente, ohne Rückſicht auf den Wohllaut, geleitet ward. Dieſe Herrſchaft des Accents blieb aber ſelbſt in den ſpätern Zeiten, wo die Sprachen der germaniſchen Völker zur höhern Reife fortgebildet wurden. Der weſentliche Unterſchied der neuern abendländiſchen Sprachen beruht alſo darauf, daß ihre Proſodie nicht von der Quantität der Sylben, ſondern zunächſt von dem Accente ausging, wodurch zugleich die Dichtkunſt der jüngern abendländiſchen Völker ihren eigenthümlichen äußern Charakter erhielt.

Allein für den, der teutſchen Sprache verſagten, Wohlklang der quantitirenden Sprachen fanden ihre Dichter einen Erſatz in dem Gleichklange der Sylben, mit welchem die einzelnen Zeilen ſich ſchloſſen. Dies iſt der Reim in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, der nicht erſt, wie Mehrere behaupteten, von den Arabern zu den Teutſchen kam, ſondern viel früher bereits von den Teutſchen gebraucht ward, bevor der Einfluß der Araber auf Europa begann, wenn gleich das erſte auf unſre Zeit gekom-

mene gereimte teutsche Gedicht, — die evangelische Geschichte des Weißenburger Mönchs Otfried, — ins neunte Jahrhundert gehört. Der Reim ist in der Natur der teutschen Sprache selbst gegründet, und bereits die Kirchenväter des vierten Jahrhunderts *) reimten, nach Art der neuern Völker, lateinische Lieder. Allein die altsächsische Dichtkunst, welche von Holstein nach England gebracht ward, kannte so wenig den Reim, als die Dichtersprache des skandinavischen Nordens, in welcher nur die Alliteration (der Gleichklang in den Anfangsbuchstaben der Wörter) getroffen wird.

Wenn also auch der Reim einzelnen teutschen Völkerschaften bereits bekannt war; so verbreitete sich doch sein allgemeiner Gebrauch erst später mit der sogenannten Ritterpoesie über Teutschland, welche von den Arabern zu den Franzosen ins südliche Frankreich, wo sie die Troubadours ausbildeten, und von diesen zu den Teutschen kam, die seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts mit glücklichem Erfolge in derselben sich versuchten. In geschichtlicher Hinsicht darf dabei nicht übersehen werden, daß die Provence zum burgundischen Reiche gehörte, das bereits im Jahre 1032, als Nebenreich, mit Teutschland unter Einem Regenten vereinigt ward.

Allein der Reim im Mittelalter, so viel auch durch die lyrischen und epischen Dichter im Zeitalter der Minnesänger für ihn geschah, konnte im Ganzen nicht vollkommener seyn, als die Sprache selbst damals war. Seine freiere und mannig-

*) Vgl. Grotefends Anfangsgründe der teutschen Prosodie (Gießen, 1815. 8.) S. 163 ff.

faltigere Geſtaltung mußte nothwendig von der höhern Reife der Sprache ſelbſt abhängen, und nur nach ſeiner Ankündigung in dieſem ſpätern und gereiftern Zeitalter kann über ihn entſchieden werden, wenn man nicht ungerecht über dieſe eigenthümliche äußere Form der teutſchen Dichtkunſt abſprechen will. Denn allerdings war die Accentuation der teutſchen Sprache, als proſodiſcher Charakter derſelben, bereits beſtimmt, bevor die erſten Geſänge teutſcher Dichter ertönten. Dieſe Dichter waren daher, ſogleich bei ihrem erſten Auftreten in der Mitte des Volkes, in Hinſicht der Länge und Kürze der Sylben an die vorgefundene Herrſchaft des Accents gebunden, wodurch zugleich die Proſodie der teutſchen Sprache, in ihrer damaligen Geſtalt, von der Proſodie der quantitirenden Sprachen weſentlich ſich unterſcheiden mußte.

Nach dem geſchichtlichen Charakter der teutſchen Sprache, als einer accentuirten, ſind aber, in der Proſodie derſelben, accentuirte Sylben lange, und accentloſe Sylben kurze Sylben. Der Zeit nach füllen die erſten zwei Theile aus, während den letzten nur ein Theil zukommt, ſo daß für eine jede lange Sylbe zwei kurze, und für zwei kurze eine lange ſtehen können. Zugleich erſcheint, nach dem proſodiſchen Verhältniſſe, die rhythmiſch accentuirte Sylbe als Grund, die rhythmiſch accentloſe als Folge, und durch die Verbindung beider in der Rede entſteht eine rhythmiſche Sylbenreihe. Weil aber, ihrem Grundcharakter nach, in der teutſchen Sprache der Accent nur auf Sylben gelegt wird, welchen die Bezeichnung des Sinnes in der Rede zukommt; ſo hängt auch in der teutſchen Sprache das Verhältniß der accentuirten und accentloſen

Sylben, oder der Rhythmus, ganz von dem Wortverstande ab, so daß in derselben der Wortaccent nie dem rhythmischen aufgeopfert werden darf. Es stehen aber zwischen den langen und kurzen Sylben in der Sprache gewisse Sylben gleichsam in der Mitte, die, unter gewissen Umständen, entweder gedehnt, oder beschleunigt werden, und deshalb mittelzeitige heißen. Zweizeitige (ancipites) werden sie nur im Allgemeinen genannt, weil sie, bei ihrem Gebrauche, jedesmal sogleich entweder lang oder kurz sind.

Ist aber in der teutschen Sprache der Rhythmus abhängig von dem Accente; so ist auch das Metrum (das Versmaas) davon abhängig; denn das Metrum besteht (§. 8) in einem rhythmischen Ganzen aus abwechselnden Zeitfüßen, die zu einem bestimmten Schritte verbunden werden, und dessen Umfang, wenn er nicht zu klein ist, in Absätze und Einschnitte (Cäsur) getheilt, und durch einen sinnlich hervortretenden Schlußfall geendigt wird. Vermittelst des Rhythmus wird also ein dichterisches Ganzes, nach der Ankündigung seiner äußern Glieder, abgetheilt, und in dieser Abtheilung das Verhältniß der Hebung und Senkung der einzelnen Glieder festgehalten; denn Hebung oder Senkung, Steigen oder Fallen in abwechselnden Verhältnissen, ist der allgemeinste Charakter des Sylbenmaases. So einfach dieser Grundsatz an sich ist; so viele Mannigfaltigkeit und Abwechselung erhält er doch in der Anwendung auf die Darstellung der Versfüße. Jede Zusammensetzung mehrerer Sylben muß sich nämlich entweder mehr zum Falle, oder mehr zum Sprunge neigen. Zum Falle neigt sie sich, wenn das Lange vorangeht

und das Kurze nachtönt (Trochäus); zum Sprunge, wenn das Kurze vorangeht und das Lange nachtönt (Jambus). Selbſt zwei lange Sylben neigen ſich, wegen ihrer Langſamkeit, mehr zum Falle, als zum Sprunge (Spondeus); zwei kurze Sylben hingegen neigen ſich, ihrer Schnelligkeit wegen, mehr zum Sprunge, als zum Falle (Pyrrhichius), ob ſie gleich in Hinſicht ihrer Dauer völlig gleich ſind.

## 10.

## Fortſetzung. Ueber den Reim.

Der Reim, als geſchichtliche Erſcheinung, iſt ein ausſchließendes Eigenthum der jüngern abendländiſchen Sprachen, die ſämmtlich accentuirte Sprachen ſind. Dieſe Sprachen bedurften eines Erſatzes für den ihnen urſprünglich fehlenden quantitativen Rhythmus, und dieſer Erſatz liegt in dem Reime. Da aber der Accent die Bedeutung der Begriffe und Ideen bezeichnet; ſo würde man bei der Begriffsbeſtimmung des Reimes nicht ausreichen, wenn man ihn blos in dem Gleichklange zweier Sylben am Ende zweier Verſe ſuchen wollte. Mit dieſem Formellen des Reims muß vielmehr etwas Materielles, das von den dichteriſch dargeſtellten Vorſtellungen abhängt, die in dem Gleichklange des Reims verbunden werden, vereiniget ſeyn; neben ſeiner äußern Natur muß ihm auch noch eine innere zukommen. Das Weſen des Reimes beſteht daher darin: eine Reihe von Vorſtellungen ſo zu ordnen, daß, mit Feſthaltung gewiſſer Ruhepuncte, beſtimmte Sylbenreihen mit ſolchen Vorſtellungen ſchließen, die im wörtlichen Ausdrucke

eine sinnlich-gleiche Gestalt annehmen (d. h. im Gleichklange stehen) können. Der Reim ist also nichts anders, als das Versinnlichen zweier verschiedenen Vorstellungen in zwei gleichklingenden Wörtern, und reimen heißt demnach: zu zwei verschiedenen Vorstellungen zwei gleichklingende Wörter auffinden, oder das in der Vorstellung Verschiedene unter gleichen Klang in sinnliche Einheit bringen. Soll der Reim ästhetisch wirken; so muß auf diesem Gleichklange der Wörter, welche verschiedene Vorstellungen zu einer sinnlichen Einheit verbinden, die äußere und zufällige (erfahrungsmäßige) Schönheit der Form beruhen, welche eben so, durch den Wohlklang der zusammengestellten articulirten Töne, ein reines Wohlgefallen bewirkt, wie die unter der Hülle der äußern Laute versinnlichten und idealisirten Gefühle. Denn nur auf diese Weise kann der innere und äußere Charakter eines dichterischen Erzeugnisses als Einheit zusammentreffen, und das Wohlgefallen an der dichterischen Form durch die Wahrnehmung gleichmäßiger Haltung und Durchführung beider Theile bewirkt werden.

Die teutsche Sprache kannte zwar, nach ihrem ursprünglichen Charakter als accentuirte Sprache, blos den Reim als äußere Form ihrer dichterischen Erzeugnisse; allein bei der hohen Bildsamkeit derselben war es möglich, auch die griechischen Sylbenmaase in die Mitte derselben zu verpflanzen. Die ersten Versuche deshalb geschahen bereits im siebenzehnten Jahrhunderte; doch war es zunächst Klopstock, welcher, mit tiefer Erforschung der Technik der griechischen und der teutschen Sprache, die gelungene Anwendung derselben im Großen durchführte. Er fand viele Nachahmer, von welchen

manche, aus Reiz der Neuheit und aus Vorliebe für die fremdher entlehnten Sylbenmaaſe, den Reim völlig aus der teutſchen Dichtkunſt verdrängen wollten, den doch Klopſtock ſelbſt im religiöſen Liede beibehalten hatte. So wenig dieſe Abſicht gelang; ſo führte doch der freiere Anbau der neuen Sylbenmaaſe zu einer bis dahin nicht geahneten Erweiterung der teutſchen Proſodie. Unverkennbar hat die teutſche Dichtkunſt ſelbſt, ſo wie die Proſodie, dadurch an Maunigfaltigkeit, Abwechſelung und Reichthum bedeutend gewonnen; auch iſt aus dem fortgeſetzten höhern Anbaue beider, des der teutſchen Sprache urſprünglich einheimiſchen Reims und der entlehnten und eingebürgerten fremden Sylbenmaaſe, ſo wie aus dem frühern Kampfe beider mit einander, das allgemeine Ergebniß hervorgegangen: daß beide neben einander beſtehen können und beſtehen werden; daß durch die Anwendnng beider der Reichthum der äußern Sprachformen vermehrt und eine größere Mannigfaltigkeit dieſer Formen bewirkt worden iſt; daß aber für gewiſſe Formen der dichteriſchen Darſtellung mehr der Reim, und für andere wieder mehr die entlehnten Sylbenmaaſe ſich eignen. Denn ſo gewiß das religiöſe Lied, das Volkslied, die Cantate, die Romanze, und mehrere andere dichteriſche Erzeugniſſe, des Reims nicht entbehren können; ſo gewiß hat doch z. B. die Elegie, ſo wie die epiſche und die dramatiſche Dichtkunſt durch die Anwendung der fremden Sylbenmaaſe gewonnen. Bei einer unpartheiiſchen Würdigung des Charakters und der Fortſchritte der teutſchen Dichtkunſt ſeit den letzten ſiebenzig Jahren wird man daher gewiß die Ueberzeugung erlangen, daß weder dem Reime ein Vorzug vor den fremden Sylbenmaaſen, noch den letzten ein

Vorzug vor dem Reime beigelegt werden darf, weil überhaupt beide nur die äußere und zufällige Schönheit der Form, nicht aber das wahre Wesen der Dichtkunst selbst bezeichnen, und der ästhetische Gehalt der äußern und zufälligen Schönheit der Form zunächst von dem innern Geiste des Gedichts, und von dem Verhältnisse des innern dichterischen Lebens zu der äußern technischen Form abhängt, unter welcher dasselbe erscheint.

## 11.

## Eintheilung der Dichtungsarten.

Wenn der Stoff jeder dichterischen Darstellung aus den individuellen Gefühlen des Dichters stammt; so müssen gleichartige und verwandte Gefühle, die in dem Gemüthe des Dichters auf das genaueste verbunden sind, auch in der dichterischen Darstellung einander ähnlich und verwandt seyn. Darauf beruht der Grundsatz für die Eintheilung der verschiedenen Dichtungsarten.

Unter einer Dichtungsart verstehen wir nämlich eine Klasse von Werken der Dichtkunst, deren gemeinsamer Charakter aus einer verwandten individuellen Stimmung im Gefühlsvermögen des Dichters hervorgehet. Alle in den besondern Gattungen zusammengestellte einzelne dichterische Formen (z. B. in der lyrischen Gattung das Lied, die Elegie, die Ode u. s. w.) müssen daher auf eine ähnliche Bewegung und Rührung des Gefühlsvermögens, und auf die Fähigkeit des Dichters sich zurückführen lassen, sein individuelles Gefühl durch die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft zur Einheit der Form zu erheben. Nach dieser Ansicht muß es so viele verschiedene Klassen von Dichtungsarten geben, als

es verſchiedene Grundtöne des Gefühls für die äſthetiſche Darſtellung giebt.

1) Diejenigen dichteriſchen Formen, in welchen das im Gemüthe des Dichters aufgeregte Gefühl der Freude und des Entzückens, oder der Wehmuth und Traurigkeit, als ſolches, in der idealiſirten Darſtellung zur Einheit der Form erhoben wird, ſo daß die Darſtellung den unmittelbaren Ton und Ausdruck des Gefühls wiedergiebt, bilden den Umfang der lyriſchen Dichtkunſt.

2) Der Charakter der didactiſchen Dichtkunſt hingegen beruht darauf, daß die äſthetiſche Form gewiſſe allgemeine Begriffe und Ideen der Vernunft verſinnlicht, die, durch ihre Verbindung und Vergeſellſchaftung mit beſtimmten Gefühlen, eine höhere Bewegung des Gefühlsvermögens und ein freies Spiel der Einbildungskraft hervorbringen, ſo wie ſie vermittelſt der dichteriſchen Form als äſthetiſche Einheit erſcheinen.

3) Die dichteriſche Darſtellung kann ferner einzelne Handlungen, Thatſachen und Individuen, ſo wie den Zuſammenhang der menſchlichen Handlungen innerhalb des beſtimmt abgeſchloſſenen Kreiſes der menſchlichen Freiheit verſinnlichen, dieſe freie Wirkſamkeit der handelnden Weſen idealiſiren, und die hohe Bewegung des Gefühls, hervorgebracht durch die Vergegenwärtigung der Wirkungen der menſchlichen Freiheit, vermittelſt einer vollendeten äſthetiſchen Form bezeichnen. Dies iſt der Charakter der epiſchen Dichtkunſt.

4) Der Charakter der dramatischen Dichtkunst besteht darin, daß der Zusammenhang der freien menschlichen Thätigkeit, vermittelst der ästhetischen Form, durch die dargestellten handelnden Personen selbst (ohne Wahrnehmung der Individualität des Dichters) vor unsrer Anschauung erscheint. Doch ist es Grundbedingung bei allen Formen der dramatischen Dichtkunst, daß das Wesen jedes einzelnen dramatischen Kunstwerkes nur durch die künstlerische Darstellung desselben auf der Bühne erschöpft und vollendet werde.

5) Endlich giebt es gewisse dichterische Kunstwerke, deren Charakter zwar bald der einen, bald der andern der vier aufgestellten Hauptklassen dichterischer Formen sich nähert, bald aber auch aus dem Verschmelzen der Eigenthümlichkeit mehrerer Klassen hervorgehet. Wenn denn nun auch in dem ersten Falle das einzelne Gedicht bisweilen unter eine der vier aufgestellten Klassen gebracht werden könnte; so wäre dies in dem zweiten Falle ohne Zwang nicht möglich, und bald würde die einzelne poetische Epistel, die einzelne Idylle u. s. w. zur lyrischen, bald zur epischen Dichtungsart gehören. Es ist daher zweckmäßiger, weil die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft nicht nach den in der Theorie aufgestellten Klassen von Dichtungsarten sich richtet, diese Dichtungsarten vielmehr nach der Wirksamkeit der Einbildungskraft aufgestellt und geordnet werden müssen, jene gemischten Formen der Dichtkunst in einer besondern Ergänzungsklasse aufzuführen.

## 12.

## Die drei Schreibarten in der Sprache der Dichtkunst.

So wie in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit jedes einzelne stylistische Erzeugniß, das auf den Charakter der Classicität Anspruch macht, einer der drei Schreibarten — entweder der niedern, oder der mittlern, oder der höhern — (Th. 1. S. 474 ff.) bestimmt angehören muß; so auch in der Sprache der Dichtkunst. Jedes einzelne Gedicht, es sey Lied oder Elegie, es sey Ode oder Hymne, es sey Fabel oder Epos, es sey Idylle oder Epigramm, muß entweder in der niedern, oder in der mittlern, oder in der höhern Schreibart gehalten seyn, über welche Wahl der Schreibart zunächst, als innere Ursache, die Individualität des Schriftstellers, nicht selten aber auch, als äußere Ursache, bald der Charakter des darzustellenden Stoffes, bald der Zweck entscheidet, für welchen die stylistische Darstellung berechnet ist. Denn so wie Gellerts Individualität, in allen seinen dichterischen Erzeugnissen, ihn zunächst zur Anwendung der niedern und bisweilen der mittlern Schreibart führte, die höhere aber ganz ausschloß; so eignete sich wieder die Individualität von Joh. Andr. Cramer, von Klopstock, von Leopold Graf zu Stolberg, von Kosegarten, mehr zur mittlern und selbst zur höhern Schreibart, als zur niedern. Dazu kommt, daß selbst die äußern Ursachen bei der Wahl einer der drei Schreibarten in den meisten Fällen durch die innere Ursache, d. h. durch die Individualität des Dichters bedingt sind, weil die dichterische Individualität, — nach

den in dieser Einleitung aufgestellten Grundsätzen, — auf der unerklärbaren innern Wechselwirkung des Gefühlsvermögens und der selbstthätigen Einbildungskraft beruht, so daß, wenn dem Dichter, durch diese innern Ursachen, der Stoff zu einer Messiade zugeführt wird, er von selbst für diese die mittlere Schreibart wählt. Dagegen wird er, wenn er ein religiöses, oder ein weltliches Volkslied beabsichtigt, in den meisten Fällen die niedere, und nur bisweilen die mittlere Schreibart für seine Darstellung, in der Hymne aber nie die niedere, sondern die mittlere, ja selbst die höhere Schreibart wählen.

Es ist übrigens von Wichtigkeit sowohl für die Theorie und Praxis der Dichtkunst, als auch für die Kritik der vorhandenen dichterischen Erzeugnisse, den in jedem vorhandenen dichterischen Erzeugnisse vorherrschenden Charakter der einen oder der andern Schreibart auszumitteln, weil nicht blos das Urtheil über die zweckmäßige Auswahl der Schreibart für den dargestellten Stoff, sondern auch das Urtheil über die Festhaltung und Durchführung der gewählten Schreibart zur Einheit und Classicität der stylistischen Form, davon abhängt.

Was endlich die sogenannte Manier des Dichters betrifft; so wird darunter, im guten Sinne, die erkennbare Individualität desselben an allen seinen stylistischen Erzeugnissen (selbst den anonymen) verstanden, inwiefern sie in gewissen, eben nur diesem Schriftsteller eigenthümlichen, Gefühlen, Ideen, Bildern, Wendungen, Zusammenstellungen und einzelnen Ausdrücken, in der ganzen Anlage, dem Baue und der Vollendung der stylistischen Form besteht. In dieser Beziehung lassen sich die einzelnen Er-

zeugnisse von Luther, Klopstock, Göthe, Schiller, Kosegarten, Matthisson u. a. sogleich erkennen und von jedem andern Schriftsteller unterscheiden. Allein fehlerhaft wird die Manier, wenn sie nicht aus der Individualität des Schriftstellers selbst hervorgeht, sondern auf der bloßen Nachahmung eines originellen Dichters beruht. Deshalb sind denn auch die Nachäffungen der eigenthümlichen Manier von Göthe, Schiller, Matthisson und andern so widerlich, während wir dem selbstständigen Dichter gern die Wiederkehr von Formen verzeihen, die er einmal aus seiner Eigenthümlichkeit ausgeprägt und den meisten seiner Werke ertheilt hat.

---

## 1) Die lyrische Form der Dichtkunst.

### 13.

### Charakter und einzelne Theile der lyrischen Dichtkunst.

Der Charakter der lyrischen Dichtkunst besteht nicht, wie einige Theoretiker wollen, in der Erregung, sondern in der idealisirten Darstellung (Objectivisirung) bestimmter individueller Gefühle unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Bei allen einzelnen Erzeugnissen der lyrischen Dichtkunst beruht daher der dargestellte Stoff auf den subjectiven Gefühlen des Dichters, welche durch seine selbstthätige Einbildungskraft unter einer idealischen Umgebung aufgefaßt, und nach dieser idea-

lischen Haltung vermittelst einer stylistischen Form dargestellt werden, die dem Gesetze der Form vollkommen entspricht, und, als vollendete Einheit, Richtigkeit und Schönheit der Form unausflöslich verbindet.

Ob nun gleich die von dem lyrischen Dichter als Stoff dargestellten Gefühle ihm ganz individuell angehören, so daß sie, nach dieser Gestaltung und Ankündigung, in keinem andern menschlichen Gemüthe entstehen konnten; so erscheinen sie doch, unter der Einheit der dichterischen Form, nach ihrem Zusammenhange mit den höchsten Idealen der Menschheit, als so geläuterte und rein menschliche Gefühle, daß jedes gebildete Wesen unsrer Gattung in denselben, als in seinen eigenen, sich wieder erkennt.

Je verschiedener aber die menschlichen Gefühle theils an sich nach ihrer Quelle als sinnliche, intellectuelle, ästhetische und sittliche Gefühle, theils nach dem Grade ihrer individuellen Stärke seyn können; desto verschiedener ist auch der Charakter der einzelnen lyrischen Gedichte, so wie die Stärke des Tones und der ästhetischen Farbengebung in denselben. Denn anders äußert sich das sinnliche Gefühl bei dem Genusse der Liebe und des Weins, als das intellectuelle Gefühl bei der Wahrnehmung der Unermeßlichkeit des Weltalls, und das sittliche Gefühl bei der Vergegenwärtigung unsrer individuellen Fehler und Verirrungen, oder bei der dichterischen Darstellung des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit. Wenn daher auch der gemeinsame Charakter aller lyrischen Gedichte darauf beruht, daß sie unmittelbare Gefühle unter einer idealischen Darstellung in einer vollendeten stylistischen Form

ſchildern; ſo muß doch, bei der nähern Beurtheilung der einzelnen Erzeugniſſe der lyriſchen Dichtkunſt, zunächſt dasjenige Gefühl aufgeſucht werden, welches als Stoff dem Gedichte zum Grunde liegt, und ſodann der im Gedichte enthaltene Ton dieſes Gefühls, der, innerhalb der Form, bald als Ton der Freude, geſteigert bis zur höchſten Stufe derſelben, bis zum Ausdrucke des Entzückens, — bald als Ton der Trauer, bis zur höchſten Steigerung derſelben in der tiefſten Wehmuth, nach ſehr verſchiedenen Graden der Stärke und der Fülle des Gefühls ſchattirt, erſcheinen kann. Jene Verſchiedenheit in dem urſprünglichen Charakter der zum Bewußtſeyn des Dichters gelangten individuellen Gefühle, und dieſe Schattirungen in dem Tone der dargeſtellten Gefühle, entſcheiden über die Verſchiedenheit des Charakters und des Tones in den einzelnen Untergattungen der lyriſchen Form der Dichtkunſt.

Dieſe Untergattungen ſind:

a) das Lied;
b) die Ode;
c) die Hymne;
d) die Dithyrambe;
e) die Rhapſodie;
f) die Elegie;
g) die Heroide;
h) die Cantate;
i) das Sonett;
k) das Madrigal, das Rondeau und Triolet.

## 14.

### a) Das Lied.

Der Charakter des Liedes beruht auf der Darstellung nur Eines, aber eines bestimmten Gefühls, welches zum deutlichen Bewußtseyn gelangt, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Im Tone des Liedes steht das zum Bewußtseyn gelangte und durch Sprache dargestellte Gefühl mit sich selbst im Ebenmaase. Dadurch unterscheidet sich das Lied von den übrigen einzelnen Formen der lyrischen Dichtkunst, namentlich von der Ode, der Hymne und der Dithyrambe, welche, im höhern Schwunge der dichterischen Begeisterung, das im Gefühle sich ankündigende Unendliche, bei gleichstarker Vergegenwärtigung der Schranken der Endlichkeit, darstellen.

An sich ist der Ton des Liedes ein Ton reiner Freude, Beruhigung und Hoffnung. Dieser Ton wird angeregt durch die Richtung des Gefühls auf ein Gut, nach welchem das Gemüth sich sehnt, oder dessen Besitz und Genuß das Gefühl ergreift und erhebt, oder das im Allgemeinen dem Gefühle und der Einbildungskraft lebhaft vorschwebt. Denn dadurch unterscheidet sich das Lied von der Elegie und der Heroide, daß der in demselben herrschende Ton der Freude durch keine Beimischung eines Gefühls der Wehmuth verdunkelt wird.

Das Lied wird eingetheilt in das religiöse (geistliche) und weltliche Lied.

Das religiöse Lied enthält den Ausdruck und die Darstellung der erhabenen Rührung, die den Menschen bei der im Gefühle wahrgenommenen Allvollkommenheit Gottes, seiner Allheiligkeit und Allseligkeit, und bei der Vergegenwärtigung seiner Ver-

hältniſſe zu uns und unſerer Verhältniſſe zu ihm ergreift, die für uns die wohlthuendſten und beſeligendſten ſind, und die unſer ganzes gegenwärtiges und künftiges Daſeyn umſchließen. Das religiöſe Lied erſcheint, je nachdem ein beſtimmtes Gefühl ſich in uns ausgebildet hat, bald als Ausdruck des Dankes gegen Gott, bald als Ton der Bewunderung deſſelben, der Demuth und der Pflichten gegen ihn, der Hoffnung auf ihn, und der Vergegenwärtigung unſers Abſtandes zu ihm. Zugleich liegt der ganze Kreis der Lehren der poſitiven Religion im Umfange des religiöſen Liedes. — Doch muß genau zwiſchen dem religiöſen Liede und der religiöſen (geiſtlichen) Dichtkunſt überhaupt unterſchieden werden. Denn die letzte beſchränkt ſich nicht blos auf das geiſtliche Lied, wenn gleich von jeher innerhalb des Gebiets der geiſtlichen Dichtungen der Anbau des religiöſen Liedes am reichſten, vielſeitigſten und mannigfaltigſten geweſen iſt. Zur ſogenannten geiſtlichen Dichtkunſt gehören aber, außer dem Liede, auch die religiöſe Ode und Hymne, und die religiöſe Elegie. Denn viele religiöſe Gedichte von J. Andr. Cramer, Klopſtock, Balth. Münter und andern unterſcheiden ſich von dem Tone und der Farbengebung des Liedes ſo, daß ſie, der Form nach, als religiöſe Hymnen aufgeſtellt werden müſſen; auf gleiche Weiſe gehören alle, zur äſthetiſchen Einheit erhobene, Bußlieder in den Kreis der religiöſen Elegie. Beſonders ſind viele Gedichte, beſtimmt für die Feier der chriſtlichen Feſte, nicht blos religiöſe Lieder, ſondern Hymnen im eigentlichen Sinne, worin die Erſcheinung des Erlöſers in der Welt, ſein irdiſches Werk, ſeine Auferſtehung und ſeine Himmelfahrt verherrlicht wird; ſo wie viele ſoge-

nannte Passionslieder, sobald ihre ästhetische Form classisch ausgeprägt ist, zu den gelungensten Elegieen gehören.

Im Gegensatze des religiösen Liedes, enthält das weltliche Lied die Darstellung eines bestimmten individuellen Gefühls, das durch die Zustände und Vorgänge des wirklichen Lebens angeregt wird, unter der vollendeten Einheit einer ästhetischen Form. Das weltliche Lied schildert als Lied der Liebe die Innigkeit, Stärke und Glut des Gefühls, das durch ein geliebtes weibliches Wesen bewirkt wird. Als Trinklied stellt es die Freuden sinnlich vollkommen dar, die der Wein gewährt. Als Gelegenheitsgedicht bezieht es sich auf eine denkwürdige Begebenheit des häuslichen oder öffentlichen Lebens, welche das Gefühlsvermögen anspricht und bewegt. Zu diesen Gelegenheitsgedichten gehören die Geburts-, Hochzeits-, Neujahrs- und Trauergedichte u. a., die nur deshalb so selten gelingen, und unter einer vollendeten Form erscheinen, weil nur selten das Ereigniß, das sie feiern sollen, ein wahres und inniges Gefühl in dem Gemüthe des Dichters aufregt. Denn wo diese Bewegung des Gefühlsvermögens fehlt; da wird auch das Gelegenheitsgedicht gerade des Dichterischen ermangeln, das nur aus dem Gefühlsvermögen stammen und dann unter der, von der Einbildungskraft geschaffenen, idealisirten Form erscheinen kann. — Es können aber auch Naturgegenstände und andere Vorgänge des Lebens, sobald sie den Zustand eines bestimmten Gefühls in dem Dichter zum Bewußtseyn erheben, den Stoff zum weltlichen Liede enthalten. — Volkslied nennt man das weltliche Lied dann, wenn die Darstellung desselben, durch das allgemeine

Interesse seines Stoffes, so wie durch die höchste Einfachheit des Ausdruckes, unbeschadet der classischen Vollendung der Form, für alle Stände und Klassen des Volkes verständlich, genießbar und anziehend wird.

## 15.

## Beispiele des religiösen Liedes.

### 1) von Luther († 1546).

[Nach der Originalausgabe.]

Eine feste Burg ist unser Gott,
Ein gute wehr unnd waffen;
Er hilfft unß frey auß aller not,
Die unns jetzt hat betroffen;
Der alt böse Feindt
Mit ernst ers jetzt meint,
Groß macht und vil list
Sein grausam rüstung ist,
Auff Erd ist nicht seins gleichen.

Mit unser macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit für uns der rechte Man,
Den Got hat selbs erkoren;
Fragst du, wer er ist?
Er heist Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein ander Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die welt voll Teuffel wer,
Und wolt unns gar verschlingen;
So fürchten wir unns nicht so sehr,
Es soll unns doch gelingen.

Der Fürst dieser welt,
Wie sawr er sich stelt,
Thut er vns doch nicht,
Das macht, er ist gericht,
Ein wörtlein kan ihn fellen.

Das Wort sie sollen lassen stan,
Und kein Danck darzu haben,
Er ist bey unns wol auff dem plan
Mit seinem geist und gaben;
Nemen sie den leib
Gut, ehr, Kind und Weib,
Laß faren dahin,
Sie habens kein gewin,
Das Reich muß unns doch bleiben.

## 2) von Martin Opitz († 1639).

### Morgenlied.

O Licht, gebohren aus dem Lichte,
O Sonne der Gerechtigkeit,
Du schickst uns wieder zu Gesichte
Die angenehme Morgenzeit.
Drum will uns gehören
Dankbarlich zu ehren
Solche deine Gunst.
Gieb auch unsern Sinnen,
Daß sie sehen können
Deiner Liebe Brunst.

Laß deines Geistes Morgenröthe
In unsern dunkeln Herzen seyn,
Daß sie mit ihren Stralen tödte
Der eitlen Werke kalten Schein.
Siehe, Herr, wir wanken;

Thun und auch Gedanken
Gehn auf falſcher Bahn.
Du wollſt unſerm Leben
Deine Sonne geben,
Daß es wandeln kann.

Verknüpfe mit des Friedens Bande
Der armen Kirche ſchwache Schaar;
Nimm weg von unſerm Vaterlande
Verfolgung, Trübſal und Gefahr!
Laß uns ruhig bleiben,
Unſern Lauf zu treiben
Dieſe kleine Zeit,
Bis du uns wirſt bringen,
Wo man dir ſoll ſingen
Lob in Ewigkeit.

### 3) von dem Jeſuiten Friedrich Spee († 1635).

#### Lob Gottes
#### aus Beſchreibung der fröhlichen Sommerzeit.
#### (aus ſeiner Trutznachtigall — abgekürzt.)

Jetzt wicklet ſich der Himmel auf
Jetzt b'wegen ſich die Räder;
Der Frühling rüſtet ſich zum Lauf,
Umgürt't mit Roſenfeder.
O wie ſo ſchön, wie friſch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügſam ſtreichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.
O Gott, ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn,

O reines Jahr! o ſchöner Tag!
O ſpiegelklare Zeiten!

Zur Sommerluſt nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
In Luft ich hör die Muſik ſchon,
Wie ſichs mit Ernſt bereite,
Daß uns empfang mit ſüßern Ton,
Und lieblich hin begleite.
O Gott, ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Für uns die ſchöne Nachtigall
Den Sommer laut begrüßet,
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft verſüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Buſch, Heck und Feld durchſtreifen,
Die Neſter ſchon ſeyndt ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gott, ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wer legt nun ihn'n den Ton in Mund
Dann laut und dann ſo leiſe?
Wer zirkelt ihn'n ſo rein und rund
So mannigfaltig Weiſe?
Wer miſſet ihn'n den Athem zu,
Daß mögens vollentführen
Den ganzen Tag faſt ohne Ruh
So freudigs Tütelüren?
O Gott, ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Jetzt öffnet ſich der Erdenſchoos,
Die Brünnlein fröhlich ſpringen;
Jetzt Laub und Gras ſich geben blos,
Die Pflänzlein auher dringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt

In Zahl und Ziffer zwingen,
Welch uns der Sommer mit Gewalt
Ans Licht wird ſtündlich bringen?
O Gott, ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Mein! ſaget an ihr Blümlein zart,
Und laßt michs je doch wiſſen,
Weil ihr an euch kein Farb geſpart,
Wer hat euch vorgeriſſen?
Wo nahmet ihr das Muſter her,
Davon ihr euch copeiet?
Das Vorbild wollt ich ſchauen ger',
Welchs ihr habt conterfeiet.
O Gott, ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wo nur das Aug man wendet hin,
Mit Lüſten wirds ergetzet;
Ergetzet wird faſt jeder Sinn,
Und alles Wunder ſchätzet:
Ohn Maas iſt alle Welt geſchmückt,
Wer Künſtler möchts erdenken?
Wers recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niederſenken.
O Gott, ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Drum lobet ihn ihr Menſchenkind,
Bei nun ſo ſchönen Zeiten;
All Traurigkeit nun ſchütt't in Wind,
Spannt auf die beſten Saiten.
Auf Harf und Lauten taſtet frei,
Schneid't an die ſüßen Geigen,
Mit reiner Stimm' und Orgelſchrei
Thut ihm all Ehr' erzeigen.

O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

## 4) von Simon Dach
## († 1659 als Prof. in Königsberg).

### Begräbnißlied.

O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr seyd entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Muß man hier doch wie im Kerker leben,
Da nur Sorge, Furcht und Schrecken schweben;
Was wir hie kennen,
Ist nur Müh' und Herzeleid zu nennen.

Ihr hergegen ruht in eurer Kammer
Sicher und befreit von allem Jammer;
Kein Kreuz und Leiden
Ist euch hinderlich in euern Freuden.

Christus wischet ab euch alle Thränen;
Ihr habt schon, wornach wir uns erst sehnen;
Euch wird gesungen,
Was durch Keines Ohr allhier gedrungen.

Ach, wer wollte denn nicht gerne sterben,
Und den Himmel für die Welt ererben?
Wer wollt' hier bleiben,
Sich den Jammer länger lassen treiben?

Komm, o Christe, komm, uns auszuspannen!
Lös' uns auf, und führ' uns bald von dannen!
Bei dir, o Sonne,
Ist der frommen Seelen Freud' und Wonne!

## 5) von v. Cronegk († 1758).

### Der auferstandene Heiland.

Das Grab zerbricht und Gottes Sohn
Verläßt der Todten Grüfte.
Es dringt ein lauter Jubelton
Siegprangend durch die Lüfte.
Du, den der Engel Loblied preist,
Entreiße, Vater, meinen Geist,
Daß er dir heilig werde,
Den Neigungen der Erde.

Die Menschheit, Herr, erlaubt mir nicht,
Mit dir empor zu steigen,
Bis meines Körpers Grab zerbricht,
Bis sich mein Haupt wird neigen.
Alsdann nimm, nach vollbrachtem Lauf,
Erstandener Heiland, nimm mich auf.
Herr, nimm bei meinem Ende
Den Geist in deine Hände.

Mensch, willst du Gott in seinem Reich
Nach deinem Tode sehen;
So mußt du, deinem Heiland gleich,
Von Todten auferstehen.
Der lebt nicht, den die Lust der Welt,
Den ihre Pracht gefesselt hält;
Nach Gott und Tugend streben,
Nur das heißt wirklich leben.

Wohl dir, wenn du das Laster fliehst,
Dem Frevler dich entziehest,
Und liebst den Gott, den du nicht siehst,
Im Menschen, den du siehest!
Als schon die nahe Stunde kam,
Als der Erlöser Abschied nahm,

Da sprach er zu den Seinen:
Hört, Kinder, auf zu weinen!

Ich geh' zum Vater in das Reich,
Das auch für euch beschieden.
Geht! meinen Frieden laß ich euch,
Ich geb' euch meinen Frieden.
Nicht geb' ich, wie die Welt ihn giebt;
Daran, daß ihr einander liebt,
Daran will ich erkennen,
Ob ihr auch mein zu nennen.

Erretter! Heiland! Menschenfreund!
Erweck' in mir die Triebe
Durch die man sich mit dir vereint,
Den Glauben und die Liebe!
Mein Leben weih sich dir allein;
Laß mich dem Nächsten nützlich seyn!
Gieb selbsten Geist und Kräfte
Zu jeglichem Geschäfte!

So kann ich leben als ein Christ,
Und als ein Christ erblassen.
Ich weiß, daß du mein Heiland bist,
Ich will von dir nicht lassen.
Herr, segne mich! zu seiner Zeit
Laß mich zu deiner Ewigkeit
Vom Grab empor mich schwingen,
Und heilig! heilig! singen.

6) von der Professorin Gottsched (geb. Kulmus), († 1762) — abgekürzt —

## Die Ewigkeit.

O Gott! du warst von Ewigkeit,
Bevor noch Himmel, Erd' und Zeit

Auf deinen Wink entſtanden.
Eh noch dein Wink dem Sonnenſtrahl
Der Welt zu leuchten anbefahl,
Warſt du bereits vorhanden;
Und ſtürzt einmal der Weltkreis ein,
Wirſt du nicht minder ewig ſeyn.

Der Stunden Dauer ſcheint uns lang,
Wenn wir voll Kummer, matt und krank,
Faſt Augenblicke zählen.
Der Tageslauf verzehrt das Herz,
Wenn wir bei ungewohntem Schmerz
Uns unaufhörlich quälen.
Dann däucht uns ja die bittre Pein,
Ein ganz Jahrhundert lang zu ſeyn.

Doch, ach! wie kurz iſt unſer Lauf,
Mit wenig Jahren hört er auf,
Als wären's ſo viel Stunden.
Und wäreſt du Methuſalah,
Der naß bei tauſend Jahren ſah,
Wie ſchnell ſind ſie verſchwunden!
Vor dir, o Herr, iſts nur ein Tag,
Ein kurzer Puls- und Herzensſchlag.

Der ganzen Welt beſtimmte Zeit,
Seitdem die Sonne weit und breit
Luft, Berg und Thal verkläret;
So lange Mond und Sterne ſind,
So lange hier ein Adamskind
Und dieſer Erdball währet:
Was iſt ſie gegen dich, o Gott?
Ein kurzes Nun, ein Nichts, ein Spott.

Unendlicher, du alterſt nicht,
Dein ewig heitres Angeſicht,
Zeigt ſtets der Jugend Stärke.

Dein Arm, der alle Wesen schafft,
Bleibt ungeschwächt bei gleicher Kraft,
Wirkt immer größre Werke.
Der Mensch verschleißt wie ein Gewand;
Dein ewig Thun hat stets Bestand.

Könnt' jeder Tropfen in dem See
Und jede Flocke von dem Schnee
Und jedes Blatt auf Erden,
Könnt' jeder Staub von Berg und Thal
Und jeder Stern am Himmelssaal
Ein ganz Jahrhundert werden;
So wäre doch die lange Zeit
Kein Punct von deiner Ewigkeit.

Was ist denn, Herr, vor deinem Thron
Das Menschenkind, der Erdensohn,
Der Staub, der Wurm, die Made?
Ein Augenblick bringt ihn zur Welt,
Ein Augenblick hat ihn gefällt;
Gebricht ihm deine Gnade.
Ja füllt sein Lauf den weit'sten Raum,
Ist doch sein Leben nur ein Traum.

Das wahre Leben ist in dir;
Dein Seyn, o Gott, daur't für und für,
Dein Wesen nimmt kein Ende.
Drum reiß' mich aus der Eitelkeit,
Und scheid' ich einst aus dieser Zeit,
Nimm mich in deine Hände.
So werd' ich ewig vor dir stehn,
Und, frei vom Tode, dich erhöhn!

## 7) von Joh. Andr. Cramer († 1788).

### Der erste Psalm.

Heil, Heil dem Manne, der dem Rath
Der Frevler sich entzieht;
Dem Manne, der den krummen Pfad
Der Uebertreter flieht!

Der, wo der Gottheit Spötter lacht,
Die fromme Seel' entfernt;
Sich Gottes Recht zur Freude macht,
Und Tag und Nacht es lernt.

Er grünet, wie am Bach ein Baum
Von seinem Segen schwillt,
Sich hebt, und einen weiten Raum
Mit seinem Wipfel füllt.

Er trägt, wann seine Zeit kommt, Frucht,
Stets unentlaubt und grün;
Er tröstet den, der Schatten sucht,
Der Wandrer segnet ihn.

Das ist der Fromme! Was er macht,
Wird Segen und erfreut.
Der Sünder ists, der seiner lacht,
Spreu, die der Wind zerstreut.

Der, der sich gegen Gott empört,
Besteht nicht im Gericht,
Und wo ein Volk ist, das Gott ehrt,
Blühn die Verbrecher nicht.

Der Herr verklärt die edle Bahn,
Die der Gerechte geht.
Er schaut im Zorn den Sünder an:
Des Sünders Weg vergeht.

## 8) von Sturm († 1786).

### Bruchstück aus einem Weihnachtsliede.

— Kommt, laßt uns niederfallen
Vor unserm Mittler Jesu Christ,
Ihm danken, daß er Allen
Erretter, Freund und Bruder ist.
Er, gleich der Morgensonne
Mit ihrem ersten Strahl,
Verbreitet Licht und Wonne
Und Segen überall.
Durch ihn kommt Heil und Gnade
Auf diese Welt herab;
Er segnet unsre Pfade
Durchs Leben bis zum Grab.

O du, dem jetzt die Menge
Der Engel und Verklärten singt,
Empfang die Lobgesänge,
Die dir dein Volk im Staube bringt.
Auch du warst einst auf Erden,
Was deine Brüder sind,
Ein Dulder der Beschwerden,
Ein schwaches Menschenkind.
Was du jetzt bist, das werden
Einst deine Brüder seyn,
Wann sie, entrückt der Erden,
Sich deines Anschauns freun.

Bald sind wir zu dem Lohne
Der Himmelsbürger dort erhöht;
Nah sind wir dann dem Throne,
Und schauen deine Majestät.
Nicht mehr aus dunkler Ferne
Schallt dann der Dank zu dir;

Weit über Sonn' und Sterne
Erhaben danken wir.
Und dann durch jede Sphäre
Schallt unser Lobgesang:
Dem Ewigen sey Ehre,
Dem Menschgewordnen Dank!

## 9) vom Grafen Friedr. Leop. zu Stolberg († 1819).

### Danklied (abgekürzt).

Daß unser Gott uns Leben gab,
Deß wollen wir uns freuen,
Und von der Wiege bis ans Grab
Ihm unsern Dank erneuen;
Denn auch zur Freude gab uns Gott
Auf dieser Welt das Leben,
Und hat verheißen, nach dem Tod
Der Wonne mehr zu geben.

Wie fromme Kinder können wir
In froher Einfalt leben;
Drum hat der Vater schon allhier
Ein Eden uns gegeben.
Die Frühlingswärme haucht sein Mund,
Und Kühlung wehn die Wogen;
Am Himmel zeugt von seinem Bund
Der schöne Regenbogen.

Und Auen, Berge, Feld und Wald
Verkünden seine Gnade,
Und seines Namens Größe schallt
Am hallenden Gestade.
Ihn singt die kleine Nachtigall.
O, laßt mit ihr uns singen!

Laßt mit der frohen Lerche Schall
Auch unſer Lied erklingen!

Aus freier Gnade hieß der Herr
So ſchön die Erde werden.
Bedarf zu ſeinem Wohlſeyn Er
Der Früchte dieſer Erden?
Drum wollen wir auch geben gern,
Wie wir von ihm vernommen,
Und ähnlich werden unſerm Herrn,
Und ſeyn, wie er, vollkommen.

Wie Aeltern ihrem zarten Sohn
Die Frühlinsblumen weiſen;
So zeigt uns Gott auf Erden ſchon,
Wie ſeine Sterne kreiſen.
Wir ſchaun die Wunder ſeiner Hand
Aus unſern tiefen Fernen,
Und wiſſen, unſer Vaterland
Sey über jenen Sternen.

Auf unſerm Leben ſchwimmt, wie Schaum,
Ein wenig Müh und Kummer;
Das Leben iſt ein Morgentraum,
Der Tod ein kurzer Schlummer.
Wir ſinken freudig in den Staub,
Der unſre Väter decket,
Und gönnen Würmern ihren Raub,
Weil Gott uns auferwecket.

Es töne zu der Saiten Klang,
So lange wir hier wallen,
Sein Lobgeſang; und Lobgeſang
Soll ſchon das Kindlein lallen!
Und wenn's nach ſeinem Namen fragt;
So drückt mit beiden Armen
Das Kindlein feſt ans Herz, und ſagt:
Sein Name heißt Erbarmen!

## 10) von v. Matthisson.

### Heiliges Lied.

Dich preißt, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang!
Dich preißt, Allgütiger, der Seraphim Gesang!
Die ganze Schöpfung schwebt in ewgen Harmonieen,
So weit sich Welten drehn und Sonnenheere glühen.

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,
Wie deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,
Des Sommers Aehrenmeer, des Herbstes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöhn, sind deiner Allmacht Spiegel!

Was bin ich, Herr, vor dir? Seit gestern athm' ich kaum!
Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!
Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Vatersarmen,
Darf dem Erweckungswort vertraun! Es heißt: Erbarmen!

## 11) von Mahlmann.

### Lied des Trostes.

Was grämst du dich?
Noch wenig trübe Stunden,
Dann heilen deine Wunden;
Dann blickt dein Auge hell und klar!
Dein Geist, so fest gekettet,
Fliegt dann empor, und rettet
Zum Lande seiner Heimath sich!
Was grämst du dich?

Der große Geist,
Um den die Welten schweben,
Sieht unser kleines Leben
Und unsern Kummer gnädig an.
Er zählt die Thränentropfen;

Er stillt des Herzens Klopfen.
Er ist es, der uns Trost verheißt,
Der große Geist!

Verzage nicht!
Blick' auf in jene Ferne,
Da glänzen tausend Sterne;
Wie groß ist deines Vaters Haus!
Ach dort, ach dort erwarmen
An seiner Brust wir Armen!
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht;
Verzage nicht!

## 12) von Tiedge.

### Vertrauen auf Gott. (abgekürzt)

Groß ist der Herr! Die Berge zittern
Vor seiner Gottesmajestät,
Wann er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorübergeht;
Doch Liebe strömt aus seiner Hand,
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus,
Der Leben giebt und Freuden schafft;
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz: er rettet!
Vertraun zu ihm ist deine Pflicht!
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menschen nicht.
Der so viel giebt, und mehr verheißt —
Erhebe dankend ihn, mein Geist!

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten!
Mit Demuth nahe dich dem Herrn.
In trauervollen Mitternächten
Iſt dir der Ewige nicht fern;
Mit deinem Frieden, deinem Harm
Wirf ſeiner Huld dich in den Arm!

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den frömmſten Wunſch verſagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruhn im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

## 16.

## Beiſpiele des weltlichen Liedes.

### 1) Minnelied vom Kaiſer Heinrich 6 († 1197),

### aus der Maneſſiſchen Sammlung, mit Naſſers Verteutſchung *).

Ich grueſſe mit geſange die sueſſen
Die ich vermiden niht wil noch enmac.
Doh ich si von munde rehte mohte grueſſen
Ach leides des iſt manig tag.
Swer nu diſü liet singe vor ir

---

*) Verteutſchung.

Ich grüße mit Geſang die Süße,
Die ich vermeiden nicht will, noch mag.
Seit ich ſie mündlich recht mochte grüßen,
Ach leider das iſt ſchon mancher Tag.
Wer nun dieſes Lied ſinget vor ihr,

Der ich so gar unsenfteclich enbir
Es si wib oder man der habe si gegrueſſet von mir.

Mir ſint dü rich und dü lant undertan
Swenne ich bi des minneclichen bin,
Und swenne ich geſcheide von dan
So iſt mir aller min gewalt und richtum dahin.
Wan senden kumber den zelle ich mir danne ze habe,
Sus kan ich an freuden ſtigen uf und ouch abe,
Und bringe den wechſel als ich wenne dur ir liebe ze grabe.

Sit das ich si so gar herzeclichen minne
Und si ane wenken zallen ziten trage
Beide in herze und ouch in sinne
Underwilent mit vil maniger clage,
Was git mir dar umbe dü libe ze lone,

---

Der ich ſo gar unſanft (ungern) entbehr,
Es ſey Weib oder Mann, der habe ſie gegrüßet von mir.

Mir ſind die Reiche und Länder unterthan,
Wenn ich bei der Minniglichen bin,
Und wann ich ſcheide von dannen (von ihr),
So iſt all meine Gewalt und mein Reichthum dahin.
Nur herben Kummer den zähl' ich mir dann zur Habe (iſt dann mein Loos),
Sonſt kann ich an Freuden ſteigen auf und ab
Und bringe den Wechſel, wie ich wähne, durch ihre Liebe zu Grabe.

Seit daß ich ſie ſo gar herziglich minne,
Und ſie ohne Wanken zu allen Zeiten trage,
Beides im Herzen und auch im Sinne,
Unterweilen mit viel mancher Klage;
Was giebt mir darum die Liebe zum Lohne?

Da biutet si mirs so rehte ſchone
E ich mich ir verzige ich verzige mich ê der crone.

Er ſündet swer des niht geloubet,
Das ich moehte geleben manigen lieben tag,
Ob ioch niemer crone kemme uf min houbet,
Des ich mich an si niht vermeſſen mag.
Verlur ich si was het ich danne,
Da tohte ich ze freuden weder wibe noch manne,
Uns wer min beſter troſt beide ze ahte und ze banne.

## 2) Bruchſtück eines Minneliedes,

### vom Markgrafen von Brandenburg Otto mit dem Pfeile († 1308); aus der Maneſſiſchen Sammlung.

Winter was hat dir getan
Dü bluot vil minnecliche
Und der kleinen voglin sueſses singen;
Ich weis vürwar gar ane wan [1])
Wil mich dü seldenriche [2])

---

Ja, böte ſie mir auch noch ſo ſchöne,
Eh ich ihr entſagte, ich entſagte der Krone.

Er ſündigt ſchwer, ders nicht glaubt,
Daß ich möchte leben manchen lieben Tag,
Ob auch nie eine Krone käme auf mein Haupt,
Der ich mich ohne ſie nicht rühmen mag.
Verlör ich ſie, was hätt' ich dann?
Dann taugt' ich zu erfreuen weder Weib noch Mann,
Und wäre mein beſter Troſt beides zur Acht und zum Bann.

1) ohne Wahn; ohne allen Zweifel.
2) an Vortrefflichkeit, an Vorzügen reiche.

Tröſten was kanſtu mich danne getwingen [3])
Ich neme eine lange naht
Fur tuſend hande [4]) bluete
Ich han mich des vil wol bedaht
Mich tröſtet bas [5]) ir guete
Danne der meie mir kan froide bringen.

### 3) von Joh. Valentin Andreä († 1654).

### Die verborgene Liebe.

Edele Liebe, wie biſt du bei uns verſtecket,
Daß ſich dein Urſprung uns ſo ſelten nur entdecket?
Von Gott biſt du gebohren,
Gott ſelbſt hat dich erzeugt,
Dem Menſchen auserkohren,
Dem die Natur ſich beugt.

Liebliche Liebe, wo biſt du bei uns verborgen,
Daß wir dein Saft und Kraft nicht ſchmecken heut, noch morgen?
Die Welt thuſt du erfüllen
Mit ſüßem Honigſeim,
Das größte Leiden ſtillen
Durch deinen milden Schein.

Innige Liebe, wo biſt du bei uns verſchloſſen,
Daß wir zu deiner Treu uns ſchicken ſo verdroſſen?
Alles kannſt du verbinden,
Was irgend iſt zerſtreut,
In dir iſt alles zu finden,
Was Menſchenherzen freut.

---

3) bezwingen.
4) tauſenderlei Arten.
5) beſſer; mehr.

Stetige Liebe, wo biſt du bei uns verloren,
Daß du, Standhafteſte, nie kommſt vor unſre Ohren?
Du mußt den Bund erhalten,
Den Bund der Menſchenpflicht;
Denn Liebe mag nicht alten,
Die Treu kann roſten nicht.

## 4) von Andreas Tſcherning († 1659).

### Auf einen Ausbund eines luſtigen und poſſirlichen Hündleins. (abgekürzt)

Freude des Herren und Liebe der Frauen,
Herzfänger, Zeitendieb, Störer der Pein,
Einer kann dich ohne Lachen nicht ſchauen;
Käme der Sauertopf Cato herein,
Er würd' in Gebärden
Bald luſtiger werden.

Sollte nicht Menſchen die Weiſe behagen,
Wann du, ſobald nur die Tafel gedeckt,
Bringeſt dein' eigene Schüſſel getragen.
Lächerlich iſts, ſo ſie irgend verſteckt,
Das eifrige Suchen,
Das hungrige Puchen.

Raben, die müſſen an Augen dir weichen,
Phöbus Geflügel der ſingende Schwan
Kann ſich an Farbe mit deiner nicht gleichen,
Deine, Liebuſchlin, die gehet voran,
Du prangeſt mit Gaben,
Die wenige haben.

Laß dem Catullus den Sperling vor allen;
Statius ſey auf die Tauben erhitzt;
Laß dem Petrarca die Katze gefallen,
Welche die Schriften vor Mäuſen beſchützt.

Dich müssen die Weisen
Viel rühmlicher preisen.

Lipsius hätte vor seinem Saphire,
Liebes Liebuschlin, dich werther geschätzt.
Alles, was ich dir jetzt dactylisire,
Was mein geringer Verstand dir gesetzt,
Ist für dich, o König
Der Hunde, zu wenig.

Soll ich es sagen, als wie ich gedenke,
Wann du in Fröhlichkeit trunken und geil
Giebest zu sehen die künstlichen Ränke;
Wahrlich, so hat die Natur dir ein Theil
Vom Menschenverstande
Gegeben zum Pfande.

Cerberus muß dich genädig empfangen,
Wann du wirst reisen in Acherons Haus.
Still' aber späte sein heißes Verlangen,
Atheme langsam den Flattergeist aus.
Du wirst mit dem Leben
Viel Freude begeben.

Ehe du werdest gezwungen zu sterben,
Lieber, so denke zuvor auf die Zucht;
Mache dich wieder lebendig durch Erben.
Wo du verlässest dir ähnliche Frucht;
So kann man dein Scheiden
Geduldiger leiden.

Wann du verblichen; so wirst du begraben,
Wo Amarißlein und wo Servitor
Ihre gekammerte Grabestatt haben,
Zwischen der Blumen gestirneten Flor,
Als die in dem Garten
Schon deiner erwarten.

## 5) von v. Canitz († 1699).

### Lob des Tabaks. (abgekürzt)

Sonn' und Licht hat ſich verkrochen,
Und die Nacht iſt angebrochen.
Soll ich nun des Tages Laſt,
Meine Sorgen und mein Grämen,
Auf das Lager mit mir nehmen?
Nein, ich will, um meine Raſt
Zu befördern, erſt die Pfeifen
Mit Tabak geſtopft ergreifen.

Unter allen ſeltnen Waaren,
Die man uns in vielen Jahren
Hat aus Indien gebracht,
Wird bei Jungen und bei Alten
Dieſes Kraut den Preis behalten,
Weil es frohe Geiſter macht.
Ja, bis ſich die Welt wird trennen,
Wird ſein ſtetes Opfer brennen.

Des Tabakskrauts goldne Blätter
Sind bei manchem Unglückswetter
Ein beliebtes Gegengift.
Wider Peſt und Liebeswunden
Sind ſie ſchon bewährt gefunden;
Und wenn uns ein Kummer trifft,
Können wir durch ſanftes Hauchen
Sie zu unſerm Labſal brauchen.

Daß die Luſt und Pracht der Erden,
Und ich ſelbſt zu nichts muß werden,
Hat mich der Tabak gelehrt,
Wenn ſein zarter Dampf ſich zeiget,
Der hoch in die Lüfte ſteiget,
Und ſich bald in Nichts verliert.

Daß nun solch ein Kraut entsprossen,
Hat den Satan sehr verdrossen.

Er kann ohnedem nicht leiden,
Wenn ein Mensch in stillen Freuden
In sich selbst vergnüget ist.
Drum, des Vaters eitler Grillen
Bösen Wunsch nicht zu erfüllen,
Schmauch ich, als ein frommer Christ.
Er und alle Welt mag toben:
Ich will doch den Tabak loben.

## 6) von Joh. Chstn. Günther († 1723).

### Die Rosen. (abgekürzt)

An Rosen such' ich mein Vergnügen,
An Rosen, die die Herzen ziehn,
An Rosen, die den Frost besiegen,
Und hier das ganze Jahr durch blühn,
An Rosen, die wir bei den Linden
Sonst nirgends leicht so reizend finden.

Man lobt die bräunlichen Violen,
Sie sind auch ihres Lobes werth;
Doch, weil sie nur die Kinder hohlen,
So bin ich nicht für sie erklärt,
Und wähle mir die holden Stralen,
Womit die vollen Rosen pralen.

Erhebt mir nicht die Kaiserkronen,
Die sonder Kraft und Balsam sind.
Entfernt euch mit den Anemonen,
Ihr Nam' und Ruhm ist nichts als Wind.
Narcissen sind im besten Lande
Ein Abriß von dem Unbestande.

Die Ros' erquickt die blöden Sinnen
Und hat das beste Zuckerrohr.
Ihr goldner Umfang bricht von innen,
So wie die Sonn' aus Nacht, hervor.
Die Rose nährt die süßen Triebe,
Und reizt die Liebe selbst zur Liebe.

Mit Rosen schmück' ich Haupt und Haare,
Die Rosen tauch' ich in den Wein;
Die Rose soll für meine Jahre
Die allerbeste Stärkung seyn.
Die Rose zieret meine Flöten
Und krönt mit mächtige Poeten.

Auf Rosen mach' ich gute Reime,
Auf Rosen schläfet meine Brust,
Auf Rosen hab' ich sanfte Träume
Von still- und warm- und weicher Lust;
Und wenn ich einst von hinnen fahre,
So wünsch' ich Rosen auf die Bahre.

## 7) von Gotthold Ephraim Lessing († 1781).

### Für wen ich singe.

Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Ich singe nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr, voll spitz'ger Gründlichkeit,
Ein unerträglich Joch dem Dichter
Und euch die Muster selber seyd.

Ich singe nicht den kühnen Geistern,
Die nur Homer und Milton reizt;

Weil man den unerschöpften Meistern
Die Lorbeern nur umsonst begeizt.

Ich singe nicht durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein teutsches Vaterland.
Ich fürchte jene Lästerungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich singe nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir so ein Ehrgeiz ein?
Das sind verwegne Autorstreiche.
Ich mag nicht übersetzet seyn.

Ich singe nicht für fromme Schwestern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter singen, lästern,
Daß wir nicht alle Schmolken sind.

Ich singe nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich,
Für euch, für euch sind meine Lieder.
Singt ihr sie nach; o Glück für mich!

Ich singe nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich sind meine Töne.
Stehn sie dir an; so küsse mich!

## 8) von Gleim († 1803).

### Straflied.

Dumm machen lassen wir uns nicht,
Wir wissen, daß wirs werden sollen!
Vernunft heißt das von Gott uns angesteckte Licht,
Das sie auslöschen wollen!
Wir wissen, daß wir dumm, dumm wieder werden sollen,
Und werdens ganz gewiß mit Gottes Hülfe nicht!

Wir thun in allem unsre Pflicht;
Mehr kann man nicht von uns verlangen.
Auslöschen wollet ihr das angesteckte Licht,
Ihr heuchlerischen Klapperschlangen,
Ihr Katzen! ihr wollt uns wie dumme Mäuse fangen,
Ihr fangt uns ganz gewiß, wie dumme Mäuse, nicht!

Wir lieben unsern lieben Gott,
Und unsern lieben guten König;
Die beiden schützen uns: wir werden Hottentot
Und Diunrian so wenig,
Als ihr vernünftigen Gesetzen unterthänig,
Gegeben durch Vernunft von unserm lieben Gott!

Vernünftige Gesetze sind,
Daß wir einander lieben sollen,
Wie eine Mutter ihr gebohrnes erstes Kind,
Und daß wir, wie wir wollen
Anbeten den, um welchen Donner rollen,
Und sanfte Winde wehn, und brausen Sturm und Wind.

Der ist uns eine feste Burg!
Dem werden sie schon unterliegen!
Der hilft durch ihre Macht mit seiner Macht uns durch,
Sie mögen heucheln, lügen, trügen!
Das angesteckte Licht wird Finsterniß besiegen!
Gott, aller Götter Gott, ist unsre feste Burg!

## 9) von Weiße († 1804).

### Schuhflickerlied.

„Minister flicken am Staat;
Die Schöppen flicken am Rath;
Die Priester an dem Gewissen;
Die Aerzte an Händen und Füßen."

„O Jobſen! was flickeſt denn du?"
„Ich flicke den Herren Miniſtern,
Den Schöppen, den Aerzten, den Prieſtern,
Zerrißne Schuh."

„Sie flicken, und flicken nicht recht;
Sie flicken, und flicken oft ſchlecht,
Und reißen unter dem Flicken
Das Gute wieder in Stücken."

„O Jobſen! wie flickeſt denn du?"
„Ich flicke den Herren Miniſtern,
Den Schöppen, den Aerzten, den Prieſtern,
Zerrißne Schuh
Recht dichte zu."

## 10) von v. Halem († 1819).

### Trinklied.

Das Leben gleichet der Blume!
So ſagen die Weiſen. Wohlan!
Das laſſet uns, Freunde, bedenken,
Und klüglich mit Weine ſie tränken;
Denn friſcher blühet ſie dann!

Das Leben gleichet der Reiſe!
So ſagen die Weiſen. Wohlan!
Füllt, Freunde, die Gläſer! Ich meine,
Wir ſprengen die Wege mit Weine;
Viel luſtiger reiſet ſichs dann.

Das Leben gleichet dem Traume!
So ſagen die Weiſen. Wohlan!
Schon will es mich ſelber ſo dünken.
Zum Glaſe! zum Glaſe! Wir trinken!
Viel herrlicher träumt es ſich dann!

## 11) von v. Salis.

### Das Grab.

Das Grab iſt tief und ſtille,
Und ſchauderhaft ſein Rand.
Es deckt mit ſeiner Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in ſeinen Schoos,
Der Freundſchaft Roſen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaßne Bräute ringen
Umſonſt die Hände wund;
Der Waiſen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch ſonſt an keinem Orte
Wohnt die erſehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz hienieden,
Von manchem Gram bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr ſchlägt.

## 12) von Voß.

### Geſang der Teutſchen.

Der Geiſteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd' auf Teutſchlands dumpfen Gauen;
Da wandte Gott ſein Angeſicht,
Und rief herab: Es werde Licht!
Die Nacht verdämmert; Dämmrung ſchwindet;
Der Wild', ein kaum belebttr Kloß,

Wird Mensch, blickt um sich und empfindet,
Was wahr und edel ist und groß.

Chor.

Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle;
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Vernunft, durch Willkühr erst befehdet,
Doch kühn und kühner, singt und redet
Von Menschenrecht, von Bürgerbund,
Von aller Satzung Zweck und Grund!
In Zauberschrift umher geschwungen,
Fliegt tausendfach der weise Schall,
Hat bald des Volkes Herz durchdrungen,
Und schafft Gemeinsinn überall.
Wir alle ꝛc.

Nicht herrscht durch fremder Formeln Düster
Hinfort Gerichtsherr oder Priester;
Das Volksgesetz wägt grad' und gleich
Gerechtigkeit für Arm und Reich.
Nicht mehr verfolgt wird Lehr' und Meinung,
Nicht gilt für Gottesdienst ein Brauch.
Nur Lieb' ist aller Herzen Einung,
Der Tempel und Moscheen auch.
Wir alle ꝛc.

Nur Tugend, nicht Geburt, giebt Würde;
Vertheilt nach Kraft ist Amt und Bürde;
Der bauet Kunst, Gewerb' und Saat,
Der schmückt den Geist, der Heer und Staat;
Der, gegen Feind' und Unterdrücker,
Trägt Obermacht zu treuer Hut,
Und giebt, des freien Volks Beglücker,
Ihm Rechenschaft von Hab' und Blut.
Wir alle ꝛc.

Was zittert ihr, der Staaten Wächter?
Veredelt strebt das Volk nicht schiechter;
Nur frei vom Mißbrauch wird der Thron,
Vom Wahne die Religion!
Die Fessel strengt ihr an? Vergebens!
Zur Freiheit ruft uns unser Gott!
Dem Geist im Vollgefühl des Sterbens
Ist aller Welten Macht ein Spott!
Wir alle ꝛc.

## 13) von Ludw. Tieck.

### An einen Liebenden im Frühlinge.

Wonne glänzt von allen Zweigen,
Muthig regt sich jedes Reiß,
Blumenkränz' aus Bäumen steigen,
Purpurroth und silberweiß.

Und bewegt wie Harfensaiten
Ist die Welt ein Jubelklang,
Durch der Welten Dunkelheiten
Tönt der Nachtigall Gesang.

Warum leuchten so die Felder?
Nie hab' ich dies Grün gesehn.
Lustgesang dringt durch die Wälder,
Rauschend wie ein Sturmeswehn.

Sieg und Freiheit blühn die Bäume,
Heil dir Vaterland! erschallt
Jubelnd durch die grünen Räume;
Freiheit! braust der Eichenwald.

Hoch beglückt, ja hoch gesegnet,
Wem in diesem Lustgefild
Liebesglück noch hold begegnet,
Und die letzte Sehnsucht stillt.

14) von Fr. Adolph Kuhn.

## Rundgesang.

Durch Teutschlands Gauen schwebt der Rhein
Wie Teutsche stark und frei.
Durch Felsen drängt sich bald der Fluß,
Bald fliegt er schnell, mit leisem Kuß,
Am Rebenland vorbei.

So war im alten Eichenhain
Der Ahnen gut Geschlecht.
Wie Blitze traf ihr starker Arm;
Sie waren noch für Freiheit warm,
Und stolz auf Menschenrecht.

Ha, Jubel! wann der Haingesang
Aus düstern Harfen scholl;
Wann zu der Enkel schönem Sieg
Der Väter Chor aus Wolken stieg,
Und Tod in Strömen quoll.

Das galt dir, stolzer Römerling!
Der, selbst entnervt und Sklav,
Der Despotieen morsches Band
Um unsre freien Berge wand,
Bis dich der Donner traf!

Da sank dein Zeus, dein Capitol,
Vor Teuto's Heldenchor,
Und unsrer Sprache Kraftgesang,
Gezeugt bei Sturm und Schwerterklang,
Flog Götterfrisch empor.

Ja Dank, ihr Väter, opfern wir,
Ihr nahmt die Freiheit auf,
Als sie von Völkern feiger Art
Zur Bettlerin erniedrigt ward,
Ihr schlugt Despotenlauf!

Daß nicht im bunten Römerkleid
Der Teutschen Sprache lallt,
Daß sie, von eigner Kraft gehegt,
Noch unsrer Väter Züge trägt,
Noch Teutsch in Liedern hallt;

Daß unsrer Bildung freien Strom
Kein enges Ufer zwängt;
Daß sich ein großer Genius
Mit freier Liebe freiem Gruß
Zu jedem Volke drängt;

Und daß ein gutes Vaterland
Reich, an Heroen reich,
Zur Schande nie dem braven Mann
Nerone sog und säugen kann;
Das dankt der Enkel euch!

Zwar stürzten eure Eichen hin,
Und Wodans Dienst verklang;
Allein das Volk lebt immer noch,
Das, nie gebeugt ins Römer Joch,
Einst Legionen zwang.

Der Freiheit hohes Unterpfand,
Das eure Kraft uns gab,
Das erb' auf unsre Söhne hin,
Und weihe sie für teutschen Sinn,
Und für ein freies Grab!

### 15) von v. Houwald.

### Trinklied bei dem akademischen Erinnerungsfeste der Niederlausitzer.

Ein Gaudeamus soll uns heut vereinen!
Ihr Juvenes der alten Zeit — herbei!

Doch bei des Feſtes Freude ſollt' ich meinen,
Ständ' auch dem Dichter eine Frage frei?
Chor. Auf alles iſt heute die Antwort bereit,
Drum frag' er getroſt, wir geben Beſcheid!

Bringt ihr zur Luſt, die aus dem Becher winket,
Wie ſonſt, noch einen frohen, freien Geiſt?
Begreift ihr jetzt, warum man: Schmollis trinket?
Und was das tiefe Wort: Fiducit heißt?
Chor. Ja, Schmollis dem ganzen Menſchengeſchlecht,
Und dann Fiducit auf Gott und Recht!

Der Arm, der ſonſt den Hieber raſch geſchwungen,
Daß er zum Kampf des Lebens ſich geſtählt,
Hat er auch nun den rechten Kampf gerungen?
Und ernſt vertheidigt, was er treu gewählt?
Chor. Wohl hat er geſtritten mit Feder und Schwert,
Und ſegnend und ſtrafend die Kraft bewährt.

Das Burſchenherz, im Lieben und im Hoffen,
Bei Mangel ſelbſt, ſo überſelig doch,
Blieb, arm und reich, es immer treu und offen?
Glaubt es an Liebe und an Freundſchaft noch?
Chor. Wir fanden die Liebe, wir fanden den Freund,
Wir haben nicht einſam gelacht und geweint.

Wohlan! ſo lebe denn im Saft der Reben,
Wer die Dogmatik ſich im Herzen fand!
Wer Exegeſe aus Natur und Leben,
Und Homiletik lernt' im Eheſtand!
Chor: Ja wer die Menſchen zu Menſchen erzog,
Wer lehret und tröſtet, der lebe hoch!

Es lebe, wer begriffen Kant und Fichte,
Und weſſen Herz Jacobi warm gehaucht;
Wer bei dem Aufblick zu der Wahrheit Lichte
Nicht ſchwarzgefärbte Augengläſer braucht.

Chor. Es lebe, wer ahnet im ſtillen Gemüth,
Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht.

Es lebe, wer da richtet ohne Binde,
Wer Stadt und Land nur nach dem Landrecht mißt,
Wer allerwegen, wo man auch ihn finde,
Ganz durch und durch im Corpus juris iſt.
Chor. Es lebe, wer, muthig aufs jus geſtützt,
Das Laſter beſtrafet, die Unſchuld beſchützt.

Es lebe, wer des Seyns geheimes Walten
Und ſeiner Pulſe ſtilles Wort vernimmt,
Wer kühn mit Zaubertränkchen weiß zu ſchalten,
Damit das Lebensflämmchen weiter glimmt.
Chor. Es lebe, wer Leben erquickt und erhält,
Und raſtlos dem Tode entgegen ſich ſtellt!

Es lebe, wer, noch eingedenk der Muſen,
Für's Vaterland den Degen muthig ſchwingt.
Es lebe, wer, Natur an deinem Buſen,
Sein friedliches: beatus ille ſingt!
Chor. Es lebe, wer nützt! das ſey uns genug!
Mit Wort und mit Feder, mit Schwert und mit Pflug!

Es lebe alles, was wir einſt beſeſſen,
Was uns erfüllt, begeiſtert und geweckt!
Es lebe, was das Herz nie wird vergeſſen,
Obgleich es längſt ein dunkler Schleier deckt!
Chor. Du holde Erinn'rung der ſeligen Zeit,
Dir ſey ein fröhlicher Becher geweiht!

Und daß wir jene Zeit in Ehren halten,
So bleibe ſtets der Burſchenſinn in Kraft!
Ein reines Herz, ein frohes, kräft'ges Walten,
Das ſey der Geiſt der alten Burſchenſchaft.
Chor. Und Schmollis ihr Brüder, dem Menſchengeſchlecht!
Und nur Fiducit auf Gott und Recht!

## 16) vom Grafen v. Löben (Isidorus Orientalis) († 1825).

Gelegenheitsgedicht *); zur Feier des Tages (6 März 1806), an welchem Professor Schröckh seine akademische Laufbahn vor 50 Jahren antrat.

Die Zeiten lösen, was die Zeiten banden,
Und flüchtig brauſt die Lebensflut dahin,
Die vollen Segel brechen, Schiffe stranden,
Ein Meer umschließt des Steuernden Gewinn;
Und die aufsteigend schon in Wolken schwanden,
Ergreift der Tod im Flug' und stürzt sie hin.
Wie weit ihr Ruf auch durch die Welt gedrungen,
Bald ist der Tuba stolzer Gruß verklungen!

Doch wer, wenn Wellen sich auf Wellen gießen,
Und rastlos wechselnd sich die Fluten drehn,
Wer bleibt am Strand, zu dem die Strudel fließen,
In immer gleicher Ruhe herrlich stehn,
Und hält, die schönsten Perlen zu umschließen,
Aus jenen Fluten, die zur Tiefe gehn,
Die weite Urne still in zarten Händen,
Dem Durst des Wandrers reich aus ihr zu spenden?

Du Muse bist's, Erfahrene vor allen!
Du, der sein Herz der Herrliche geweiht,
Dem heute, froh vereint, die Stimmen schallen,
Dem sich ein schöner Frühlingstag erneut.
Stets wird Sein Nam' in deinem Tempel hallen,

*) Der Dichter studierte damals in Wittenberg, und schrieb dieses Gedicht im Namen sämmtlicher Studierenden bei dieser feierlichen Gelegenheit. Damals hatte der Dichter sich noch nicht zum Mysticismus hingeneigt. Das Gedicht selbst ist nirgends abgedruckt worden, und damals in Quartformat einzeln erschienen.

Sein Ruhm verklärt sich in Unsterblichkeit —
Und jenen Kranz, mit dem Ihn Götter krönen,
Kann dieser stille Lorbeer nicht verschönen!

Doch magst Du nicht Dein Ohr dem Dank versagen,
Den Dir die Jugend, greiser Priester, bringt!
Und wenn die Lippen keinen Honig tragen,
Und wenn zu schwach der Sänger Stimme singt;
So mag der Glaub' an unser Herz Dir sagen,
Was zu verschweigen uns die Sprache zwingt,
Und fühl's, wie süß es sey, den Mann zu grüßen,
In dessen Brust sich Güt' und Weisheit küssen!

Weit war die Bahn — Heil Dir! — die Tagesfeier
Des Halbjahrhunderts, wonnebringend, bricht
Wie Abendroth vor aus der Zeiten Schleier,
Bis hieher führt' und weiter führt die Pflicht!
Und schön, wie Deines Lebens Morgenfeier
Sey dieser Abendröthe sanftes Licht,
Und der vergangnen Zeiten goldne Blüthe
Sie lächle dir im innersten Gemüthe.

Erhebend ist's, auf jener Bahn zu gehen,
Wo Luther fest, wo still Melanthon stand,
Die an der Wahrheit reinen Sonnenhöhen
Die Fackel ihres Glaubens angebrannt;
Erhebend, an dem heil'gen Quell zu stehen,
Dem sich der segensreiche Quell entwand:
Und was ihr Muth gepflanzt in jenen Stunden,
Hast Du um ihren Sarkophag gewunden!

Magst Du, auf dem der Beste der Monarchen
Noch jüngst mit kaiserlicher Huld *) geruht,

*) Als im November 1805, wenige Wochen vor der Schlacht von Austerlitz, der Kaiser Alexander von Rußland durch Wittenberg reiste, begrüßte ihn Schröckh

Wie die Erwählten einst auf sichern Archen,
Noch lange steuern auf der Lebensflut:
Denn, wie die Schaar sich drängt zum Patriarchen,
Sucht Dich der Blick, das Herz in frommer Glut.
Mag sich der Himmel unserm Flehen neigen!
Doch, — wo das Herz spricht, muß die Lippe schweigen.

## 17.

### b) Die Ode.

So wie beim Liede, so ist auch bei der Ode ein aufgeregtes und zum deutlichen Bewußtseyn erhobenes individuelles Gefühl der Stoff des Gedichts. Allein die Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens durch dieses zum Bewußtseyn gebrachte Gefühl ist schon an sich, wegen der Stärke und Erhabenheit des der Ode zum Grunde liegenden Gefühls, mächtiger, als beim Liede, weshalb auch die idealische Form, unter welcher die Einbildungskraft diesen Stoff als vollendete Einheit darstellt, einen höhern dichterischen Charakter ankündigt, als das Lied. Dazu kommt, daß, zugleich mit dem Bewußtwerden dieses idealischen, im Gefühle sich ankündigenden Gegenstandes, der unermeßliche Abstand des Endlichen von demselben im Gefühlsvermögen wahrgenommen wird und mit derselben Stärke zum Bewußtseyn gelangt, so daß zwei einander entgegengesetzte Gegenstände, das Unendliche und das Endliche, unter irgend einem bestimmten Stoffe gedacht, im Gefühlsvermögen die zwei einander entgegengesetzten Gefühle der Lust

---

im Namen der Universität, wobei der Kaiser sich erinnerte, daß er in seiner Jugend nach Schröckhs geschichtlichen Lehrbüchern unterrichtet worden wäre.

und der Unluſt bewirken, die beide die Einbildungskraft des Dichters ſo mächtig ergreifen, daß ſie beide, nach ihrem im Gefühle wahrgenommenen Gegenſatze, in den Ton und die Farbengebung des Gedichts übergehen. Denn je ſtärker der Dichter von dem im Gefühle geahneten Unendlichen ergriffen und zur höchſten Verſinnlichung dieſes in der Wirklichkeit Unerreichbaren innerhalb der idealiſchen Form des Gedichts fortgeriſſen wird; deſto mächtiger kündigt ſich, in derſelben Form der Darſtellung, zugleich auch der im Bewußtſeyn wahrgenommene Abſtand des Endlichen vom Unendlichen und die gefühlte Unmöglichkeit an, den idealiſch gedachten Gegenſtand in der äußern freien Thätigkeit zu verwirklichen. Das im Ideale wahrgenommene Unendliche kann aber nur mit einem Gefühle der Luſt vergeſellſchaftet ſeyn, ſo wie die im Bewußtſeyn ſich ankündigenden Schranken der Endlichkeit von einem Gefühle der Unluſt begleitet ſind. Die hohe Begeiſterung nun, wo der Dichter ſeine endliche Kraft an die Unendlichkeit des ihm im Ideale vorſchwebenden Gegenſtandes hält, und, von deſſen Erhabenheit durchdrungen, das Unvermögen der endlichen Kraft fühlt, jenen idealiſirten Gegenſtand zu erreichen oder zu verwirklichen, denſelben aber im höchſten Schwunge der Begeiſterung durch Sprache darzuſtellen und zu verſinnlichen ſucht, bewirkt die Entſtehung der Ode. Sie iſt daher der Ausdruck der höchſten dichteriſchen Bewegung eines endlichen Geiſtes, und Hymne, Dithyrambe, ſo wie in einzelnen Schilderungen die epiſche und didactiſche Dichtkunſt, können nur inſofern der Ode ſich nähern, inwiefern ſie gleichfalls den Abſtand des Endlichen vom Unendlichen verſinnlichen.

Die Ode unterscheidet sich also, nach dieser Ansicht, dadurch wesentlich von dem Stoffe und dem Tone des Liedes, daß ihr ein gemischtes Gefühl der Lust und der Unlust zum Grunde liegt; das Gefühl der Lust, aufgeregt durch die Unendlichkeit des Gegenstandes und durch das Wohlgefallen an dem Schwunge der Einbildungskraft und des Gefühls, das Ideal in der dichterischen Darstellung zu verwirklichen; das Gefühl der Unlust, veranlaßt durch die Unmöglichkeit, das Ideal in der Wirklichkeit zu erstreben; doch so, daß bei dem Uebergewichte des Unendlichen über das Endliche im Gefühle, und bei der Wahrnehmung der vollendeten Versinnlichung des Idealischen vermittelst der Darstellung, das Gefühl der Lust zuletzt das Gefühl der Unlust überwiegt, weil, durch den aufgeregten Schwung des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft der Gegensatz des Endlichen zu dem Unendlichen geschwächt und gleichsam verdunkelt, und das Bewußtseyn ausgefüllt wird von dem Entzücken über die Verwirklichung des Ideals in der dichterischen Darstellung. Ueber der ästhetischen Haltung und Durchführung der Ode vergißt der menschliche Geist die Endlichkeit und Beschränktheit seines Willens in der Erstrebung eines unendlichen Ziels, weil das Gefühlsvermögen und die Einbildungskraft von der Unendlichkeit des idealischen Gegenstandes ergriffen werden. Dieses Gefühl des Unendlichen, und dieser Wiederschein des Idealischen ist es daher, was als Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust in jeder vollendeten Ode, die dieses Namens würdig ist, sich ankündigt. Weil aber in dem großen Augenblicke der wahren dichterischen Begeisterung der idealische Gegenstand,

der dem Dichter vorschwebt, weder logisch zergliedert, noch metaphysisch durchgeführt, sondern nur unter starken, ergreifenden Zügen geschildert, und das dem innern Sinne vorschwebende Bild in eine äußere Darstellung — in das dichterische Ganze einer Ode — verwandelt werden kann; so geht, schon aus dieser ästhetischen Bestimmung der Ode, ihre wesentliche Verschiedenheit von der philosophischen Behandlung desselben Gegenstandes hervor, der in der Metaphysik der Vernunft, in der Dichtkunst aber dem Gefühlsvermögen und der Einbildungskraft dargeboten wird.

Da der Charakter der Ode aus der innern hohen Bewegung des Gefühlsvermögens und aus der Versinnlichung des Gegensatzes des Endlichen mit dem im Ideale dargestellten Unendlichen entspringt; so ist es vergeblich, eine nähere Classification der vorhandenen Oden zu versuchen, und namentlich sie, mit einigen Theoretikern, in philosophische und heroische Oden einzutheilen, wenn gleich damit keineswegs abgeläugnet wird, daß eben so die höchsten Ideen der übersinnlichen Welt — Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit, Gottheit, — wie die idealisirte Tapferkeit und die dem edlern Menschen möglichen Opfer der Entsagung und Aufopferung, als angemessene Gegenstände von dem Odendichter behandelt und unter einer vollendeten ästhetischen Einheit dargestellt werden können.

Viele der in der Philosophie der Sprache aufgestellten untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form (Th. 1. S. 280): die freieste Versinnlichung des Stoffes, die Mannigfaltigkeit, die ästhetische Einheit, die Schattirung, die Vertheilung von Licht und Schatten, das Neue, die Kraft, das

Kühne, das Edle, Würdevolle und Große, beſonders aber das Erhabene und Feierliche, gehören unmittelbar in den Umkreis der Ode, wenn ſie eine hohe Wirkung auf Gefühlsvermögen und Einbildungskraft hervorbringen ſoll; doch wird das Unerwartete, das Pathetiſche, das Feierliche, ſelbſt das Wunderbare nicht ganz von ihr ausgeſchloſſen.

Wenn übrigens die Ode, in Hinſicht der übrigen Formen der lyriſchen Dichtkunſt, von dem Liede durch Stoff und Stärke des Tones, und beſonders durch das in ihr ausgedrückte gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt ſich unterſcheidet; ſo hat ſie zwar mit der Elegie dieſe Darſtellung der gemiſchten Gefühle gemein, erhebt ſich aber durch die höhere Stärke und Kraft des Ausdruckes über dieſelbe. Von der Hymne, mit der ſie am nächſten verwandt und die, ſtreng genommen, nur eine Untergattung der Ode iſt, unterſcheidet ſie ſich dadurch, daß die Ode jeden als unendlich gedachten Gegenſtand verſinnlichen kann, der Gegenſtand der Hymne aber ein als göttlich dargeſtelltes Weſen iſt. Denn wenn einige Theoretiker der Hymne, im Gegenſatze der Ode, einen ſtärkern lyriſchen Ausdruck beilegen wollen; ſo widerſtreitet die Praxis dieſer Lehre, weil es Oden giebt, welche viele Hymnen an Kraft des dichteriſchen Tones übertreffen, während allerdings auch Hymnen vorhanden ſind, die im höhern lyriſchen Erguſſe dahin rauſchen, als mehrere Oden. Nur ſelten wird, bei Ode, Hymne und Dithyrambe, die Stärke und Fülle des dichteriſchen Tones von dem gewählten Stoffe, in den meiſten Fällen von der Individualität und dem innern Feuer des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft des Dichters abhängen.

Tragen wir dies über auf die teutſche Sprache; ſo giebt es, den Ueberſchriften nach, bereits Oden unter den dichteriſchen Erzeugniſſen mehrerer Dichter des ſiebenzehnten Jahrhunderts; denn Opitz, Flemming, Tſcherning, Günther u. a. haben einzelne Gedichte mit dieſem Namen belegt. Allein halten wir den innern äſthetiſchen Charakter dieſer ältern ſogenannten Oden an den aufgeſtellten Maasſtab; ſo hat die teutſche Literatur vor Albrecht v. Haller keinen eigentlichen Odendichter. Deſto reicher iſt aber ihre Zahl ſeit J. Andr. Cramer, Klopſtock, v. Cronegk, v. Gerſtenberg u. a. dieſe dichteriſche Form anbauten. — Der weſentliche Grund, daß bei den ältern teutſchen Dichtern keine Oden in dem Sinne der Claſſiker ſpäterer Zeit getroffen werden, liegt darin, daß keine Sprache gediegene Oden- und Hymnen-Dichter aufſtellen kann, bevor nicht die Philoſophie, und namentlich die Metaphyſik, bei dem Volke, das dieſe Sprache ſpricht, bedeutende Fortſchritte gemacht hat. Denn erſt wenn der philoſophiſche Geiſt in das Gebiet der überſinnlichen Welt einzudringen, und über die höchſten Ideen der Vernunft — über Daſeyn überhaupt, über Seele, Welt- und Gott, und über alles, was mit dieſen Ideen zuſammenhängt — ſich zu verſtändigen geſucht hat, wie es bei den Teutſchen in der Zeit der weitern Verbreitung der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie der Fall war; erſt dann kann auch von dieſer höhern und lebendigern philoſophiſchen Forſchung eine freiere Beziehung auf die Behandlung idealiſcher Stoffe von den Dichtern und auf die kräftigere Farbengebung derſelben in der Ode und Hymne übergehen. Daß dem ſo ſey, erhellt ſogar geſchichtlich daraus, daß nur diejenigen

Völker, welche Philosophen im höhern Sinne des Wortes hatten, wie Griechen, Teutsche und Britten, reich im Anbaue des Gebietes der Ode sind, während andere Völker, ohne eigentliche Metaphysiker unter ihren Philosophen, mehr den Anbau der leichtern und gefälligern dichterischen Formen, als der Ode und der Hymne, in dem Umfange ihrer dichterischen Literatur besitzen.

## 18.

## Beispiele von Oden.

### 1) von Paul Flemming *) († 1640).

Tugend ist mein Leben,
Der hab' ich mich ergeben,
Den ganzen mich.
Tugend will ich ehren,
Tugend wird mich lehren,
Was sie selbst kann mehren,
Sie wächst durch sich.

*) Die mitgetheilte Ode von Flemming, der übrigens an dichterischem Schwunge die sogenannten schlesischen Dichter übertraf, wird als Beleg für die am Schlusse des vorigen §. aufgestellte Behauptung hinreichen. Wie man gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts den Begriff der Ode nahm, erhellt schon daraus, daß das an sich treffliche Flemmingische Kirchenlied: In allen meinen Thaten ꝛc. in seiner Gedichtsammlung mitten unter den Oden steht. — Außerdem gehört das Th. I. S. 380 f. aufgestellte Beispiel des Erhabenen von v. Haller ebenfalls hieher ins Gebiet der Ode, und zwar gewissermaßen als der erste gelungene Versuch einer Ode in der teutschen Literatur.

Nicht des Weges Länge,
Noch des Pfades Enge
Schreckt mich davon.
Laß dich Dornen ſtechen,
Füß' und Kleider brechen,
Sie wird alles rechnen
Durch ihren Lohn.

Alles andre alles
Hat die Art des Balles,
Der ſteigt und fällt.
Schätze haben Flügel,
Ehre läßt den Zügel,
Luſt kommt aus dem Bügel.
Die Tugend hält.

Hab' ich Gott und Tugend;
So hat meine Jugend,
Was ſie macht werth.
Die ſchönen Beide
Wehren allem Leide,
Lieben alle Freude,
So man begehrt.

## 2) von Klopſtock († 1803).

### Dem Erlöſer.

Der Seraph ſtammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach
Dein hohes Lob, o Sohn! wer bin ich,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unſterblicher
Von hoher Abkunft in den Verweſungen!
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erſchütterte Nerve ſchauert.

Auch du wirst einmal mehr wie Verwesung seyn,
Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,
Und andrer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken.

Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir schlummerten,
Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,
Als er sich jetzt der Schöpfung Armen
Jauchzend entriß, und ein Leben dastand!

O Feld vom Aufgang bis, wo sie untergeht
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll,
Wann seh ich dich? wann weint mein Auge
Unter den tausendmal tausend Thränen?

Des Schlafes Stunden, oder Jahrhunderte,
Fließt schnell vorüber, fließt, daß ich auferstehe!
Allein sie säumen, und ich bin noch
Diesseits am Grabe! O helle Stunde,

Der Ruh Gespielin, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit
Dies Leben reift, noch nie besuchter
Acker für ewige Saat, wo bist du?

Laß mich dort hingehn, daß ich die Stätte seh!
Mit hingesenktem trunkenen Blick sie seh!
Der Ernte Blumen drüber streue,
Unter die Blumen mich leg', und sterbe.

Wunsch großer Aussicht, aber nur Glücklichen,
Wenn du die süße Stunde der Seligkeit,
Da wir dich wünschen, kämst; wer gliche
Dem, der alsdann mit dem Toderänge?

Dann mischt' ich kühner unter den Throngesang
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger
Den meine Seele liebt! den Besten
Aller gebohrnen, den Sohn des Vaters!

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe! Daß erst, wenn es gesungen ist
Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh!

O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest! zeige die Wege mir,
Die du da gingst! worauf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne sangen.

Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht,
Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest:
Doch fällt von deiner Stralenhöhe
Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn.

Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet! Meinem erhabensten
Gedanken lehr' ihn Hoheit! führ' ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind,
Den Menschen singe! daß mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flammen nehme!
Flammen ins Herz der Erlösten ströme!

## 2) von v. Gerstenberg († 1823).

### Unsterblichkeit.

Er sprachs! und hervor aus der Tief' und der Nacht,
Entsprangen die Ordnungen alle,
Vom Wurme des Sumpfs bis zum ersten Aeon,
Vom Staube der Luft bis zur Sonne.

Unendlichkeit schied
Von Raum sich und Zeit,
Und von der Verwesung das Leben.

O du, die sich in mir ein Leben begreift,
Und staunt, daß sie ist, und sich ahnet;
Du ahnest Unsterblichkeit, Seele! Dein Traum
Ist Lispel geheimen Erwachens,
Nicht wirst du, mein Geist,
Ein Hauch, der verweht,
Deß leb' ich und sterb' ich, verwehen!

Wann Erden zertrümmern und Sonnen verglühn,
Und Staub sich versammelt zum Staube,
Unsterbliche! schwingst du dich über das Grab!
Was Nacht war, wird Tag und Erwachen!
Was Nacht war, wird Tag!
Dem Schlummer vermählt
Sich Nacht, das Erwachen dem Tage.

Sieh auf! es entschwebet der Wagen des Lichts,
Mit seinen geflügelten Rossen,
Dem spähenden Blick ins Verborgene hinab,
Von Wogen der Meere verschlungen:
Am Morgen der Nacht
Steigt purpurner auf
Zur Feste die Fürstin des Tages.

### 4) von v. Gerstenberg.

### Schlachtgesang.

Feuerbraunes Angesichts,
Ihr Auge blutroth, starr ihr Blick,
So tanzen sie zum Todesreihn,
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl,
Die Donnergötter, rasch dahin.

Die Sonne ſteigt, und ſtiller wirds im Thal,
Und Geiſterſchatten liſpeln durch die Luft.

Gegenüber tritt hervor
Aus Wald und Felſenkluft der Feind,
Hervor mit hohem Opferſpiel,
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl,
Hervor das Opfer, Mann und Roß.
Die Sonne ſteigt, und ſtiller wirds im Thal,
Und Geiſterſchatten liſpeln durch die Luft.

Brüllend wälzet ſich die Schlacht,
Von Heer zu Heer die Hyder fort.
Und vom Gebrüll ertönt der Hain,
Und der zerrißne Himmel tönt;
Und Raben ſchweben näher her.
Die Sonne ſteigt, und ſtiller wirds im Thal,
Und Geiſterſchatten liſpeln durch die Luft.

Roſſe brauſen dumpf im Blut,
Und ihre Reiter weinen laut,
Ha! die zu Roß und die zu Fuß,
Hinſturz! Verzweiflung! Wuthgeheul!
Ha! Todesſchaur ergreifen ſie!
Die Sonne ſinkt, und ſtiller wirds im Thal,
Und Geiſterſchatten liſpeln durch die Luft.

Auf Leichen und auf Sterbenden,
Zerrißnen Gliedern ſeines Rumpfs,
Schwankt noch einmal der Feind daher;
Umſonſt! umſonſt! der Donner brüllt,
Umſonſt! umſonſt! der Rabe ſchwebt.
Die Sonne ſinkt, und ſtiller wirds im Thal,
Und Geiſterſchatten liſpeln durch die Luft.

Schleunig hebt er ſeine Schenkel,
Bluttriefend flieht er durchs Gefilde,

Brüllt aus sein Leben aus der Wunde;
Und Donner rollen hinter ihm,
Und fernher tönt das Opferspiel.
Der Mond steigt auf, und Stille herrscht durchs Thal,
Und Raben lagern sich aufs Leichenfeld.

## 5) von Eulogius Schneider († 1793).

### Ode auf Friedrichs (2) Tod.

Ein Denkmal dir, vergötterter Friedrich!
Unaufgefordert bau' ichs, und unbezahlt.
Die Nachwelt seh' es einst, und spreche:
Friedrichs Denkmal von Priesterhänden!

O, daß es würdig werde des Einzigen!
O, wie es tobt das Meer von Empfindungen
In diesem Busen! wie vor meinen
Augen der Riese der Menschheit dasteht!

Ihn schildern will ich. Sterbliche, seht Ihn,
Nicht eingehüllt in flimmernden Dichterschmuck!
In seiner Größe, wie er dasteht,
Will ich den Riesen der Menschheit schildern.

In seiner Rechten blinket das Siegesschwert;
Die Wage unentweihter Gerechtigkeit
Hängt von der Linken; dies dem Schutze,
Diese der Ruhe der Brennen heilig.

Die Fürstenhüfte zieret, vom Hofgeschmack
Nie aufgelöst, der Gürtel der Mäßigkeit;
Sein Schwert ist der Aberglaube
Und der zertretene Fanatismus.

Wer bebte nicht vor Friedrichs Thatenfaust?
Wer zählte die Trophäen, auf Galliens
Zermalmten Uebermuth gepflanzet,
Prangend auf modernden Sklavenknochen?

Dort stehn sie am Ufer der Moldau, einst
Gestemmt mit Oestreichs Leichen, bei Lissa dort,
Und dort bei Mollwitz, Roßbach, Breslau
Und auf den Felsen zerstörter Festen.

Groß sind des Riesen Thaten! Mit Russenblut,
Mit Franzenblut, mit Schweden- und Ungarnblut,
Und, ach, mit teutschem aufgezeichnet,
Stehn sie flammend im Buch der Zeiten.

Doch — war er Held nur? war er nicht Menschenfreund?
Nicht Vater seiner Tausende? Strömte nicht,
Nachdem er ausgedonnert, Segen
Auf die Gefilde geschützter Brennen?

Sie aßen Brod, und hörten von ferne nur
Des Hungers Brüllen, der Alemanniens
Verdorrten Winzer, und nach Kalchmehl
Lüsternen Pflüger begierig auffraß.

In Friedrichs Arme flüchtete sich, verbannt
Von heilig frommen Ländern, die Industrie,
Des Reichthums Mutter. Auf Morästen
Säet der Landmann, und Heerden blöken

Auf dürren Haiden. Griechischer Kunstgeschmack
Beseelt den Preußen. Seinen Anakreon
Und seinen Pindar hört Apollo
Staunend in nordischen Wäldern singen.

Aus tausend Quellen strudelt Friedrichs Gold;
In tausend Flüssen strömt es ihm wieder zu.
So rollet von und zu dem Herzen
Ab, und zurück, der Saft des Lebens.

Verkriechet euch, Despoten! Was schauet ihr
Ihm ins Gesicht? Er tränkte den Schmeichler nicht
Mit Waisenblut, und feile Dirnen
Mästet' er nicht mit dem Mark des Bürgers.

In seinem Ketzer faulte der Denker nicht;
Sein Censor fraß nicht, gleich dem Getreidewurm,
Der Schriften Kern aus, daß die Hülsen
Schmachtenden Lesern den Gaumen ritzten.

Sein Glaube war nicht künstliches Wortgeweb',
Nach keines Wurmes dreistem System geformt,
Nicht millionenfach durchflochten,
Einfach, wie Gott und die Wahrheit, war er.

Das Beste thun, war seine Religion;
Sein Opfer rastlos wirkende Thätigkeit;
Die Welt sein Tempel; seine Priester
Herzberg und Carmer, der Preußen Solon.

Sey Mensch, sey Bürger, sprach er, das Innere
Des Herzens und der Meinungen richte der,
Zu welchem Moses, Zoroaster,
Christus und Muhamed rufen: „Vater!"

Verheerte Friedrichs Jäger die Hoffnungen
Des Landmanns, spottend? War nicht die höchste Lust
Des Weisen, in der dunkeln Vorwelt
Tiefen bei nächtlicher Lampe graben?

Dort fand er dich, allmächtige Herrscherkunst,
Die auf das Wohl des Ganzen ihr eignes baut,
Bedächtlich eilt, und ihre Wunder,
Wie die Natur, in der Stille wirket.

Groß sind die Wunder Friedrichs, groß und viel!
Wer rüttelte Europa ins Gleichgewicht?
Wer sagte zu dem Erstgebohrnen
Preußens: „Du herrschest' dereinst am Mönus?"

Wer schlug von deinem Busen, Bavaria,
Des nahen Buhlers nervigen Arm zurück?
Wer schnitt Sarmatien in Stücke?
Deckte die Weichsel mit freien Segeln?

Nur fehlte die eherne Kette, die
Er ſchlingen ſollte um Alemanniens
Getheilte Herrſcher, daß ſie ſchützten
Graue Geſetze, den Bojerzepter

Bewahrten den Abſprößlingen Wittelsbachs,
Die, unbehaucht vom römiſchen Cölibat,
Dem Mörder teutſcher Fürſtenſtämme,
Blühen am Ufer des Vaters Rhenus.

Er ſchlang die Kette um Almanniens
Getheilte Herrſcher. Als es Allvater ſah,
Da ſprach er aus: „Sie ſind vollendet
Friedrichs Thaten, ſie ſind vollendet.“

Jetzt eilt der Engel Erſter zu Friederich,
Und bringt ihm die Botſchaft: „Allvater ſprach:
Sie ſind vollendet, deine Thaten,
Friedrich Brennus, ſie ſind vollendet!“

„Komm, wirk' in jenen höhern Gegenden,
Nicht mehr gehüllt ins hindernde Erdgewand,
Nicht mehr beſtritten von der Dummheit,
Trotzend dem Gifthauch des blaſſen Neides!“

Dem Engel folgte Friederich, unverrückt
Die Miene, ſeines innern Gehalts gewiß,
Entſchloſſen, ewig fortzuwirken,
Ewig zu ſtreben nach Thatengröße.

Jetzt kam er an. Sein harreten am Jaſpisthor
Der graue Ziethen, und der getreue Keith
(Unſterblicher, als er hienieden
Hätte vermuthet), Schwerin und Bevern.

Ihm glänzt der Schweſter Friederichs Sohn und Stolz,
Der Held der Liebe, Guelfiens Leopold
Entgegen; laut ertönt die Harfe
Kleiſtens, des Barden mit hundert Narben.

Ein Chor verklärter Weisen, von Sokrates
Herab bis zum tiefblickenden Mendelssohn,
Umringet ihn; halblächend reicht ihm
Wilhelm, der Strenge, die Vaterrechte.

So ziehen sie zum Throne Allvaters hin.
Allvater krönet Friedrichs Haupt, und sprcht:
„Wirk' ewig! Bald bist Du den Göttern,
Was Du den Söhnen der Erde wareſt!"

## 6) vom Kanzler Niemeyer.

### Der Sternenhimmel.

Wie gesät sind Tausendmaltausend ins Unermeßliche,
Sonnen und Erden! Gott! Gott! wie herrlich!
Steig' ich hinauf bis zu der Welten letzten,
Dennoch erreicht' ich dich nicht! der Staub den Unendlichen!

Welches Jauchzen, welcher Triumph schallt, welches Thränengebet
Dir aus den Welten! Hoch tönt's, wo Pole
Schneller sich drehn, sanft, wo der Lüfte Säuseln
Kühlungen weht und der Quell! — Wird mit Entzückungen

Einst vernehmen, staunend mein Ohr, Jubel der Himmlischen?
Werd' ich euch kennen, Mitanbeter, euch?
Wallen zu euch sterblich nicht mehr? Feiern
Dort auf dem Siebengestirn, im Sirius, unter der

Goldnen Aehre Feste der Seligen, werdet, Himmlische,
Unter die Lauben, die aus Himmels Sproß
Dort die Natur, ewig zu blühn, um euch schuf,
Ihr mich begleiten? Komm' ich mit den Geliebteren,

Dir kein Tod mehr dann mit entreißet, hinauf, wo lächelnde
Himmelsbewohner mit uns zum Pſalme
Singen dem Herrn, welcher den Staub zum Leben
Schuf, das am Grabe nicht endet, ihn zur Unſterblichkeit.

## 7) von Heydenreich († 1801)

### Der erſte Mai.

Willkommen, Erſtgebohrner des ſchönen Mais!
Tag heil'ger Wonne! werth, daß der edelſte
Der Weine fließe, und des Liebreiz
Göttinnen ſcherzend im Chortanz ſchweben!

Sey mir willkommen, Liebling und Stolz des Jahrs!
Willkommen, die du wieder erwachend jetzt
Uns lächelſt, holde Lebensblüthe
Unſrer zum Alter ſchon flieh'nden Erde!

Einſt, da des erſten Frühlings milder Geiſt
Die neugebohrne ſchmeichelnd umſäuſelte,
Und jugendlich im heil'gen Strale
Goldner Jahrhunderte ſie ſich wiegte;

Da ſchwebte dieſer freundliche Frühlingswind
Mit nimmer müden Fittigen um die Flur,
Und ohne Saat und Menſchenpflege
Glänzten die Felder von reichen Früchten.

So ſanft durchwehn die Inſeln der Seligen
Wohlthät'ge Lüfte, wehn und verwehen nie;
So wallen ewig laue Weſte
In der Unſterblichen heil'gen Fluren.

So ſäuſelts durch den dämmernden ſtillen Hain
Der ſtummen Schatten, liſpelt mit Zauberhall

Um der Vergessung holde Quelle,
Spielt in der Trauerzipressen Zweigen.

Und wann einst Gott mit heiliger Flammenglut
Die Erde läutert, und die Jahrhunderte
Des goldnen Friedens und der Unschuld,
Jugendlich prangend, ihr wiederkehren;

Dann wallet, ahn' ich, eben der sanfte Geist
Um die verjüngte, wallt und verwallet nie,
Und unsrer Seelen Aetherhüllen
Laben des ewgen Frühlings Lüfte.

O sey gegrüßt mir, Erster des schönen Mais!
Tag hoher Ahnung! Sey mir gegrüßt, du Bild
Des Jugendlebens unsrer Erde,
Und der verjüngenden heiligen Zukunft!

## 8) von v. Herder († 1803).

### Die Tonkunst. (abgekürzt)

Die du droben den Reihn der Sterne
Und der Unsterblichen führst,
In ewig jungem, schwebendem Jubeltanz,
Nah und näher hinan des Allvollkommnen Thron,
Und tief hienieden im Erdenthal,
Unter des Himmels heiligem Blau,
In leisen Tönen, im verlornen Laut
Der Ahnung, unser Herz
In die Chöre der Himmel erhebst:

Ewige Harmonie!
Kling' ein in meine Saiten!
Heilige Harmonie!
Kling' ein in meine Seele!
Sie fühlt dich; sie will, sie wird dich fühlen!

Des Wohllauts ew'ge Kette zieht
Auch meinen Geiſt. Es wallt mein Herz
Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
Der Allvollkommenheit.

Wach auf in mir, du leiſer Himmelston,
Der meine Seele ward.
Aus keiner Engelsharf' entquolleſt du. Dich hauchte
Der Ewige ſelbſt mir ein.
Du biſt mir Ewigkeit,
Biſt Gottesgefühl in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahnende Verkünderin.

Wann einſt mein Geiſt
Vom Erdenſtaube ſich hebt empor,
Und ſeiner Feſſeln ſanft ſich windet los;
Zu Hülfe komm' ihm dann, du heil'ger Strom,
Von Tönen andrer Welt,
Umſtröm' ihn ganz, und trag' ihn ſanft hinüber!
Des Himmels Gabe biſt du uns,
O Tonkunſt! biſt ein Tropfen
Von jenem hellen melodiſchen Wolluſtmeer,
In dem das Weltall ſchwimmt,
Ein Meer von Zahl und Maas und Lieb' und Tanz
und Leben!

Wann in des Lebens Labyrinth,
Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht,
Umringt von Thiergeheul und Höllenſtimmen,
Mein Herz erbebt,
Und über ſich verzagt,
Und nirgends Ausgang findet:
Des Himmels Tochter, ſüße Zauberin,
Nicht mit Sirenen-, nicht mit Feenklang
Erſcheine mir; ein Lied der Andacht flöß'
Mir Ruh' ins Herz.

Wie wird mir? Hör' ich nicht
Ihr Kommen? Fühl' ich nicht
Ihr ſanftes Schweben wie im Mondesſtral?
Sie ſpricht mir zu; ein Engel ſpricht zu mir,
Ein Himmelsweſen, das unmittelbar
Mein Herz berührt, die weinende
Gerührte Laute, und den Klageton
Schnell in Triumph verwandelt.

„Verlaſſener, was zageſt du,
In trüber Einſamkeit?
Gott, der den Gang der Sterne kennt,
Kennt auch der Menſchen Herz.

Er giebt dem Schiffe ſeinen Weg,
Den Winden ihre Bahn;
Er wird auch dir im Weltenmeer
Des Lebens Weg verleihn.

Was zageſt du? Der Erde Noth
Geht wie ein Traum vorbei,
Und was dir heute Mißlaut dünkt,
Iſt morgen Harmonie."

„Schau gen Himmel, und ſieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne, da glänzt Gottes unſterbliche Schrift.
Kann dein Auge ſie zählen? dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erſchaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt?
So tönt alles um dich! Ein Stral der Sonne erklingt dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang.
Allenthalben ſtrömet dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung; du lernſt ewig und ewig daran.
Maas, Bewegung und Zahl im Kampf der liebenden Eintracht
Spricht in Tönen dir zu: Eines in Allem iſt Gott!"

O Harmonie, ich flehe dir,
Du Seele meiner Seele! Rufe mir,
Aus jedem Wesen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.
O Führerin durchs Leben! Freundschaft ist
Der Seelen Einklang. Lieb' und Güte sind
Der süße Wohlklang, der in Allem tönt;
Der immer reiner, immer höher steigt.
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonieen?

## 9) von v. Sonnenberg († 1806).

### Die Phantasie. (abgekürzt)

Phantasie, schöner Traum der ersten Unschuld
Unterm Baume des Lebens, der in Eden
Mit des Wipfels Säuseln in mondheller
Lenznacht herabsank!

Und nun eröffnest du den großen Tempel
Der Natur; an der Sonnen Feu'rgestaden
Hallt dein Flug; verweht in den Sternenwelten,
Welche dort glänzen!

Träumest an Edens stillen Blumenhügeln
Nicht blos, höreſt in tiefer, blauer Ferne
Auch den ernsten Baum der Erkenntniß fei'rlich
Rauschen im Winde!

Phantasie, ja dich schuf in ihrer schönsten
Stunde fröhlich die Gottheit, die Natur wand
Einen Regenbogen zum Kranze dir aus
Blüthengelock her;

Gab dir der Schönheit reine Schwanenflügel,
Adlereile dann ihrem Silbersturme,
Kleidete hell dich in der Morgenröthe
Rosengewande!

Ewige Jugend trankest du, o Göttin,
Aus dem Strome des Lebens, und der Lilien
Silberschnee umglänzte deines Busens
Wallende Reize!

Grazienkönigin! auch über Gräbern
Blühest du; dir dampfet aus den Thälern
Das Gebirg, vom ganzen Altar der Erde
Nebel zum Opfer!

Tief in des Haines dichten Laubgewölben
Wallst du, lächelnd im wilden Sturm des Abends,
Sieh, er bringt nur duftende Blüthenopfer
Hin dir zu Füßen.

Deinen Altären dampft der erste Weihrauch,
Durch die ganze Natur, und ihrer Kinder
Jubelchöre huldigen dir in dem schönen
Frühe- und Spätroth!

Einst, wann du auch im leisen Abendlüftchen,
Unter säuselnder Eichen Schattenkühle,
Mir am mondbeschimmerten Blumenhügel
Rosig erscheinest;

Sollen der Saiten reinste Silbertöne
Mit dem Säuseln der Eichen Dank dir schallen,
Bis ich endlich unter dem Blumengrase
Ruhiger schlummre!

### 10) von Starke (Hofpred. zu Ballenstedt).

### Gefühl und Hoffnung der Menschheit.
(abgekürzt)

Entzücken ström' aus meinem Munde,
Wie Flammen steig' empor mein Lied;
Ich feire meine schönste Stunde
Von süßem Hochgefühl durchglüht.

Wie friedevoll des Stromes Wellen
In Eine Flut zusammenschwellen;
So laßt, im innigsten Verein,
O Menschen, laßt uns Menschen seyn!

Wir theilen auf der Bahn zum Ziele
Des Lebens Schmerz, des Lebens Lust,
Der Menschheit Ernst, der Menschheit Spiele;
Wie meine, hebt sich eure Brust.
O fühlet, wie mein Herz sich reget,
Ich fühle, wie das eure schläget;
Auch euch durchströmet Blut, wie mich,
Und was ihr alle seyd, bin ich.

O kommt, und kniet voll Andacht nieder,
Und betet weinend mit mir an;
Denn wir sind Menschen, wir sind Brüder,
Und wandeln all' auf Einer Bahn.
Der König in des Glanzes Fülle,
Der Bettler in zerrißner Hülle,
Der Mann der Weisheit und des Lichts,
Der Mann im Schweis des Angesichts.

Ich finde mich in Allen wieder;
Verdammet selbst den Bösen nicht,
Wir sind ja Menschen, wir sind Brüder,
Es fehlt dem Armen nur an Licht.
Ach wir sind Menschen; — Menschen bleiben!
Was uns umhüllet, mag zerstäuben;
Was in uns Menschheit heißt, besteht,
Wann alles um uns her vergeht.

Und sänk' in Millionen Trümmer
Der Welten Heer, in Nacht ihr Lauf;
Wir gehen neu mit Sternenschimmer
Noch manchen Tag des Daseyns auf!

Triumph! und jeden Tag verschwindet
Die Thierheit mehr, und mehr entbindet
Das Edle sich, das Zeit und Welt
Hienieden noch gefesselt hält. —

Mit Beben blickt nach deinen Kämpfen,
Bedrängte Menschheit, wer dich liebt,
Und wendet oft von deinen Krämpfen
Die nassen Augen tiefbetrübt.
So weint ein Weib mit Mutterherzen
Den kranken Sohn und seine Schmerzen,
Und zaget, wenn er stöhnend bebt,
Und wann der Krampf ihn zuckend hebt.

Entsage, Mutter, deinem Leide,
Jetzt ruht dein Sohn in Schlaf gewiegt,
Indeß sein Geist mit junger Freude
Sich warm um holde Bilder schmiegt;
Genesung und Gedeihn und Leben
Muß ihn im Traume jetzt umschweben,
Er lächelt süß, und horch, er spricht,
Und deutet uns sein Traumgesicht:

Ihm däucht in seinen sel'gen Träumen,
Er wall' im rosenfarbnen Licht
Im Frühling unter Blütenbäumen,
Durch die des Morgens Röthe bricht.
Wie Blumenduft umweht ihn linde
Der Zephyrathem kühler Winde,
Indeß sein Haupt an Blüten streift,
Und seine Hand nach Blüten greift.

Er träumt, es hüben Adlerflügel
Ihn in ein jugendliches Chor
Von höhern Wesen über Hügel
Und Hain und Wolken leicht empor. —

Entsage, Mutter, deinem Leide,
Dein Liebling träumt von Kraft und Freude;
Sein wonnevolles Traumgesicht
Ist Bürge: du verlierst ihn nicht. —

Ich hänge trunken an dem Bilde;
Es ist der Menschheit schöner Traum!
Ich weide mich an seiner Milde
Und fasse mein Entzücken kaum.
Noch kämpfet sie, — doch, Heil den Kämpfen!
Im Kriege lernt sie Kriege dämpfen;
Im Streit mit Dunkel siegt das Licht,
Im Zwist mit Sinnlichkeit die Pflicht.

Die Menschheit hofft; — in süßen Träumen
Empfindet sie sich stark und groß,
Erblicket Blüten in den Keimen
Und Freiheit in des Dranges Schoos.
Entsaget, Brüder, euerm Leide,
Die Menschheit träumt von Kraft und Freude,
Die Menschheit unterlieget nicht;
Das bürget uns ihr Traumgesicht!

Was reget sich in ihrem Sehnen
Nach Wahrheit, Recht und Würdigkeit
Und in dem Flehen heißer Thränen
Nach höherer Vollkommenheit?
Was hebt den Helden, Lehrer, Richter,
Den Philosophen und den Dichter?
Was glüht in jeglichem Gefühl
Und adelt unsrer Künste Spiel?

O das ist Ahnung, leises Wehen
Entzückungsvollen Vorgefühls
Von ihrer Würde höchsten Höhen
Und Schimmer von dem Glanz des Ziels.

Vor vollem Aufſchwung ihrer Flügel
Bedeckt uns zwar des Grabes Hügel;
Doch ſehn wir ſchon, ſie ſtrebt hervor,
Sie ſchwingt ſich ſiegend einſt empor!

Auf ihres Tempels Altar glühet
Dann hell der Geiſtesfreiheit Licht,
Und wer die Flamme lodern ſiehet,
Erbebt vor ihrem Lodern nicht.
Drum drückt ſie nicht voll Irrſinns nieder!
Der ganze Tempel leuchtet wieder,
In welchem Brüder auf den Knien
Von heiligen Gefühlen glühn!

Einſt führt in ſtarker, feſter Rechte
Vernunft den hohen Herrſcherſtab;
Dann ſchwinden jedes Wahnes Nächte
Und alle Feſſeln fallen ab.
Wie Harmonie vom ſchönſten Liede
Beſeligt jeden milder Friede,
Ein Friede, den kein Schickſal bricht,
Ihn ſchützt der Demantſchild der Pflicht. —

Triumph! zum Ziele laßt uns ringen,
Zum Ziel, uns ſtralet ſchon ſein Glanz,
Und einſt verſchwindet, was die Schwingen
Der Menſchheit jetzt noch hemmet, ganz.
Sie hebt ſich dann mit kühnem Flügel
Und ſegnend über unſre Hügel;
Wir ſehn auf lichter Sternenbahn
Sie ſchön ſich unſern Sternen nahn.

O namenloſes, ſüßes Beben!
Wir ſtammen aus der Menſchheit Schoos.
Die Menſchheit wird ſich höher heben,
So warf der Schöpfer ihr das Loos.

O Brüder, Brüder, ſeht ſie ringen;
Triumph! ſie dehnt, ſie hebt die Schwingen;
Wir ſehn, auf lichter Sternenbahn,
Sich kühn dereinſt den Sternen nahn!

## 11) von Joh. Heinr. Voß.

### Die erneuerte Menſchheit.

Stille herrſch', Andacht, und der Seel' Erhebung,
Rings umher! Fern ſey, was befleckt von Sünd' iſt,
Was dem Staub anhaftet, zu klein der Menſchheit
Höherem Aufſchwung!

Dem die Weltkreiſ' all' in den Sonnenhimmeln
Staub ſind, dem Weltjahre wie Augenblicke;
Dem, geſammt aufſtrebend, der Geiſter Tiefſinn
Nur Ein Gedank' iſt;

Deſſen Macht kein Maas der Erſchaffnen ausmißt;
Deſſen fernhin dämmerndes Licht Begeiſtrung
Kaum erreicht, hochfliegend: den Geiſt der Geiſter!
Betet ihn an! Gott!

Nicht der Lipp' Anbetung iſt werth der Gottheit,
Nicht Gepräng' abbüßenden Tempeldienſtes,
Nicht Gelübd' und Faſten; nur That geklärter
Menſchlichkeit ehrt ihn!

Dich allein, Abglanz von der Gottheit Urlicht,
Menſchlichkeit, dich ſah der entzückte Denker,
Bebt' in Wolluſt, rang, wie zur Braut der Jüngling,
Ach! und umſchloß dich!

Ob wie todt auch ſtarre der Geiſt der Menſchheit
Durch der Willkühr Zwang und gebotnen Wahnſinn;
Doch erringt ſiegreich auch der Geiſt der Menſchheit
Neue Belebung.

Zwar er schlief Jahrhunderte, dumpf in Fesseln,
Todesschlaf, seit himmelempor die Freiheit
Vor den Zwingherrn floh, und des Götzenpriesters
Lauerndem Bannstral.

Luther kam; auf schaudert' im Schlaf der Geist ihm,
Blickt umher, schloß wieder das Aug' in Ohnmacht,
Und vernahm leis' ahnend den Laut aus Trümmern
Attischer Weisheit.

Bald, wie Glut fortglimmt in der Asch', am Windhauch
Fünkchen hellt, roth wird, und in Feuerflammen
Licht und Wärm' ausgießt; so erhob der Menschheit
Schlummernder Geist sich,

Lebensfroh! Hin sank die verjährte Fessel,
Sank der Bannaltar, und die Burg des Zwingherrn;
Rege Kraft, Schönheit, und des Volks Gemeinsinn
Blühten mit Heil auf!

## 12) von einem Ungenannten.

(aus dem Merkur, von Philippi redigirt, Jahrg. 1824. St. 131.)

### Dem 31. October.

Ists doch still um mich her? Nebel der Frühlingszeit
Wähn' ich aufsteigen dort an dem Gebirgsabhang,
Wo der feiernde Chorus
Oft unsterblichen Jubel sang.

Und ein mahnender Geist, einsam und fürchterlich
Steigt aus jenem Gewölk'! Hör' es, Thuiskons Volk,
Worte strafender Predigt
Ruft der einsame Geist dir zu.

Lichthell flammet der Nord, als er die Red' beginnt,
Und zum östlichsten Gau dringt der Erleuchtung Stral,

Meerflutgegenden zittern,
Als er drohend die Rechte hebt.

„Wunderträumendes Volk! siehst du die Finsterniß
Dort den Süden umziehn, furchtbar wie Höllennacht?
Ist des schrecklichen Traumes
Unglückseliger Schau'r dir fremd?"

„Irrthum hüllte dich lang', grause Verwüstung schritt
Kühn einher in der Nacht, und im Gefolg' der Tod.
Da nahm göttlich Erbarmen
Sich der armen Verirrten an."

„Und ein heiliges Licht nahete dir, ein Trost
In der Finsterniß Tief'. Kennst du nicht mehr dies Schwert
Hoher göttlicher Wahrheit,
Das des Satanas Seele traf?"

„Und ihr liebet nunmehr wieder die Finsterniß,
Stellt das heilige Licht unter den Scheffel hin,
Während ihr in der Dämm'rung,
Leere Träume des Himmels träumt."

„Evangelisches Volk! denk der Vergangenheit.
Geistertödtender Wahn steht aus den Gräbern auf.
Wehe dir, wenn er waltet —
Fluch verkündet dir Luthers Geist —!"

## 19.

### c) Die Hymne.

Keine andere Form der lyrischen Dichtkunst ist der Ode so nahe verwandt, als die Hymne; denn auch in ihr wird der Gegensatz des Unendlichen und Endlichen durch die erhöhte Stärke der Einbildungskraft lebhaft versinnlicht; auch in ihr wogen die durch diesen Gegensatz aufgeregten Gefühle der Lust

und Unlust mächtig gegen einander an; auch in ihr erscheint der dargestellte Hauptgegenstand im hohen Glanze des von dem Dichter gezeichneten Ideals; auch in ihr steht die Wirklichkeit tief unter der von dem Dichter zur ästhetischen Einheit erhobenen idealischen Welt; auch in ihr siegt zuletzt das Ideal über die Wirklichkeit, so wie das Gefühl der Lust über das Gefühl der Unlust. Dies alles hat die Hymne mit der Ode gemeinschaftlich; selbst nach der Fülle und Stärke des Tones, und nach dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit der dichterischen Farbengebung, kann, wie schon bei der Ode bemerkt ward, zwischen Ode und Hymne kein wesentlicher Unterschied aufgestellt werden, weil die Kraft der dichterischen Darstellung und die Hochglut ihrer Farben weniger von dem Hauptgegenstande des Gedichts, als von der Individualität des Dichters, und von seinem ganz subjectiven Ergriffenseyn von dem darzustellenden Stoffe abhängt.

Behalten wir aber die gelungensten dichterischen Erzeugnisse, welche zunächst als Hymnen bezeichnet werden, im Auge; so wird die dichterische Eigenthümlichkeit der Hymne, im Gegensatze der Ode, zunächst dadurch bestimmt, daß *theils* zum *Gegenstande* der Hymne nicht, wie bei der Ode, jede metaphysische Idee überhaupt sich eignet, sondern entweder *Gott* selbst, oder ein allegorisches, *als Gottheit personificirtes Wesen* (z. B. die Sonne, die Tugend), wenigstens ein durch die Darstellung aus der Reihe des Endlichen herausgehobenes, und nach seiner höhern, übersinnlichen Kraft gefeiertes Wesen; — *theils* daß, nach dem in der Hymne vorherrschenden dichterischen *Grundtone*, weniger der Gegensatz des Unendlichen und Endli-

chen und der das Gefühl beſtürmende und erſchütternde Abſtand des letzten von dem erſten verſinnlicht, als vielmehr ein Gleichgewicht in der Schilderung und Durchführung des vorherrſchenden Gefühls der Luſt feſtgehalten, und das — durch die Schranken der Endlichkeit zum Bewußtſeyn gebrachte — Gefühl der Unluſt minder ſtark gezeichnet wird, als das Gefühl der Luſt. Wenn daher auch, der höhern dichteriſchen Schattirung wegen, das Gefühl der Unluſt, veranlaßt durch den Abſtand der Wirklichkeit von der Unermeßlichkeit des Ideals, in der Hymne nicht ganz fehlen darf; ſo wird es doch nicht mit ſolcher Kraft emporgehoben und dem Gefühle der Luſt gegen über geſtellt, wie das Gefühl der Luſt, ſo daß nicht nur in der ganzen dichteriſchen Haltung der Ton der Luſt vorherrſcht, ſondern auch im Voraus der äſthetiſche Sieg des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt entſchieden iſt.

Was den Anbau der Hymne von den frühern teutſchen Dichtern betrifft, wohin namentlich Opitz und Tſcherning gehören; ſo gilt daſſelbe davon, was bei der Ode erinnert ward, daß die von den ältern Dichtern gewählte Aufſchrift nicht über den innern Charakter ihres Gedichts entſcheiden konnte, und daß, erſt nach den Fortſchritten der Philoſophie im achtzehnten Jahrhunderte, der dichteriſche Aufſchwung in der Hymne, wie in der Ode, möglich war.

## 20.

### Beiſpiele von Hymnen.

#### 1) von Tſcherning († 1659).

## Lob des Weingottes (Bruchstück). *)

O Vater Bacchus komm, mein Geist der reget sich
Zu fliegen in dein Lob. Komm her, ich singe dich,
Du edles Blitzen-Kind. Ich mag nicht letzter bleiben,
Da Teutschland diesen Tag sich unter dir läßt schreiben,
Und stellt die Feier an. Du Geber aller Lust
Giebst meiner Zunge Kraft, erquickest mir die Brust.
Ich singe noch so gut, wann du mir in die Stirne
Mit rechtem Maaße zeuchst. Ein nüchternes Gehirne
Singt etwas, so doch nicht in langer Zeit besteht,
Das mit dem Meister lebt, mit ihm auch untergeht.
Was wäre doch das Pfand des Lebens ohne dich?
Was hätten wir für Lust? Mit Weinen hebet sich
Dies kurze Leben an, mit Hoffen und mit Zagen
Vollführt man seine Zeit, mit Seufzen, Ach und Klagen
Gesegnen wir die Welt. Da hilft kein Widerstehn!
Im Fall ich gut nicht will, so muß ich böse gehn.
Drumb handelt dieser wohl, der seiner Zeit gebraucht,
Der Zeit, die als ein Dampf in freier Luft verraucht,
Und reißt uns mit sich hin; der auch mit großem Herzen
Bleibt immer, wie er ist, verlachet Noth und Schmerzen,
Stirbt ab der Sterblichkeit, und härtet seinen Muth.
Hierzu, du Hüfte-Kind, sind deine Reben gut.
Du starker Liber, du entzückst uns von der Erden,
Du weckst die Sinnen auf, daß sie voll Geistes werden,
Gehn allzeit über sich, bestehn wann alles fällt,
Und schlügen auf sie zu auch Stücke von der Welt.

---

*) Absichtlich ist dieses Bruchstück unter die Hymnen, und nicht unter die Dithyramben aufgenommen, wohin es der Ueberschrift nach gehört hätte, weil der Ton und die Haltung der dichterischen Form durchaus nicht die trunkene Begeisterung bezeichnet, welche in der Dithyrambe vorherrschen muß.

Stets nüchtern ſeyn betrübt und martert das Gehirne,
Der Sinnen edles Haus. Erhitzeſt du die Stirne
Da gehn die Sorgen fort, da wandert alle Pein,
Da wird der Knecht ein Herr, wie ſchlecht er auch mag ſeyn.
Gefangne gehen los, und greiſe Köpfe jüngen;
Dann iſt man reich genug, und hat an allen Dingen
Noch ſatten Ueberfluß, ſorgt ganz für morgen nicht,
Wie mancher für ſein Geld den Hals ihm ſelber bricht.
O Evan Evoe, laß jenen nüchtern bleiben,
Dem Geld und Gut den Durſt und Hunger muß vertreiben,
Der dich ein ganzes Jahr auf ſeinen Tiſch nicht kauft,
Und wie das dumme Vieh das liebe Waſſer ſauft.
Man weiß, wie mancher iſt zu einem Weibe kommen,
Auf die er nie gedacht, der deinen Saft genommen.
Wo der in Gläſern ſpringt, da thut das Lieben wohl,
Da geht das Weibesvolk noch weiter, als es ſoll.
Bei der kein Kuß verfängt, kein Bitten ſtatt will finden,
Läßt oftmals durch den Wein, wie keuſch ſie war, ſich binden.
Wo aber du nicht biſt, da läßt die Liebe nach,
Sie ſchöpfet ihre Luſt aus deiner Reben Bach. —

Was grämet man ſich viel? Die Sorgen, ſo mich kränken,
Die will ich allzumal heut in das Weinfaß ſenken.
Nicht lebe morgen erſt, wer heute leben kann.
Herum, trinkt eines her, die Zunge klebt mir an.

## 2) von Uz († 1796).

### Gott der Weltenſchöpfer. (abgekürzt)

Zu Gott, zu Gott flieg' auf, hoch über alle Sphären
Jauchz' ihm, weit ſchallender Geſang,
Dem Ewigen! Er hieß das alte Nichts gebähren;
Und ſein allmächtig Wort war Zwang.

Ihm, aller Weſen Quelle, werde
Von allen Weſen Lob gebracht,
Im Himmel, auf der Erde,
Lob ſeiner weiſen Macht.

Von ihrer hohen Bahn, in jener lichten Ferne,
Jauchzt ihm die Sonne freudig zu.
Du machteſt mich, du Gott! Und rings umher die Sterne,
Das Heer des Himmels, machteſt du!
Sein Lob, ihr ſchimmerreichen Schaaren,
Tönt auf der dunkeln Erde nach,
Von Weſen, die nicht waren,
Und wurden, als er ſprach.

Ihr Himmel, öffnet euch, daß ich bewundernd preiſe,
Wie Sonn' an Sonne friedlich glänzt,
Und, ewig unverwirrt im angewieſ'nen Kreiſe,
Doch weit gebietend, jede glänzt.
Umſonſt, die ſchwindelnden Gedanken,
Verloren in dem großen Blick,
Entfliehen in die Schranken
Der niedern Welt zurück.

Hoch über Sonnen ſtand der Schöpfer, dem ſie leben,
Und eine ſah er an und ſprach:
Der Erde hab' ich dich zur Königin gegeben;
Zeuch ſie durch ſanfte Bande nach,
Daß du, ihr leuchtend, ſie erfreueſt,
Und ſanfte Klarheit in der Nacht
Dem ſtillen Monde leiheſt,
Den ich für ſie gemacht.

Wie war dir Erde nun, da dich zum erſtenmale
Der Sonne glänzend Antlitz fand,
Da deine Königin, auf einem lichten Strale,
Den liebreizvollen Tag dir ſandt?

Vor euern Augen ihren stolzen Gang,
Und alles Finstere wird Licht. Sie steigt
Im Unermeßlichen empor, und thut
Den Willen ihres Gottes; Leben fließt
Mit ihrem Licht in alles um sie her!
In alles strömt die Gotterschaffene
Wohlthaten ihres Gottes, Blickt empor!
Sie stehet da! Hat eines Menschen Hand
Sie hingestellt? Hat eines Königs Macht
Die ebne Bahn, aus welcher sie nicht weicht,
Ihr angewiesen? Fraget sie! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang,
Und predigt ihren Schöpfer schweigend, thut
Den Willen ihres Gottes, Tag für Tag
Und Jahr für Jahr! Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und guten Gott! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang.
Und wenn es scheint, sie gehe niedriger
Vor euern Augen ihren stolzen Gang;
Dann deckt ein Purpurmantel ihr Gesicht
Dann ist ein Stralenmeer um sie; dann sinkt
Sie nieder, aber ruhet nicht! Sie geht
Vor euern Augen ihren stolzen Gang,
Und um den eurigen ist Finsterniß;
Dann ruhet ihr. Ihr Menschen, singet ihn,
Den mächtigen und großen, guten Gott!

### 4) von Moritz Aug. v. Thümmel († 1817).

### An die Sonne. (abgekürzt)

Staub, der, zu Gott empor gedrungen,
Am Fußtritt seines Thrones glimmt,
Ziel meines Psalms, im Chor gesungen,
Das jubelnd, dich umschlungen,
In deinem Aether schwimmt.

Seit du, der leeren Nacht entsunken,
Dein stolzes Licht von ihm gehohlt,
Sah' es in dem Gewühl der Funken,
Die durch den Lichtraum prunken,
Schon manchen Stern verkohlt.

Nur deinem Urgestirn veraltet
Kein Reiz! Mit gleicher Kraft beflammt,
Treibt es sein großes Rad, entfaltet
Die Zeiten, und verwaltet,
Wie sonst, sein Mittleramt.

Und lenken aller Erden Psalmen
Gleich nicht den Ausfluß deines Strals;
Doch überkleidest du die Palmen
Des Athos, wie die Halmen
Des rauhsten Schweizerthals!

Juwel in des Erschaffers Kranze,
Und erstes Wunder seines Hauchs,
Du leitest, schmückst, vereinst das Ganze;
Eins fehlt nur deinem Glanze:
Bewußtseyn des Gebrauchs.

Du stehst im größten Wirkungskreise
Als Sklave, der im Joche prangt.
Beherrscher seiner kurzen Reise
Durchs Leben, dringt der Weise,
Wohin sein Herz verlangt.

Sey größer noch! Um deine Würde
Vertauscht, selbst auf dem Weg ins Grab,
Der Staubbewohner einer Hürde
Nicht seines Lebens Bürde,
Nicht seinen Wanderstab.

Denn bald zu höhern Geistesproben,
Entrückt den Prüfungen der Zeit,

Schwingt ihn die Hand, die dich erhoben,
Von diesem niedern Globen
Auf zur Unsterblichkeit.

Durch diesen heitern Blick ins Freie
Verliert im Nebel meiner Bahn
Sich keine Stunde mir; ich weihe
Dem Ausgang sie, und reihe
Sie meiner Zukunft an;

Daß, wenn ich einst zu höhern Sphären
Auf deinem Lichtweg übergeh',
Der Fruchtstaub vieler guten Aehren
Noch in dem Thal der Zähren
Um meinen Hügel weh'!

## 5) von Lavater († 1801).

### Anbetung des Unendlichen. (abgekürzt)

In stille Einsamkeit entflieh' ich!
Entflieh', entreiße mich den holden Winken
Der reizevollen Sterblichkeit — entfliehe
Der Gattin und dem Freund'; entfliehe
Der Kinder freudevollem Lächeln;
Von allem weg zu dir, verborgner Vater!
Gedanken weicht! Begierde flieh'! Steh' still
Für alles Sterbliche, mein Athem!
Denn leiser Freud' und tiefer Demuth voll
Gelüstet's meine Seele, anzubeten
Den Einzigen, der ewig ist,
Dich, aller Geister Vater!
Mit jedem Athem meines Mundes,
Mit jedem Blicke meines Auges,
Mit jeder Regung meiner Menschheit anzubeten
Dich, meines Geistes Vater.

Nicht war ich! Nicht! Du wollteſt, und ich ward!
O aller Weſen Weſen!
Ich war — ja Ich auch war ein ewiger Gedanke
Von dir! Du ſprachſt ihn aus! Da war
Mein Ich mit jeder Kraft, mit jedem Leben,
Die jede Zukunft, auch die fernſte,
Entwickeln wird! Ich ward, und mit mir ward
Der Ewigkeit von dir mein ganzes Weſen
Mit allen ſeinen Künftigkeiten
Unſterblich ausgeſprochen. . .

Wie bet' ich an? wo find' ich Worte
Den anzubeten, der mich werden hieß!
Du biſt, o Weſen aller Weſen,
Denn ich, ich bin!
Bin! Unergründlichſtes von allen
Geheimniſſen, und doch gewiſſeſtes
Von allem, was ich weiß!
Sey aller meiner Luſtgedanken Erſter!
Sey letztes aller meiner Luſtgefühle!
Du Gott, du biſt! ich bin!

Du warſt eh' meine Mutter mich gebahr!
Eh' mich mein Vater zeugte;
Eh' meines Vaters Vater ihn gezeugt;
Eh' einen Sohn gezeugt der Erſte aller Väter!
Nicht ewig waren wir! Nicht Einer iſt's,
Der iſt, der war, — der Frühſte ward,
Da du ſprachſt: „Werde! ſey der Vater
Von Millionen Vätern und von Söhnen!"
Du biſt, nur du biſt ewig! Erſter! Erſter!
Denn ewig iſt von uns nicht Einer!
Du warſt — du Undenkbarer! warſt,
Eh' aller Sterblichkeit urerſter Vater
Dem Rufe da ſtand: „Werde! Sey!"

Ich ſinke tiefer vor dir hin! — Du warſt,
Eh' aller deiner Stralenſöhne früheſter
Mit unnennbaren Wonnen: „Liebe! Liebe!“
Mit jedem Stral des Augs, mit jedem Schlage
Des lebensvollen Herzens,
Erſtaunet über ſich, und jede Regung ſeiner
Natur dir „Liebe! Liebe!“ rief — —
Da aller Thronen Erſter aufzuſtreben
An deiner Herrlichkeiten Saum
Vor Milliarden Sonnenjahren
Die kühnen Schwingen ſchwang —
Und im Gefühle ſeines Seyns,
Und deines undurchdringlichen Vorherſeyns,
Von Wonne trunken niederſank und ſchwieg;
Da warſt du ewig ſchon! Nur Jünglinge, nur Knaben ſind
Vor dir, du Ewiglebender,
Nur Embryonen ſind der Leben frühſte;
Sie, die den Erdball werden ſahn,
Ihn blühen ſahn mit tauſend neuen Leben;
Verblühen wieder, wieder aufblühn ſahn
Den Erdenball, der mich im Unermeßlichen
Vor deinem Angeſicht vorüberträgt. —
Was bin dann ich, was ich vor dir?
Unreifer Staub bin ich! Ein Tropfen nur
Vom Meere hingeſpritzt ans Ufer
Der Weſen, bin ſeit geſtern nur!
Kaum lebend! Staub! noch kaum entſunken
Der Nichtempfindung!
Kaum ſichtbar, Weſen kaum, ein Hauch,
Der erſt hinüberzittert an die Grenze
Des Seyns, des Menſchenlebens oder Todes.
Was bin ich dann? was ich vor dir?
Vor dir, der iſt, der war, der ſeyn wird!
Wer bin ich, daß mit dir ich reden,

Dir meine kindlichen Gedanken,
Dir meine bebenden Empfindungen
In Menſchenſprache niederlegen darf;
Mit meinem mir ſelbſt unerforſchten Weſen
Mich nahen darf zu dir! Zu dir,
Ich Athmender der Erdenluft? — Wie darf ich
Dich, Ewiger, dich Vater nennen?
Doch darf ich es; o Wonne, daß ich's darf!
Dein Athem ſchafft und hält,
Dein Athem tödtet, trennt, zernichtet
Jetzt Sonnen, Funken jetzt! Jetzt Stern'! Jetzt Stäubchen!
Mit Einem Hauche haucheſt du zehntauſend Sonnen
Mit hunderttauſend Erden aus!
Ziehſt du des Athems Hauch zurück;
So iſt der Sonnen all' kein Lichtſtral mehr!
Kein Stäubchen mehr der Erden all'!
Wie Blumen an der Sonne welken,
Verwelken Weltſyſteme dir!
Du nur, nur du bleibſt, der du biſt!
Dir ſelber ewig gleich, Jehova, namenlos!
Und was, Unendlicher, ſind meine Preisgeſänge
Der tiefſten Ewigkeiten,
Was gegen alle Geiſter, aller
Unſterblichkeiten Jubelharmonie?
Was gegen aller Lebenden und Athmenden
Geſänge? gegen ihrer Jubel Summe?
Vom höchſten aller Himmel — nieder
Durch alle tief're Himmel,
Herab durch alle Reihn von Sonnenwelten,
Bis auf den Erdenſäugling,
Den Embryo, der athmet;
Bis auf die unſichtbaren
Bewohner jener tief verſchloßnen Ströme
In jedes Laubes tauſendfachen Adern!

Was gegen dieser aller Lobgesänge,
Die Summe aller, was mein himmelvollstes Lied
In fernen Ewigkeiten?
Was diese ungeheure Summe,
Was gegen dich, Unendlicher!
Der Wesen Wesen! Erster! Letzter!
Dich, Ewigeinziger!
Dich, Ewigunerschöpfter!
Ich stehe still, und sink' unmächtig!
Denn ein Gedanke trifft, ein Lichtstral Gottes
Ein Pfeil der Wahrheit
Trifft die erstaunte Seele! —
Ich neige tiefer mich;
Die Stirne flammt; das Herz schlägt glühender;
Du, Namenloser, du, bist jetzt schon der,
Den mein erhabenstes, mein kühnstes Himmelslied
Nach keinen hingeflohnen Milliarden
Aeonen je erschöpfen, je erreichen wird;
Den, wenn auch nach Jahrtausenden
Noch immer höher, herrlicher,
Noch unaussprechlicher, unendlicher,
Undenkbarer sich meine Seele denken,
Unausempfindbarer mein Herz empfinden wird —
Du, du bist jetzt, bist jetzt schon,
Da ich mit tiefer Ehrfurcht still,
Ich Staub vom Staube, deinen Namen nenn',
Mein ganzes Wesen sich vor dir, der Wesen Wesen,
Ein Opfer niederlegt auf dem Altar der Erde —
Du bist schon jetzt, der du mir seyn wirst
Nach tausendmal Jahrtausenden;
Du Ewigunerreichter bist mein Vater!

## 6) von Fr. Leop. Graf zu Stolberg († 1819).

### An die Erde. (abgekürzt)

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sey mir gegrüßt! sey mir gesegnet im Feiergesange!
Sieh', o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,
Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Haupthaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften.
Ach du säuselst Wonne mir zu, und thaust mir Wehmuth
In das Herz, daß Wehmuth und Wonn', aus schmelzender Seele
Sich in Thränen und Dank und heiligen Liedern ergießen!
Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Schwester der allerfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes,
Und der stralenden Stern' und der flammenbeschweiften Kometen,
Eine der jüngsten Töchter der allgebährenden Schöpfung.
Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen Sterne;
Dich der himmelwandelnde Mond! Sobald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus düftenden Wolken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O wie schimmerst du dann im rosigen Schleier, mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt,
Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!
Erde, wie bist du so schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen? Die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungesehener Urne

Seine schwellenden Fluten durch sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herrschende Tiber? den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stählte?
Ach, wer bringt mich hinüber auf Adlers Flügeln zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtigster Orellana? du Riese
Unter den Füssen! Dir staunen die heiligen Fluten des Weltmeers,
Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ocean dich ergießest!
Aber vor allen seyd mir gegrüßt im steigenden Liede,
Vaterländische Ströme! Du edle Donau! dem Morgen
Strömst du erröthend entgegen, und grüßest die kommende Sonne,
Wann sie flammend ihr Haupt aus purpurnen Wogen erhebt.
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wenn der Abend auf dir mit falben Fittigen ruhet,
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendstern weichen!
Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Teutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knabe,
Wo, mit umwölkter Hand, die Natur am gängelnden Bande,
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zückenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Zahllos sind, o Erd', und edel deine Geschenke!
Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!
Sieh', ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fußtritt
Sonnenstralen und Rosen blühn: erlöschenden Sonnen

Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wann dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen Urborn
Werden entfliehn', in Flüß' und Bäch' und Quellen vertheilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, Ein Himmel, ihm lächelt!
Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens!
Samml' indessen in deinem Schooße die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden,
Wann die Sichel der Zeit in der Rechten des Ewigen schlimmern
Und hinsinken wird, in Einem rauschenden Schwunge,
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes, die Wölbung des Himmels,
Den wir sehn mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen.

## 7) von Kosegarten († 1818).

### An die Natur.

Ruhst und rastest du dann nimmer, erhabene
Große Mutter? Versiegt nimmer der Lebensquell,
Der den Schoos dir befruchtet,
Der die säugende Brust dir schwellt?

Von dem mattesten Stral, welcher den Morgen färbt,
Regt die Rüstige sich, schafft und zerstört, und wirkt,
Bis die blassest Rose
In den Locken des Abends welkt.

Auf thauduftender Flur ſchlummert die Mitternacht.
Seine wolkige Bahn wandelt der müde Mond,
Ringsum gähnet die Schöpfung;
Raſtlos waltet die Schöpferin;

Schwirrt im flüſternden Schilf, plätſchert im Rohr des Sumpfs,
Tränkt die Saaten mit Thau, duftet im Fliederbuſch,
Gurgelt heiſer im Froſche,
Flötet gellend im Wachtelſchlag;

Summt im blühenden Baum aus den Zehntauſenden
Goldner Käfer, beſeelt Völker von gaukelnden
Mücken, ſchrillt in der Grille
Flügel, donnert im Waſſerfall;

Thürmt am Saume des Süd Wolken wie Berg' empor,
Wälzt die Berge daher, praſſelt aus kämpfenden
Wolken, zückt in der Leuchtung,
Stürmt im brauſenden Wirbelwind.

Die du, heilige Kraft, brünſtig das All umſchlingſt,
Alles Leben gebierſt, alles Gebohrne nährſt,
Unbekannte, wer biſt du?
Nie erlauſchte, wo wirkeſt du?

Durch die Adern des All ſpritzeſt du flammend Blut,
Kochſt in Schachten das Gold, rüttelſt den Ocean,
Wölbſt Baſalte zu Domen,
Höhlſt kriſtallne Grotten aus.

Aus dem Staube herauf rufſt du die Pflanzenwelt.
Säuſelnd wallet die Saat, ſauſend der Eichenwald.
Sonnan rauſchet die Ceder,
Würzig duftet das Veilchenthal.

Stoffen giebſt du Geſtalt, giebſt dem Atom Gefühl;
Jubel füllen den Buſch, Jubel die blaue Luft.
Schau, es wimmelt im Tropfen;
Schau, das Sandkorn bevölkert ſich.

Leben, nimmer gezählt, preisen dich, Künstlerin,
Leben jeglicher Art, Kondor und Kolibri,
Straußpolype und Flußpferd,
Riesenmuschel und Räderthier.

Aber lauter als sie preißt dich des Menschen Geist,
Dich der Kante Vernunft, dich der Gesang Homers,
Dich der Cirkel des Newton,
Dich der Pinsel des Raphael.

Ahn' ich Wahrheit? Bist du jenes unendliche,
Unergründliche Ding, welches des Denkers Loth
Zu ergründen, der Hymne
Flug umsonst zu erfliegen strebt?

Bist du Gottheit? bist du's, welche die Myrias
Menschenzunge besingt, den der Mäander Zeus,
Den der Jordan Jehova,
Den Isuren der Ganges grüßt?

Schwindelnd steh' ich am Saum deiner Unendlichkeit!
Eines ahn' ich: ich bin deiner Unendlichkeit
Mitgenosse, bin Tropfe
Deines stiebenden Flammenborns.

In des flammenden Borns Silbergerieſel fließt
Einst der Tropfe zurück, freut sich der Einigung,
Und verschmilzt in der Welten
Allumgürtenden Ocean.

## 8) von Seume († 1810).

### Gebet. (abgekürzt)

Gott, Gott, den Mönch und Bonze nennet,
Und weder Mönch noch Bonze kennet,
Den man von Nation zu Nation,
Durch schleichenden Betrug geblendet,

In frömmelnder Verehrung schändet,
Hier bet' auch ich, des Staubes Sohn.

Des Weisen forschender Gedanke
Bebt ehrfurchtsvoll in seiner Schranke,
Und blickt mit Ahnung in dein Heiligthum,
Und stehet, wenn in ihren Kreisen
Dich Myriaden Welten preisen,
Anbetend still zu deinem Ruhm.

Du säest Welten aus wie Saaten,
Und das Geheimniß deiner Thaten
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm!
Und in der Kette deiner Wunder
Ist eine Sonne nur ein Zunder,
Und eine Erde nur ein Wurm.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals große Rolle lesen,
Auf welche du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem du die Sphären treibst?

Gott, in den Glanz des Lichts gehüllet,
Gott, dessen Hauch das Weltall füllet,
An dessen Kleid die Sonnen funkelnd stehn;
Auf dessen Wink die Welten fallen,
Und aus den Trümmern neue wallen,
Und jubelnd sich in Sphären drehn:

Gott, Vater, Schöpfer, Ordner, Walter,
Des Cherubs und des Wurms Erhalter,
Laß nichts mir, wann die Bosheit teuflisch glotzt,
Laß nichts mir meinen Kinderglauben
An deine Vatergüte rauben,
Der aller Bosheit Giften trotzt.

Ich bin, kann ich in Hypotheſen
Gleich nicht das große Räthſel löſen,
Ich bin ein Funke deiner Ewigkeit;
Und mein Gefühl mit Feuerſchwingen
Kann auf zu deiner Größe dringen
In ſeines Werthes Trunkenheit.

Laß mich nicht, wenn mein Buſen wüthet,
Und Läſterung und Wahnſinn brütet,
Im hohen Wahnſinn deine Weisheit ſchmähn;
Ich ſtehe blind am großen Spiele,
Und kann hinab zum fernen Ziele
Nicht mit dem ſchwachen Auge ſehn.

Laß mich nicht, wenn mit Hohngelächter
Des Rechtes rechtliche Verächter
Der Tugend kaum den Götterwerth verzeihn,
Laß mich nicht, wenn des Elends Knaben
Umſonſt nach Futter ſchrein, wie Raben,
Durch Läſterung die Zung' entweihn.

Laß mich nicht, wenn Hyänenhorden
Provinzen zur Verwüſtung morden,
Und jubelnd über Menſchentrümmern gehn,
Laß mich nicht unter Menſchenteufeln
An deiner Vaterhuld verzweifeln,
Wenn Höllengeiſter mich umwehn.

So laß den Zweifel in mir ſtürmen,
Und Nacht auf Nacht ſich um mich thürmen,
Und alle Sinne ſich im Schwindel drehn;
Ich will, o Gott, die Hände falten,
Und mich an dich im Sinken halten;
Und ſinkend werd' ich nicht vergehn.

Es ſollen mich nicht Widerſprüche,
Nicht infulirter Männer Flüche,

Nicht Edda, Vedam, und nicht Alkoran,
Nicht Bibel, und nicht irre Weisen
Von meiner Felsenwarte reißen,
Auf der ich sicher harren kann.

Aus deiner Hand gehn Orionen;
Du hauchst der Geister Millionen
Mit Götterkräften hin in ihre Bahn,
Und zündest, wann die Geister zagen,
Aus Mitternacht zu Sonnentagen
Gewiß die Fackel wieder an.

Aus Tod und Grab bricht meinen Blicken
Dann unter himmlischem Entzücken,
Gewiß der Ordnung Morgenlicht zuletzt;
Dann tauch' ich mich in jene Kreise
Der Welten, wann zur Weltenreise
Aurora mir die Füße netzt.

## 21.

### d) Die Dithyrambe.

Die Dithyrambe gehört zu der dichterischen Form der Hymne, unterscheidet sich aber von derselben durch zwei wesentliche Merkmale, theils in Hinsicht des Gegenstandes, theils in Hinsicht des lyrischen Tones und der ganzen Haltung und Durchführung desselben. Denn wenn die Hymne die Gottheit selbst, oder jeden als göttlich gedachten Gegenstand feiert; so ist der Gegenstand der Dithyrambe ausschließend der Wein und der Gott des Weines; kein anderes, unter göttlichen Eigenschaften dargestelltes, Wesen kann der Stoff der Dithyrambe werden. Allein noch schärfer unterscheidet sich die Dithyrambe von der Hymne durch den in ihr

vorherrſchenden eigenthümlichen Ton des Gefühls, und oft ſelbſt durch die regelloſe Form der Darſtellung. Denn es iſt der Ton einer trunkenen, oder nahe an die Trunkenheit hinſtreifenden Begeiſterung, welcher in der Dithyrambe vorherrſcht, und als Folge einer vorhergegangenen ſinnlichen Berauſchung durch den Genuß des Weines ſich ankündigt, woraus von ſelbſt die kecke Auswahl üppiger Bilder, der Gebrauch gewagter Gleichniſſe, ungewöhnlicher Ausdrücke, und das Vorhandenſeyn kühner Sprünge in Hinſicht der Folge und Verbindung der aufgeſtellten Ideen, Bilder und Gefühle ſich erklären läßt. — Obgleich Urſprung und Benennung der Dithyrambe griechiſch iſt; ſo haben ſich doch keine Geſänge dieſer Art aus dem Alterthume erhalten, und nur die Nachrichten davon ſagen aus, daß die Dithyramben beſtimmt waren zur Verherrlichung des Bacchus an den ihm geheiligten Feſten, ſo wie ſie an dieſen Tagen während eines wilden und regelloſen Tanzes abgeſungen wurden. — Bei der Wiedererweckung der Dithyramben von den neuern Dichtern mußte nothwendig der Anſtrich der griechiſchen Oertlichkeit und Eigenthümlichkeit wegfallen. Willamov, Blum, Mahler Müller, Joh. Heinr. Voß, Schiller, Kuhn u. a. haben unter den Teutſchen gelungene Dithyramben aufgeſtellt. Sie haben gefühlt, daß die Betrunkenheit an ſich nie äſthetiſch ſeyn, mithin auch nicht in einer ſchönen Form dargeſtellt werden kann, daß aber wohl der Uebergang von dem völlig nüchternen Bewußtſeyn zu dem Zuſtande des begeiſternden Rauſches eine äſthetiſche Darſtellung verſtattet, wodurch Gefühl und Einbildungskraft mächtig bewegt werden, ohne doch dadurch im Leben ſelbſt die Mittellinie

des Schicklichen und in der dichterischen Schilderung die ästhetische Einheit der Form zu verletzen.

Soll daher die Dithyrambe dem Gesetze der Form entsprechen; so darf sie zwar die schulgerechte Form eines bestimmten Sylbenmaases überschreiten, und mit Willkühr, selbst ohne die innere nothwendige Folge des dargestellten Gefühls, sich bewegen, weil dieses Gefühl durch den Genuß des Weins über die Ankündigung der Gefühle im nüchternen Zustande hinaus gesteigert wird; nie darf sie aber gegen die Richtigkeit und gegen die Schönheit der Form überhaupt verstoßen, weil sie sonst auf Gefühl und Einbildungskraft des wohlthuenden Eindrucks nothwendig ermangelt.

## 22.

## Beispiele der Dithyrambe.

### 1) von Willamov († 1777).

### Bacchus und Ariadne. (abgekürzt)

Jubel, Jubel, Jubel!
In wilder wüster brausender Fröhlichkeit
Dir von uns gesungen, Vater Evius
Unter orgischen Hochzeitfesten!
Da hüpfen die weingebirgigen Inseln alle
Unsern hohen Gesängen nach,
Und rauhe Felsen in Wonne.
Die Nereiden in gesalzner Fluth
Tanzen uns nach in Hochzeitreigen,
Und Aeols tausendstimmige Heere
Singen trunkne Hymenäen.

Welche Taumelfeste, ihr Faunen!
Er, auf dessen Stirn

Ewige Jugend aufblühet,
Und auf der vollen Wange
Götterglanz purpurfarbig
Um die Honiglippen sich ergießt,
Drückt an die Götterbrust voll Glut,
Eine süße Belohnung schwerer Thaten,
Ariadnen, von Cytheren ihm erkohren,
Seit er mit uns von den Triumphen
Ueber die östliche Welt zurücke kam.

Jubel, Jubel ihm! —
Ho! ihr Faunen, wo sind wir?
Wo die Naxischen Weinhügel? —
Schöpferisch erhebt sich sein Thyrsus.
Plötzlich hochgewölbte Lauben an Lauben
Von Jasmin und Myrthen- und Rosengebüschen
Kunstreich ein weiter Pallast um uns
Mit Brautteppichen rund umzogen.
Weite Schläuche vom Rebensafte schwellend
Und Kelch an Kelch auf Purpurdecken
Alle mit frischen Blumengehängen bekränzt.
Er, Bacchus, unser Vater will so
Sein Hochzeitmahl feiern!

Schaut, Bacchanten, das lockre Rosengewölke
Und den lazurn purpurbekleideten
Goldumstralten Wagen
Von zärtlichen Tauben leichtschwimmend gezogen!
O! der unnennbaren Wonne,
Die schnell durch alle Empfindung rauscht
Bei diesem unausbildlichen Anblick
Der Paphischen Fröhlichkeitsstifterin,
Die mit ihrem lachenden Gefolge
Ambraduftend herabschwebt.
Die Amorn flattern vor ihr her,

Und gaukeln lüstern
Um die buntfarbigen Lauben
Und fröhliche Rosen- und Rosmaringebüsche.

Kommt in unsre Reigen,
Götter der Fröhlichkeit, kommt!
Seht ihr, wie Vater Lenäus
Wollustlächelnd von Aphroditens Hand
Die schöne Braut empfängt,
Und Hochzeitfackeln ihm festlich lodern?
Ein Sternendiadem setzt Paphia
Der Götterbraut aufs stralende Haupt,
Und ewig zu ihrer Vermählung Gedächtniß
Wird von des hohen Aethers Gewölben
Diese Sternenkrone schimmern.

Auf dem furchtbaren Adler sanft daher gewiegt,
Majestätischer Ernst im schwarzen Auge
Und auf der gebieterischen Stirn, —
Neigt euch zur Erde, ihr Bacchanten und Mänaden! —
Der Donnrer erscheint, unsers Vaters
Freudenfeste zu feiern;
Und mit ihm auf Silbergewölkewagen
Die blauäugigte Panzerbegürtete Pallas,
Und der Kriegsempörer im eisernen Gewande,
Und Phöbus der Gesängegebieter,
Und alle Himmlischen kommen hernieder.

Zehnfach, zehnfach laßt
Eure Jubellieder schallen, Faunen, Satyrn und Nymphen!
Dem kommenden Götterchor
Und Lyäens Liebe heilig!
Um die Myrthen umflochtenen Ufer
Mit Amorn und Grazien Hand in Hand
Tanzen wir, tanzen wir, Evoe!
Lauter müßt ihr Pauken lärmen!

Feierlicher ihr Zinken und Pfeifen tönen!
Höher ihr brausenden Meereswogen toben! —
Aber — laßt mich,
Süßlächelnde Amors, laßt mich
Meine trunknen Rundetänze vollenden!
Faunen, helft mir! helft mir, ihr Nymphen!
Mit Blumenketten gefesselt
Werde ich euern Kreisen entrückt. —
Wunderthätige Götter!
Wo — wo bin ich hin?
Vom Mänadentaumel erwacht
Fühl' ich mein Herze nicht mehr. —
Ho! Cypern! — Sey mir gegrüßt!
Wollustathmendes Cypern!
Der schaumgebohrnen Entzückungsschafferin
Dreimal glückliches Vaterland!
Wonneduftend um und um
Aus tausend Blumengefilden,
Die Busch an Busch der Liebesgöttin
Ihre Opfergerüche weihen! —
O diese Holdin, die ihr da
Mit Rosen geschäftig umflechtet,
Laßt mich von eurer wohlthätigen Hand,
Holde Liebesgötter, empfangen!
Bei Paphos und Knidos Heiligthum,
Und eurer Mutter mächtigem Zaubergürtel selbst,
Schwör' ich, euch Göttern der Zärtlichkeit
Geweihet zu seyn! — Da ward mir
Von der Amorn freudeberauschter Schaar,
Feierlich mit Brautblumen geschmückt,
Daphne unter Gesängen zugeführt.
O des süßen Zärtlichkeitstaumels,
Als ich sie also empfing!

An ihrer Hand will ich, —
Verzeih' es mir, trunknes Getümmel
Epheu- und Rebenbekränzter Bacchanten —
In süßerer Trunkenheit
Den Göttern der Zärtlichkeit heilig seyn.
Und du, Vater Dionysus, der selbst,
Von Ariadnens Reizen bezwungen,
Der Schönheit und Liebe huldigt,
Verzeih, ich kann nicht,
Ich kann nicht mehr euch folgen.
Hier ist mein Thyrsus
Und die Epheukrone zurück!
Rosen und Myrthen und Jasmin
Wallen jetzt um das gesalbte Haar!

## 2) von Blum († 1790).

Ich fühl', ich fühle deine Feuer,
Du göttlicher Tokayer,
Du königlicher Wein!
Reicht mir die mächt'ge Leier;
Es sollen seine Feuer
Unsterblich seyn!

Unsterblich seyn? —
So nehmt sie nur zurück die Leier,
Und schenkt noch einmal ein;
Es sollen seine Feuer
Durch Thaten ewig seyn!
Ich will, ich will verliebte Kriege,
Mir sagt die Hoffnung süßer Siege:
Ich werd' ein Cäsar meiner Zeiten seyn!

Ja, seht, dort taumeln Liebesgötter,
Berauscht von meinem Wein,
Und streuen Rosenblätter,

Und pflanzen einen Myrthenhain.
Soll dies mein Schlachtfeld seyn;
So eilt nicht, blanke Waffen,
Ihr Knaben, mir zu schaffen,
So bringt nicht Schild und Speer;
Bringt rasche Kämpferinnen her,
Bringt mir die braune Doris,
Die kriegerische Chloris,
Und Lauren und Nerinen,
Und alle, die mein Herz verdienen!
Denn sonst, ihr süßen Kinder,
Kann ich auf solchen Wein
Kein würd'ger Ueberwinder,
Kein Cäsar meiner Zeiten seyn!

3) von Fr. Adolph Kuhn.

## Vor dem Rausche.

O goldne, süße Reben,
Ihr träufelt Himmelslust,
Ein neues beßres Leben
In froher Zecher Brust.
Was Weise nicht erringen,
Was Dichter nicht ersingen,
Erfliegt auf Sonnenschwingen
Der Adler: Trunkenheit.

Was kümmert seine Flügel
Des Ruhmes Gängelband,
Der Wünsche steiler Hügel,
Der Zukunft Nebelland;
Was kümmert seine Lippe
Der Wissenschaften Krippe,
Wo ärmliche Gerippe
Bei Folianten stehn.

Er fliegt durch Orionen
Mit glühendem Gesicht,
Und buhlt um Myrthenkronen
Der Alltagsliebe nicht.
Im Taumel höh'rer Wonne
Umarmt er Baum und Sonne,
Und hohlt aus voller Tonne
Sich Lieb' und Sympathie.

In Einem langen Zuge
Trinkt er Vergessenheit,
Und löscht vom Aschenkruge
Das Wort: auf Ewigkeit.
Bekränzt mit Rebenblättern
Wird er den Mond erklettern,
Und über Donnerwettern
Mit frohem Auge sehn.

Drum trinkt die goldnen Reben,
Die uns zu Adlern weihn,
Und laßt uns höher schweben,
Und mehr als Menschen seyn.
Laßt uns das arme Denken
An Aermere verschenken,
Und hin den Fittig lenken,
Wo Denken Thorheit wird.

Dort necken keine Berge
Des Wandrers raschen Gang,
Dort modern keine Särge,
Lauscht kein Sirenensang;
Der Freude vollste Trauben,
Die Götter uns erlauben,
Darf uns kein Bonze rauben,
Der Götter mißverstand.

Dort rauschen Himmelsbäume
Mit Blüthen überschneit,
Dort blüht am zarten Keime
Die Allzufriedenheit.
Dort sind der Väter Hallen,
Und ihre Schatten wallen
Mit frohem Wohlgefallen
Den frohen Söhnen zu.

23.

## e) Die Rhapsodie.

Die Rhapsodie, die als besondere Form der Dichtkunst wenig angebaut worden ist, unterscheidet sich von der Ode und der Hymne weder durch die Verschiedenheit des dargestellten Gegenstandes, noch durch die Verschiedenheit des in der Rhapsodie vorherrschenden Tones des Gefühls; denn alle Gegenstände, welche in der Ode und Hymne dargestellt werden können, eignen sich auch als Stoffe für die Rhapsodie, und dieselbe Stärke, Innigkeit und Glut des Gefühls kann eben so in der Rhapsodie geschildert werden, wie in der Ode und Hymne. Allein dadurch unterscheidet sich die Rhapsodie wesentlich von der Ode und Hymne, daß in derselben entweder der dargestellte Gegenstand, wegen seiner Unermeßlichkeit und wegen der durch ihn hervorgebrachten allzustarken Erschütterung des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft, nicht gleichmäßig und erschöpfend durchgeführt, sondern blos in allgemeinen, unter sich nicht streng zusammenhängenden Umrissen verzeichnet, oder, eben wegen der aufgeregten Fülle des Gefühls und der Einbildungskraft, kein bestimmtes Metrum in der dichterischen

Form feſtgehalten wird. In dieſer letzten Hinſicht nähert ſich die Rhapſodie der Dithyrambe, die ebenfalls nicht ſelten in einem willkührlichen Sylbenmaaſe ſich bewegt; doch hat die teutſche Literatur auch Rhapſodieen mit beſtimmt feſtgehaltenen Sylbenmaaſen.

## 24.

## Beiſpiele der Rhapſodie.

### 1) von Ramler († 1798).

#### Allgemeines Gedicht

(von Ramler ſelbſt in der Ueberſchrift: Rhapſodie genannt).

Zu dir entfliegt mein Geſang, o ewige Quelle des Lebens!
O du von den Lippen dankſagender Weſen Jehova gegrüßet,
Und Oromazes und Gott! gleich groß im Tropfen des Thaues,
Der hier vom Graſe rollt, gleich groß in der Sonne, die raſtlos
Rund um ſich an goldnen Seilen glückſelige Welten herumführt;
Im Wurm, der einen beſtäubten Erntetag lebt, und im Cherub,
Der alle Naturen durchforſcht ſeit ſeiner undenklichen Jugend,
Und viele Glieder bereits an der Kette der Weſen verknüpft ſieht,
Er ſelbſt der oberſte, doch in deiner Größe verſinket,
(Wie ſoll ich in menſchlicher Rede den Kindern der Erde Dich nennen?)
O deines unendlichen Weltraums allbelebende Fülle! —

Mit Schaudern versenkt sich in ihn mein Geist in den Tempeln der Wälder,
Auf himmelanstrebenden Felsen, am Rande der brausenden Tiefe;
Und o, wie verschwindet mir dann die sinnliche Freude! wie werden
Mir alle Begierden erhöht! — Du Weltgeist, hier steh' ich, verloren,
Auf einem Staube des Ganzen, und breite die Hände zu dir aus;
Erhältst Du, wann einst dies zarte Gewebe des Leibes sich auflöst,
Ein höheres Antheil von mir; so soll die Bewundrung deiner
Mein langes Geschäfte verbleiben, mein langer Gesang. —

## 2) von Kosegarten († 1818).

### An die untergehende Sonne.

Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Still und ruhig ist deines Scheidens Gang,
Rührend und feierlich deines Scheidens Schweigen.
Wehmuth lächelt dein freundliches Auge;
Thränen entträufeln den goldenen Wimpern;
Segnungen strömst du der duftenden Erde.
Immer tiefer,
Immer leiser,
Immer ernster und feierlicher
Sinkst du die Lüfte nach.

Sonne du sinkst!
Sonne du sinkst!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Es segnen die Völker,

Es ſäuſeln die Lüfte,
Es räuchern die dampfenden Wieſen dir nach;
Winde durchrieſeln dein lockiges Haar;
Wogen kühlen die brennende Wange;
Weit auf thut ſich dein Waſſerbett —
Ruh' in Frieden!
Schlummr' in Wonne!
Die Nachtigall flötet dir Schlummergeſang.

Sonne du ſinkſt!
Sonne du ſinkſt!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Schön ſinkt ſich's nach den Schweißen des Tags,
Schön in die Arme der Ruhe,
Nach wohlbeſtandenem Tagewerk.
Du haſt dein Tagewerk beſtanden,
Du haſt es glorreich vollendet,
Haſt Welten erleuchtet und Welten erwärmt,
Den Schoos der Erde befruchtet,
Die ſchwellenden Knoſpen geröthet,
Der Blume Kelch geöffnet,
Die grünen Saaten gezeitigt,
Haſt Welten geſäugt und Welten erquickt —
Geliebt und Liebe geerntet,
Geſegnet, und rings mit Segnungen
Dein rollendes Haar bekränzt.

Schlummre ſanft
Nach dem Schweiße des Tags;
Erwache freudig
Nach verjüngendem Schlummer!
Erwach' ein junger freudiger Held!
Erwach' zu neuen Thaten!
Dein harrt die lechzende Schöpfung;
Dein harren Au'n und Wieſen;

Dein harren Vögel und Heerden;
Dein harrt der Wandrer im Dunkeln;
Dein harrt der Schiffer in Stürmen;
Dein harrt der Kranke im Siechbett;
Dein harrt der Wonnen seligste:
Die Wonne zu lieben und zu werden geliebt;
Der Seligkeiten unaussprechlichste,
Die hohe vergötternde Seligkeit: wohlzuthun.
Sink' in Frieden!
Schlummr' in Ruhe!
Erwach' in Entzückungen, Sonne!

## 25.

## f) Die Elegie.

Wenn die Elegie dadurch der Ode sich nähert, daß in ihr, wie in der Ode, das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust, der Wonne und der Wehmuth, sich ankündigt, bis zuletzt, im Augenblicke der ästhetischen Vollendung des dichterischen Erzeugnisses, das Gefühl der Lust über das Gefühl der Unlust triumphirt; so unterscheidet sie sich doch wesentlich von der Ode theils durch die Art und Weise, wie sie den Gegenstand auffaßt und darstellt, der das gemischte Gefühl der Wonne und Wehmuth in dem Gemüthe des Dichters anregte, theils durch die Milde des in der Elegie vorherrschenden Tones der dargestellten Gefühle, so wie durch die sanftere Farbengebung in Hinsicht der von dem Dichter gezeichneten Bilder. Der ästhetische Charakter der elegischen Begeisterung ist nämlich die süße Wehmuth, welche aus der Verschmelzung der gleichmäßig aufgeregten Gefühle von Lust und Unlust entsteht. In diese wehmüthige Stimmung wird aber das Ge-

müth versetzt, wenn es mit ungetheiltem Interesse ein Gut sich vergegenwärtigt, das es entweder nie zu erreichen befürchtet, oder dessen Besitz und Genuß es vergeblich erstrebte, oder bereits wieder verlor, und wo dennoch, durch die von der Einbildungskraft bewirkte idealische Versinnlichung dieses Gegenstandes, das Entzücken bei der Betrachtung desselben, oder die Sehnsucht nach demselben, oder die Erinnerung an die ehemals im Besitze desselben genossene Seligkeit, das Gefühl der Lust, freilich bald stärker, bald schwächer, ein Uebergewicht über das Gefühl der Unlust behauptet, wodurch die dichterische Begeisterung vermittelt wird, in welcher die Elegie entsteht. Die hohe dichterische Wirkung der Elegie beruht daher auf dem Verschmelzen der Gefühle der Wonne und der Wehmuth bis zum endlichen Uebergewichte des Gefühls der Lust über die Unlust, ein Uebergewicht, das entweder aus der erhöhten Vergegenwärtigung und idealischen Versinnlichung des Gutes selbst, oder aus der von der Einbildungskraft bewirkten Erneuerung der ehemals im Genusse desselben gefühlten Seligkeit, oder aus der Thätigkeit der Einbildungskraft, den Genuß und Besitz desselben in die Zukunft zu versetzen, oder aus dem mächtig aufgeregten Bewußtseyn, dieses Gut verdient, und ohne eigene Schuld verloren zu haben, oder aus dem zur ästhetischen Einheit erhobenen Bilde von der Größe des mit dem idealisch gezeichneten Gute verbundenen Genusses entspringt. Nur in dieser Stimmung des Gemüths entsteht die bezaubernde Form der Elegie, an deren Hervorbringung die Ideale der Einbildungskraft eben so vielen Antheil haben, als die erhöhte Sinnlichkeit und die im Gefühlsvermögen gegen einander ankäm-

pfenden und allmählig mild in einander verschmelzenden Gefühle der Wonne und der Wehmuth. Deshalb herrscht auch im Tone der Elegie die Wehmuth des Unvermögens, den ersehnten Gegenstand entweder in der Gegenwart überhaupt nicht zu besitzen, oder ihn bereits verloren zu haben, oder ihn nie besitzen zu können. Diese Wehmuth des Unvermögens ist Ton der Trauer, allein nicht von der Art und Stärke, wie in der Ode, wo das Gefühl der Unlust aufgeregt wird von dem wahrgenommenen Gegensatze der Beschränkungen des Endlichen gegen das Unendliche. Zugleich vergesellschaftet sich mit diesem Tone der Trauer der Ton der Freude an dem Gegenstande selbst, der nicht, wie in der Ode, als unendlich, wohl aber unter dem milden Glanze des Ideals erscheint, welches jedesmal das gebildete Wesen mit hoher Sehnsucht und mit dem Verlangen nach dessen Erreichung und Verwirklichung erfüllt. So kündigt sich im Tone der Elegie eine milde Schattirung der Gefühle an, wodurch für das Bewußtseyn zwar keine bleibende (weil ein gemischtes Gefühl kein bleibender Zustand seyn kann), aber eine unendlich süße Stimmung vermittelt wird.

Der in der Elegie in den Mittelpunct gestellte Gegenstand kann entweder sittlich und religiös seyn, oder er kann, in den Schilderungen der Liebe, der Freundschaft und der irdischen Güter überhaupt, die Farbe der geläutertsten und vollendetsten Sinnlichkeit an sich tragen. Von selbst versteht es sich, daß die grobe Sinnlichkeit von der Elegie ausgeschlossen wird, weil sie keiner idealischen Darstellung fähig ist; allein alle, mit den Gesetzen der Vernunft und mit den geläutertsten Gefühlen der Sittlichkeit vereinbaren Gegenstände

des wirklichen Lebens eignen sich für die Darstellung in der Elegie. (So z. B. Schillers Ideale; Matthissons Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses geschrieben; seine Kinderjahre; sein Genferse ꝛc.) Gleichmäßig gebietet die Elegie über die Kreise der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; oft findet sie die Gegenwart zu arm, wenn sie dieselbe mit Vergangenheit und Zukunft zusammenstellt; oft hält sie die Zukunft an den Spiegel der Vergangenheit, und erhebt die letztere über die erste; oft vergleicht sie auch die Armuth der Vergangenheit mit den in der Zukunft bevorstehenden Genüssen, die sie im Zauber ihrer Bilder im Voraus zum Daseyn ruft. Nur die Gegenwart verliert jedesmal in der Elegie bei der Zusammenstellung mit Vergangenheit und Zukunft; in der Gegenwart hat nichts Reiz, als die eben aufgeregte individuelle Stimmung des Dichters selbst, dessen Wehmuth entweder an den Farben der Vergangenheit, oder an den Bildern der Zukunft hängt.

Daß die Elegie zur lyrischen Dichtkunst gehört, ist dadurch entschieden, daß die Gegenstände, die sie schildert, unmittelbare Gefühle, und weder Gefühle, durch Ideen der Vernunft veranlaßt, noch Gefühle sind, die durch Thatsachen und Vorgänge in der Wirklichkeit angeregt werden. Vom Liede unterscheidet sich die Elegie, daß jenes den Ton einer reinen Freude, diese den Ton einer mit Wehmuth gemischten Freude enthält, weshalb denn auch, aus der religiösen Dichtkunst, alle sogenannten Bußlieder, Sterbelieder u. a. (§. 14.), nach ihrem dichterischen Charakter zur Elegie, und nicht zum Liede gehören. Wie die Elegie, dem Stoffe und dem Tone nach, verschieden von der Ode sich ankündige,

ist bereits erinnert worden; desto mehr nähert sie sich aber der Heroide, theils nach der Darstellung des gemischten Gefühls der Lust und Unlust, theils nach der beiden gemeinschaftlich milden Farbengebung und nach der Durchführung des in ihnen vorherrschenden Grundtones des Gefühls. — Zur Einseitigkeit würde es führen, wenn man die äußere Form der Elegie entweder an abwechselnde Hexameter und Pentameter, oder, wie bei den ältern teutschen Dichtern, an das schwerfällige und ermüdende alexandrinische Versmaas binden wollte; vielmehr eignet sich jedes, dem Charakter der lyrischen Form überhaupt angemessene, Metrum auch zur Darstellung der Elegie. — Wenn gleich bereits griechische und römische Dichter die Elegie anbauten; so stehen doch, unter den gebildeten Völkern der neuern Zeit, die Teutschen, in Hinsicht der Elegie, über den Britten, Franzosen und Italienern, theils nach der Mannigfaltigkeit und dem Reichthume der elegischen Form, theils nach der Innigkeit, Wärme und Zartheit des idealisirten Gefühls. (v. Haller, v. Kleist, v. Göthe, v. Schiller, Klopstock, Hölty, v. Herder, Heydenreich, Jacobi, v. Stolberg, Kosegarten, Voß, v. Matthisson, v. Salis, Manso, Tiedge u. a.)

## 26.

## Beispiele der Elegie.

### 1) von Drollinger († 1742).

### Herbstgedanken.

Der schwüle Sommer ist verschwunden,
Die Sonne läuft der kühlen Wage zu;

Die Erde neiget ſich zur Ruh
Nach ihren arbeitsvollen Stunden.
Ihr bunter Schmuck wird blöd' und alt,
Und, was ſich nächſt im Flor befunden,
Verändert Farben und Geſtalt.
Der Himmel trübet ſich. Es haucht ein friſcher Duft
Gleich einer kühlen Abendluft,
Und will des Jahres Abend kühlen.
Der Bäume Zierath weicht; die leichten Winde ſpielen
Mit dem entlaubten Schmuck! O welch ein Unbeſtand!

Doch nein, ich kenne deine Hand,
Du großer Schöpfer und Erhalter!
Des Laubes Schirm, die ſchattenvolle Wand,
Die ihrer Früchte zartes Alter
Vor Hitz' und Sturm in Sicherheit beſchloß,
Hat nun die treue Hut vollendet,
Da der verwahrte Schutz gezeitigt und geendet;
Drum fällt ſie weg, und ſtellt ihn frei und bloß.
O reicher Schatz, den wir bewundern müſſen!
Schau, wie die ſüße Laſt die ſchwanken Aeſte beugt!
Es ſcheint, als wollten ſie die werthe Mutter küſſen,
Die Mutter, welche ſie gezeugt.
Der Blätter Schmuck, der allgemach verfleugt,
Erſcheinet nun noch eins ſo prächtig.
Die ſchlanke Rebe ſteht an Frucht und Zierath trächtig.
Schau, wie ſie ihre grüne Pracht
Mit Gold und Purpur ausgeſticket;
Wie ſich ihr ſterbend Laub zu guter Letzte ſchmücket,
Und ſeinen Abſchied herrlich macht.

Wie aber? welch betrübtes Bild
Erblick' ich voller Scham und Schanden!
Ich Armer, ach! mein Herbſt iſt auch vorhanden,
Mein Sommer iſt bereits erfüllt!

Wie darf ich, Höchster, vor dir stehn,
Und mein beschämtes Haupt zu deinen Wolken strecken?
Ich bin ein kahler Baum, gleich einer dürren Hecken,
Von keinen Früchten reich, von keiner Zierath schön.
O wehe mir! Die Axt der Rache blinket schon,
Und dräut mir schnödem Holz mit dem verdienten Lohn!

Erbarme dich! erwecke meine Kraft,
Du Wesen voller Huld und Liebe;
Und fülle mich mit neuem Saft,
Mit einem gnadenvollen Triebe,
Eh mich dein Grimm zur Straf' und Flamme rafft!
Herr, laß mich noch in dieser Zeit,
Obgleich mit später Frucht, zu deinem Ruhme dienen!
So werd' ich dort in Ewigkeit
Bei dir im Paradiese grünen!

## 2) von Albr. v. Haller († 1777).

### Beim Absterben seiner geliebten Mariane.
(gedichtet 1736; — abgekürzt)

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane, welch' ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Lust, die ich an dir empfunden,
Vergrößert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

Ich seh dich noch, wie du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faßtest
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele, voll der reinsten Triebe!

Wie ängstlich warst du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Ach, herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie, wenn ich sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Im dicksten Wald, bei finstern Buchen,
Wo niemand meine Klage hört,
Will ich dein holdes Bildniß suchen,
Wo niemand mein Gedächtniß stört,
Ich will dich sehen, wie du gingest,
Wie traurig, wann ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfingest;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn,
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird an dir die Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft;
Dort schwingt sich aus den alten Grenzen
Der Seele neu enthundne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für dich;
Du mischest mit der Engel Tönen
Dein Lied und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens,

Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf;
Dort steht die Absicht unsers Scheidens
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark, und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt.
Mich überfällt ein brünstigs Hoffen;
O, sprich zu meinem Wunsch nicht nein;
O, halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu seyn.

### 3) von Hölty († 1776).

#### Die Mainacht.

Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt,
Und sein schlummerndes Licht über den Rasen streut,
Und die Nachtigall flötet,
Wandl' ich traurig von Busch zu Busch.

Selig preis' ich dich dann, flötende Nachtigall,
Weil dein Weibchen mit dir wohnet in Einem Nest,
Ihrem singenden Gatten
Tausend trauliche Küsse giebt.

Ueberhüllet von Laub, girret ein Taubenpaar
Sein Entzücken mir vor; aber ich wende mich,
Suche dunklere Schatten,
Und die einsame Thräne rinnt.

Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth
Durch die Seele mir stralt, find' ich auf Erden dich?
Und die einsame Thräne
Bebt mir heißer die Wang' herab.

## 4) von v. Herder († 1803).

### Das Grab des Heilandes *).

So schläfst du nun den Todesschlaf im Grabe,
Du junger Held, gefärbt mit schönem Blut,
Dein Leben war für tausend Lebensgabe,
Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.
Ruh' dann, erlöst von jedem Jammer,
Womit dich Menschenhärte traf,
In deiner stillen Kammer
Den schwer errungnen Schlaf.

Du aber, Freund, an diesem bittern Tage,
Komm, schau mit mir der Menschheit Scenen an.
Sieh, welch' ein Mensch! betracht' ihn still, und sage:
Wer Menschen segnender je werden kann.
Komm, laß an seiner Gruft uns denken,
Was uns im Tod allein erfreut;
Aus Liebe sich zu kränken,
Ist süße Dankbarkeit.

In Nazareth, am Galiläermeere,
Wer gab dem Jünglinge den hohen Geist,

---

*) Größtentheils ist bei dieser Elegie die ältere Ausgabe in Herders Briefen, das Studium der Theologie betreffend, beibehalten, und nicht die zweite in s. Gedichten, herausgegeb. v. J. G. Müller (Stuttg. u. Tüb. 1817) Th. 2. S. 171 befolgt worden, weil sich in derselben kaum erklärbare Nachlässigkeiten finden. Man vergleiche nur z. B. sogleich die zweite und vierte Zeile der ersten Strophe:

So schläfst du nun den Todesschlaf im Grabe,
Du junger Held, der schöne Dornen trug.
Dein Leben war für tausend Lebensgabe,
Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.

u. s. f.

Der wie entkommen schon der Erden Schwere *),
Sein Reich den Himmel, Gott nur Vater heißt,
Und schaut, wie seine Sonne leuchtet
Auf Bös' und Gute, wie sein Thau
So Ros' als Dornen feuchtet
Auf Einer Gottesau.

„Auf, laßt uns Kinder seyn der Vatergüte,
Vollkommen, wie der Herr vollkommen ist!"
So pflanzt' er in der Sterblichen Gemüthe
Unsterblichs Wesen, das sich selbst vergißt,
Und im Verborgnen schafft und flehet **),
Für Menschen schafft, für Feinde fleht,
Still für die Zukunft säet,
Und still von dannen geht.

„Glückseel'ge Armen! glücklich, die da leiden,
In sanfter Unschuld, die Erbarmenden,
Die, reines Herzens, Menschen Fried' und Freuden
Und Mitleid reichen, und den Haß bestehn.
Seyd fröhlich und getrost! euch lohnet
Im Himmel ew'ger Trost und Lohn;
Der Staub, den ihr bewohnet,
Ist bald dem Staub entflohn ***)."

„Auf, seyd der Zeiten Licht, das Salz der Erde,
Ein Stern der Nacht, ein Keim der Fruchtbarkeit.
In euch ist Licht, damit Glanz um euch werde;
In euch ist Gold, das ihr den Menschen leiht.

---

*) Hier hat die ältere Ausgabe: Erdensphäre.

**) Hier hat die neue Ausgabe: schafft und betet, ohne doch die drei folgenden Zeilen zu verändern, wo säet nicht auf betet sich reimt.

***) So die ältere Ausgabe. Die spätere hat:
Wo jeder Gute wohnet,
Dem Haß der Welt entflohn.

Auf! dringet durch der Sieger Pforte!
Eng ist die Pforte, schmal der Weg,
Zum höchsten Freudenorte
Ein unbetretner Steg *)!"

Er sprachs, und ging voran die Donnerpfade **),
Die noch dem Sterbenden sein blutig Haupt
Im Kranze schmückten. Haupt, du lächelst Gnade,
Als hätte Ros' und Lorbeer dich umlaubt.
Entschlummre! — Bald wird deine Krone,
Siegprangend, wie der Sterne Glanz,
Dem Menschengott zum Lohne,
Ein ew'ger Gotteskranz.

Denn, sanft wie Gott, gefällig gleich den Engeln,
War Güte nur und Huld sein Königreich.
Mitfühlend unsrer Last und unsern Mängeln,
Nur sich allein an Kraft und Würde gleich.
Einsam im lauten Weltgetümmel
In seine Größe still verhüllt,
So stralt am hohen Himmel
Die Sonne, Gottes Bild ***).

Und konnten dem ein Unheil Fromme stiften?
Die Priester, ach, ergrimmte sein Bemühn.

---

*) So die ältere Ausgabe. Die spätere:
Der zu dem Freudenorte
Führt unbetretnen Steg.

**) So die ältere Ausgabe. Die spätere:
So sprach er, und ging selbst der Dornen Pfade.

***) So die erste Ausgabe. Die spätere hat:
Ein Gotteseifrer ohn' Entrüsten,
Der, nie verhöhnend, oft beweint,
Was Menschen dulden müßten,
Ein echter Menschenfreund.

Sie riefen ihn aus ihren alten Schriften,
Und als er kam, erwürgten Prieſter ihn.
Zu ſchwer der Heuchelei geworden,
Entging er ihrer Tücke nicht.
Ihn riß der Segensorden
Ins ärgſte Blutgerüſt *).

Wie? hatt' er nicht ſchon lebend viel gelitten?
Er, deſſen Herz das Mitleid ſelber war.
Ein zarter Sproß, um den die Stürme ſtritten,
Ein Arzt, dem fremdes eignes Leid gebahr,
„Laß dieſen Kelch vorübergehen!
Doch Vater, du haſt ihn gefüllt.
Dein Wille ſoll geſchehen;
Nicht ich, wie du, Herr, willt!"

Er trank den Kelch, und als nun ſeine Glieder
Gefühl der Gottverlaſſenheit durchdrang;
Schon drückte Nacht die matten Augenlieder,
Des ſchweren Hohnes ſchwarze Wolke ſank,
Zerriſſen war der letzten Schmerzen
Geliebter Knote, der den Freund
Mit Freund- und Mutterherzen
Im Tode noch vereint;

Da blickt' er auf und ſah die ſchönen Auen,
Die er dem Sünder Mitleidsvoll verhieß.
„Gedenk' an mich, und laß dein Reich mich ſchauen;
„Heut ſollſt du's ſchaun, der Freuden Paradies."
„Empfang' in deine Vaterhände
Den matten Geiſt — es iſt vollbracht!"
Da kam ſein ſtilles Ende,
Sein Auge brach in Nacht. —

---

*) Dieſe ganze kräftige Strophe fehlt in der neuen Ausgabe.

Nicht Thränen, Freund, ein Leben ihm zu weihen,
Wie seines, das nur ist Religion.
Was ihn erfreute, soll auch uns erfreuen,
Was er verschmähte, sey uns schlechter Lohn.
Mit Güte Bosheit überwinden.
Undank der Welt, wie er, verzeihn,
Im Wohlthun Rache finden,
Soll Christenthum uns seyn!

## 5) von Joh. Georg Jacobi († 1814).

### Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenhügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier genetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

Die auf dem einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallet schon die Trauer;
Du Linde rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.

Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort; du aber schlägst
In modervolle Grüfte

Die Wurzel, ſchmückeſt dich, und trägſt
Empor die Blüthendüfte.

Auf Erden ſieht man immer ſo
Den Tod ans Leben grenzen;
Doch ewig kannſt du, ſtolz und froh,
Die Aeſte nicht bekränzen.
Es trocknet ſchon der Jugend Saft
In dir; Verweſung winket,
Bis endlich deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber ſinket.

Wann aber dein Geflüſter auch
Verſtummt an dieſen Hügeln;
So bringet neuen Frühlingshauch
Der Weſt auf Roſenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! der große Lebensquell
Verſiegt dem Geiſte nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie ſo hell
In dieſer Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferſtehen!

### 6) von Manſo.

### Was ſie mir nahm und gab.

Auch mich hat einſt der Wahn argloſer Seelen,
Der ſchmeichelnde, geliebt zu ſeyn, beglückt,
Und unterm Schlag tonreicher Philomelen

Ein Schwanenarm ans volle Herz gedrückt.
„Nimm, sprach zu mir, am schönsten meiner Tage,
Die lieblichste der Grazien,
Nimm diesen Kuß, daß man, dich neidend, sage:
Auch er war in Arkadien!"

Ich nahm den Kuß, und von mir selbst geschieden,
Fühlt' ich für nichts, als für die Schmeichlerin.
An sie verlor mein Herz den goldnen Frieden,
Ihr opfert' ich den sorgenfreien Sinn.
Mein Leben war Gedanke an die Traute,
Mein kleinster Wunsch ihr Eigenthum,
Und jedes Lied in die gewölbte Laute
Ein süßes Lied zu ihrem Ruhm.

Oft frägt' ich sie, wenn meine Silbertöne
Ihr Ohr verschlang: „Was schenkst du mir dafür?"
„Nimm diesen Kuß, erwiederte die Schöne,
Und sey mir treu, mein Herz gelob' ich dir!"
Und ich, berauscht von ihren Nektarküssen,
Ließ ruhig in ihr Netz mich ziehn.
So hat sie schlau, was mein war, mir entrissen,
Und von dem Ihren nichts verliehn.

O tief hinab in Lethens Strom versenken
Möcht' ich das Bild, das meinen Jammer nährt —
Und doch, und doch ist mir das Angedenken
An ihre Huld und meine Qual so werth;
Und doch gewann ich, in der wunderbaren,
Mir täglich süßern Dienstbarkeit,
So manches, was mein Herz sich zu bewahren,
Mein Geist sich zu erneuern freut.

Wer sonst, als sie, gab mir das süße Sehnen,
Das bald mit Lust, und bald mit Schmerz erfüllt?
Wer lehrte mich, was aus der Duldung Thränen

Für himmlisches Entzücken niederquillt?
Was zog mich zu der Freude Melodieen,
Und band mich an der Schwermuth Ach?
Was gaukelt noch in bunten Phantasieen
Mir in vertraute Schatten nach?

Vergiß dein Wort und mich, Adelaide,
Vergiß den Kuß, mein theures Unterpfand!
Ich werde nie dein zu gedenken müde,
Und ehre gern, was ich für dich empfand!
Das Saitenspiel, das mir im Busen tönet,
Ist deiner Liebe Wiederklang;
Was heute noch mich mit der Welt versöhnet,
Der Traum, der schmeichelnd mich umschlang.

### 7) von v. Matthisson.

### Wunsch. An Salis.

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Der Strauch der Heimath, welcher des Hänflings Nest
Mit Kühlung deckte, säuselt doch lieblicher,
O Freund, als alle Lorbeerwälder
Ueber der Asche der Weltbezwinger.

Der Bach der Blumenwiese, wo ich als Kind
Violen pflückte, murmelt melodischer
Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,
Als die blandusische Silberquelle.

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreihn
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,
Entzückt mich höher, als der Alpen
Blendender Gipfel im Rosenschimmer.

Drum möcht' ich einmal, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur noch segnen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Dann mag des Todes lächelnder Genius
Die Fackel plötzlich löschen; ich eile froh
Zu Xenophons und Platons Weisheit,
Und zu Anakreons Myrthenlaube!

## 8) von Mahlmann.

### Das Grab.

Selig die Todten!
Sie ruhen und rasten
Von quälenden Sorgen,
Von drückenden Lasten,
Vom Joche der Welt und der Tyrannei;
Das Grab, das Grab macht allein nur frei.

Ueber der Erde,
Da walten die Sorgen; —
Im Schooße der Mutter
Ist jeder geborgen!
O Nacht des Todes, du bettest weich; —
Das Grab, das Grab macht allein nur gleich.

Land der Verheißung,
Du führest die Müden
Nach brausenden Stürmen
Zum seligen Frieden.
Wann Freude verschwindet, wann Hoffnung verläßt;
Das Grab, das Grab hält den Anker fest.

Wieder sich finden,
Und wieder umarmen,
Und wieder am Herzen

Geliebter erwarmen!
Und ewig zu leben im süßen Verein! —
Das Grab, das Grab wird uns all' erfreun!

Kränzet die Thore
Des Todes mit Zweigen!
Und tanzt um die Gräber
Den fröhlichen Reigen!
Und steuert muthig zum Hafen hinein,
Das Grab, das Grab soll Triumphthor seyn!

## 9) von Fr. Adolph Kuhn.

### Elegie an einen Wahnsinnigen.

Vergieb, mein Bruder, daß der Harfe Saiten
Den Klaggesang der Wehmuth nicht begleiten,
Den mancher Mund dir noch entgegenträgt;
Daß ich im Kerker deiner Mißgeschicke
Noch einen Stral, noch Labungen erblicke,
Die Sonnenlicht in keinem Busen hegt.

Zwar beut kein Licht dir seine sanfte Rechte,
Dein Leben ist wie dumpfe Mitternächte,
Dein Herz ein auferstehungsloses Grab;
Du bist nur dir dein ewiger Genosse,
Erspähst vom Leben nur die nächste Sprosse,
Und taumelst wie ein Irrlicht dann hinab.

Kein lichter Tag entzückt aus deinen Grüften
Dich Modernden zu seinen Rosenlüften,
Wenn Lenz Natur wie seine Braut umfängt;
Kein halber Schimmer jubelnder Gefühle,
Kein Odem aus der Schöpfungen Gewühle
Hat sich in deine Felsenbrust gedrängt.

Der beſſern Erdenliebe Schmeichelworte
Zerſprengten nie für dich die goldne Pforte
Des Allerheiligſten, das Geiſtern prangt;
Und nie haſt du, an Menſchen hingeſunken,
Aus vollem Kelch die Wolluſt dir getrunken,
Die eine Welt für ihren Kuß verlangt!

Beweint von Keinem, wie nur wenig ſanken,
Wirſt du allein, allein zum Grabe wanken,
Allein und unbegrüßt dort auferſtehn;
Und wenn ſich dort die Freunde jauchzend winken,
Sich glühend Seelen in die Arme ſinken,
Dich freudelos und ewig einſam ſehn.

Von Weiheſtunden nimmer aufgefordert,
Hat nie dein Geiſt zu Gott emporgelodert,
Und nimmer dich ſein Odem mild umrauſcht,
Und nimmer hat im Reiche der Naturen,
Im Sternenflug, auf lichten Sonnenfluren
Dein matter Blick Unſterblichkeit belauſcht.

Vergieb, mein Bruder, daß der Harfe Saiten
Den Klaggeſang der Wehmuth nicht begleiten,
Aus deren Blick dir manche Zähre dringt,
Und höre mich, für den in hellen Stunden
Gefühl und Geiſt wohl einen Kranz gewunden,
Wie er nicht alle Locken hier umſchlingt.

Ha jubie! von der Menſchheit losgeriſſen
Wirſt du auch nie vom grauſen Schickſal wiſſen,
Wo Edle wild den Adelsbrief entweihn;
Wo die, die Göttlichkeit im Buſen tragen,
Gleich Raſenden dem Sonnenlicht entſagen,
Um in der Finſterniß ſich fremd zu ſeyn.

Kein Freund wird dich zum frohen Gotte lügen,
Und dich zuletzt um jenen Schwur betrügen,
Der in dem Bruder Bruderſinn erblickt.

Kein Liebeskuß wird mit entflammten Zügeln
Dich in der Träume Feenland beflügeln,
Aus dem ein Blitz dich in die Hölle ſchickt.

Kein Kraftgefühl wird unter ſeinen Fahnen
Um hohe That, um Heldenkampf dich mahnen,
In dem zerknickt ſo oft der Arm erliegt,
Und Phantaſie wird nie mit ihren Stralen
Ein Aetherbild aus dir und Träumen malen,
Das deiner ſpottend über Sterne fliegt.

Aus wildem Sturm, aus abgerißnen Aeſten,
Aus Hütten, aus verzweifelnden Palläſten,
Aus Wogentrümmern, aus der Raſengruft
Wird nie dein Ohr in dumpfen Trauerchören
Das bange Sterbelied der Trennung hören,
Das fürchterlich durch unſre Jubel ruft.

Was nie ein Thor, ein Weiſer nie errungen,
Das iſt nur deiner ſchwachen Hand gelungen,
Die nimmer ſolchen Würfen nachgeſtellt.
Emporgehoben über alles Sehnen,
Und über alle Freuden, alle Thränen,
Biſt du allein dir ewig deine Welt.

Drum zürne nicht, daß meiner Harfe Saiten
Den Klaggeſang der Wehmuth nicht begleiten,
In deren Wimper manche Zähre bebt;
Und du, o Geber mancher ſchwülen Tage!
Vergieb, daß ich den Mann nicht ganz beklage,
Den Wahnſinn auf in kühle Zonen hebt!

## 10) von Koſegarten († 1818).

### Der Maalſtein.

Wen haben ſie hier in den Staub gebettet?
Wen in die Nacht, die eiſerne, verſcharrt?

Aus der kein Hahnenschrei, kein weckend Frühroth rettet,
Auf die kein Sonnenaufgang harrt?

In jene Nacht, in die kein Laut des Lebens,
Kein leiser Hoffnungslispel niederwallt;
Für die der Freude Sturm, der Angst Geheul vergebens
Empor zum blauen Bogen hallt.

In jene Nacht, in die der Wittwe Stöhnen,
Der Waisen Klage nicht hinunterdringt;
In jene Fernen, draus kein Flehen und kein Sehnen
Den theuren Flüchtling wiederbringt.

Bist du es, Edler, der in unserm Kreise
So würdig und demüthig wandelte?
So friedlich und so still, so schlecht und recht, so weise
Und christlich dacht' und handelte?

Geschlossen ist dein freundlich Aug' auf immer?
Verriegelt ewig dein mitleidig Ohr?
Du liegst und schläfst, und schlägst die schweren Wimper nimmer
Aus deinem Todesschlaf empor?

Und Herzensgüte, Herzensreinheit wäre
Nicht besser, als das Gras, das Wiesen schmückt
Und in der Sonne dorrt? nicht edler, als die Aehre,
Die halbgereift der Sturmwind knickt?

Nein, Menschenfreund, in diesem engen Hause
Wohnt nicht dein beßres Selbst, dein wahres Du!
Dein wahres Du, verschmähend dieser Welt Karthause,
Flog jenen schönern Welten zu.

Nur dein Gewand, zerrissen und zertrümmert,
Vertrauten wir der großen Mutter Schoos, —
Ein Samenkorn, dem einst der Menschheit Blum' entschimmert,
Unkränkbar, schmerzlos, todeslos.

Du ſelbſt, Verklärter, ſchwangſt mit Lichtſtralsſchnelle
Dich über Erdengram und Sargesnacht
Und Grabeseng' empor zu deines Edens Schwelle,
Wo dir ein mildrer Himmel lacht;

Wo eine ſchön're Sonne dich umlächelt,
Wo eine ſchön're Erde dich umglänzt,
Wo linde Kühlung dir die heißen Schläfen fächelt,
Und der Vollendung Kranz dich kränzt. —

Wie war dir, Sel'ger, als die neue Sonne
Dir Staunenden entgegen funkelte?
Als dich des Paradieſes namenloſe Wonne
Hochwogig überflutete?

Als Er, der Menſchenretter Erſter, Größter,
Als Jeſus Chriſtus lächelnd zu dir ſprach:
„Sey mir gegrüßt, Geliebter, ſey getroſt, Erlöſter!
Dir folgen deine Thaten nach.“

„Mich hungerte, und du haſt mich geſpeiſet!
Mich ſchauderte, und du haſt mich erwarmt!
Nackt war ich und entblößt, verlaſſen und verwaiſet,
Und du haſt meiner dich erbarmt!“

„Ich ward verklagt, und du haſt mich vertreten;
Krank lag ich, und du nahmſt dich meiner an;
Gefangen ſaß ich hart, du haſt mich losgebeten,
Und mich befreit von Acht und Bann!“

Da ſprachſt du: „Herr, mein Heiland, Quell des Guten,
Wann hätt' ich jemals hungernd dich erblickt,
Dich, der die Raben ſpeiſt? dich durſtig, der mit Fluten
Lebend'gen Waſſers uns erquickt?

Dich nackend, der die Frühlingsanger kleidet,
Dich eingekerkert, der die Himmel füllt,
Dich heimlos, der in Eden neue Roſen weidet,
Dich krank, dem alle Kraft entquillt?

Doch liebend ſchaute Jeſus auf dich nieder,
Und: „Wahrlich, ſprach er, Freund, ich ſag' es dir:
Was du gethan haſt Einem meiner kleinſten Brüder,
Das thateſt du, mein Bruder, mir.“ —

O ſüßes Wort! So hoch lohnt Jeſus Chriſtus
Dem Mann, der wie ſein Ich die Brüder liebt!
Der, ſchauend auf ſein großes Vorbild Jeſus Chriſtus,
Barmherzigkeit an Brüdern übt.

Barmherzigkeit, du Zarte, Klare, Milde,
Einfältig, anſpruchslos, voll Kraft und Ruh,
Du allerſchönſter Zug aus Gottes Ebenbilde,
Barmherzigkeit, wie ſchön biſt du!

Barmherzigkeit, du träufſt in Todeswunden
Des Mitleids Oel, der Hoffnung Labewein;
Die ſchauerliche Nacht der letzten bangen Stunden
Erhellt dein ſanfter Mondenſchein.

Barmherzigkeit, du führſt uns ſtracks und grade
Zum Vater der Barmherzigkeit empor,
Knieſt an des Richters Stuhl, und fleheſt Gnade,
Gnade,
Und ſprengſt des Paradieſes Thor.

Barmherzigkeit, du flichtſt in ſtiller Schwermuth
Um unſre Todten dieſen Rosmarin,
Der blühn und duften ſoll, bis Rosmarin und Wermuth
Nicht mehr auf Leichenhügeln blühn!

## 27.

### g) Die Heroide.

Die Heroide iſt eine Elegie, doch mit der Eigenthümlichkeit, daß in derſelben der Dichter nicht in ſeiner Perſon, ſondern im Charakter einer abwe-

senden Person, gewöhnlich eines Verstorbenen, spricht, und auf diesen den Ausdruck seiner Gefühle überträgt. Die Benennung gehört dem Ovid, welcher in 21 Heroiden ausgezeichnete und bereits vollendete Individuen aus dem heroischen Zeitalter unter der lyrisch-epistolischen Form vergegenwärtigte. Denn dadurch eben gehört die Heroide, obgleich ihr äußeres Gewand epistolisch ist, zunächst zur lyrischen Form der Dichtkunst, daß in ihr weder Thatsachen, noch Grundsätze und Lehren versinnlicht, sondern individuelle Gefühle unter einer idealischen Haltung dargestellt werden. Enthielte die Heroide gleichmäßig oder abwechselnd die Schilderung von individuellen Gefühlen, Thatsachen und Lehren; so müßte sie, in der Theorie, als Untergattung der poetischen Epistel unter der Ergänzungsklasse dichterischer Formen aufgeführt werden.

Sie wird aber, durch den in ihr vorherrschenden Grundton eines aus Wonne und Wehmuth gemischten Gefühls, eine Untergattung der Elegie. Die bald stärkere, bald schwächere Farbengebung in der Darstellung dieses gemischten Gefühls beruht theils auf dem in der Heroide versinnlichten Stoffe, theils auf der Lebendigkeit und Stärke der in dem Dichter aufgeregten Gefühle. So wie die einzelnen Elegieen an Fülle der Bilder und Kraft des Tones sehr von einander verschieden sind; so auch die Heroiden. Die dichterische Literatur der Britten, Franzosen und Italiener erscheint verhältnißmäßig reicher im Anbau der Heroide, als die teutsche, in welcher unter den Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts Hoffmannswaldau und Lohenstein, und unter den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts Dusch, von Trautzschen, Schiebeler und

Eschenburg sehr mittelmäßige Heroiden schrieben, und nur Wielands acht Briefe der Verstorbenen an hinterlassene Freunde (im zweiten Supplementbande seiner sämmtlichen Werke, S. 201 ff.) sich auszeichnen. Eine nicht unbrauchbare Sammlung: Heroiden der Teutschen, erschien von Fr. Raßmann, Halberst. 1824, wo, außer einer aufgenommenen Heroide von Wieland, auch eine von Bürger (frei nach Pope), eine von Tiedge, Rosegarten, Aug. Wilh. Schlegel, und von einigen minder wichtigen Dichtern, mitgetheilt worden sind.

Weil übrigens jedesmal der Theorie, in Hinsicht der einzelnen Formen der Sprachdarstellung, der vielseitige Aubau dieser Formen durch die Classiker vorausgehen muß, bevor die Theorie derselben umschließend und erschöpfend entwickelt werden kann; so darf es nicht befremden, daß die Theorie der Heroide hinter der theoretischen Darstellung der übrigen lyrischen Formen zurücksteht, weil eben diese Form von ausgezeichneten Dichtern verhältnißmäßig am wenigsten angebaut worden ist. Unverkennbar ist der dichterische Stoff der Heroide weit beschränkter, als der Stoff der Elegie überhaupt; denn es sind Verstorbene, es sind vollendete Wesen, die in derselben redend, und nach dem ihnen von dem Dichter beigelegten Tone des Gefühls, eingeführt werden. Doch würde das Gebiet des Stoffes der Heroide noch mehr beschränkt werden, wenn die von einigen Theoretikern aufgestellte Bedingung gelten sollte, daß die aufgeführten Individuen und ihre Verhältnisse allgemein bekannt seyn, und von dem Dichter nach ihrem geschichtlichen Charakter geschildert werden sollten. Dies ist allerdings in einzelnen Heroiden der Fall, nicht aber eine unerläßliche Forderung an

die Heroide überhaupt. Denn warum soll die schöpferische Einbildungskraft des Heroidendichters in Erfindung des Stoffes beengter seyn, als des Dichters der Elegie, der Ode, der Epopöe und andrer dichterischer Formen? Nicht der geschichtlich vorhandene, nicht der von dem Dichter idealisch geschaffene Stoff, sondern die vollendete Form der Darstellung entscheidet über den ästhetischen Gehalt der Heroide. Wohl aber muß der Heroidendichter, der einen geschichtlichen Stoff wählt (z. B. Brutus, Cäsar u. a.), dem in Thatsachen ausgeprägten Charakter seines Helden treu bleiben.

Nach den besseren, in der teutschen und ausländischen Literatur vorhandenen, Heroiden unterscheiden sich dieselben von den Elegieen weniger durch den in beiden vorherrschenden Grundton des gemischten Gefühls der Wonne und Wehmuth, als durch eine größere Ausführlichkeit der Darstellung, welche eine vollständigere Schilderung der individuellen Gefühle, und der diese Gefühle veranlassenden Verhältnisse, verstattet. Doch eben in dieser lyrischen Mahlerei muß der Dichter nach der ganzen Lebendigkeit und nach dem Reichthume seiner Einbildungskraft sich ankündigen, damit nicht Einförmigkeit und Eintönigkeit die Form der Heroide drücke, und den ästhetischen Eindruck derselben vermindere und verdunkle. Wird aber diese Klippe von dem Dichter vermieden; so beruht unverkennbar das hohe Interesse, das die Heroide als lyrische Form gewährt, auf der stillschweigenden Annahme einer fortdauernden Verbindung zwischen den Vollendeten und ihren auf Erden zurückgebliebenen Geliebten, einer Verbindung, die von allen Mängeln der Sinnlichkeit, von allen auf Erden be-

stehenden Ungleichheiten der persönlichen und bürgerlichen Verhältnisse befreit, und von der Ruhe und Seligkeit des Zustandes vollendeter Geister umflossen ist.

28.

## Beispiel der Heroide.

### Alexis an Dion, (abgekürzt) von Wieland († 1813).

Freund, die Liebe, die uns im irdischen Leben vereinte,
Hat mein Sterben erhöht. Wie könnt' ich mein irdisches Glück dir
Länger verhehlen, da einst uns jede Freude gemein war?
Billig weih' ich die Erstlinge dir der himmlischen Früchte,
Deiner göttlichen Freundschaft, die ich mit Seraphim breche.
Doch du genießest sie schon, indem dein Freund sie genießet,
Und durch dich sie genießt. Welch eine himmlische Wollust
Muß es durch dein Innerstes athmen, das süße Bewußtseyn,
Einen Engel gebildet zu haben! So lohnet die Weisheit!
Dion, du weißt, wie freudig der Tod mich fand, ihm zu folgen,
Ja ganz thränenfrei, hätte mich nicht mein Dion gehalten,
Und die Klagen der zärtlichen Schwester. — Ich hoffte vom Tode,
Was mir ein nächtliches Leben verweigert hatte; still lauschend
Horchte mein Ohr dem Rauschen des Todesengels entgegen,
Dem ich flehte zu eilen. Er kam. Sein kältender Anhauch
Schauerte sanft durch jede Ader; nur flatternden Lüftchen
Aehnlich, berührte mein Ohr die weinende Stimme der Freundschaft,

Und jetzt ſank ich in ſüße Betäubung, ſo ſanft, wie der Abend
In die Arme der Nacht auf weiche Blumen dahin ſinkt.
Als ich erwacht', o Wunder, ſo ſchwebt' ich, vom Körper entfeſſelt,
Und von ätheriſchem Schimmer umfloſſen, über dem Lager,
Wo ich die irdiſche Hülle gelaſſen, um die ihr im Kreiſe
Sprachlos ſtandet. Mit ſchüchternem Blick voll froher Verwund'rung
Sah ich zweifelnd umher, und des Lichts noch ungewohnt, ſchloſſen
Immer die Augen ſich wieder, wiewohl der irdiſche Mittag
Einem ätheriſchen Auge nur matter dämmernder Glanz ſcheint.
Eine Göttergeſtalt trat aus dem eröffneten Lichtkreis
Majeſtätiſch hervor, und löſchte der irdiſchen Schönheit
Dunklere Bilder aus meinem Gemüth', wie die ſteigende Sonne
Schnell das Morgengewölk und die flüchtigen Schimmer der Dämmrung
Löſcht, und in triumphirendem Glanz den Himmel erfüllet.
Mein zu junges Geſicht ertrug den Anblick des Engels
Einen Augenblick kaum; ich ſank in ſanfter Betäubung
Ihm in die zärtlich eröffneten Arme. Die himmliſchen Lüfte,
Die ſein duftender Fittig verweht', erweckten bald wieder
Mein entſchlafnes Gefühl. Er hatte mit ſchwächeren Farben
Seine zu göttliche Pracht gemildert. Jetzt ſah ich ihn kühner
Und bald unverrückt an; die Liebe, die mir ſein Lächeln
Eingoß, ſtärkte mein Auge zum überirdiſchen Anblick.
Er hieß mich folgen. Mein Blick zerfloß in der blendenden Ausſicht
Durch den ätheriſchen Raum. Sein unermeßlicher Umfang
War noch glänzendes Chaos für mich; ich ſchaute verwundernd

In die ätherischen Felder. Da flammten unzählbare Sterne
Um mich in grenzlosen Weiten; die einen schossen wie Blitze
In das geblendete Auge; die andern, dem Abendstern ähnlich,
Hauchten ein sanfteres Licht. In weiten helleren Kreisen
Ruhten die Sonnen in göttlicher Pracht, in kreisendem Fluge
Drängten sich, zahllos, die Erden zu ihrem beseelenden Lichte.
Dreimal sank ich entzückt auf mein Antlitz; erhabene Gedanken
Schwellten in meiner Seele sich auf, und strebten gen Himmel,
Hin zu dem göttlichen Licht, von dem die Funken hier schwammen.
Auch der Engel, wiewohl des göttlichen Schauspiels gewohnet,
Theilte mein Entzücken, und sah mit denkenden Augen
Bald in die sternvolle Tiefe, bald auf mein Antlitz, das heller
Schimmert'. Jetzt blickt' ich behend in den glänzenden Abgrund zurücke,
Athmete geizig die himmlische Luft, und fühlt' es, o Dion,
Daß hier mein Vaterland sey. Wir flogen weiter. Die Freude
Ueber mein neues Leben gab meinem Fluge des Lichtes
Schnelligkeit. Ganze Himmel entflohn mit ihren Gestirnen
Unter uns weg. Schon schaut' ich mit festern, geübteren Blicken,
In den ätherischen Ocean hin. Wie staunt' ich auf's neue,
Da ich, was ich für Wüsten gehalten, voll Wesen erblickte.
Freund, ich erstaunte noch mehr. Doch könnt' ich, was ich gesehen,
In der irdischen Sprache dir mahlen? Die Sprache der Engel

Selber iſt noch zu arm, die Wunder des Schöpfers zu nennen.
Mein Begleiter ſah meinen Geiſt in Bewund'rung verſunken,
Ob ich gleich ſchwieg. Er ſagte: wie billig entzückt dich der Anblick
Einer dir neuen Schöpfung! Du glaubſt, die Gottheit zu ſehen,
Die du vorher nur geahnt. Du fühlſt ſie dir näher, und ſchmeckeſt
Still in dir ſelbſt die Seligkeiten des großen Gedankens,
Daß, der dieſe Himmel ins Leben hauchte, dich liebet.
Hier, hier wachſen die Flügel der Seele, die göttliche Liebe,
Liebe zum einzigen Weſen, dem alle Herzen gehören.
Nur der thieriſche Menſch, verſunken im Schlamme des Stoffes,
Hat kein Auge, das Licht, das ihn durchleuchtet, zu ſehen,
Hat kein Ohr, zu vernehmen, was jeder Laut in der Schöpfung,
Was ihm der mächtige Einklang von allen Welten verkündigt.
Während mein Führer dies ſprach, entdeckte ſich endlich die Sphäre,
Die ich bewohne, dem ſuchenden Aug'. Aus hundert Geſtirnen
Stralte ſie prächtig hervor. Mit dreimal ſchnellerem Flügel
Flohn wir ihr zu; ein ſüß erquickender zirkelnder Lichtſtrom
Ging von ihr aus; nie gefühlte Wolluſt durchſtralte meln Weſen.
Ich empfand, daß der Leib, womit mein himmliſcher Schutzgeiſt
Mich im Tode bekleidet, für dieſe Sphäre geſchaffen,

Seine Geburtsluft hauchte, er ſchien mir verklärter und leichter.
Sieben ſaffirne Monde gehn mit harmoniſchen Schritten
Um ſie herum. Mit der ſanften Dämm'rung des fernſten Begleiters
Sanken wir auf die ſchönſte der Welten. — Doch, Dion, hier ſchweigen
Alle Menſchenbegriffe; was ich gefühlt und geſehen,
Wirſt du alsdann erſt fühlen und ſehn, wann die einzige Hoffnung,
Die der Tugend auf Erden erlaubt iſt, der Tod dich mir zuführt.
Hier, wo ich wohn', iſt Sitz der Schönheit. Die übrigen Sonnen
Scheinen nur Schatten von ihm. Ein Engel, der tauſend Olympe
Durchgeflogen, verweilet ſich hier; ſein Fuß, wie geheftet,
Säumt auf den lazurnen Hügeln, und faſt vergißt er im Anſchaun
Seines Fluges erhabenen Zweck. — Hier herrſchet die Weisheit
Schattenfrei, einfach, göttlich, die Schöpferin ewiger Wolluſt.
Jeglicher Blick iſt Wahrheit, in jeder Empfindung der Himmel,
Jede Minute ſchwingt ſich, mit Lobe der Gottheit beladen,
Zum benachbarten Himmel der Himmel. Die heiligen Geiſter,
Die hier wohnen, umarmen mich irdiſchen Fremdling ſo zärtlich,
Als ſie einander umarmen. Ich ruh' an der reinſten Freude
Ewigem Brunnen. Ich bet', in Entzückungen ausgegoſſen,
Ihn, den Unendlichen, an, der mich durch Tiefen von Liebe

So beseligt hat. — O Freund, zu welchem mein Herz sich
Mitten aus diesen Freuden nach deiner Erde gezogen
Fühlet, mein ähnlichster Freund, wann kommst du, die Früchte der Tugend
Mit mir von Bäumen des Lebens zu brechen? Wann werd' ich dich wieder
Sehen, mit dir das Glück, das ich dir danke, zu theilen?

## 29.

### h) Die Cantate.

Die Cantate gehört zur lyrischen Form der Dichtkunst, weil sie Gefühle darstellt; allein ihre Eigenthümlichkeit und ihre Verschiedenheit von allen übrigen Formen der lyrischen Dichtkunst beruht auf ihrer Bestimmung zur Darstellung vermittelst der Tonkunst. Es ist daher die Cantate ein Erzeugniß der lyrischen Dichtkunst, dessen Stoff der Darstellung durch die Tonkunst fähig, und dessen Form auf diese Darstellung und Durchführung durchgehends berechnet ist. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, ist der eigenthümliche Charakter der Cantate mehr ein äußerer, als ein innerer; doch muß, eben weil die Cantate erst durch die Verbindung der Dichtkunst und der Tonkunst Ein ästhetisches Ganzes bilden soll, die ganze dichterische Form derselben mit Beziehung auf das ihr zu ertheilende tonkünstlerische Gewand behandelt werden.

Im Kreise der lyrischen Dichtkunst bildet aber die Cantate nicht blos nach dieser ihrer äußern Eigenthümlichkeit, sondern auch nach dem in ihr vorherrschenden Tone der dargestellten Gefühle eine selbstständige, von den übrigen Formen der lyrischen Dichtkunst verschiedene, Form. Denn, nach

den im Gebiete der teutschen Sprache vorhandenen Mustern in der Cantate ist sie durchaus nicht blos eine Untergattung des Liedes, wie die Dithyrambe von der Hymne, und die Heroide von der Elegie; sie kann sich vielmehr, nach dem Ausdrucke, der Fülle und Stärke des Tones der Gefühle, eben so der Ode, der Hymne und der Elegie, wie dem Liede nähern; es können in ihr reine Gefühle der Freude und Wonne, wie reine Gefühle der Wehmuth und Trauer, und gleichmäßig auch gemischte Gefühle der Lust und Unlust, bald in der Milde der elegischen Stimmung, bald in dem kühnen Schwunge der Ode und Hymne aufgestellt werden; bald können die Gefühle des Unendlichen und Endlichen in der Cantate in einem stark versinnlichten Gegensatze sich ankündigen, bald aber auch mit sich im Gleichgewichte stehen. Dazu kommt, daß in längern Cantaten, oder sogenannten Oratorien, eine große Abwechselung, Mannigfaltigkeit und Schattirung des lyrischen Tones in den Arien und Chören statt finden kann, besonders wenn durch die Recitative die Uebergänge aus dem einen Gefühle in das andere gehörig geleitet werden. Doch müssen, ungeachtet dieser Abwechselung und Schattirung der dargestellten Gefühle, die sämmtlichen einzelnen Theile der Cantate, deren Aufeinanderfolge gleichmäßig von dichterischen und tonkünstlerischen Rücksichten abhängt, überhaupt Ein ästhetisches Ganzes bilden, dessen Vollendung auf der innern Einheit und auf dem psychologischen Zusammenhange aller in der Cantate im Einzelnen verzeichneten und dargestellten Gefühle beruht. Weil aber die Cantate zunächst und durchgehends auf die tonkünstlerische Darstellung berechnet ist, und nur diese erst als Kunstwerk vollen-

det wird (nach demselben Verhältnisse, in welchem die Oper, in der dramatischen Form der Dichtkunst, zu den übrigen Gattungen und Arten des Drama sich ankündigt); so muß auch der Dichter dem Tonkünstler vorarbeiten. Er darf daher die tonkünstlerische Behandlung weder bei der Wahl des Stoffes und des Metrums, noch bei dem Wechsel und der Aufeinanderfolge der einzelnen Recitative, Arien und Chöre, ja selbst nicht bei der Anwendung und Stellung der einzelnen Vocale aus dem Auge verlieren. Daraus folgt für die technische und ästhetische Gestaltung der Cantate, daß der Dichter und Tonkünstler auf halbem Wege sich begegnen müssen; daß aber auch der Dichter der Cantate die Grundsätze der Tonkunst verstehen und sich aneignen, so wie der Tonkünstler der dichterischen Begeisterung zu folgen im Stande seyn soll.

Dem Stoffe nach, den die Cantaten behandeln, sind sie entweder religiöse oder weltliche. Die religiösen Cantaten versinnlichen, unter der vollendeten Einheit einer ästhetischen Form, bald die Eigenschaften und die Größe Gottes, die Verhältnisse, in welchen er zu uns stehet, und in welchen wir zu ihm stehen; bald die Tugenden, zu denen wir berufen sind, so wie die Verirrungen, durch welche wir uns von dem Ziele unsers Daseyns entfernen; bald den dunkeln und wundervollen Gang der menschlichen Schicksale auf Erden; bald die Unsterblichkeit und Vergeltung, die uns jenseits des Grabes erwartet; bald aber auch die Thatsachen und Lehren der jüdischen und christlichen Religion nach ihrem ganzen Umfange. (Dahin gehören viele treffliche Oratoria in teutscher Sprache: z. B. Ramlers Tod Jesu; die Auferstehung und Himmelfahrt; die Hirten bei der

Krippe zu Bethlehem; — Niemeyers Lazarus; Abraham auf Moria; Thirza und ihre Söhne; — Patzke's Tod Abels [nach Geßner]; Saul, oder die Gewalt der Musik; Davids Sieg im Eichthale; — Schiebeler's Israeliten in der Wüste; und mehrere Cantaten von v. Gerstenberg, Zachariä, Lavater, Karl Gtfr. Küttner, Mahlmann, Rochlitz, Krummacher, Dolz u. a.) — Im Gegensatze der religiösen, feiern die weltlichen Cantaten entweder wichtige Vorgänge und Gegenstände des wirklichen Lebens (z. B. bei Geburtstagen, bei Vermählungen, bei Einweihungen gewisser Anstalten, nach gewonnenen Schlachten), oder Gegenstände der Wissenschaft und Kunst (z. B. Meißners Lob der Musik), oder Stoffe der Mythologie (z. B. Ramlers Pygmalion) u. s. w. — Beide, sowohl die religiösen, als die weltlichen Cantaten, können von dem Dichter dramatisch behandelt werden, so daß er die handelnden Personen, zur größern Versinnlichung des Gegenstandes, selbst aufführt (so z. B. Niemeyer im Lazarus, im Abraham auf Moria; Patzke im Tode Abels ꝛc.); doch ist diese Dramatisirung des Stoffes keine wesentliche, sondern nur eine zufällige äußere Form der Darstellung, wodurch selbst nicht einmal die höhere Idealisirung und gesteigerte Versinnlichung des Stoffes, im Verhältnisse zu den nicht dramatisirten Cantaten und Oratorien, bewirkt wird. Denn kein Urtheil der ästhetischen Kritik wird Ramlers allgemein bekannten Tod Jesu in ästhetischer Hinsicht irgend einer andern ältern oder neuern Cantate nachstellen, ob er gleich nicht dramatisch behandelt ist. Der ästhetische Gehalt der Cantate hängt nicht ab von solchen außerwesentlichen Merkmalen, sondern von der wahren Begeisterung des Dichters

von seinem Stoffe, von der gleichmäßigen idealisirten Durchführung desselben, von der vollendeten ästhetischen Einheit der Form, und von der durchgängig festgehaltenen Rücksicht auf die tonkünstlerische Darstellung aller einzelnen Theile, aus welchen die Cantate besteht.

Diese einzelnen Theile der Cantate, auf deren Abwechselung und gegenseitiger Verbindung der äußere Charakter derselben beruht, sind ursprünglich: das Recitativ, die Arie und der Chor. Alle übrige Formen und Benennungen der einzelnen Theile der Cantate (z. B. Arioso, Cavatine, Duett, Terzett u. s. w.) sind blos nähere Schattirungen einer dieser drei wesentlichen Bestandtheile jeder Cantate. — Das Recitativ hat nämlich die Bestimmung, die in den Arien und Chören darzustellenden Gefühle, und die Wirkungen, welche diese Gefühle hervorbringen sollen, zu veranlassen und vorzubereiten; überhaupt soll das Recitativ in die Stimmung versetzen, welche die Cantate als vollendete ästhetische Form zu bewirken beabsichtigt. Dagegen muß die Arie Ein bestimmtes Gefühl der Wonne oder Wehmuth, oder die Schattirung eines gemischten Gefühls, als ein in sich abgeschlossenes Ganzes im menschlichen Bewußtseyn, versinnlichen, so daß auch in der tonkünstlerischen Behandlung die Einheit des Gefühls sorgfältig festgehalten wird. Die ältern Dichter der Cantate befolgten bei der Arie gewöhnlich mit Strenge und Sorgfalt die Abtheilung derselben in zwei Abschnitte, wovon der zweite gewöhnlich ein, dem in der ersten Abtheilung dargestellten Gefühle entgegengesetztes, Gefühl vergegenwärtigte, wofür auch der Tonkünstler eine andere Tonart (z. B. die Dominante, oder die Moll-

tonart), bisweilen selbst ein anderes Zeitmaas (Mensur) wählte *), doch so, daß nach der kurz ausgeführten zweiten Abtheilung die erste wiederhohlt ward. Die neuern Dichter aber haben weniger streng diese frühere äußere Gestaltung der Arie befolgt. — Das Duett, Terzett, Quartett u. s. w. sind an sich blos erweiterte Gestaltungen der Arie, und stehen nur dann an ihrem Platze in der Cantate, wenn mehrere Gefühle nach und neben einander individualisirt werden, die aber in Einem Gesammtgefühle ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct haben, weil ohne diese Bedingung sowohl die dichterische, als die tonkünstlerische Behandlung der Einheit der Form unmöglich wäre. Allein wenn wirklich im Duett, Terzett u. s. w. ein Wechsel und ein Gegeneinanderhalten mehrerer Gefühle versinnlicht wird; so ist auch, bei gleicher dichterischen Behandlung, das ästhetische Interesse am Duette

---

*) So z. B. Ramler in dem Tode Jesu, in der Arie, die der Schilderung folgt, daß Petrus den Erlöser dreimal verläugnete, und darauf, von Jesu angeblickt, in sich ging und bitterlich weinte.

Erster Abschnitt.

Ihr weich geschaffnen Seelen
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Zweite Abtheilung.

Ihr thränenlosen Sünder, bebet!
Einst, mitten unter Rosen, hebet
Die Reu den Schlangenkopf hervor,
Und fällt mit unheilbaren Bissen
Dem Frevler an das Herz.

Sehr treffend hat Graun für die erste Abtheilung Es dur, für die zweite C moll gewählt.

noch höher, als an der Arie, weil der Wechsel der dargestellten Gefühle eine mannigfaltigere Schattirung und eine höhere Farbengebung für den Dichter und Tonkünstler möglich macht. — Die sogenannte Cavatine ist eine Arie im verjüngten Maasstabe, die theils, in Hinsicht auf die dichterische Darstellung Eines Gefühls, gewöhnlich von kürzerm Umfange, theils in Hinsicht auf die Erfindung der Melodie und auf die ganze tonkünstlerische Durchführung, der Arie größtentheils ähnlich, nur aber ihrem Umfange nach beschränkter und kleiner ist, weil die Cavatine die in der Arie (wenigstens ehemals) übliche Abtheilung in zwei oder mehrere Haupttheile, und die derselben eigenthümliche Wiederkehr und weitere Ausmahlung des dichterischen und tonkünstlerischen Hauptgedankens von sich ausschließt. — Das Arioso, das entweder in der Mitte, oder am Schlusse eines Recitativs eintritt, kann nicht einmal als eine Arie im verjüngten Maasstabe gelten, weil der Dichter nur dann diese Benennung wählt, wenn ein angeregtes Gefühl stark genug wird, die ruhige Betrachtung, die im Recitative vorherrscht, zu unterbrechen, und sich unter dem Ausdrucke einer höhern innern Bewegung anzukündigen (z. B. bei der Darstellung eines Wunsches, einer Bitte, oder des raschen Ueberganges von einem Gefühle zu einem andern), wo denn auch der Tonkünstler die declamatorische Behandlung des Recitativs mit der Aufnahme und Vergegenwärtigung einer Melodie und dem Eintritte eines bestimmt festzuhaltenden Zeitmaases vertauscht, wodurch unmittelbar angeregte Gefühle, aber nicht in der Fülle und in dem Umfange der für eine Arie gewählten Melodie, bezeichnet werden. — Der Chor endlich hat die Bestim-

mung, das Gesammtgefühl zu vereinigen und auszudrücken, das durch die einzelnen Theile der Cantate, und namentlich durch die in den Arien, Duetten u. s. w. einzeln dargestellten und durchgeführten individuellen Gefühle vorbereitet worden ist. Namentlich müssen die Schlußchöre der einzelnen Theile einer längern Cantate die in den einzelnen Abtheilungen vergegenwärtigten Gefühle zu Einem kräftigen Ganzen bringen, besonders aber muß der Schlußchor (Finale) der ganzen Cantate das durch sie vermittelte Gesammtgefühl in der ganzen Fülle und Kraft desselben aussprechen, und sowohl die dichterische, als die tonkünstlerische Einheit der Form vollenden; denn der Chor vertritt die ganze als anwesend gedachte Gemeine, es sey in der religiösen oder in der weltlichen Cantate, und soll ihr Wortführer seyn, indem er den in Allen mächtig aufgeregten Gefühlen Sprache, Wohlklang, Ebenmaas und Einheit giebt *).

*) Classische Dichter haben den Chor nach diesem Maasstabe behandelt. So z. B. Ramler im Schlußchore des Todes Jesu:

Hier liegen wir gerührte Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unser Opfer an.
Freund Gottes und der Menschenkinder,
Der seinen ewigen Gesetzen
Des Todes Siegel aufgedrückt;
Anbetung sey dein Dank!
Den opfre jedermann!

Eben so Meißner im Schlußchore seiner Cantate: Lob der Musik:

Von der letzten kleinsten Erde

## 30.

## Beispiele der Cantate.

### 1) von Gottsched († 1766).

Bruchstück aus der Cantate auf das (1723) eingefallene Jubelfest der roßgärtischen Kirche zu Königsberg.

Arie.

(Tochter Zion)

Auf, ihr jauchzenden Gedanken!
Derer Gottgeweihte Kraft
Mich fast selber aus mir rafft.
Alles Aechzen muß jetzt schweigen,
Da sich Freudenstunden zeigen,
Die der Herr mir selber schafft.
Auf ihr ꝛc. Da Capo.

Recitativ.

Komm, frohes Christenvolk!
Der Höchste läßt dich rufen,
Betritt jetzt deines Tempels Stufen,
Worin er dich ein Jubelfest
Nach hundert Jahren feiern läßt.

Chor.

(Gemeine)

Dies ist der Tag, den der Herr machet. Lasset uns freuen und fröhlich darin seyn.

---

Bis zur Gottheit Thron empor,
Sey von tausendfachen Zungen,
Tonkunst, dir ein Lob gesungen,
Schalle dir ein Freudenchor!
Engelharfen, Menschendank,
Lerchenlied und Sphärenklang
Mische sich zu deinem Ruhme,
Töne dir im Weltgesang!

Recitativ.
(Gottes Stimme)

Du höchstgeliebte Schaar!
So wird denn die Verheißung wahr,
Die ich dir längst gethan:
Dies Haus soll meine Rechte schützen,
Des Höllenfeindes Blitzen
Soll dir nicht schädlich seyn,
Denn du bist mein.

Arie.
(Tochter Zion)

Nie empfundne Süßigkeit
Tränkt mich jetzt mit vollen Schalen,
Gott, ich kann dir nicht bezahlen,
Deine Huld ist täglich neu,
Meiner Lippen Dankgeschrei
Preiset dich zu tausendmalen;
Denn ich schmeck' jetzt auf das Leid
Nie empfundne Seligkeit.

Recitativ.
(Gottes Stimme)

Sag an, o kleine Heerde,
Hat dir bisher auch irgend was gefehlt?
Hat dich, nachdem ich dich erwählt,
An deiner Seelenweide
Ein Hunger oder Durst gequält?
Hab' ich dich nicht im Leide
Mit Quellen süßes Trosts getränkt,
Und dieses Haus mit Sicherheit beschenkt?

Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.

Arie.

(Tochter Zion)

Mischet euch, rinnende Freudenkrystallen,
Mischet euch mit Lob und Dank.
Seufzer und Lachen
Müssen jetzt ein Bündniß machen.
Denn wir verknüpfen ein thränenvoes Lallen
Mit Saiten und Klang.
Mischet euch ꝛc. Da Capo.

2) von Karl Gtfr. Küttner (Sup. in Pirna, † 1789).

## Cantate bei der Einweihung einer neuen Orgel.

Chor.

Kommet herzu, lasset uns dem Herrn frohlocken, und jauchzen dem Hort unsers Heils. Lasset uns mit Danken vor sein Angesicht kommen, und mit Psalmen ihm jauchzen.

Recitativ.

Ja strömt herzu im fröhlichen Gedränge,
Ihr, denen heut die Brust vor Freude schwillt,
Zum Tempel, der durch feiernde Gesänge
Jed' Herz und Ohr mit heißer Andacht füllt.
Mit lautem Jubel sey der Herr der Welt gepriesen,
Der sich an uns nicht unbezeugt erwiesen.
In rührender erhabner Einfalt stand
Zwar längst ein Tempel hier, der durch des Meisters Hand
Mit reizender lichtvoller Schönheit prangte.
Eins fehlte noch, was Aug' und Ohr verlangte, —
Jetzt ist es da; — vor unsern Augen steht
Der neuen Orgel Pracht in edler Majestät,
Und schallt für jedes Ohr, das zum Gefühl des Schönen

Nicht ganz verstimmet ist,
Zum Lobe deß, der dreimal heilig ist,
In ernsten feierlichen Tönen.
Sein triumphirender gebieterischer Klang
Herrscht kühn, und überstimmt die größten Dissonanzen,
Und zwingt den tausendstimmigen Gesang
Des Volks zur Harmonie im Ganzen.

Arioso.

Doch soll die süße Harmonie
Im Himmel Beifall finden;
So muß sich mit der reinen Melodie
Des Herzens Reinigkeit verbinden.

Recitativ.

Kalt, wie ein Marmorbild, von keinem Geist beseelt,
Ist jedes Lied, dem Glaub' und Liebe fehlt,
Umsonst erweckt's den Wiederhall,
Es ist und bleibt ein leerer Schall.
Nie wird es durch die Wolken dringen,
Nie werden Engel es zum Thron der Allmacht bringen.
Durch Gottesfurcht belebe den Gesang;
Dann wird des Herzens wärmster Dank
Aus meinem Liede singen.

Arie.

Wann auf heißer Andacht Schwingen
Unsre Jubel aufwärts dringen,
Quelle süßer Harmonie,
Orgel, dann begleite sie.
Schwebt, von Gram und Schmerz zerrissen,
Unser Geist in Finsternissen,
Thränt aus uns der Buße Schmerz;
O, dann schmelze Aug' und Herz!
Durch dein schauervolles Schweben
Zittre sanft in unser Ach!
Um uns wieder zu erheben,

Ahme durch ein süßes Beben
Tröstend unsre Wehmuth nach.
Wann auf heißer ꝛc.

Chor.

Erhebt den Herrn, ihr weiten Himmelskreise!
Ihr Erden singt, ihr Sonnen flammt sein Lob!
Ihr Engelsharfen tönt zu dessen Preise,
Den Assaph einst voll heil'ger Glut erhob.
Ihn preist der Christ mit freudigem Entzücken,
Stets eingedenk, was Gott an ihm gethan,
Er ists, durch den sich Berg' und Thäler schmücken,
Ihm jauchzt der Wald, ihn rühmt der Ocean.
Ihn lobt im Lenz die duftende Viole,
Ihn ehrt der Sturm in schauervoller Nacht;
Im Donner rollt sein Ruhm von Pol zu Pole,
Und jeder Stern verkündigt seine Macht!
Er, dessen Ruhm durch tausend Welten schallet,
Verdient er wohl, ihr Christen, euern Dank?
Ihr, die ihr heut zum Tempel feiernd wallet,
Auf bringt ihm Preis, Anbetung und Gesang!

Recitativ.

Ja preist den Herrn, Bewohner dieser Stadt,
Die seine Huld so hoch begnadigt hat!
Wer schafft, daß Krieg und mörderische Seuchen,
Und Hungersnoth von unsern Grenzen weichen?
Wer flößt zur bösen Zeit uns Muth und Hoffnung ein?
Wer krönt des Handels Fleiß mit Segen?
Wer schenkt zur rechten Zeit uns Sonnenschein und Regen?
Wer giebt dem Bürger Brod, den Früchten ihr Gedeihn?
O eilt, ihm heut den wärmsten Dank zu weihn!

Chor.

Den bringen wir
Empfindungsvoll, allgüt'ger Vater, dir!

Recitativ.

Ja, ihm sey Preis und Dank und Ehre;
Noch wirkt durch seinen Geist die Kraft der reinen Lehre,
Licht für den Geist, Gottseligkeit fürs Herz,
Für Sünder Angst, und süßen Trost im Schmerz
Für alle, die dem Wort nicht widerstreben.
Den gottesdienstlichen Gesang zu heben,
Gab seine Vorsicht uns der Orgel Majestät,
Gebaut von Meisterhänden.
Wer gab den Künstlern Kraft, sie rühmlich zu vollenden?
Der Gott, zu dessen Ruhm sie heute festlich geht.

Chor.

Froh weihen wir
Dies edle Werk, o Gott, zum Dienste dir!

Recitativ.

Laß unter uns dein Wort im Segen wohnen!
Mit Heil erfüll' die Priester dieser Stadt!
Für unsre Schulen sey ein Gott von Rath und That!
Mit Brand wollst du dies Gotteshaus verschonen,
Und segensvoll der Künstler Fleiß belohnen,
Durch den es sich so sehr verschönert hat.
Dem Magistrat und jedem Bürger dieser Stadt,
Der diesen Bau, der dieses Tempels Zierde
Durch edle Mildigkeit
Zu deiner Ehr' und sich zum Ruhm vollführte,
Sey du ein Segensgott in Zeit und Ewigkeit!

Chor.

O du, durch den die Thäler blühen,
Zu dir jauchzt unser Lied empor.
O du, durch den die Sonnen glühen,
Dir schallt ein jubelvolles Chor:
Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!
Erdkreis, sey fröhlich dem Schöpfer zu Ehren!
Freut euch, ihr Himmel, frohlocket ihr Sphären!

Hymnen voll Dankbarkeit höret er gern!
Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!

### 3) vom Grafen Fr. Leopold zu Stolberg († 1819).

## Wechselgesang.

Einer.

Wer spannet den Bogen
Im dunkeln Gezelt?
Wer schwärzet die Wogen?
Wer schrecket mit Blitzen die zagende Welt?

Chor.

Er spannet den Bogen
Im friedlichen Zelt;
Er stillet die Wogen,
Er tränket mit Labsal die lechzende Welt.

Einer.

Wer fähret auf Wettern
Im Wagen der Nacht?
Wer dräus zu zerschmettern
Den Fels und die Ceder, die wankend erkracht?

Chor.

Es trägt Ihn im Sturme
Der Wagen der Nacht.
Dem Menschen, dem Wurme,
Verkündet sich segnend des Herrlichen Macht.

Einer.

Wer schaute die Rosse
Von Seinem Gespann?
Mit welchem Geschosse
Durcheilt er, mit Wettern umgürtet, die Bahn?

Chor.

Die Kraft und die Eile,

So heißt Sein Gespann!
Des Mächtigen Pfeile
Sind Flammen! Unendlichkeit heißet die Bahn!

Einer.

Ach höret ihr rollen
Den Wagen daher?
Er nahet! Ach, sollen
Die Berge zerschmelzen, versiegen das Meer?

Chor.

Des Mächtigen Nähe
Beseele die Welt!
Hier ist Er! O, spähe
Nach ihm nicht von ferne durchs Wolkengezelt!

Einer.

Wie soll ich ihn kennen?
Wer zeiget mir ihn?
O dürft' ich ihn nennen,
Und zitternd vor ihm in den Staub hinknien!

Chor.

Sein Nam' ist Erbarmen,
Und Liebe sein Thun!
Wir sollen erwarmen
Von Lieb', und im Schooße, wie Kinder, ihm ruhn!

## 4) von Ramler († 1798).

### Die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu.
(abgekürzt)

Chor.

Gott, du wirst seine Seele nicht in der Hölle lassen, und nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe.

Recitativ.

Judäa zittert! seine Berge beben!

Der Jordan flieht den Strand! —
Was zitterſt du, Judäens Land?
Ihr Berge, warum bebt ihr ſo?
Was war dir, Jordan, daß dein Strom zurücke floh? —
Der Herr der Erde ſteigt
Empor aus ihrem Schoos, tritt auf den Fels, und zeigt
Der ſtaunenden Natur ſein Leben. —
Des Himmels Myriaden liegen auf der Luft
Rings um ihn her; und Cherub Michael fährt nieder,
Und rollt des vorgeworfnen Steines Laſt
Hinweg von ſeines Königs Gruft.
Sein Antlitz flammt, ſein Auge glühet.
Die Schaar der Römer ſtürzt erbiaßt
Auf ihre Schilde: „Flieht, ihr Brüder,
Der Götter Rache trifft uns, fliehet!“

Arie.

Mein Geiſt, voll Furcht und Freude bebet;
Der Fels zerſpringt, die Nacht wird Licht.
Seht, wie er auf den Lüften ſchwebet!
Seht, wie von ſeinem Angeſicht
Die Glorie der Gottheit ſtralt!
Rang Jeſus nicht mit tauſend Schmerzen?
Empfing ſein Gott nicht ſeine Seele?
Floß nicht ſein Blut aus ſeinem Herzen?
Hat nicht der Held in dieſer Höhle
Der Erde ſeine Schuld bezahlt?
Mein Geiſt ꝛc.

Choral.

Triumph! Triumph! des Herrn Geſalbter ſieget!
Er ſteigt aus ſeiner Felſengruft.
Triumph! Triumph! ein Chor von Engeln flieget
Mit lautem Jubel durch die Luft.

Recitativ.

Freundinnen Jeſu! ſagt, woher ſo oft

In diesem Garten? Habt ihr nicht gehört, er lebe?
Ihr zärtlichen Geliebten hofft
Den Göttlichen zu sehn, den Magdalena sah? —
Ihr seyd erhört. Urplötzlich ist er da,
Und Aloen und Myrrhen düftet sein Gewand:
„Ich bin es! seyd gegrüßt!" Sie fallen zitternd nieder.
Sein Arm erhebt sie wieder:
„Geht hin in unser Vaterland,
Und sagt den Jüngern an: Ich lebe,
Und fahre bald hinauf in meines Vaters Reich;
Doch will ich alle sehn, bevor ich mich für euch
Zu meinem Gott und eurem Gott gen Himmel hebe!"

Arie.

Ich folge dir, verklärter Held!
Dir, Erstling der entschlafnen Frommen!
Triumph, der Tod ist weggenommen,
Der auf der Welt der Geister lag.
Dies Fleisch, das in den Staub zerfällt,
Wächst fröhlich aus dem Staube wieder.
O, ruht in Hoffnung meine Glieder
Bis an den großen Erntetag!
Ich folge dir ꝛc.

Chor.

Tod! wo ist dein Stachel? dein Sieg, o Hölle, wo ist er? —
Unser ist der Sieg! Dank sey Gott! und Jesus ist Sieger!

Recitativ.

Auf einem Hügel, dessen Rücken
Der Oelbaum und der Palmbaum schmücken,
Steht der Gesalbte Gottes. Um ihn stehn
Die seligen Gefährten seiner Pilgrimschaft.
Sie sehn erstaunt von seinem Antlitz Stralen gehn;
Sie sehn in einer lichten Wolke

Den Flammenwagen warten, der ihn führen soll;
Sie beten an. — Er hebt die Hände
Zum letzten Segen auf: „Seyd meines Geistes voll;
Geht hin, und lehrt,
Bis an der Erden Ende,
Was ihr von mir gehört:
Das ewige Gebot der Liebe! — Gehet hin,
Thut meine Wunder! Gehet hin,
Verkündigt allem Volke
Versöhnung, Frieden, Seligkeit!"
Er sagts, steigt auf, wird schnell emporgetragen;
Ein stralendes Gefolg umringet seinen Wagen.

Arie.

Ihr Thore Gottes, öffnet euch!
Der König ziehet in sein Reich.
Macht Bahn, ihr Seraphimenchöre,
Er steigt auf seines Vaters Thron.
Triumph! werft eure Kronen nieder!
So schallt der weite Himmel wieder:
Triumph! gebt unserm Gott die Ehre!
Heil unserm Gott und seinem Sohn!
Ihr Thore Gottes ꝛc.

Chor.

Gott fähret auf mit Jauchzen, und der Herr mit heller Posaune.
Lobsinget, lobsinget Gott! Lobsinget, lobsinget unserm Könige.

## 31.

### i) Das Sonett.

Das Sonett gehört, wie das Madrigal, Rondeau und Triolet, nach seinem Umfange, zu den kleinern, und, seinem äußern Mechanismus nach, zu den bestimmt berechneten metrischen Formen.

Sein dichterischer Charakter ist lyrisch; denn es stellt Gefühle, und zwar, in den meisten vorhandenen Erzeugnissen, die Gefühle der Liebe, nach ihrer ganzen Innigkeit und Zartheit, dar, welche, in Hinsicht auf den vorherrschenden Grundton, mehr mit milden und sanften, als mit starken Farben gezeichnet werden. Doch verschmilzt in mehrern Sonetten das Gefühl der Liebe in die verwandten Gefühle der Freundschaft, der Sympathie, der Religion, und der stillen Feier tiefer Gemüthsbewegungen überhaupt. Da übrigens der genau berechnete, kleine Umfang des Sonetts die weitere Entwickelung des angeregten dargestellten Gefühls von sich ausschließt; so muß das im Grundtone des Sonetts vorherrschende Gefühl unter der Form einer vollendeten ästhetischen Einheit sich ankündigen.

Die äußere Eigenthümlichkeit des Sonetts beruht auf dem ursprünglichen und festbestimmten Mechanismus seiner Form. Dieser besteht in vierzehn gleich langen Versen (zwei Quadrainen und zwei Terzetten), wovon die ersten acht in zwei vierzeilige Strophen, die letzten sechs in zwei dreizeilige Strophen eingetheilt sind. Nach der frühern Gestaltung dieser äußern Form wechselten in den ersten zwei Strophen nur zwei Reime, und vier männliche mit vier weiblichen Endsylben ab, worauf in den sechs folgenden Zeilen wieder drei Zeilen männliche Reime, und drei Zeilen weibliche Reime enthielten, mit der Rücksicht, daß am Schlusse jedes Quadrains und jedes Terzetts ein dichterischer Gedanke geschlossen ward. Allein neuere Dichter haben, nicht ohne Erfolg, diese ängstliche Berechnung der äußern Form des Sonetts im Einzelnen verlassen, und nur den allgemeinen Mechanismus des Sonetts in

Hinsicht auf die vierzehn gleich langen Zeilen, so wie in Hinsicht der zwei Quadraine und zwei Terzetts beibehalten.

Das Sonett ist nicht teutschen, sondern italischen Ursprungs, und erhielt zunächst durch Petrarca's 118 Sonette eine weitere Verbreitung; denn diese wurden in die meisten gebildeten Sprachen übersetzt, und von italienischen und ausländischen Dichtern nachgeahmt. Von den teutschen Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts bauten Opitz, Flemming, Gryphius, Lohenstein, v. Hoffmannswaldau und andre das Sonett an; doch, im Ganzen, ohne auf ihre Sonette das höhere dichterische Leben überzutragen. Weit gelungener war der Anbau desselben seit dem dritten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts von Schiebeler, Bürger, Aug. Wilh. Schlegel, Manso u. a.; nur daß theils die Unzahl mißlungener Sonette, theils, selbst bei den gelungenen Formen in dieser Dichtungsart, die Einförmigkeit des Mechanismus und die Eintönigkeit des Ganzen demselben Abbruch gethan haben.

## 32.

## Beispiele des Sonetts.

### 1) von Flemming († 1640).

### Klage über die Furchtsamkeit der Teutschen. (während des 30jährigen Krieges.)

Jetzt fällt man ins Confect, in unsre vollen Schalen,
Wie man uns längst gedräut. Wo ist nun unser Muth?
Der ausgestählte Sinn, das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unserm eitlen Prahlen.

Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn. —.
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch bestehn?
Ach, was ist alles das, was wir so köstlich achten,
Als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wiesenblum', die man nicht wieder findt! —
Noch will, was ewig ist, kein einz'ger Mensch betrachten.

### 5) von Christian Hoffmann v. Hoffmannswaldau († 1679).

### Beschreibung vollkommner Schönheit.

Ein Haar, so kühnlich Trotz der Berenice spricht,
Ein Mund, der Rosen führt und Perlen in sich heget,
Ein Zünglein, so ein Gift für tausend Herzen träget,
Zwo Brüste, wo Rubin durch Alabaster bricht;
Ein Hals, der Schwanen-Schnee weit weit zurücke sticht,
Zwei Wangen, wo die Pracht der Flora sich beweget,
Ein Blick, der Blitze führt und Männer niederleget,
Zwei Arme, deren Kraft oft Löwen hingericht;
Ein Herz, aus welchem nichts als mein Verderben quillet,
Ein Wort, so himmlisch ist, und mich verdammen kann,
Zwei Hände, deren Grimm mich in den Bann gethan,
Und durch ein süßes Gift die Seele selbst umhüllet,
Ein Zierrath, wie es scheint, im Paradies gemacht,
Hat mich um meinen Witz und meine Freiheit bracht.

### 6) von Schiebeler († 1771).

Du forderst ein Sonett von mir?
Du weißt, wie schwer ich dieses finde,

Darum, du lose Rosalinde,
Versprichst du einen Kuß dafür.

Was ist, um einen Kuß von dir,
Das sich Myrtill nicht unterstünde?
Ich glaube fast, ich überwinde;
Sieh, zwei Quadrains stehn ja schon hier.

Auf einmal hört es auf zu fließen.
Nun werd' ich doch verzagen müssen!
Doch nein, hier ist schon ein Terzett.

Nun beb' ich doch — wie werd' ich schließen?
Komm, Rosalinde, laß dich küssen!
Hier, Schönste, hast du dein Sonett!

## 7) von Bürger († 1794).

### Die Unvergleichliche.

Welch Ideal aus Engelsphantasie
Hat der Natur als Muster vorgeschwebet,
Als sie die Hüll' um einen Geist gewebet,
Den sie herab vom dritten Himmel lieh?

O Götterwerk! mit welcher Harmonie
Hier Geist in Leib, und Leib in Geist verschwebet!
An allem, was hienieden Schönes lebet,
Vernahm mein Geist so reinen Einklang nie.

Der, welchem nie der Adel ihrer Mienen,
Der Himmel nie in ihrem Aug' erschienen,
Entweiht vielleicht mein hohes Lied durch Scherz.

Der kannte nie der Liebe Lust und Schmerz,
Der nie erfuhr, wie süß ihr Athem fächelt,
Wie wunderfüß die Lippe spricht und lächelt.

## 8) von Bürger.

### Auf die Morgenröthe.

Wann die goldne Frühe, neu geboren,
Am Olymp mein matter Blick erschaut;
Dann erblaß' ich, wein' und seufze laut:
Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!

Grauer Tithon! du empfängst Auroren
Froh aufs neu, sobald der Abend thaut;
Aber ich umarm' erst meine Braut
An des Schattenlandes schwarzen Thoren.

Tithon! deines Alters Dämmerung
Mildert, mit dem Glanz der Rosenstirne,
Deine Göttin, ewig schön und jung;

Aber mir erloschen die Gestirne,
Sank der Tag in öde Finsterniß,
Als sich Molly dieser Welt entriß.

## 9) von Aug. Wilh. v. Schlegel.

### An Bürger.

Süßer Sänger, willst du mir vertrauen,
Wo sie wohnt, die dein Gesang erhebt?
Wo sie wandelt, wo ihr Athem webt,
Muß Gedeihn und Lust die Flur bethauen.

Wie? du winkst mir da hinauf zu schauen,
Wo der Feiertanz der Sterne schwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt sie schon auf Paradiesesauen?

Sänger, deine Müh' wird doch belohnt;
Einsam klagst du nicht am Grabeshügel,
Jedem Laute gabst du Seraphsflügel.

Wo bei Laura deine Molly wohnt,
Hören beide, zart, wie Tauben girren,
Durch die Amaranthenlaub' ihn irren!

## 10) von Aug. Wilh. v. Schlegel.

### Laura's Thränen.

Ich sah der höchsten Schönheit zarte Blüthe,
Den Reiz, der meine Sinne so verwirrt,
Daß alles sonst mir Traum und Schatten wird,
Gepaart mit Seelenhuld und Engelsgüte.

Und sah, von stummer Wehmuth wie berauscht,
Ihr helles Aug' im Thau der Thränen schwimmen;
Ach, Wald und Waldstrom hätte wohl gerauscht
Bei ihren Reden, ihren Klagestimmen!

Denn Weisheit, Seelenadel, Lieb' und Gram
Verbanden da harmonisch sich zu Weisen,
Die nimmer noch die Welt so süß vernahm.

Es hallte nach in allen Himmelskreisen;
Es säuselte kein Blatt an Busch und Baum,
Nur Melodie durchfloß der Lüfte Raum.

## 11) von Baggesen *).

### An Kanne.

Du sahst Europa's Söhne traurig darben,

*) Die beiden folgenden Sonette sind aus Baggesen's Karfunkel, oder Klingklingel-Almanach; ein Taschenbuch für vollendete Romaniker und angehende Mystiker. Auf das Jahr der Gnade 1810. — In diesem Almanache wurden die Schwärmereien der neuesten Mystiker mit Braminenweisheit gegeisselt, und ihre schwerfälligen Sonettenformen, in gelungenen Parodieen derselben, scharf gerügt.

Als stammdurchsägte, gottentfallne Splitter;
Da zogest du gen Osten, edler Ritter,
Wo junger Morgen stralt mit alten Farben.

Bald ziehst du heim. Wie froh zum Fest der Garben
Der Schnitter zieht, umwallt von goldner Flitter,
Im Freudenschall der Festposaun' und Zitter,
So voll Triumph gehst du zum Fest der Narben.

Denn unsrer Wunden Arzt bist du erkohren,
Und bannst des blinden Heidenthums Gespenster,
Die uns umflattern gräßlich, klassisch-schaurig.

Aus dir denn werd' Europa neugebohren,
Und schaue durch des Ostens offnes Fenster,
Die süße Himmelsbraut, nicht länger traurig!

## 12) von Baggesen.

### Indische Ost-West-Erlösung.

Ich seh', ich seh' herleuchten von den Anden
Des neugebohrnen Lebens Gotverklärung.
Des ostgekehrten Herzens Wunschgewährung
Erlößt uns aus der Griechenhölle Banden.

Europa's Völker, die sich trostlos wanden
In abgestandner Lutherthums Verjährung,
Erstehen neu, durch Orients Gebährung
Zu Wonna, die sie nimmer noch empfanden.

An Brama's Busen werden sie erwarmen;
Vom herben Schmerz der alten Vaterschläge
Wird indisch-gottversöhnt ihr Herz gesunden.

Ich seh' ihn schon, mit beiden offnen Armen,
Auf indisch-südamerikan'schem Wege.
Wohl mir! Bald werd' ich aller Noth entbunden!

33.

## k) Das Madrigal, Rondeau und Triolet.

Madrigal, Rondeau und Triolet sind dem Sonett dadurch verwandt, theils daß sie, weil in ihnen Ein vorherrschendes Gefühl in einer vollendeten ästhetischen Form dargestellt wird, wie das Sonett, zur lyrischen Dichtkunst gehören; theils daß der kleine Umfang ihrer äußern Form auf einen bestimmten technischen Mechanismus berechnet ist, der aber in frühern Zeiten sorgfältiger, als gegenwärtig festgehalten ward. Ob nun gleich jedes zur ästhetischen Einheit erhobenes Madrigal, Rondeau und Triolet, nach seinem Grundcharakter, ein innerhalb der Form oft mehr nur angedeutetes, als durchgeführtes Gefühl aussprechen muß; so hat doch, in den meisten Fällen, der Witz einen eben so großen Antheil an der Hervorbringung und Festhaltung der kleinen dichterischen Form, als das Gefühl und die Einbildungskraft. Denn, nächst dem Ausdrucke eines milden und wohlthuenden Gefühls, verlangt auch die Vollendung der ästhetischen Form dieser kleinen Gedichte ein leichtes Spiel des Witzes, um ein augenblickliches Interesse zu erregen, weil sie weder nach Stoff noch nach Form geeignet sind, einen ähnlichen bleibenden Eindruck hervorzubringen, wie die größern Formen der lyrischen Dichtkunst: das Lied, die Ode, die Hymne, die Elegie u. a.

Der vormals genau festgehaltene äußere Mechanismus dieser kleinen dichterischen Formen (beim Madrigal nie unter sechs, und nie über eilf Zeilen — beim Triolet acht Zeilen) ist von neuern Dichtern wenig berücksichtigt worden, so daß man alle kleinere lyrische Ergüsse, die weder Sonett,

Rondeau, noch Triolet sind, in denen aber Zartheit des Gefühls, Feinheit der Wendungen und leicht tändelnder Witz ausgedrückt wird, Madrigale nennt. Dagegen ist das Rondeau eine dichterische Tändelei, wo in jeder Strophe nur zwei Reime abwechselnd vorkommen, die erste Zeile nach der dritten wiederhohlt wird, und der Refrain die ersten zwei Zeilen wiederhohlt, auf welche, vor dem Refrain, fünf Zwischenzeilen folgen. Das Triolet, das in neuerer Zeit bei den Teutschen mehr, als das Rondeau angebaut ward, ist, der Form nach, ein abgekürztes Rondeau, wo gewöhnlich nach der dritten Zeile die erste, und nach der sechsten die erste und die zweite Zeile wiederhohlet werden.

## 34.

### Beispiele zu diesen Formen.

#### a) Beispiele des Madrigals.

1) von Fr. v. Hagedorn († 1754).

**Der Wettstreit.**

Mein Mädchen und mein Wein,
Die wollen sich entzwein.
Ob ich den Zwist entscheide,
Wird noch die Frage seyn.
Ich suche mich durch beide
Im Stillen zu erfreun.
Sie giebt mir gröss're Freude,
Doch öft're giebt der Wein.

2) von Lessing († 1781).

**Der alte und der neue Wein.**

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken;

Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, seyn.
Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken;
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, seyn.

3) von Tiedge.

### Die Welle.

Wohin, du trübe Welle?
Wohin mit solcher Schnelle,
Als trügst du einen Raub? —
Ich bin des Lebens Welle,
Befleckt mit Uferstaub;
Ich eil' aus den Gewühlen
Des engen Stromes, weit
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit.

4) von einem Ungenannten.

### Der Singsang des Lebens.

Das Knabenalter ist Idylle;
Der Jüngling braust des Herzens Fülle
In Oden aus und Dithyramben;
Der Mann schwankt hin und her in Jamben;
Der Greis beklagt in Elegien
Der guten Zeiten schnelles Fliehn;
Der Tod macht auf den ganzen Kram
Ein bittres Epigramm.

## b) Beispiel des Rondeau.

### von Fr. v. Hagedorn.

### Die Empfindung des Frühlings.

Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!
Sey stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur,
Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neubegrünte Flur!
Ihr schnellen Augenblicke
Macht euch des Frühlings werth!
Daß euch ein Kuß beglücke,
Ihr schnellen Augenblicke!
Daß uns der Kuß entzücke,
Den uns die Liebe lehrt.
Ihr schnellen Augenblicke,
Macht euch des Frühlings werth!

### c) Beispiele des Triolets.

#### 1) von Gleim († 1803).

Ein Triolet soll ich ihr singen?
Ein Triolet ist viel zu klein,
Ihr großes Lob hinein zu bringen!
Ein Triolet soll ich ihr singen?
Wie sollt' ich mit der Kleinheit ringen,
Es müßt' ein großer Hymnus seyn!
Ein Triolet soll ich ihr singen?
Ein Triolet ist viel zu klein.

#### 2) von Klamer Schmidt († 1824).

Willkommen, alle kleine Freuden!
Die großen sind für mich zu groß.
Ich sitz' auf meines Liebchens Schoos;

Willkommen, alle kleine Freuden!
Hier könnt' ich Fürſten nicht beneiden.
Hier heiß' ich — o wie anſpruchslos —
Willkommen alle kleine Freuden;
Die großen ſind für mich zu groß.

3) von Ernſt Schulze († 1817).

Willſt du den loſen Amor fangen;
So werde keck und wild, wie er;
Kein Wageſtück ſey dir zu ſchwer,
Willſt du den loſen Amor fangen!
Denn ſtille Treu und leiſes Bangen
Die reizen jetzt den Schalk nicht mehr.
Willſt du den loſen Amor fangen;
So werde keck und wild, wie er!

4) von Tiedge.

An das Leben.

Fließ' hinab, mein ſtilles Leben!
Hier iſt nicht das Thal der Ruh.
Trüb' und ſchleichend zitterſt du,
Von Zypreſſennacht umgeben,
Deinem Waſſerfalle zu.
Fließ', o fließ' hinab, mein Leben!
Wo die Segnungen der Ruh
Um ſein ſtill'res Ufer ſchweben.
Fließ', o fließ' hinab, mein Leben!
Dort, wie ſtill, was zögerſt du?

5) von Haug.

An Luiſen.

Ein ſchnelles Triolet
Belohnſt du mit drei Küſſen?

O Wonne, mir geräth
Ein ſchnelles Triolet.
Wie könnt', auch ein Poet
Cytherens Gabe miſſen!
Mein ſchnelles Triolet
Belohne mit drei Küſſen!

6) von Karl v. Reinhard.

Man liebt nur Einmal.

Einmal, einmal liebt man nur!
Einmal nur in ſeinem Leben
Kann man ganz ſein Herz vergeben.
Einmal, einmal liebt man nur.
Und die Huldgöttinnen weben
Einmal in der Liebe Schwur
All' die Seligkeiten nur,
Die zu Göttern uns erheben;
Einmal, einmal liebt man nur!

7) von K. A. Schneider.

Die flüchtige Freude.

Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Und nirgends bleibt der luft'gen Sohle Spur!
Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Kein Locken hemmt die nimmer laſſen Flügel,
Kein Goldpallaſt und keine Roſenflur.
Nur Mäßigkeit, nur Weisheit iſt ihr Zügel;
O merkt euch das, ihr Söhne der Natur.
Die Freude flieht wohl über Thal und Hügel,
Und nirgends bleibt der luft'gen Sohle Spur!

8) von einem Ungenannten.

Nolo, nolo Florus esse.

Ich mag, ich mag nicht Cantor werden!

In Kirchen ſchweig' ich ſittſam ſtill.
Man muß ſich wunderlich gebähren,
Wenn man den Cantor machen will;
Ich mag, ich mag nicht Cantor werden!
Es recht zu ſeyn, macht viel Beſchwerden,
Und Plärren iſt kein Kinderſpiel.
Ich mag, ich mag nicht Cantor werden!
Ich trinke, leider, ſchon zu viel.

---

## 2) Die didactiſche Form der Dichtkunſt.

### 35.

### Charakter der didactiſchen Form der Dichtkunſt.

Wenn der eigenthümliche Charakter der lyriſchen Form der Dichtkunſt auf der idealiſirten Darſtellung unmittelbarer Gefühle unter der Einheit einer äſthetiſch-vollendeten Form beruht; ſo unterſcheidet ſich die didactiſche Form der Dichtkunſt, oder das ſogenannte Lehrgedicht, dadurch weſentlich von derſelben, daß der unmittelbare Stoff des Lehrgedichts in Begriffen des Verſtandes und Ideen der Vernunft beſteht. So wenig aber dieſe eigenthümliche Quelle des Stoffes im Lehrgedichte verkannt werden kann; ſo wenig folgt doch auch daraus, daß die Darſtellung von Begriffen des Verſtandes und Ideen der Vernunft, blos vermittelſt eines dichteriſchen Sylbenmaaſes oder vermittelſt des Reims, ſolche metriſche Formen zu Gedichten erheben könne, ſobald ſie des eigentli-

chen Wesens der Dichtkunst — der idealischen Darstellung individueller Gefühle — ermangeln. Denn so gewiß der Stoff zu allen Gebilden und Erzeugnissen der didactischen Form der Dichtkunst ursprünglich aus Begriffen und Ideen des menschlichen Geistes besteht; so gewiß müssen doch diese Begriffe und Ideen aus dem Kreise des Vorstellungsvermögens heraus- und in den Kreis des Gefühlsvermögens eintreten, und in demselben bestimmte, mit jenen Begriffen und Ideen unmittelbar vergesellschaftete, Gefühle veranlassen, bevor von einer didactischen Form der Dichtkunst die Rede seyn kann. Nicht Metrum und Reim entscheiden über den eigenthümlichen Charakter der Dichtkunst; dies ward bereits in der Einleitung erwiesen. Denn könnten diese äußern und zufälligen (übrigens nichts weniger, als zu vernachlässigenden) Kennzeichen der Form über den aus dem innern Wesen des Menschen stammenden dichterischen Charakter eines ästhetischen Erzeugnisses entscheiden; so würden mehrere der ältern Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, die den Anbau der didactischen Dichtkunst bei den Teutschen erneuerten, in der That Gedichte aufgestellt haben, während ihre Formen nur metrisch behandelte Prosa enthalten. Wenn nämlich die Begriffe des Verstandes und die Ideen der Vernunft blos als solche, ohne Vergesellschaftung mit reinen und starken, durch sie aufgeregten, Gefühlen, im Metrum oder Reim dargestellt werden; so gehören sie nicht ins Gebiet der Dichtkunst, sondern der Prosa, weil nur das den dichterischen Charakter ankündigt, was zunächst, bevor es in die Form der Sprachdarstellung übergeht, aus rein menschlichen Gefühlen

ſtammt, wenn gleich dieſe Gefühle zu ihrem Bewußtwerden der Anregung durch Begriffe und Ideen bedurften.

Iſt dieſe Anſicht im Weſen des menſchlichen Geiſtes, in den Ankündigungen des Bewußtſeyns, und in der unverkennbaren Verſchiedenheit zwiſchen der Sprache der Proſa und der Sprache der Dichtkunſt begründet; ſo folgt von ſelbſt, daß diejenigen Dichter — gelind zu urtheilen — einen Pleonasmus ſich zu Schulden kommen laſſen, welche ihre unter die Form der didactiſchen Dichtkunſt gehörenden Erzeugniſſe lyriſch-didactiſche nennen, ſobald nämlich durch das erſte Prädicat die Vergeſellſchaftung individueller Gefühle mit Ideen der Vernunft bezeichnet werden ſoll. Denn jedes didactiſche Gedicht muß, ſobald es überhaupt Gedicht ſeyn, und alſo unter die Form der didactiſchen Dichtkunſt gebracht werden ſoll, den Ton und die Farbe des Lyriſchen, d. h. den Ton und die Farbe zum Bewußtſeyn gebrachter und zur Einheit der äſthetiſchen Form erhobener Gefühle an ſich tragen.

Nach dieſer, im Weſen des menſchlichen Geiſtes und in dem gegenſeitigen Verhältniſſe des Vorſtellungs- und Gefühlsvermögens begründeten, Anſicht beruht der Charakter der didactiſchen Form der Dichtkunſt auf der idealiſirten Darſtellung von Begriffen des Verſtandes und Ideen der Vernunft, mit welchen beſtimmte Gefühle vergeſellſchaftet ſind, in der Einheit einer äſthetiſch-vollendeten Form. Die Aufgabe und der Zweck der didactiſchen Form der Dichtkunſt iſt daher nicht Belehrung, wie dies die Beſtimmung des proſaiſchen didactiſchen Styls iſt; ſondern äſthetiſche, d. h. aus dem Gefühlsvermögen ſtammende Darſtellung und lebens-

volle Verſinnlichung gewiſſer Wahrheiten und Lehren aus den Kreiſen der Wiſſenſchaften und der Künſte, welche, durch ihre Bedeutſamkeit, Größe, Tiefe und Fülle, eine kräftige Bewegung des Gefühlsvermögens, und, vermittelſt dieſer Bewegung, die dichteriſche Darſtellung ihrer Gegenſtände bewirkten. Nur ſolche Erzeugniſſe der didactiſchen Form der Dichtkunſt werden dem Geſetze der Form entſprechen, ſobald der Dichter — was ſich von ſelbſt in Hinſicht einer vollendeten dichteriſchen Form verſteht — die übrigen Bedingungen dieſes Geſetzes an jede äſthetiſch vollendete ſtyliſtiſche Form erfüllt.

Wenn daher in dem Lehrgedichte Gefühle vorherrſchen und zur Einheit der Form erhoben werden, welche durch vorausgegangene Ideen der Vernunft zum deutlichen Bewußtſeyn gelangen; ſo folgt von ſelbſt, daß das Lehrgedicht dieſe Ideen der Vernunft nicht nach ihrem Verhältniſſe zum Gebiete der menſchlichen Erkenntniß (wie z. B. in der Metaphyſik, in der Sittenlehre ꝛc.), ſondern nach ihrer Wirkung auf das Gefühlsvermögen darſtellt. Deshalb darf auch weder die Darſtellung des Lehrgedichts im Ganzen, noch im Einzelnen die Aufeinanderfolge der äſthetiſch behandelten Ideen der Vernunft den Anſtrich einer ſyſtematiſchen Abhandlung oder einer logiſch ſtreng berechneten Entwickelung enthalten, weil beides dem naturgemäßen Erguſſe mächtig aufgeregter Gefühle widerſtreitet. Eben ſo wenig wird von dem didactiſchen Dichter eine die dargeſtellten Ideen planmäßig erſchöpfende — oder gegen jeden Einwurf polemiſch durchführende — Behandlung verlangt; dagegen verſinnlicht der Dichter die zu ſeinem Bewußtſeyn gelangten Ideen der Vernunft unter der idealiſirten Einheit eines Bildes, das um ſei-

ner äſthetiſchen Vollendung willen in der Anſchauung gefällt, und durch welches jene Ideen aus dem Gebiete des Vorſtellungsvermögens herausgehoben, und in den Kreis des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft verſetzt werden.

Als unnachlaßliche Bedingung wird aber die äſthetiſche Darſtellbarkeit jener Begriffe des Verſtandes und jener Ideen der Vernunft dazu erfordert, weil nicht alle und jede Begriffe und Ideen, als Theile der menſchlichen Erkenntniß, zur Vergeſellſchaftung mit menſchlichen Gefühlen ſich eignen. Denn ſchwerlich dürften die Lehren der Logik über Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, und über die Kategorieen, oder die Grundſätze der Größenlehre, der Sprachlehre u. ſ. w. als Stoffe des Lehrgedichts behandelt werden können, weil ſie, ihrem Weſen und ihrer Ankündigung nach, mit dem Gefühlsvermögen in keiner Berührung ſtehen, und eben ſo wenig die Einbildungskraft zu einer idealiſchen Form begeiſtern können. Dagegen aber werden die Ideen der practiſchen Vernunft — die Ideen der Freiheit, der Sittlichkeit, der Tugend, der Unſterblichkeit, der Vergeltung, der Gottheit, des Weltalls und der ewigen Weltregierung — die an ſich ſchon im Bewußtſeyn mit einer höhern Stärke, als andere Begriffe und Ideen des Vorſtellungsvermögens, ſich ankündigen, wegen ihres Zuſammenhanges mit den geläutertſten und erhabenſten Gefühlen des menſchlichen Geiſtes, der dichteriſchen Darſtellung am meiſten fähig ſeyn. Nur auf dieſem Wege wird die eigentliche dichteriſche Anſicht der Welt, des menſchlichen Lebens und der menſchlichen Erkenntniß nach ihrer abgeſchloſſenen Geſammtheit gewonnen, welche der Proſa, nach ihrem eigenthümlichen, von der

Dichtkunst wesentlich verschiedenen Charakter, abgeht. Dies ist daher auch der Standpunct, aus welchem theils das Verhältniß der didactischen Form der Dichtkunst zur didactischen Prosa richtig aufgefaßt, theils die Stellung der didactischen Form der Dichtkunst gegen die lyrische, epische und dramatische Form derselben ausgemittelt wird.

Unter diesen einzelnen Formen der Dichtkunst nähert sich aber die didactische am meisten und häufigsten der lyrischen Form, weil die Ideen, welche den Stoff der didactisch-ästhetischen Darstellung enthalten, noch inniger mit dem durch sie angeregten Gefühle verschmolzen erscheinen, als in der epischen und dramatischen Dichtkunst die, der Außenwelt angehörenden, Thatsachen mit den durch sie erweckten Gefühlen. —

Wenn einige Theoretiker das Lehrgedicht in das philosophische und scientifische einzutheilen versuchten; so ist dazu kein Grund vorhanden, weil keine ursprüngliche, in einem Vermögen des menschlichen Geistes enthaltene, Verschiedenheit zwischen beiden statt findet; denn die Stoffe von beiden sind gemeinschaftlich in den Begriffen und Ideen des menschlichen Vorstellungsvermögens enthalten, so daß zwischen den einzelnen Lehrgedichten, nach der Verschiedenheit ihres Stoffes innerhalb der Ideen der Vernunft, nur eine Steigerung von dem Höhern zum Höchsten statt finden kann, inwiefern die Ideen der Vernunft selbst einander, dem Grade nach, untergeordnet sind, und Seele, Welt und Gott eben so die höchsten metaphysischen Ideen bilden, wie Wahrheit, Schönheit und sittliche Güte die höchsten Ideale der schöpferischen Einbildungskraft. —

Was die einzelnen Untertheile der di-

dactiſchen Dichtkunſt betrifft; ſo giebt es keine ſolchen in dem Sinne, wie in der lyriſchen Dichtkunſt das Lied, die Ode, die Hymne, die Elegie u. a. als Untertheile von einander verſchieden ſind, welche durch den Grundton eines dargeſtellten einfachen oder eines gemiſchten Gefühls, ſo wie durch die mildere Farbengebung, oder durch die höhere Stärke des lyriſchen Ausdruckes, von einander ſich unterſcheiden. Denn nur nach dem zufälligen äußern Umfange der Form kann das ausführliche Lehrgedicht (z. B. Tiedge's Urania, Schillers Künſtler) von dem kürzern (z. B. der Theodicee von Uz u. a.) unterſchieden werden, weil die Abwechſelung und Miſchung der in dem Lehrgedichte vorherrſchenden und dargeſtellten Gefühle von den Ideen der Vernunft abhängt, welche die mit ihnen vergeſellſchafteten Gefühle in dem Gemüthe des Dichters zum Daſeyn rufen, und von der Einbildungskraft unter dem Glanze des Ideals aufgeſtellt werden. Selbſt die im dichteriſchen Gewande dargeſtellten Gnomen ſind nicht beſondere Untertheile, ſondern nur kürzere Formen des Lehrgedichts, das eigentliche Lehrgedicht im verjüngten Maasſtabe, und müſſen, in äſthetiſcher Hinſicht, eben ſo nach dem Geſetze der Form beurtheilt werden, wie die größere didactiſche Form, welche einen Geſammtkreis von Vernunftideen durchführt und umſchließt.

Was endlich die Satyre, die ſogenannte poetiſche Epiſtel und das Epigramm betrifft, welche von einigen Theoretikern der didactiſchen Dichtkunſt zugetheilt werden; ſo werden ſie in dieſem Geſammtgebiete der Sprache der Dichtkunſt unter der Ergänzungsklaſſe, oder unter den gemiſchten Formen der Dichtkunſt aufgeführt, weil (wie ihre Theorie,

weiter hinten, im Einzelnen zeigt,) durchaus nicht alle Satyren, nicht alle poetische Episteln, und nicht alle Epigramme nach Einem Maasstabe beurtheilt, und in Eine und dieselbe Klasse von Dichtungen gebracht werden können. Denn zugestanden, daß einzelne in der Sprache vorhandene Satyren, einzelne poetische Episteln und einzelne Epigramme der Theorie des Lehrgedichts untergeordnet werden könnten; so würde dies, im Verhältnisse zur Gesammtheit aller ästhetisch vollendeten Satyren, poetischen Episteln und Epigrammen, nur ein kleiner Theil seyn, weshalb es gerathener scheint, die Theorie dieser Formen nach der Mehrheit der in ihnen vorhandenen classischen Erzeugnisse zu bestimmen, und ihnen den Platz in der Ergänzungsklasse dichterischer Formen anzuweisen. Denn unverkennbar ist das Satyrische keine wesentliche und ursprüngliche Eigenschaft des Lehrgedichts, sondern, wo es in denselben angetroffen wird, nur ein zufälliges Merkmal des Didactischen, weil unzählige Stoffe der didactischen Dichtkunst ohne den Beisatz des Satyrischen bestehen, und dieser Beisatz — oder die Darstellung der Ideen der Vernunft mit der Rüge der Verirrungen der menschlichen Freiheit von denselben — blos in der Individualität des Dichters ihren Grund hat, der durch die ästhetische Versinnlichung dieser Verirrungen das Ideal von seiner indirecten Seite vergegenwärtigt. So sind die Sermonen des Horaz an sich Lehrgedichte mit satyrischer Haltung und Einkleidung, und versinnlichen allgemeine Wahrheiten durch den Kontrast des Ungereimten und Unsittlichen mit denselben. Eben so zufällig ist es, wenn, vermittest der epistolischen Einkleidung, allgemeine Wahrheiten auf die Verhältnisse eines bestimmten

Individuums bezogen werden; denn die poetiſche Epiſtel iſt, nach den vorhandenen claſſiſchen Formen in derſelben, weder ausſchließend eine Untergattung der didactiſchen, noch ausſchließend eine Untergattung der lyriſchen oder der epiſchen Form der Dichtkunſt. Sobald ſie unmittelbare Gefühle in Beziehung auf eine beſtimmte Individualität ſchildert; ſo gehört ſie der lyriſchen Form der Dichtkunſt an. Verſinnlicht ſie Gefühle, veranlaßt durch Thatſachen und Vorgänge des wirklichen Lebens; ſo müßte ſie der epiſchen Form untergeordnet werden. Vergegenwärtigt ſie aber Gefühle, erregt durch Ideen und Wahrheiten der Vernunft; ſo würde ſie, nur in dieſem letztern Falle, zur didactiſchen Dichtkunſt, mit dem zufälligen Merkmale der unmittelbaren Beziehung der dargeſtellten Ideen auf eine beſtimmt gedachte Individualität, gehören. — Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit dem Epigramm, das gleichmäßig unmittelbare Gefühle und Thatſachen des Lebens, wie Ideen und Ausſprüche der Vernunft als Stoff behandeln kann, mit deſſen Vergegenwärtigung im Bewußtſeyn rein menſchliche Gefühle ſich vergeſellſchaften, deren idealiſche Darſtellung die dichteriſche Form des Epigramms vermittelt. —

So reichhaltig von den frühern teutſchen Dichtern die Form des Lehrgedichts angebaut ward; ſo gilt doch für den äſthetiſchen Charakter dieſer Form daſſelbe, was bereits in der Theorie der Ode ausgeſprochen ward, daß nur erſt mit den Fortſchritten der Philoſophie auf teutſchem Boden, und namentlich mit dem tiefern Erforſchen und Verbreiten der höchſten metaphyſiſchen Ideen, und den mit denſelben in unmittelbarer Verbindung ſtehenden ſittli-

chen Gesetzen, das Lehrgedicht, nach seinem Stoffe, einen höhern dichterischen Gehalt behaupten, und unter gediegenern Formen sich ankündigen konnte, als dies im siebenzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts möglich war.

## 36.

### Beispiele aus dem Lehrgedichte.

#### 1) von Opitz († 1639).

##### Lob des Feldlebens. (Bruchstück)

O wohl, und mehr als wohl, dem, welcher weit von Kriegen,
Von Sorgen, Müh' und Angst, sein Vatergut kann pflügen,
Lebt sicher und in Ruh, noch wie die alte Welt
Zu Zeiten des Saturns, und pflügt sein kleines Feld;
Spannt Roß und Ochsen vor, darf seinen Sinn nicht kränken
Um armer Leute Schweis, weiß nichts von Wechselbänken,
Von Wucher und Finanz, ist alles Kummers frei,
Daß nicht sein Haab' und Gut im Meer ertrunken sey.
Er denkt nicht, wie er komm' hoch an das Bret vor allen,
Und könne Königen und Herren wohlgefallen;
Steht nicht in Furcht und Trost, hält vor der Reichen Thür
Sein Hütlein in der Hand, und kommt doch selten für.
Das Alles darf er nicht, er hat, was er begehret,
Sein Gut wird ihm von Gott, auch wenn er schläft, bescheret,
Hat mehr, als der sein Herz auf bloßen Reichthum stellt,

Beſitzt nicht was er hat, iſt arm und hat viel Geld.
Er gehet fröhlich hin, führt jetzt die ſüßen Reben
An Ulmenbäumen auf, daß ſie beiſammen kleben,
Als ehelich vermählt; jetzt, weil die Schöſſe klein,
Bricht er, was wild iſt, ab, impft gute Sprößlein ein;
Nimmt bald die Schaufel her, macht Furchen frei zu fließen
Dem Waſſer übers Feld; die Wieſen zu begießen,
So dürr und durſtig ſtehn, ſpaziert bald in das Gras,
Das durch den Silberthau des Morgens noch iſt naß.
Bald ſtützt er einen Baum, der, von der Frucht gebeuget,
Vor Laſt zerbrechen will, und ſich zur Erden neiget;
Und etwa ſieht er gehn dort um das grüne Thal
Die Schafe, Kälber, Küh' und Ochſen überall.
Schaut er dann über ſich; ſo ſieht er ſeine Geißen
Das Laub von dem Geſträud an einer Klippe reißen;
Dabei ihr Mann, der Bock, vor Luſt und Freuden ſpringt;
Hört, wie der Hirte wohl von ſeiner Phyllis ſingt,
Die hinter einen Baum ſich hatte nächſt verkrochen,
Als er ihr ſchönes Obſt und Blumen abgebrochen;
Hört, wie die braune Kuh im nächſten Thale brüllt,
Daß ihre rauhe Stimm hoch über Feld erſchüllt.
Bisweilen leert er aus den Honigmacherinnen
Ihr wächſern Königreich, das ſie mit klugem Sinnen
Sehr artlich aufgebaut, nimmt auch zur rechten Zeit
Den feiſten Schafen ab ihr dickes Wollekleid.
Kommt dann, nachdem er hat den Sommernutz empfangen,
Der Obſt- und Traubenmann, der reiche Herbſt, gegangen;
Wie freut er ſich ſo ſehr, wenn er die Birnen ropft
Vom Baume, den er ſelbſt vor dieſer Zeit gepfropft,
Und leſet Aepfel auf, die ſelber abgefallen,
Nimmt ihm hernachmals vor die ſchönſten unter allen,

Beißt ungeschälet an; geht dann, besieht den Wein,
Bricht reife Trauben ab, die purpurähnlich seyn.
Ist er vom Gehen laß; so kann er sich fein strecken,
Dort in den Schatten hin, wo ihn die Bäume decken;
Der Vögel leichtes Volk macht seinen Lobgesang,
Schreit überlaut, und wünscht den Sommer noch so lang.
Die schöne Nachtigall läßt sonderlich sich hören,
Schwingt ihre Stimme hoch dem Meyer wie zu Ehren.
Die Frösche machen auch sich lustig an der Bach,
Und ihr Coax Coax giebt keinem Vogel nach.
Nicht weit von dannen kommt aus einem nahen Brunnen,
Ein Bächlein durch das Gras gleichwie Krystall gerunnen,
Draus schöpft er mit der Hand, eh er sich schlafen legt,
Wozu der Bach Geräusch und Murmeln ihn bewegt. ꝛc.

## 2) von Christ. Fr. Zernitz († 1745).

### Von den Endzwecken der Welt. (Bruchstück)

Es herrscht ein Gleichheitsrecht bei aller Kreatur,
Von Mensch und Thieren ist die Mutter die Natur,
Das Leben hauchet sie in allen Blutgefäßen;
Von ihr sind jedem Geist und Glieder zugemessen;
Umsonst wirkt Weisheit nie. Mit Kräften ausgerüst't,
Wirkt jede Seel' ihr Heil, so weit sie fähig ist.
Nachdem sie Gutes kennt, wird ihr die Wahl gelingen,
Und Wollust findet sie in sich und andern Dingen.
Nur zu der Einrichtung der großen Harmonie
Empfing der Mensch sein Theil, und auch sein Theil das Vieh,
Es liegt in Aller Seyn ein solcher Geist verborgen,
Der jede Art es lehrt, für ihren Zustand sorgen.
So weih' denn zum Altar der Gottheit, Mensch, dein Herz;

Es ſteige deine Lieb' in Flammen himmelwärts!
Verehr' mit Inbrunſt Gott, knie hin, weil, uns zu lieben,
Die Welt kein leeres Nichts, kein wüſtes Rund geblieben.
Erwäge, wie Natur zur Menſchen Glück entſtand,
Und merk' das wohl, wozu Gott Sittlichkeit erfand;
O welch ein groß Geſchenk der Werth ſo vieler Welten;
Wie kann der Menſchen Dank doch Gottes Huld vergelten!
Ja, Heiliger, es glaubt der Weiſe dir zum Ruhm,
Die Welt, dein Werk, iſt nicht des Todes Eigenthum;
Aus Liebe haſt du ſie einſt wollen zubereiten,
Und deine Lieb' iſt hier ein Vorbild künft'ger Zeiten.
Der Tod, der unſern Leib mit Fäulniß einſt durchdringt,
Macht, daß der edle Theil, der Geiſt, ſich höher ſchwingt;
So wie vom Samenkorn die Staude ſich erhebet;
Wird auch zuerſt der Menſch im dunkeln Stand belebet,
Er keimt in der Geburt, wächſt durch die Lebenszeit,
Und ſeiner Blüthe Frucht iſt die Unſterblichkeit.

### 3) von Joh. Jac. Duſch († 1787).

### Die Wiſſenſchaften. (Bruchſtück)

— Die Weisheit ſtieg vom Himmel im goldnen Siegeswagen,
Von ſanften Frühlingswinden auf Fittigen getragen.
Um ihre Schläfe blühte ein friſcher Lorbeerkranz,
Und eine Morgenröthe umſtrahlte ſie mit Glanz.
Ihr folgt' in einem Zuge der Chor der jungen Töchter,
Erhabne Wiſſenſchaften, die geiſtigen Geſchlechter.
Von ihrer ernſten Stirne ſprach Tiefſinn und Verſtand,
Und eine helle Fackel in der erhabnen Hand
Umleuchtete ihr Antlitz mit einem Kreis von Klarheit.

Du bahntest ihr die Wege, Erfinderin der Wahrheit,
Die du den Geist erheiterst, der dann, durch dich gelenkt,
In Schlüssen und Verbindung nach deinen Regeln denkt.
Dein starker Geist enthüllet der Wahrheit sichre Zeichen,
Durch richtiges Zergliedern, Zertheilen und Vergleichen.
Du zogst an ehrnen Ketten den Irrthum hinter her,
Die Brut der Vorurtheile, ein unzählbares Heer;
Des Witzes Erstgeburten, phantastische Geschlechter,
Den Wahn, die blöde Meinung, und ihre blinden Töchter.
Den frechen Sekteneifer, der unterm Sklavenjoch,
Gezerrt vom alten Irrthum, noch stolz im Staube kroch;
Die bauten Hypothesen, geflügelte Chimären,
Den dummen Aberglauben mit seinen finstern Heeren.
O Wahrheit, wo ihr Flügel das forschende Gesicht
Der Sterblichen umflattert, stralt deine Fackel nicht;
Da werden dich die Füße der Priester niedertreten,
Vor deinem dunkeln Altar den Irrthum anzubeten.
Der Haß wird dich verfolgen, und der Zeloten Zunft
Aus frommem Grimme rufen: Verflucht sey die Vernunft!
Mit Flammen wird der Pöbel sich an den Weisen rächen,
Und wer nicht gläubig irret, wird dann den Tod verbrechen!
Ihr folgte das Naturrecht im fliegenden Gewand;
Ein heiliges Gesetzbuch trägt ihre rechte Hand;
Gesetze, die der Schöpfer in unläugbaren Trieben
Den denkenden Geschöpfen tief in die Brust geschrieben,
Die auch der Malabare, der ohn' Erkenntniß irrt,
So sehr er sie verläugnet, nie ganz vertilgen wird.
Sie hat die Welt versöhnet, sie hat den Zwist vertrieben;
Von ihr lernt beßre Nachkunft Gerechtigkeit zu üben;
Der Frevel geht an Ketten, und ihre größte Pflicht
Lehrt: Menschen seyd verträglich, beleidigt Andre nicht!

Tyrannen, die voll Herrſchſucht die Völker unterdrücken,
Und mit beglückten Waffen der Freiheit Feſſeln ſchicken,
Gekrönten Straßenräubern, die mit koſtbarem Blut
Verächtlich Gold bezahlen, und, gleich der wilden Glut,
Wenn ſie den Wald ergreifet, begierig um ſich freſſen,
Hat ſie die erſten Grenzen der Herrſchaft abgemeſſen. —
Mit Ernſt im Angeſichte folgt ihr die Geiſterlehre;
Ihr Flug ſteigt über Körper zu einer höhern Sphäre,
Sie ſtürzt der Gotteslängner entſetzliches Gebäu,
Wenn Gottes Donner ſäumet. Sie reißt die Tyrannei
Des blinden Wahns vom Throne. Ihr heil'ger Zorn zerſchmettert
Die angebetnen Klötze, die ſich Betrug vergöttert.
Sie ſchrecket Wunderthäter, macht die Orakel ſtumm,
Stürzt feigem Aberglauben ſein blutig Altar um;
Zerbricht ſein eiſern Zepter, und führt durch beßre Lehren
Die Welt von fürchterlichen zu heiligen Altären.
Du unumſchränktes Weſen, das alles ſchuf und trägt,
Das in der ſtarken Rechten die Morgenſterne wägt;
Gott, der du ewig wareſt, eh aus des Chaos Tiefen
Die jauchzenden Geſtirne zu deinen Füßen liefen;
Eh dieſe niedre Erde den erſten Trieb empfing,
Und feiernd vor dem Schöpfer der Welt vorüberging;
Wo ohne dich iſt Ruhe, du aller Freuden Quelle?
Dich läugnen, Gott, verwandelt die Welt in eine Hölle.
Verzweiflung iſt das Leben, o Schöpfer, ohne dich;
Die Sonnen werden traurig, und glänzen fürchterlich.
Doch, Gott, du biſt wahrhaftig, und meine Seele flieht
Beruhigt zu dem Schöpfer, den ſie in allem ſieht!
Allein wer bin ich ſelber? Das weiß ich, dieſer Staub,
Der meine Glieder bildet, wird einſt des Todes Raub.
Dies ſterbliche Gebäude wird einſt die Pflanzen nähren,
Ein Theil von Andern werden, und mir nicht zugehören.
Die Erde, ſeine Mutter, nimmt ihn bald wieder hin;

Nichts werd' ich endlich bleiben, wenn ich ganz Körper bin.
So will es eine Ordnung; ſo wechſeln die Geſtalten;
Der Untergang des erſten muß ſtets das Neu erhalten.
O Abgrund voller Schrecken, worin zurück geführt,
Sich alles Leben endigt, und die Natur verliert;
Wird denn die Nacht auf ewig, wenn ſie herabgeſtiegen,
Verbreitet auf dem Moder der ganzen Schöpfung liegen?
Wie, oder führt beſtändig der alte Cirkellauf
Das Alternde hinunter, das Neuere herauf?
Ach! und ich hoffe Leben, zum Untergang erſchaffen?
Wo? an des Abgrunds Rande, wo meine Väter ſchlafen?
Jetzt tret' ich ihre Hügel; ſie waren, was ich bin!
Bald wandelt eine Nachwelt auf meinem Grabe hin.
Dann lieg' ich, aufgelöſet, ins ſtille Nichts verloren,
Und, was auch nach mir auftritt, ich werde nie geboren.
In jedem Lenz ermuntert der Sonne warmer Stral
Die Blumen aus dem Schlafe, und weckt ein ſchlummernd Thal;
Die Pflanzen auferſtehen, die ſchon begraben ſchienen;
Der todte Baum erwachet, und ſeine Blätter grünen;
Der jugendliche Frühling ſtellt alles wieder her;
Für mich nur, ſchlaf' ich einmal, iſt keine Widerkehr;
Allein auf meine Aſche, verſcharrt im kleinen Hügel,
Streckt ewig unerbittlich der Todesſchlaf den Flügel.
Der Vorhang wird geöffnet. Nicht alles iſt hier aus;
Ich ſeh' in weitre Felder der Ewigkeit hinaus.
Nicht ganz darf mich auf ewig der Schoos der Erden rauben;
Wo nicht; ſo muß ich läſtern, und keinen Schöpfer glauben.
O jetzt erwach' ich wieder; der Leib wird Moder ſeyn,
Doch das, was in mir denket, iſt nicht, wie er, Gebein.
Unſterblich iſt das Weſen, das in mir will und denket;
Nicht theilbar, wie ſein Körper, den Form und Dau'r umſchränket;

In ihm beſteht mein Leben; doch ſeiner Hütte Staub,
Sey, wenn mein Schickſal winket, der Elemente Raub!

## 4) von Joh. Phil. Lorenz Withof († 1789).

### Sokrates, oder von der Schönheit.
(bereits 1755 erſchienen.)

— — Licht! Schönheit! höchſter Plan! Natur!
Selbſtſtändig Weſen!
Geiſt! oder was du dir für Namen auserleſen;
Beweger! Tugend! Kraft! Du, die in allem lebt!
Wie ſtark biſt du? wie groß? wie vielfach ausgegoſſen?
Auch ich bin deiner Art und aus dir ausgefloſſen,
Und fließ' in dich zurück, wann ſich mein Geiſt erhebt.
Ach, ich beſcheide mich und decke meine Blöße;
Um dich allein gefall' ich mir,
Nur blos ein Theil der ungeheuern Größe,
Ein Theil, jedoch ein Theil von dir.

Ganz herrlich, ewig jung, nie fähig zum Veralten
In täglich ſterbenden, ſtets werdenden Geſtalten,
Bleibſt du das, was du warſt, ſtets voll und immer neu.
Hier treten Weſen auf, dort gehen Weſen unter;
Du tilgſt und zeugeſt ſtets; ſtets wirkend und ſtets munter,
Sorgſt du, daß jeder Tod ein Brunn des Lebens ſey.
Dort ſchwind't die flücht'ge Pracht der abgelebten Floren;
Doch Floren folgt Pomona nach;
Und jene wird von dieſer neu gebohren,
Das Grabmal wird ein Brautgemach.

Wann unſre Geiſter ſich mit reiner Tugend gatten,
Verſchwind't der Liljen Glanz gleich überſtralten Schatten,
Und lüſtern lauſchen ſie nach unſrer Herrlichkeit.
Die ſtille Majeſtät vollkommen guter Thaten,
Die mehr durch Tugend uns, als ſich mit Stolz berathen,

Ist gleich verehrungswerth an Pracht, an Seltenheit.
Wie kann ein Geist doch so der Schönheit sich entwöhnen?
Und jauchzt noch, wann er sie verdrängt.
Das thut der Wahn, der sich in allen Scenen
Mit dummem Eigennutz vermengt.

Ja, Phädon, wisse du: ein Geist, den Tugend kleidet,
Kann nimmer schöner seyn, und wird mit Recht beneidet;
O, Tugend ist ein Schatz, der Kronen überwiegt.
Geuß, ew'ge Schönheit, doch, geuß du doch starke Fluten
In meines Phädons Brust; sie sind ein Theil vom Guten,
Warum allein mein Geist sich betend vor dir schmiegt.
Wie Licht und Wärme nur aus jener Flammensphäre,
Quillt wahre Tugend nur aus dir;
Und kehrt zurück, wie Flüsse zu dem Meere,
Und fließt in dich und ich mit ihr.

## 5) von Heydenreich († 1801).

### Das Selbstbewußtseyn.

O Selbstbewußtseyn, meiner Unsterblichkeit
Trugloser Bürge! Urquell der Hoffnungen,
Die durch des Staubes Moderhülle
In die umdämmerte Seele leuchten!

Du bist mir heilig, weil noch wie Epheu sich
Um meine Glieder Leben und Jugend schlingt;
Dich werd' ich einst im Todeskampfe
Noch mit den starrenden Lippen segnen. —

Kaum fragt' ich sehnend, heiliger Ahnung voll,
Nach jenem Land, das jenseits des Lebens liegt;
(Viel hatt' ich von ihm durch die Sage,
Viel durch die Lieder des Volks vernommen;)

Wird, fragt' ich selbst mich, wann in den ängstenden
Entbindungsqualen sterbend dein Wesen seufzt,

Wird in des Todes Schweis die Seele
Hin mit der Flamme des Lebens ſterben?

Wie, oder wird ſie, wann nun die Flamm' erliſcht
Des matten Lebens, ſiegend der Aſch' entfliehn;
Und wird ſie dann ein Zephyr Gottes
Säuſelnd in ſchönere Welten tragen?

Da traten zu mir, Treue im Angeſicht,
Der Bürger viele, die in der Ewigkeit
Nachtvollen Thälern meiner Seele
Schon ihre lachende Stätte wieſen.

Doch Heuchler waren's, Heuchler mit Freundes Blick,
Trug ihre Rede, ſchimmernd im Fabelſchmuck,
Und eh' ichs wähnte, war die ganze
Täuſchende Rotte von mir geflohen.

Da nahteſt du dich, ſchuldloſen Angeſichts,
Der ungeſchminkten göttlichen Wahrheit gleich,
O Selbſtbewußtſeyn, ewig treuer
Bürge der Hoffnungen meiner Seele.

In dieſer Hülle, künſtlich von Staub gewebt,
Zur Nahvertrauten eines Unſterblichen,
In dieſer Hülle, lehrteſt du mich,
Welch ein unſterblicher Fremdling wohne.

Hin, in die ferne ſchattende Dämmerung
Verlebter Leben, zogeſt du den Staunenden;
Ich ſah' im Geiſt mein ewiges Daſeyn
Wandern durch mancherlei Erdenhüllen.

Und leiſe Laute tiefer Erinnerung
Aus grauer Vorzeit liſpelten wieder auf;
Dich kannt' ich wieder, meines Daſeyns
Treuſten Gefährten vom erſten Keim an. —

Ha, daß vom Schlummer, welcher dich fesselte,
Da du begannest, durch der Erwachungen
Zahllose Grade, bis zum hellen
Traumlosen Mittage deines Daseyns,

O Selbstbewußtseyn, ich dich verfolgte, daß
Von irgend einem schwindelnden Hügel her
Mein Blick ihn schaute, deinen Lichtstrom,
Wie er allmählig begann zu wogen,

Jetzt dunkel dämmernd sich durch die Nächte wand,
Jetzt immer heller, heller sich breitete,
Und jetzt, zu vollem Glanz ergossen,
Hell, wie der Mittag, sich auf mich senkte!

Dich gab der Vater, da er mich wandern hieß,
Mir zum Geleiter meiner Unsterblichkeit;
Dich mit dem Staube nicht verwandten
Kann die Zerstörung mir nicht entreißen.

Von Jahr zu Jahr wandelt die Hülle sich,
Staub mit dem Staube, wechselt und wechselt stets,
Und doch im Wandeln meiner Hülle
Stehst du mir fest, wie im Sturm die Eiche.

Und o Triumph, Triumph! Wann die morsche fällt,
Dann folgst du sicher deiner Unsterblichen;
Wann ihre Trümmer Sturm verwehet,
Folgst du ihr traulich in ferne Welten.

O Selbstbewußtseyn, meiner Unsterblichkeit
Trugloser Bürge, Urquell der Hoffnungen,
Die durch des Staubes Moderhülle
In die umdämmerte Seele leuchten!

Du bist mir heilig, weil noch wie Epheu sich
Um meine Glieder Leben und Jugend schlingt;
Dich werd' ich einst im Todeskampfe
Noch mit den starrenden Lippen segnen.

## 6) von v. Schiller († 1805).

### Die Künſtler. (abgekürzt)

Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
Stehſt du an des Jahrhunderts *) Neige,
In edler ſtolzer Männlichkeit,
Mit aufgeſchloßnem Sinn, mit Geiſtesfülle,
Voll milden Ernſts, in thatenreicher Stille,
Der reifſte Sohn der Zeit;
Frei durch Vernunft, ſtark durch Geſetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Buſen dir verſchwieg;
Herr der Natur, die deine Feſſeln liebet,
Die deine Kraft in tauſend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung ſtieg!
Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſeyn;
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein!
Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.
Was bei dem Saitenklang der Muſen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Buſen,
Die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang!
Was erſt, nachdem Jahrtauſende verfloſſen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen,
Voraus geoffenbahrt dem kindiſchen Verſtand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,

*) Noch im achtzehnten Jahrhunderte gedichtet.

Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh vor des Denkers Blick der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand;
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?
Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Gestohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn;
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.
Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkohr, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint.
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt;
In die erhab'ne Geisterwelt
Wart ihr der Menschheit erste Stufe!
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höh're schön're Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,

In Einem ſchwelgenden Genuß umkreiſ't;
Je weiter ſich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonieenſpiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je ſchön're Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verſtümmelt ſeine Schöpfung ſchänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden;
Je ſchön're Räthſel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umſchließet,
Je breiter ſtrömt das Meer, mit dem er fließet,
Je ſchwächer wird des Schickſals blinde Macht,
Je höher ſtreben ſeine Triebe,
Je kleiner wird er ſelbſt, je größer ſeine Liebe,
So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höhn und immer ſchön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter ſtill hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeiſterung,
Des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.
Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben;
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane,
Still lenke ſie zum Oceane
Der großen Harmonie!
Der freiſten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit feſtem Angeſicht
Zum Stralenſitz der höchſten Schöne;
Um andre Kronen buhlet nicht.
Die Schweſter, die euch hier verſchwunden,
Hohlt ihr im Schoos der Mutter ein;

Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen seyn.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euern Zeitenlauf;
Fern dämmert schon in euerm Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit,
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.
Wie sich in sieben milden Stralen
Der weiße Schimmer lieblich bricht;
Wie sieben Regenbogenstralen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick;
So fließt in Einen Bund der Wahrheit
In Einen Strom des Lichts zurück!

### 7) von v. Nostitz und Jänckendorf (Arthur vom Nordstern);

### aus s. Anregungen für das Herz und das Leben (Leipz. 1825).

#### Gott.

Gott ist uns das, wofür uns beim Gedanken
Das Wort gebricht; was Ziel nicht kennt, nicht Schranken,
Was kein Begriff bestimmt und lehrt;
Wo Gleiches mangelt, um es zu vergleichen;
Was durch Beschreibung nimmer zu erreichen,
Was, forscht man nach, im Forschen stets sich mehrt.

#### Bahn zu Gott.

Die Bahn zu Gott kann die Natur dir zeigen;
Doch kannst du bis zu ihm empor nicht steigen,

Die Endlichkeit ſchließt dir das Thor.
Nur durch die Menſchheit, geiſtig einberufen
Zum Heiligthum, eilſt du zu höhern Stufen;
Der Geiſt ſchwebt nur durch Geiſtiges empor.

Werth der Beobachtungen.

Ob richtig deine Uhr die Zeit dir zeige?
Dein Wetterglas ob's ſinke? ob es ſteige?
Du haſt drauf Acht, deß nimmſt du wahr.
Merkſt du auch drauf: wie du die Zeit verwaltet?
Ob dein Gefühl erwärmt ſey? ob erkaltet? —
Von Außen nicht, von Innen droht Gefahr!

Verſchiedenheit im Wachsthum.

Der Weiſen Zahl — wie klein! — Wie klimmt zum Hohen
Der Menſch gemach! — Schnell wächſt die Zahl der rohen
Gemeinheit, die ſich trotzig zeigt. —
Giftpflanzen wuchern üppig, faſt unzählig,
Auch Pilz und Schwamm gedeihn — indeß allmählig
Der Eichbaum kraftvoll zu den Wolken ſteigt.

## 8) von Manſo.

### Zukunft.

Was harret unſrer hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sinds Wüſtenein ohn' Ende? Sind es Auen,
Von Licht umſtralt, mit ew'gem Reiz geſchmückt?
Wir möchten gern ins Land der Zukunft ſchauen,
Und fühlen uns durch nichts ſo hoch begückt.
Der Geiſt verſucht, aufſtrebend, ſein Gefieder;
Allein, ermattend, kehrt er immer wieder.

Was er zurück von ſeiner Wallfahrt bringet,
Es iſt ein Bild, halb Schatten, halb Geſtalt;

Ein Vorgefühl, das, schmeichelnd, ihn umschlinget,
Ein Ton, der leicht im Innern wiederhallt.
Je kühner er sich in die Wolken schwinget,
Um zu erspähn, was droben wogt und wallt;
Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,
Ihn die Gestalten aus dem fernen Raume.

Er hört, erstaunt, vom Wesen sonder Schranken,
Das rastlos schafft, und wirket und erneut;
Vom Samenkorn unsterblicher Gedanken,
Das, wuchernd, in der Erde Schoos gedeiht;
Von Zeugnissen, die wir der Vorwelt danken;
Vom Tugendsinn, der seines Lohns sich freut!
Doch alles wird der Zweifelsucht zum Raube;
Nichts bleibt ihm, als der Einfalt frommer Glaube!

Ja, glauben soll, nicht wissen, nicht ergründen,
Der Sterbliche, so lang' er diesseits lebt.
Ist Licht sein Theil; er wird es jenseits finden,
Wo sich gewiß auch eine Sonn' erhebt.
Was mangelt uns in diesen Dämmergründen,
Um die der Hoffnung milder Schimmer schwebt?
Sie bietet uns Beruhigung und Frieden.
Zum Glück bedarf das Herz mehr nicht hinieden!

9) von Conz.

## Das Orakel der Weisheit. (abgekürzt)

Unbegreifliches,
Wenig begreifendes Geschlecht der Sterblichen!
Ausgesät über die unendliche Erde,
Unendlich für dich,
Aber der Schatten eines Puncts
Vor dem, der das Unendliche selbst ist.
Du kommst, weißt nicht woher?
Gehst, weißt nicht wohin?

Stückwerk dein Wiſſen, Arbeit dein Thun. —
Ueber dir kreiſen Sonnen und Planeten
In ewiger Jugend,
Scheiden, und kommen, und kennen ihre Zeit,
Und du, unausſterblich in deiner Gattung,
Lebſt nur in der Gattung fort,
Und findeſt kein Mittel,
Dem Alter und dem Tode zu entgehn.
Immer entgegenreifend der Zerſtörung;
Im Kern des Lebens
Trägſt du den Wurm des Todes.
Ueber dir hin
Wandelt ihren ehrnen Gang die Nothwendigkeit.
Du aber über deinen geſchmückten Gräbern,
Ueber deinen blumigen Trümmern,
Weileſt flüchtige Tage.
Vor allen Kindern der grüngelockten Erde
Gab dir der Schaffende
Den Blick vorwärts ins Kommende,
Und den Blick rückwärts ins Vergangne;
Und zwiſchen zwei Welten,
Der ſichtbaren und der unſichtbaren,
Steheſt du da.
Aber nur Dämmerung iſt die Ausſicht,
Und einzelne Stralen der Morgenröthe
Schwimmen in der weiten Ferne.
Ich hörte viele Fragen
Vom Orakel der Weisheit;
Jahrtauſende fragen ſie,
Jahrtauſende ſtreiten ſie über der Antwort:
„Was kann ich wiſſen, was glauben, was thun?“
Wo iſt das Orakel der Weisheit?
Ich will den Fels hinanklimmen,
Und engten Dornen und Klippen den Pfad;

Ich will durch die Dornen und Klippen
Den steilen Gang hinauf,
Wo das geheiligte Becken ertönt,
Und mir Kunde der Weisheit
Durch den Spruch der Weihe wird.
Nicht im Dunkel des Hains,
Nicht über klippigten Höhen,
Wo magischer Bezauberung Gestalten
Dich umwehn,
In dir, Mensch, ist das Orakel der Weisheit.
Höre dich selber!
Genieße und leide!
Dulde und entbehre!
Liebe, hoff' und glaube!
Suche den Ewigen nicht,
Du möchtest ihn desto weniger finden,
Vielleicht verlieren, wenn du ihn suchest.
Glaub' ihn!
Er ist dir nahe, um dich, über dir, in dir!
Und seine schönste Tochter, die Liebe,
Mit ihrer Schwester, der Hoffnung,
Gab er dir zur Braut und Gespielin!
Ihn singt dir die ganze Natur,
Und sein feurigster Psalm ist dir der wandelnde Sternenhimmel.
Such' ihm zu gleichen durch Liebe, so viel du kannst.
Ringe nach Tugend.
Und geböte der Unbekannte nicht;
Pflicht ist für dich
Der Vollkommenheit Gesetz,
Der ewig unwandelbaren,
Vor allem vorhandenen;
Und die Harmonie des Weltalls
Deutet auf sie!

Und lohnte kein Jenſeits;
Und ſtrafte kein Jenſeits;
(Nur irrende Leiter ſind Lohnſucht und Furcht;)
Gehorche der Pflicht!
Bewahre die Krone, die du haſt,
Der Menſchheit Würde!
Fürchte den Tod nicht!
Aber verachte ihn nicht!
Den großen Lehrer,
Den Heiland aus vieler Noth,
Der dir die Bande löſ't,
Der's mit dir endet, oder vollendet!
Glaube, er wird es vollenden!
Glaub' an dich und Unſterblichkeit!
Was drüben ſeyn wird,
Wenn du Weisheit und Tugend
Ehrteſt und übteſt;
Wohl dir! du haſt dich!

## 10) von Chriſtian Schreiber.

### Die Sprüche des Lebens.

Es regt ſich die Menſchheit in ewiger Fülle;
Das Göttliche ruht in erhabener Stille! —
Und wie auch gebietet der Wechſel der Zeit,
Sie iſt nur ein Bild der Unendlichkeit;
Und wirſt du auch nimmer das Leben ergründen,
So ſtrebe, dich ſelbſt in dem Leben zu finden.

Es ſchauet dein Blick nur die endliche Scene,
Es höret dein Ohr nur verrauſchende Töne;
Das Leben iſt Schatten, die Ewigkeit Licht,
Die Sinne erforſchen das Göttliche nicht.
Doch was dir vertrauen die innern Gefühle,
Dem folge, du naheſt dem ewigen Ziele! —

Es giebt eine Ahnung, ein heiliges Glauben! —
Wer wollt' es der Menſchheit, der Hoffenden, rauben? —
Denn wie auch die Meinung der Völker getrennt,
Eins iſt, was ein jeder im Herzen bekennt;
Daß ein Höheres iſt, als das Leben im Staube,
Und das iſt der wahre, der einzige Glaube!

Es giebt eine Liebe zum Hohen und Schönen,
Nach ſtiller Verklärung ein inniges Sehnen;
Denn wie auch der Wüſtling die Liebe entehrt,
Die Reine hat ſtets ihre Würde bewährt;
Und ſänken ermattet die feurigſten Kräfte,
Die Liebe belebt ſie zum neuen Geſchäfte.

Es giebt eine Hoffnung zu glücklichern Stunden,
Ein heilender Balſam für blutende Wunden;
Und wie auch die Täuſchung, der Trug uns umflicht,
Die tröſtende Hoffnung verläſſet dich nicht.
Sie läßt dich nicht ſinken im Strome der Zeiten;
Durch ſie erſt gewinnet das Leben Bedeuten.

Die Räthſel des Lebens, — wer löſ't ſie dem Auge? —
Wer iſt, der hinab in die Tiefe ſich tauche,
Die Perle zu ſuchen auf trüglichem Grund? —
Wer thut uns den Urquell des Göttlichen kund? —
Tief unter den Bildern, da lieget die Wahrheit,
Und über dem Scheine nur findeſt du Klarheit!

### 11) von Tiedge.

#### Unſterblichkeit und Gottheit.
(Bruchſtück aus der Urania.)

— Zwei Stunden Zeit, zu werden und zu ſchwinden,
Und eine Sehnſucht, die an Ewigkeiten hängt:
Kannſt du den Widerſpruch ergründen,
Daß ans Unendliche das Endliche ſich drängt?

Die Roſe fällt, die Duftgeſtalt geht unter! —
Der Staub, der ſich durch tauſend Formen treibt,
Verweſ't, verwittert, und in bunter
Verwandlung wiederkehrt — er bleibt!
Und iſt der Menſch, der, ſelbſtgebietend,
Ein freies, lichtes Seyn in ſeinem Buſen pflegt,
Er, der in ſich die Welt, in ſich die Gottheit trägt,
Iſt er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch, den wütend
Der letzte Sturm herab von ſeinem Lenze ſchlägt?
Doch warum muß der Menſch durch tauſend Tode gehen?
Weil tauſendfaches Leben ihm gehört.
Das ganze Weltall iſt ein großes Auferſtehen,
Das ewig, ewig wiederkehrt.
Durch Tode ſoll der Menſch erſt leben lernen;
Die Erd' entſinkt, das Reich der Seelen thut ſich auf;
Die Sonn erliſcht, — zu tauſend Sonnenfernen
Winkt uns die dunkle Nacht hinauf!
Verlaß den Laubeſitz voll abgefallner Blätter!
Tritt auf den Jura hin! Vernimm dort die Natur,
Dies große Lied von Gott, dies Heldenlied für Götter;
Und fühle deine eigne Götterſpur.
Wohin das Auge blickt, wie ſich die Ausſicht weitet,
Wir ahnen einen tiefen Sinn;
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, ſie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreiſ't;
O welche Flut des Seyns! Die tiefen Wogen ſchlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geiſt.
Es ſpiegelt in dem Geiſt, der ſo erhaben waltet,
Weiſſagend mehr als Eine Welt ſich ab,

Wenn ſie das Heiligthum der Nacht vor dir entfaltet;
Und weihend ſteigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen biſt.
Unendlichkeit kann nur das Weſen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkohren iſt.
Wie? oder iſt es eines Traumgeſichtes
Verirrung nur, die uns ein hell'res Seyn verſpricht?
Iſt dieſer Drang nach höherm Licht
Nicht Weiſſagung des höhern Lichtes?
Dann ſprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitsſinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geiſt,
So über ſich hinaus zu träumen,
Um dort zu fordern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht iſt er zum Licht gebohren;
Zu einem höhern Loos' erkohren,
Iſt ſeine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier iſt der Vorſabbath der lichten Sonnenfeier;
Die Morgenſtunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu ſchauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum verſteckt.
Und ſieh! des Dulders finſtern Horizont
Umzittert, wie ein rother Morgenſchimmer,
Ein ſtilles Leuchten, das die Trümmer
Des Lebens freundlich überſonnt.
Der Wolkenvorhang war hinweggezogen;
Wie eine junge blühende Natur
Umarmte ſanft ein ſchöner Friedensbogen
Die Stille ſeiner Lebensflur;
Da war's, als ſpräch' ein Geiſt zu ihm die Worte:
„Kein Funken einer Göttlichkeit verglüht!

Zu höherm Glanz führt dieſe Blumenpforte;
Sie iſt aus Thränen aufgeblüht!"

Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;
Geſtaltung reift zur Umgeſtaltung nur,
Und die Erſcheinung ſchwebt vorüber;
Zum Nichtſeyn iſt kein Schritt in der Natur.
Zwar überſchattet Nacht den Urquell unſrer Tage;
Wir wiſſen nicht, woher? wir wiſſen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Welle trage;
Doch mein Triumph iſt, daß ich bin!

Seyn werd' ich, weil ich bin! des Daſeyns höchſte Blüthe,
Des Daſeyns Bürgſchaft iſt die Kraft in meiner Bruſt,
Die Kraft, daß ich die Tugend mir gebiete;
Durch mich bin ich mir dieſes Seyns bewußt.

Wie Geiſt und Körper iſt, und wie ſich Eins hinüber
Ins Andre tief zu Einem Seyn verflicht,
Zu einem ſolchen Seyn! der Menſch erforſcht es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber!
Erforſchten wir es auch; ſprich, was gewönnen wir?
Genug, die Tugend bürgt dafür,
Daß nicht in der Natur ein Quell verſiegen werde,
Der jenſeits der Natur entrann.
Was irdiſch iſt, gehört der Erde,
Das Heilige gehört dem Himmel an! —

Unſterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erflieget der Geiſt dein lichteres Reich,
Und hinter ihm, wo die Gewalten ringen,
Verrauſcht der Sturm am dürren Geſträuch.

Ihr, vom Naturgeſetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchſtralt den ewigen Raum;
Mein Geiſt fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender ſtralt ſein ahnender Traum!

Es ist von ihm hinweggesunken
Der irdische Druck; das Göttliche nur,
Den heiligen, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schoos der Natur!
Uns ward ein Tugendsinn und Trieb nach Lebenswonne;
Sie sind der Doppelstral, der in dies Leben fällt.
Woher der Stral? Er zeigt von einer höhern Sonne,
Und deutet mächtig hin auf eine Geisterwelt,
Es ist ein Gott! und sieh, die Nebel sind zerflossen
Vor diesem Sonnenstral; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,
Wo dumpfe Mitternacht voll Todesgeister lag!
O Mensch, vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt.
Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts berauben;
Gott ist, weil eine Tugend ist!
Und Heil und Heiligkeit sind zwei verwandte Flammen;
Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in Einen Geist zusammen;
Und dieser Geist ist Gott, kann Gott nur seyn.
Kein Endlicher kann sich zu dieser Höh' erheben;
Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben,
Sind in sich, durch sich eins; Gott fasset sie allein!
Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich so warm umfasse?
Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief erfüllt?
Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse,
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.
Und diese Geisterwelt ist die erhab'ne Seele,
Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Götterart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbahrt.

Du kannſt dich dieſer Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel ſelbſt verräth dir ihre leiſe Spur.
Sie ſpricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube ſpricht von ihm zu der Natur.
Du zweifelſt nicht an jenen Himmelskerzen;
Du ahneſt Größe dort, und ſchauſt entzückt hinan.
Iſt denn die Geiſterwelt entfernter deinem Herzen?
In deinem Geiſte fängt das Reich der Geiſter an.
Der höchſte Geiſt iſt Gott, und du wirſt ſeiner inne,
Wann tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt;
Hier iſt ſein Heiligthum, und dort im Reich der Sinne
Iſt er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.
Ich war dem Tropfen Zeit entronnen;
Und offen lag vor meinem Geiſte nun
Der Ocean, an deſſen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworf'ne Kieſel, ruhn.
Die Milchbahn ſtreckte weit durch unermeßne Fluren
Die tauſend Arme wundervoll hinaus;
Dort drückte ſeine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unſterbliche Gedankenſtralen
In meinem tiefſten Leben auf.
Verklärter ſchwebten Monden hin und Erden,
Aus Schattenhallen gingen ſie herauf;
Zu Morgenſternen ſah ich Abendſterne werden;
Die Schatten blühten ſelbſt zu Lichtgeſtalten auf.
Geſtirne zogen dort in weit entfernten Gleiſen,
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun,
Wie Geiſter, die aus öden Lebenskreiſen
Nach einer hellern Sonne ſchaun.
So ſchwang mein Geiſt ſich auf zum Gottesdienſt der Sphären.

Ha, welch ein Gottesdienst der Nacht! und doch kein Gott? —

Bei jenen flammenden Altären
Im Tempel der Natur! Hier ist, hier waltet Gott!
Sein Odem weht durch diese Stralenlaube;
Dort betet die Vernunft: Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube!
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt;
Dann findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.
Es sey kein Gott! und todt sind diese Himmelsflammen;
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt,
Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.
Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen;
Im Schoos des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht;
Der weise Zufall rief in aller ihrer Pracht
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht sich bilde?
Und die Natur, die holde Pflegerin,
Auf deren Schoos wir einst in Schlummer fallen,
Sie fragt umsonst: woher? wohin?
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen
Mit heller Sternenschrift: ich bin!
So find' ich denn im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,
Und im lebendigen Atome,
Der, kaum gesehn, im Lichtstral hüpft:
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geistern, angestralt von seiner Göttlichkeit;
Vor ihm ist keine Zeit; uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten,
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.

Es herrſcht ſein unbeſchränktes Walten
Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seyns;
Gedanken Gottes ſind die hehren Weltgeſtalten;
Gott iſt das All, das All iſt Eins!
Ihn preißt dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, die kein Gedank' ermißt;
O glaub' es dir, und den Verſicherungen
Von tauſend Welten, daß Gott iſt!
Sey denn mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umſchleiert;
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen ſie!
Der Tugend öffnet ſich das Reich der Harmonie;
Gott iſt das hohe Lied des Tempels, wo ſie feiert,
Und die Natur die Melodie!

Es iſt ein Gott! der Tugend verbürgendes Leben
Verkündigt ihn; ſie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr iſt das Wort der innigſten Weihe gegeben;
Sie ſpricht es aus: es iſt ein Gott!

Sie zeuget laut, ſie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus in die mit Welten umblühete Flur.
Es iſt ein Gott, antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.

Der ſtille Geiſt, der innerſte, ſeligſte Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott.
Und leiſe ſpricht im flötenden Nachtigallliede
Der Hain es nach: es iſt ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Leiden des Lebens,
Erhöhn den Geiſt, erheben die Seele zu Gott;
Die Tugend kämpft, und fordert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt; es iſt ein Gott!

12) von Pölitz.

## Die zehn Gebote vom Hirschensteine *).

Ein zweiter Sinai, erhebet in die Lüfte
Sein graues Haupt der Hirschenstein,
Und Gottes Allmacht grub in diese Granitklüfte
Zehn heilige Gebote ein.

Von Allem, was da lebt im Staube, fühlet Keiner
In sich des ewgen Daseyns Spur;
Unendlich ist im ganzen Geisterreich nur Einer,
Der waltet groß in der Natur.

Ihn sucht dein sehnend Herz; ihm beugt sich dein Gewissen;
Du sollst ihn lieben, ihm vertraun.
Du sollst des Vaters Segen rings um dich genießen;
Doch wähne nicht, ihn selbst zu schaun.

Du sollst das Gute um des Guten willen üben;
Denn dann nur ist dein Wille rein.
Du sollst dich selbst, doch mehr noch deine Brüder lieben,
Und einig mit dir selber seyn!

Zur Herrschaft soll schon hier das ew'ge Recht gelangen,
Der Sultanismus untergehn;
Im Frieden soll die mütterliche Erde prangen,
Und hoch der Freiheit Fahne wehn!

Der Zwingherrn Fesseln, und der Diplomaten Sünden,
Sie sollen einst, noch wär's zu früh,
Ins Grab, das sie sich selbst bereiten, niederschwinden;
Denn Gottes Kraft zerschmettert sie.

*) im Karlsbade am 7 Aug. 1818 niedergeschrieben, und in den thüringischen Erholungen abgedruckt.

Du ſollſt als freier Geiſt nach höchſter Reife ſtreben,
Kein Sklave fremder Meinung ſeyn;
Denn nur die ſelbſterrung'ne Wahrheit führt zum Leben
Und zu dem innern Frieden ein.

Du ſollſt das Reich des Lichts auf Erden weit verbreiten;
Gott wohnt im Licht, und ſchuf das Licht,
Und er erzieht uns hier zum Licht der Ewigkeiten —
Was auch des Bonzen Irrſinn ſpricht.

Doch ſtöre nie den Bruder, der nach andrer Meinung
Dem Weltenurgeiſt ſchüchtern naht;
Wir alle harren jenſeits erſt des Lichts Erſcheinung,
Und gehn hier einen dunkeln Pfad.

Du ſollſt, willſt du dem Vater in den Höhen gleichen,
Sein Ebenbild auf Erden ſeyn;
Dem Strauchelnd-Fallenden die Hand der Liebe reichen,
Und ſelbſt dem Sünder gern verzeihn.

Du ſollſt nicht angſtvoll zweifeln, nicht im Glauben wanken,
Wann ſich das letzte Licht verliert;
Der Vorſicht Plan ſtammt nicht aus irdiſchen Gedanken;
Genug, daß dich ein Vater führt!

Du biſt unſterblich! Lüfte kühn des Geiſtes Schwingen
Im Vorhof ſeines Heiligthums!
Wann Geiſt und Leib ſich trennen, wirſt du ſiegreich dringen
Zu höhern Tempeln ſeines Ruhms.

Es wird — mag auch des Hirſchenſteins Geklüft verwittern,
Die Glut des Sprudels untergehn,
Des Kreuzbergs wilde Höh' im Sturme niederzittern, —
Dies heilige Geſetz beſtehn!

---

## 3) Die epiſche Form der Dichtkunſt.

### 37.

### Charakter und einzelne Theile der epiſchen Form der Dichtkunſt.

Wenn der Character der didactiſchen Form der Dichtkunſt auf der zur äſthetiſchen Einheit erhobenen Darſtellung von Gefühlen beruht, die durch Begriffe des Verſtandes, oder durch Ideen der Vernunft aufgeregt und hervorgebracht werden; ſo beruht der Charakter der epiſchen Form der Dichtkunſt auf der zur äſthetiſchen Einheit erhobenen Darſtellung von Gefühlen, die durch Gegenſtände in der Naturwelt, oder durch Vorgänge im Reiche der menſchlichen Freiheit angeregt und erzeugt werden.

Denn ob es gleich der allgemeine Charakter der Dichtkunſt, und die Grundbedingung jedes einzelnen dichteriſchen Erzeugniſſes iſt, daß Gefühle dargeſtellt, und dieſe, vermittelſt der idealiſchen Geſtaltung des Stoffes, zur Einheit der Form verbunden werden; ſo unterſcheiden ſich doch die einzelnen Hauptklaſſen der Dichtkunſt dadurch von einander, daß der darzuſtellende Stoff in der lyri-

ſchen Form in unmittelbaren Gefühlen des Dichters, in der didactiſchen Form in Gefühlen, hervorgebracht durch Begriffe des Verſtandes oder durch Vernunftideen, und in der epiſchen Form in Gefühlen, vermittelt durch die Wahrnehmung von Naturgegenſtänden oder durch die Thatſachen und Wirkungen der menſchlichen Freiheit, beſteht. So wie alſo beim Lehrgedichte ein Begriff des Verſtandes oder eine Idee der Vernunft die Gefühle im Gemüthe des Dichters aufreget, welche, unter der Thätigkeit der idealiſirenden Einbildungskraft, zur vollendeten Einheit der Form verbunden werden; ſo ſind es im epiſchen Gedichte entweder Gegenſtände und Erſcheinungen in der Naturwelt, oder Individuen, Thatſachen und Vorgänge in der Welt der Freiheit, welche Gefühle anregen, denen die Einbildungskraft, vermittelſt des freien Spieles ihrer Thätigkeit, die idealiſche Hülle ertheilt.

Die Stoffe der epiſchen Dichtkunſt unterſcheiden ſich daher von den Stoffen der geſchichtlichen Proſa, bei aller übrigen Verwandtſchaft mit denſelben, theils dadurch, daß ſie Gefühle, welche durch Thatſachen und Ereigniſſe veranlaßt werden, und nicht zunächſt und ausſchließend Thatſachen und Vorgänge ſchildern, wie die geſchichtliche Proſa; theils dadurch, daß kein reingeſchichtlicher Stoff als epiſch betrachtet und behandelt werden kann, der nicht an ſich geeignet iſt, Gefühle zu erregen, und der nicht in dem Gemüthe des epiſchen Dichters die aufgeregten Gefühle zur äſthetiſchen Einheit erhebt. Es werden alſo nicht alle geſchichtliche Stoffe, ohne Ausnahme, der epiſchen Darſtellung fähig ſeyn. Denn ſo wie es Begriffe, Ideen und Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß giebt, welche keine Ge-

fühle für die ästhetische Darstellung in der didactischen Dichtkunst zu vermitteln vermögen; so giebt es auch Naturgegenstände und Vorgänge in der Wirklichkeit (z. B. ein stinkender Sumpf, ein verwesender thierischer Leichnam, eine Lazareth-Amputation, eine Section u. s. w.), die sich nicht für die dichterischen Darstellungen eignen, weil sie das Gefühl zurückstoßen, statt daß es für die dichterische Behandlung mächtig aufgeregt, so wie, durch diese Aufregung, die Einbildungskraft in eine freie Thätigkeit zur Hervorbringung einer idealischen Form versetzt werden soll.

Allein für diese Beschränkung der epischen Dichtkunst von der einen Seite in Hinsicht des Stoffes, wird sie von der andern wieder hinreichend entschädigt, daß sie, was dem Geschichtschreiber in der Prosa nie verstattet ist, theils die wirklichen Naturgegenstände und Thatsachen der Geschichte, nicht nach ihrer geschichtlichen Wahrheit, sondern nach ihrer ästhetischen Darstellbarkeit, d. h. nach den Gesetzen des Ideals behandeln, theils daß sie sogar, nach der Aehnlichkeit wirklicher Erscheinungen und Vorgänge, Naturerscheinungen, Individuen und Thatsachen, die nie im Kreise der wirklichen Welt bestanden, durch die schöpferische Einbildungskraft ins Daseyn rufen darf, unter der einzigen Bedingung, daß der darzustellende Stoff einen ästhetischen Charakter trägt, und daß er von dem Dichter zur vollendeten Einheit der Form erhoben wird.

Durch dieses freie Schaffen einer idealischen geschichtlichen Welt unterscheidet sich daher der epische Dichter wesentlich von dem Geschichtsschreiber in der Prosa. Es heißt den Charakter der epischen Dichtkunst, nach der Unermeßlichkeit ihrer Stoffe und Gebilde, ganz verkennen, wenn man z. B. dem

Dichter eines Romans vorwirft, er habe einen Marc Aurel, einen Karl den Großen, einen Attila, einen Tamerlan, eine Jungfrau von Orleans, eine Maria Stuart, u. a. nicht mit geſchichtlicher Treue gezeichnet. Dies war weder ſein Beruf, noch ſeine Aufgabe. Allein wenn er dieſen, im Allgemeinen aus der wirklichen Welt entlehnten, Stoff durch ſeine Behandlung nicht zu idealiſiren, wenn er ihm nicht die äſthetiſche Einheit der Form zu ertheilen, wenn er nicht innerhalb dieſer Form tiefe, innige und warme Gefühle auszuathmen vermochte; dann hat er freilich den Stab über ſich ſelbſt gebrochen, weil er weder Hiſtoriker, noch Dichter war, indem er das erſte nicht ſeyn wollte und zu ſeyn nöthig hatte, das zweite aber, aus Mangel an Tiefe des Gefühls und aus Mangel an ſchöpferiſcher, die Einheit der äſthetiſchen Form erzeugenden, Einbildungskraft nicht zu ſeyn vermochte. Sobald aber der epiſche Dichter mit ſchöpferiſcher Kraft über den, der wirklichen Geſchichte entlehnten, Stoff waltet, und denſelben für äſthetiſche Zwecke in idealiſchen Formen ausprägt; ſobald darf ihn das Urtheil der ſtrengen Hiſtoriker nicht kümmern, wenn ſie über den Eingriff in ihr Gebiet Klage führen. Denn kommt ihnen die Kraft des Geiſtes zu, den rein geſchichtlichen Stoff zu einer vollendeten Form des proſaiſchen Styls, nach allen Bedingungen des Geſetzes der Form, zu geſtalten; ſo werden ſie innerhalb ihres Gebietes eben ſo claſſiſch erſcheinen, als der epiſche Dichter in dem ſeinigen, und Niemand wird Bedenken tragen, Schlözer, Spittler, Johannes Müller, Wachler, Luden u. a. auf gleiche Linie, innerhalb der gediegenen Form der geſchichtlichen Proſa, mit den claſſiſchen Dichtern in

den Formen der epischen Dichtkunst zu stellen, so verschiedenartig auch die Art und Weise ist, wie der Prosaiker, und wie der epische Dichter dem Gesetze der Form Genüge leistet.

## 38.

## Fortsetzung.

Unverkümmert bleibt daher dem epischen Dichter das Recht, gleich dem Geschichtsschreiber in der Prosa, über alle Stoffe der beiden geschichtlichen Kreise: der Vergangenheit und der Gegenwart, unter der einzigen Bedingung zu gebieten, daß diese Stoffe ästhetisch darstellbar sind. Allein vorzugsweise vor dem Geschichtsschreiber in der Prosa behauptet der epische Dichter auch das Recht, eine idealische Vergangenheit und Gegenwart, als reines Erzeugniß seiner schöpferischen Einbildungskraft zu gestalten, sobald er den frei ins Daseyn gerufenen Stoff theils nach dem Gesetze der logischen und ästhetischen Möglichkeit, theils nach dem Gesetze der Form, als eine in sich gediegene und vollendete Kunstform, behandelt. Unter diesen Bedingungen gehört die ganze Zauber- und Geisterwelt in den Kreis der Stoffe des epischen Dichters, die er in den meisten einzelnen Formen der epischen Dichtkunst, in dem ernsthaften und komischen Epos, in der Romanze, Ballade, in der Legende u. s. w., mit dichterischer Freiheit anwenden kann; nur daß alle, der wirklichen Welt nicht einheimische, Wesen (z. B. Engel, Teufel, Feen, Sylphen, Nixen u. a.) nach dem Gesetze der logischen Möglichkeit und der ästhetischen Darstellbarkeit sich ankündigen müssen. Gegen die logische Möglich-

keit verſtößt aber blos der Unſinn, d. h. was nach dem Geſetze der formellen Wahrheit, ohne innern Widerſpruch, nicht gedacht werden kann; ſo wie gegen die äſthetiſche Darſtellbarkeit das verſtößt, was keine Schönheit der Form verſtattet, was mithin nie unter das Geſetz der Form — das höchſte für alles durch Sprache Darſtellbare und Dargeſtellte — gebracht werden kann.

Weil aber unzählige einzelne vollendete Formen der epiſchen Dichtkunſt ohne dieſe Beimiſchung einer Zauber- und Geiſterwelt beſtehen; ſo darf dieſe ſogenannte Maſchinerie nicht als zum Weſen der epiſchen Dichtkunſt ſelbſt erforderlich betrachtet werden, wie einige Theoretiker gethan haben. Denn ſo gewiß dieſe Maſchinerie, nach den vorhandenen claſſiſchen Dichtern in der epiſchen Form, zu den Eigenthümlichkeiten der epiſchen Dichtkunſt gehört; ſo gewiß darf ſie doch nur zum Luxus, und nicht zum urſprünglichen Weſen dieſer dichteriſchen Form gerechnet werden, weil ſonſt die Maſchinerie bei keinem einzelnen claſſiſchen Erzeugniſſe der epiſchen Dichtkunſt fehlen dürfte. —

Noch aber gehört es zu der Erweiterung des reichen Gebietes der epiſchen Stoffe, daß der epiſche Dichter — nächſt den Thatſachen und Erſcheinungen in der Wirklichkeit, ſie heiße Vergangenheit oder Gegenwart, und nächſt den durch die Einbildungskraft äſthetiſch umgeſchaffenen wirklichen Vorgängen, oder vermittelſt der Einbildungskraft, nach dem Geſetze der logiſchen Möglichkeit und äſthetiſchen Darſtellbarkeit, völlig neugeſtalteten Individuen, Begebenheiten und Naturerſcheinungen, — eben ſo gut auch abwärts von dem Menſchen (z. B. in der Fabel) ſeine Stoffe aus dem Kreiſe

der unbelebten und der thieriſchen Organiſationen, wie aufwärts aus den Kreiſen der überſinnlichen Welt entlehnen, und beide Kreiſe mit dem unmittelbaren Kreiſe der menſchlichen Freiheit in Verbindung und Wechſelwirkung bringen kann, doch jedesmal nach einem feſtbeſtimmten Verhältniſſe beider Kreiſe zum Kreiſe der menſchlichen Freiheit. Denn das in der Fabel dargeſtellte Thier erſcheint ſo wenig um ſeiner ſelbſt willen, als das höhere Weſen in dem Epos und in der Ballade; beide ſind des Menſchen wegen da, um entweder den thieriſchen Inſtinkt in einer äſthetiſchen Verhüllung an den Wirkungskreis der menſchlichen Freiheit zu halten, oder ein überſinnliches Weſen, nach ſeiner geiſtigen und überirdiſchen Kraft, in Gegenſatz und Widerſtreit, oder auch in Verbindung und Unterſtützung mit den geiſtigen und phyſiſchen Kräften der handelnden Individuen zu bringen.

Die dramatiſche Form der Dichtkunſt, die der epiſchen nahe verwandt iſt, unterſcheidet ſich dadurch weſentlich von derſelben, daß in der epiſchen Form der Dichter in ſeinem eignen Namen ſpricht und wirkt, während der dramatiſche Dichter ſeine Individualität ganz aufopfert, und die Perſonen, die er ſchildert, ſelbſt in die Mitte der Darſtellung verſetzt, um durch dieſelben die Handlung durchführen und die äſthetiſche Einheit der Form vollenden zu laſſen.

Die einzelnen Formen der epiſchen Dichtkunſt ſind:

a) das ernſte Heldengedicht;
b) das komiſche Heldengedicht;
c) die Romanze und Ballade;

d) die Legende;
e) die poetiſche Erzählung;
f) die Fabel.

## 39.

### a) Das ernſte Heldengedicht.

Der Charakter des ernſten Heldengedichts beruht auf der zur äſthetiſchen Einheit vollendeten Darſtellung des Kampfes der menſchlichen Kraft überhaupt, beſonders aber der Kraft des freien Willens mit der Macht des Schickſals. Das Heldengedicht verſinnlicht daher zwei einander gegen über ſtehende Größen: Freiheit und Naturnothwendigkeit; die erſte vergegenwärtigt in der Thätigkeit eines menſchlichen Weſens, die zweite in einer auf den Menſchen eindringenden äußern Macht und Gewalt, ſo daß die äſthetiſche Aufgabe des Epos und die Wirkung deſſelben in der Darſtellung dieſes Anwogens zweier feindlicher Kräfte gegen einander ſich ankündigt, wodurch, bei der Anſchauung dieſes Kampfes, das gemiſchte Gefühl der Luſt und der Unluſt angeregt wird, bis zuletzt im Augenblicke der äſthetiſchen Vollendung der Form — es ſiege nun der Held über das feindliche Schickſal, oder er unterliege demſelben — das Gefühl der Luſt das Uebergewicht über das Gefühl der Unluſt behauptet. Das Heldengedicht verlangt alſo Handlung, und zwar Handlung eines menſchlichen d. i. eines, neben der phyſiſchen Kraft, mit geiſtiger Kraft und mit Freiheit des Willens ausgeſtatteten, aber unter den Schranken der Endlichkeit ſtehenden, und gegen die

Macht der Naturnothwendigkeit, oder gegen die Vernichtung drohende Freiheit Andrer, anstrebenden Wesens. Denn im Epos wird unter dem Schicksale, das der Kraft des Helden feindlich sich entgegenthürmt, bald die in ihren Ankündigungen unaufhaltbar wirkende äußere Natur, bald die mit allem Nachdrucke berechneter Klugheit und abgemessener Bosheit anstrebende feindliche Freiheit andrer Wesen seiner Gattung, bald beides zusammen in abwechselndem Kampfe, bald aber auch der Antheil überirdischer Wesen an diesem mächtigen Kampfe verstanden. Von selbst folgt daraus, daß — sobald der Dichter seines Stoffes völlig mächtig ist — die ästhetischen Eigenschaften der Kraft, des Kühnen, des Edlen und Würdevollen, des Unerwarteten und Wundervollen, des Großen, des Erhabenen und Feierlichen, des Pathetischen und Rührenden (vgl. Th. 1. §. 51. 53—59), für die Aufnahme in das ernste Heldengedicht besonders sich eignen, so wie, durch die Vergegenwärtigung dieser Eigenschaften innerhalb der vollendeten epischen Form, in dem Gemüthe des Anschauenden der Kampf des Gefühls der Lust mit dem Gefühle der Unlust veranlaßt wird, der, nur in dem Augenblicke der Entscheidung der epischen Handlung, in den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Lust übergeht.

Ob nun gleich der im Epos dargestellte Held eben so nach seiner physischen Kraft, und nach seinen geistigen Vermögen, namentlich nach der Größe seiner Vernunft und nach der Innigkeit seines Gefühls, wie nach seiner sittlichen Freiheit im Kampfe mit dem auf ihn eindringenden feindlichen Verhängnisse erscheinen kann; so erfüllt doch der Kampf der sittlichen Kraft gegen die Macht

des widrigen Schickſals mit einem erhöhtern gemiſchten Gefühle der Luſt und der Unluſt, als die bloße Wahrnehmung der Aeußerung der phyſiſchen oder intellectuellen Kräfte, obgleich die äſthetiſche Wirkung des Heldengedichts zunächſt auf dem idealiſirten Anſtreben gegen große, während des Kampfes fortdauernd geſteigerte, Schwierigkeiten beruht, in deren Beſiegung die dem Helden einwohnende Kraft ſich bewährt.

Unter dieſer Bedingung darf es auch nur Ein Individuum ſeyn, das im Mittelpuncte der dichteriſchen Darſtellung ſteht. Auf dieſen Helden muß ſich alles im Epos beziehen; alles muß um ſeinetwillen da ſeyn; nichts darf in die Darſtellung aufgenommen werden, das nicht in näherer oder entfernterer Verbindung mit ihm, und zwar nach dem Verhältniſſe ſtände, in welchem er ſeine Kraft thätig beweiſet. Das Erſte daher, worauf es im Epos ankommt, bleibt die verſinnlichte Darſtellung, Haltung und Durchführung des Helden und der Aeußerung ſeiner durch das Schickſal aufgebotenen Kraft. Das Zweite iſt die dichteriſche Schilderung der Macht des Schickſals, gegen welche er kämpft. Zwiſchen ſeiner Kraft und der Macht des Schickſals muß aber in der epiſchen Kunſtform das ſorgfältigſt berechnete Verhältniß herrſchen. Denn wäre die Macht des Schickſals urſprünglich ſtärker, als die Kraft, die gegen ſie ankämpft; ſo wäre der Sieg des Schickſals im Voraus entſchieden. Wäre hingegen die Kraft des Helden, als ſolche, ſogleich in ihrer erſten Ankündigung überwiegend über die Gewalt des Schickſals, das ſie zum Kampfe anregt; ſo könnte der Held nicht der Gegenſtand unſrer Theilnahme und Bewun-

derung werden, weil nur die Gleichmäßigkeit der Kraft des Andranges und des Widerstandes die hohe Bewegung und den innern Kampf der Lust und Unlust im Gefühlsvermögen hervorbringt. Nur dadurch also, daß, bis zum Schlusse des Epos, gleichmäßig mit der sich verstärkenden Macht des Schicksals auch die Kraft des Helden in einer unverkennbaren Steigerung sich ankündigt, wird das Interesse an der Darstellung erhalten und erhöht. Mag übrigens der Held zuletzt siegen oder unterliegen; so streitet beides nicht mit dem Charakter des Epos; nur muß der Held, wann er unterliegt, als ein Wesen fallen, das bis zum letzten Augenblicke den Anspruch auf Achtung, Theilnahme und Bewunderung behauptet. Selbst der überirdische, der göttliche Held muß, sobald er im Epos erscheint, als sittlich vollendeter Mensch, im Vollgefühle und in der Vollkraft aller höhern geistigen Vermögen, nach der höchsten Reife der Vernunft, nach der größten Innigkeit, Reinheit und Stärke des Gefühls, und nach der unwiderstehlichen Kraft der geläutertsten sittlichen Freiheit sich ankündigen, um, ausgestattet mit dieser Gesammtheit vollendeter Eigenschaften, den großen Kampf mit der andringenden Macht des feindlichen Schicksals zu bestehen; denn der Knoten, dessen Schürzung auf der Steigerung dieses Kampfes beruht, soll nicht durch überirdische Kräfte zerhauen, sondern durch die Kraft des freien Willens gelöset werden.

Der Dichter des Epos ist, wie die Theorie der epischen Dichtkunst überhaupt (§. 37 und §38.) zeigte, wenn er auch geschichtliche Thatsachen zur Unterlage seiner Darstellung wählt, nicht an das Gesetz der geschichtlichen Wahrheit gebunden; wohl aber muß

er die dichteriſche Wahrheit, die innere Nothwendigkeit in den Handlungen des Helden, und den innern Zuſammenhang zwiſchen der Freiheit des Helden und der Macht des Schickſals feſthalten, weil ohne dieſe innere Nothwendigkeit keine Einheit der äſthetiſchen Form möglich iſt Aus dem Feſthalten dieſer innern Nothwendigkeit ergiebt ſich die Eintheilung des Epos in die einzelnen Acte oder Geſänge, ſo daß jeder einzelne Geſang ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes des dargeſtellten Kampfes zwiſchen der Freiheit des Helden und der Macht des Schickſals bildet, obgleich jeder einzelne Geſang mit den vorhergehenden und nachfolgenden Geſängen im nothwendigen Zuſammenhange ſtehen muß. Selbſt die Aufnahme des Wunderbaren und Ueberſinnlichen in das Heldengedicht (§. 38.) ſteht unter dieſem Geſetze der innern äſthetiſchen Nothwendigkeit, ſo daß es keinen zufälligen und außerweſentlichen, ſondern einen nothwendigen Beſtandtheil der ganzen Handlung bildet.

Die künſtleriſche Anlegung, Haltung und Durchführung des Epos, der darin vorherrſchende Ton des Gefühls, und die wechſelnde Farbengebung in den einzelnen dargeſtellten Gruppen und Schilderungen, iſt eine Wirkung der Begeiſterung und der ſchöpferiſchen Einbildungskraft des Dichters, und wird deshalb — im ganzen Umfange der äſthetiſchen Form — das Gepräge der Individualität des Dichters an ſich tragen. Je größer ſeine dichteriſche Kraft iſt, den Helden nach allen ſeinen Handlungen und Ankündigungen im Glanze des Ideals, und, ihm gegen über, die Macht des Schickſals in ihrem ganzen Umfange darzuſtellen; je beſtimmter das Geſetz des innern Zuſammenhanges und der Nothwendigkeit

zwischen allen einzelnen Theilen herrscht, und je mehr es ihm gelingt, das Interesse an der Darstellung bis zu dem Schlusse hin zu steigern; desto umschließender und sicherer wird die Wirkung des Epos seyn.

Wenn man in neuerer Zeit den ästhetischen Charakter des Epos beinahe zu überschätzen und die epischen Dichtungen über die lyrischen zu stellen suchte; so darf man, um beide gehörig zu würdigen, den wesentlichen Unterschied zwischen beiden nie übersehen. Die lyrische Form der Dichtkunst versinnlicht nämlich die höchste Kraft des intensiven Lebens der Gefühle, die epische Form die möglichst höchste extensive Ankündigung dieser Gefühle in Handlungen, welche rückwärts in dem menschlichen Gefühlsvermögen begründet und mit den Aeußerungen dieser Gefühle vergesellschaftet sind. Die Aufgabe und der Zweck der lyrischen Dichtkunst ist daher die sinnlich vollendetste Subjectivität, so wie die Aufgabe und der Zweck der epischen Dichtkunst die sinnlich vollendetste Objectivität. — Ungeachtet dieser ursprünglichen Verschiedenheit ihres ästhetischen Charakters, stehen aber doch die lyrische und epische Form der Dichtkunst einander gleich in Hinsicht des ästhetischen Gehalts; denn dieser beruht nicht auf der Wahl des dichterischen Stoffes, sondern auf der Gediegenheit und ästhetischen Vollendung der Form, so wie das größere Wohlgefallen entweder an der lyrischen, oder an der epischen Form — bei gleicher Classicität derselben — von der individuellen Stimmung dessen abhängt, der bei der Betrachtung dieser Kunstformen verweilt.

Man darf übrigens den modernen Epos nicht mit dem griechischen verwechseln; denn mehr, als

die lyriſche und didactiſche Form der Dichtkunſt, trägt die epiſche die Farbe und das Gepräge der einzelnen Völker und Zeiten, weil ihr Individuen, Ereigniſſe und Thatſachen zum Grunde liegen, die nur im Lichte ihrer Zeit ganz richtig aufgefaßt werden können. So viel daher auch der epiſche Dichter von der geſchichtlichen Wahrheit in ſeiner Darſtellung abgewichen ſeyn mag; ſo wird er doch das Zeitalter, mit ſeinen Vorſtellungen und Anſichten von Religion und Staatsleben, ſo wie das Volk nicht verläugnen können, aus deſſen Geſchichte mehr oder weniger in die einzelnen Schilderungen — vielleicht ſelbſt nur in die Epiſoden — des Epos übergeht. Dies gilt von der Ilias und Odyſſee, wie von dem Heldenbuche und dem Niebelungenliede. Kein Dichter der griechiſchen und römiſchen Vorzeit hätte des heiligen Grals, oder des Ezels und Siegfrieds gedenken können, und Dante in ſeiner göttlichen Komödie, Taſſo in ſeinem befreiten Jeruſalem kündigen nicht nur ſogleich ſich als chriſtliche Dichter, ſondern auch — im Gegenſatze der Ritterdichtkunſt des eigentlichen Mittelalters — als epiſche Dichter im ausgehenden Mittelalter an. Eben ſo tragen Miltons verlornes und wiedergefundenes Paradies theils den Charakter eines brittiſchen Dichters, theils die Farbe der religiöſen und kirchlichen Anſichten ſeiner Zeit. Dies gilt ſelbſt von dem vollendetſten Epos in teutſcher Sprache, von Klopſtocks Meſſiade. — v. Schönaichs Hermann, oder das befreite Teutſchland, Bodmers Noachide, und Joh. Elias Schlegels Heinrich der Löwe ſtehen, in Hinſicht der äſthetiſchen Haltung, weit hinter dem Meſſias. Kräftig war der Ton in Zachariä's Schöpfung

der Hölle; sein Cortes aber, und Wielands Cyrus blieben Bruckstück. Geßners Tod Abels und Voß Luise müssen als idyllisches Epos aufgeführt werden. Allein v. Sonnenberg schwang sich im religiösen Epos — im (unvollendeten) Weltende, und in Donatoa — dem Sänger des Messias am nächsten; so wie v. Alxinger im Doolin von Mainz und im Bliomberis, und Fr. Aug. Müller im Richard Löwenherz, Alfonso, Adelbert dem Wilden — mit wenigen andern — im ernsten weltlichen Epos nicht ohne Achtung genannt zu werden verdienen, wenn auch der ästhetische Gehalt ihrer Epopöen nicht überfeiert werden darf.

## 40.

### Beispiele aus dem ernsten Heldengedichte.

1) vom Freiherrn v. Schönaich († 1807; 81 Jahre alt).

(aus s. Hermann, oder das befreite Teutschland; neue Aufl. Leipz. 1753. — Bruchstück aus dem zwölften Buche, wo Hermann die Teutschen den unter Varus sich nähernden Römern entgegen führt.)

„Jauchzet Brüder, rufet Hermann, daß sie so vermessen sind;
Daß die längst gehemmte Rache endlich Platz nnd Feld gewinnt;
Gold und Purpur gleißen zwar auf den aufgeputzten Waffen;
Aber was kann Gold und Glanz wider Stärk' und Tugend schaffen?
Marsen! schaut! das sind die Feinde, die euch Joch und Ketten dräun;

Schaut doch die vergoldten Waffen! Sollten die euch
ſchrecklich ſeyn?
Frieſen, Sachſen, dämpft die Welle, die von jenem
Hügel brauſt!
Folgt Cheruſker, und ihr Katten, thut, wie eures
Fürſten Fauſt!
Es wird keine Kunſt doch ſeyn, Weichlinge zu über-
winden;
Und der Stolzen Lager muß heut in Rauch und Dampf
verſchwinden.
Raſtolf, nimm dort jenes Adlers, der ſo prächtig
ſchimmert, wahr;
Stell' ihn, Herzog, nach dem Treffen im geweihten
Haine dar!
Wer des Varus Scheitel wird vor des Hermanns Füße
bringen;
Dem ſoll unſrer Barden Mund Lob und Dank und Lie-
der ſingen."
Säng ich gleich mit Götterſtimmen, würde doch mein
Lied zu ſchwach;
Welche Göttin folgt den Helden unter Schwert und
Spieße nach?
Zwar die Zwietracht ſchürt die Glut, und Bellonen
ſieht man toben;
Und Morbona ſelber hat ihre Schwingen frech er-
hoben.
Krachend bricht ſie aus der Hölle, bringet Tod und
Schrecken mit;
Das bewegte Teutſchland zittert, wenn die Göttin nie-
dertritt.
Aus den Wüſten treibt ſie Volk; ſie entzündet Süd'
und Norden;
Und die ſtets beeiſte Welt iſt zur Schlacht gerufen
worden.

Hier spannt Mavors seinen Bogen, und sein Ruf erhitzt die Schlacht;
Römer und auch Teutsche gleiten, weil das Blut sie gleiten mache.
Varus, den die Schlacht nunmehr, Noth und Schand' und Ruhm entflammen,
Sammlet seinen ganzen Muth in der stolzen Brust zusammen.
„Römer, ruft er, denkt an Cäsar, denkt an Rom und an die Welt,
Die nun ihre scheuen Blicke nur auf euch gerichtet hält.
Folget mir!" und also bricht er der Ketten feste Glieder;
Rastolf selber wird gehemmt; Teutsch' und Römer sinken nieder;
Diesen flammen Ruhm und Ehre, und die goldnen Adler an;
Jenen treibt die Freiheit wieder, die er nicht verlieren kann. —
Varus, der sich von dem Sande unterdessen aufgemacht,
Schweigt, und sieht mit bittern Schmerzen seines Heers gebrochne Kraft.
Zähren voller Blut und Staub dringen von bestaubten Wangen,
Die Verzweiflung zwinget ihn, nach dem Tode zu verlangen,
Rasend greift er nach dem Schwerte, das zerknicket vor ihm liegt;
Stößt es wütend in den Busen, daß sich Griff und Klinge biegt.
Sprudelnd springt das Blut und fleußt auf die grauserfüllten Matten;
Seine schwarze Seele fleucht zu der Väter edlen Schatten.
Haubold, ein verwegner Teutscher, nimmt der Römer Feldherrn wahr;

Gleich trennt er mit einem Hiebe ſeinen Kopf vom Rumpfe gar,
Eilt zum Helden, ruft und ſpricht: „Fürſt, hier liegt der Feind im Staube!"
Hermann ſiehts, und giebt ihm gleich den vergoldten Helm zum Raube.
Edmund aber wird berufen. „Freund, ſo klingt des Herzogs Wort,
Bringe dieſen Kopf dem Marbod!" Augenblicklich eilt er fort,
Dieſes Zeichen des Triumphs, da hier Teutſchland Rom geſchlagen,
An der Marcomannen Hof zur Beſchämung hinzutragen.
So erfocht der Held die Freiheit; ſo bezwang er die Gefahr,
Die der ganzen Erde ſchrecklich, und den Teutſchen rühmlich war.
Des beeiſten Nordens Meer ſah die frechen Adler glänzen;
Nur der lorbeerreiche Tag ſetzte Rom den Rhein zu Grenzen.
Rom erſchrack; Auguſtus bebte; und man hielt den Feind ſo nah,
Daß der Bürger ganz erſchrocken Hermanns Schwert entgegen ſah.
Blut von tauſend Opfern floß, wie das Fett von den Altären;
Wahn und Andacht ſollten nun den erzürnten Schwertern wehren.
Doch der Held war ſeinen Völkern lang ein Fels, und ſtarker Schild;
Und iſt noch den ſpät'ſten Enkeln der vergeßnen Pflichten Bild.
Bei den Teutſchen hörte Rom endlich auf, zu überwinden;

Endlich mußte dieſe Macht durch der Väter Arm verſchwinden.
Ach, wo lebt nun wohl ein Hermann? Holder Himmel, ſchaff' ihn doch!
Teutſchland heget ja wohl Helden; aber keinen Hermann noch.
Iſt es möglich, o, ſo laß meinen heißen Wunſch gelingen;
Und du, Muſe, ſollſt alsdann mit erhabnerm Tone ſingen!

## 2) von Klopſtock († 1803).

### Jeſus in Gethſemane.
(aus dem fünften Geſange des Meſſias.)

— Jetzt denkt Gott ſich ſelbſt, und das Geiſterheer, das ihm treu blieb,
Und den Sünder, das Menſchengeſchlecht! Da zürnet er. Ruhend
Hoch auf Tabor, hält er den tieferzitternden Erdkreis,
Daß der Staub nicht vor ihm in das Unermeßliche ſtäube!
Wendet gegen Eloa darauf ſein ſchauendes Antlitz,
Und der Seraph verſteht die Red' in dem Antlitz Jehovah's;
Steigt von dem Tabor gen Himmel. So hub von der Hütte des Bundes
Sich die Führerin weg, die himmelſtützende Wolke,
Wenn das Volk, der ſichtbare Zeuge von Bethlehems Sohne,
Seine Gezelte von Oede zu Oed' auf Moſes Gebot trug.
Und der Geſendete ſtand auf einer Mitternacht ſtille,
Schaute zum Oelberg nieder, erhub die Donnerpoſaune,
Tönte des Weltgerichts Entſetzen aus der Poſaune,
Rufte gegen die Erd', und ſprach: Bei dem furchtbaren Namen

Deſſen, der ewig iſt, und ſeiner Gerechtigkeit Dauer
Mit Unendlichkeit maß; der hält die Schlüſſel des Abgrunds,
Der mit rügender Flamme die Hölle, den Tod mit Allmacht,
Und mit Gericht bewaffnet! Iſt einer unter den Himmeln,
Welcher, ſtatt des Menſchengeſchlechts, im Gericht will erſcheinen,
Dieſer komme vor Gott! So ruft Eloa vom Himmel.
Und der Gottmenſch ſchaute dem hohen Seraph ins Antlitz,
Hörte den Klang der Poſaune! Da ging er mit ſchnellerem Schritte
In Gethſemane fort. Noch folgten ihm drei von den Jüngern
In die ſchreckende Nacht. Er entriß ſich ihnen, und eilte
Ganz in das Einſame hin. Jehovah hub das Gericht an.
In das Heiligſte haſt du mich zwar, Sionitin, geführet,
Aber nicht in das Allerheiligſte. Hätt' ich die Hoheit
Eines Propheten, zu faſſen die ewige Seele des Menſchen,
Und mit gewaltigem Arm ſie fortzureißen; und hätt' ich
Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er Gott ſingt;
Tönete mir von dem Munde die ſchreckensvolle Poſaune,
Die auf Sina erklang, daß unter ihr bebte des Bergs Fuß;
Sprächen der Cherubim Donner aus mir, Gedanken zu ſagen,
Deren Hoheit ſelbſt der Poſaune Ton nicht erreichte:
Dennoch erſänk' ich, du Gottverſöhner! dein Leiden zu ſingen,
Als mit dem Tode du rangſt, als unerbittlich dein Gott war.
Ueber den Staub der Erde gebückt, die, im Graun vor dem Richter,

Gegen sein Antlitz herauf mit stillem Schauer erbebte,
Und im Beben den Staub zahlloser Kinder von Adam,
Alle verdorrten Gebeine der todten Sünder, bewegte,
Lag der Messias, mit Augen, die, starr auf Tabor gerichtet,
Nichts Erschaffenes sahn, des Richtenden Antlitz nur schauten,
Bang, mit Todesschweiße bedeckt, mit gerungenen Händen,
Sprachlos, aber gedrängt von Empfindungen! Stark, wie der Tod trifft,
Schnell, wie Gottes Gedanken, erschütterten Schauer auf Schauer,
Auf Empfindung Empfindung, des ewigen Todes Empfindung
Den, der Gott war, und Mensch. Er lag, und fühlt', und verstummte.
Aber da immer bänger die Bangigkeit, heißer die Angst ward,
Dunkler die Nacht, gewaltiger klang die Donnerposaune;
Da stets tiefer bebte der Tabor unter Jehovah;
Statt des Todesschweißes, vom Antlitz des Leidenden Blut rann:
Hub er vom Staube sich auf, und streckte gen Himmel die Arm' aus;
Thränen flossen ins Blut; er betete laut zu dem Richter:
Vater, die Welt war noch nicht. Bald starb der Erste der Menschen;
Bald ward jede der Stunden mit sterbenden Sündern bezeichnet!
Ganze Jahrhunderte sind, von deinem Fluche belastet,
Also vorübergegangen. Nun ist sie, Vater, gekommen;
Da die Welt noch nicht war, da noch kein Todter verwes'te,
Wurde sie schon die selige Stunde des Leidens erkohren!

Und nun iſt ſie gekommen! O ſeyd mir, Schlafende Gottes,
Seyd mir in euren Grüften geſegnet! Ihr werdet erwachen!
Ach wie fühl' ich der Sterblichkeit Loos! Auch ich bin geboren,
Daß ich ſterbe! Der du den Arm des Richters emporhältſt,
Und mein Gebein von Erde mit deinen Schrecken erſchütterſt,
Laß die Stunde der Angſt mit ſchnellerem Fluge vorbeigehn!
Vater! es iſt dir alles möglich, ach laß ſie vorbeigehn!
Ganz von deinem Zorn, von deinen Schrecken gefüllet,
Haſt du mit ausgebreitetem Arm den Kelch der Leiden
Ueber mich ausgegoſſen. Ich bin ganz einſam, von allen,
Die ich liebe, den Engeln, den Mehrgeliebten, den Menſchen,
Meinen Brüdern, von dir, von dir, mein Vater, verlaſſen!
Schau, wo du richteſt, ins Elend herab! Jehovah! wer ſind wir,
Adams Kinder, und ich! Laß ab, die Schrecken des Todes
Ueber mich auszugießen! Doch nicht mein Wille geſchehe!
Vater, dein Wille geſcheh'! Mein hingeheftetes Auge
Schauet aus in die Nacht, und kann nicht weinen; mein Arm bebet,
Starrt nach Hülfe gen Himmel empor; ich ſink' auf die Erde:
Sie iſt Grab! Es ruft, durch alle Tiefen der Seele,
Laut ein Gedanke dem andern: Ich ſey von dem Vater verworfen!
Ach, da der Tod noch nicht war! da noch die Stille des Vaters

Ruht' auf dem Sohne! da Adam ward, daß er ewig lebte.
Aber mein Erdegebein trägt auch die Gottheit! Ich leide!
Ich bin ewig, wie du! Es geschehʼ, o Vater, dein Wille!
Also sprach er, und richtete sich von seinem Gebet auf,
Stützt' auf die wankende Rechte sich nieder, und schaut' in die Nacht hin.

### 3) von Bodmer (1783).

### Bruchstück aus dem achten Gesange der Noachide. (nach der umgearbeiteten Auflage vom J. 1781).

— Als der Komet den Grenzen der Erde so nahe gekommen,
Daß er kaum seinen Durchschnitt von ihrer Kugel entfernt flog,
Sieh, da verließen die Wasser des Oceans ihre Gestade,
Hoben den Rücken empor, und schwollen gegen den Stern auf.
Lange schon streifte die Atmosphäre des fremden Gestirnes
An die Grenzen der Erde, die beiden vermengten sich kreuzend,
Seltsam verflochten; mit Arbeit und Müh rangen Stern und Erdball
Einen Pfad durch den andern, damit er unaufgehalten
Seinen verordneten Kreis in des Aethers Gefilden vollbrächte.
Von der Gewalt im Grund unwiderstehlich erschüttert,
Fielen die Thürme zu Trümmern, die Tempel und hohen Paläste,
Hügel fielen auf Hügel, und Klippen stießen an Klippen.
Als die Planeten so kämpften, zerriß der Dunstball des Schweifsterns.
Eine Nacht hing über der andern an ehernen Ketten,

Schwärzere Schatten, als weiche ſich über Cimmerien hängen.
Oefters erhellte die tödtlichen Schatten ein ſchlängeindes Blitzen,
Breit, wie ein Strom, und kreuzend vom Aufgang zum Untergang, Donner
Brüllten mit ſchmetternder Stimm', und unter die Stimme des Donners
Heulte Verzweiflung. Der Tod war in allen Geſtalten vorhanden;
Hing in der Luft, und wühlt' in der Erd', und ſtürmte vom Meer her;
Wo man hinſah, da droht' allgegenwärtig ſein Antlitz,
Aber jetzt riſſen die Bande der Wolken; die Urnen und Schläuche
Thaten ſich auf, und goſſen kometiſche Meere herunter.
Wen nicht die Erde begrub; den ergriff die Flut, o ſie ſchleppte
Unerbittlich zum Tod Nationen von Menſchen und Thieren.
Von der gehörnten Flut geſpart, auf Berge geflohen,
Standen da blaſſe Schaaren, den Tod nur länger zu ſchmecken,
Keuchten nach Luft, und umſchlangen mit beiden Armen die Bäume,
Eine Friſt von drei Athemzügen vom Tod zu gewinnen.
Ueber ſie rauſchte die Flut mit Rieſenſchritten, nicht müde,
Bis ſie die Erde durchwandert hatte von Pole zu Pole.
Ach, ſie erhaſchte die Sünder in ihrer ſicherſten Stunde,
Eingeſchläfert, im Schwindel der Lüſt' und des Unſinns begraben;
Denn ſie kam wie ein Feind, der in der Mitternacht einbricht.
In dem geſtadioſen Meer, mit den Leichen der Sünder vermiſchet,
Schwammen die Körper der Edlen, zur Seite der Thiere des Feldes,

Alles Fleisch, das sich von der Speisetragenden Erde
Nähret, verfolgte der Tod weltherrschend von Zone zu Zone.
O wie war die Gestalt des Landes verkehrt, wie verwandelt!
Wo nur jüngst noch der Lenz in seinem blumigten Kleide
Zwischen der duftenden Ros' und dem Liede der Nachtigall lachte,
Schmachtet' er unter den Banden, womit die Flut ihn gebunden.
Schweflichte Dämpfe von finstern und groben Erzen des Abgrunds
Flogen empor, und mischten mit Gift die Luft und das Wasser.
Unterdeß floh der Komet, und rühmt', ihm hätte die Erde
Nichts als die äußersten Ecken der Durstgebirge genommen.
Vor dem Antlitz der Menschen, die Gott in die Arche beschlossen,
Brüllten nicht ungehört die verschlossenen Donner im Erdreich,
Wankte nicht unempfunden in ihrer Feste die Erde.
Auch sie hatten den eisernen Himmel, gepeitscht von den Winden,
Kommen gesehn, und über das Land sich breiten gesehen,
Bis er aus seinen Cavernen die Meere Gewässers herabgoß.
Aber den feindlichen Stern, der das Uebel der Erde gebracht hat,
Sahn sie nicht mehr; er nahm, gehüllt in cimmerische Schatten,
Seinen Lauf zu dem Kreis des Mercurs mit geflügelter Eile.
Aber noch reichte die Flut nicht hinauf zur schirmenden Arche.

Wo ſie ein Fels umwölbend in Schutz nahm; über dem Haupt hin
Fiel von der Höh' das Getös der Flut in ſchäumenden Wogen.
Innerhalb ſchien ein nächtlicher Tag, die eiſernen Wolken
Hemmten das Licht, und vermiſchten die Tag' und die Nächte zuſammen.
Alſo floſſen die Tage vorüber, zweideutige Tage,
Die ein entkräftetes Licht nur mit weiken Zügen bezeichnet.
Unterdeß war die Flut beſtändig gewachſen, ſie trat jetzt
Ueber die Pforte des Paradieſes, ſie ſtieg in das Thal ein,
Wo die Arch', an die Klippe geiehnt, dem Verderben entflohn war.
Aber indem die Wolken mit jedem Tage zerfloſſen,
Reinigte ſich der Himmei, das Licht brach durch und beſiegte
Seine ſchwebenden Wäſſer, ſie waren jetzt alle vergoſſen;
Auf das Silber der Flut fiel die Sonn' im güldenen Glanze,
O wie erſtarrten die Menſchen, als ſie die geſtadioſe Wüſte
Sahn, allgegenwärtig die Flut, die Meere nach Meeren.
Dieſe Gefilde von Waſſern, die nur der Himmei begrenzte,
Setzten ſie lang aus ſich ſelbſt; ſie ſtanden und ſahen erſtaunet,
Als in Gedanken bemüht, die Weiten der Meere zu meſſen;
Aber verloren ſich über dem Anblick, und hatten Mühe
Ihre verirrten Sinne zu ſich zurücke zu ſammein.
Dann erhoben vor ihrer Stirne ſich tödtliche Bilder,
Eine Wahlſtatt des Todes; ſein Tummeiplatz, ſeine Gerichtsſtatt,
Allgemeine Vertilgung, der Untergang aller Geſchiechter,
Aller Geſchöpfe, die kürzlich den Athem des Lebens gehauchet;

Aber vornämlich der Menschen, unzähliger, welche der Schöpfer
Halb nur von Staub und halb von himmlischer Flamme gemacht hat,
Die der Tod jetzt auf einmal in ihren Sünden ergriffen,
Jüngling' und Greise, die Kinder und Väter, die Mütter und Bräute,
Alle gemäht, und zugleich in Einem Grabe vermischt hat.
Was für Hoffnung noch war, den Riß in der Schöpfung zu heilen,
Kaum auf die Wenigen an, die der enge Kasten beschlossen.

## 4) von v. Sonnenberg († 1805).

### Bruchstück aus Donatoa, oder das Weltende. Anfang des vierten Gesanges.

Sey mir, o Morgensonne, gegrüßt in deinem Erwachen;
Rosiger Jugend noch, schwingst du dich heiter vom Lager des Aufgangs
Wie die gekrönete Lieb' empor, an den Busen der Erde,
Schmückst die Erde, wie dich, mit junger Herrlichkeit, lächelst
Allem Leben und Tode mit Einer Liebe, und freust dich
Ueber den Jugendspielen der Welt — auch dort, wo ins Kühle,
Weich in die Blumen, mich einst zu meiner Kindheit Gespielen
Niederbettet der Tod, — in der Hoffnung anderer Welt schon.
Sonne, du steigst auch einst wie der Jüngling hinab, und dein Auge
Schließt sich in Nacht, und schlägt es nun aus, dein Herz der Freude,
Sinkest du mit im großen Zubettgehn aller Naturen.

Aber, wann einſt du aus Wolkengräbern in hoher Verklärung
Wieder erwachſt, und das Erſtlings Lächeln des himmliſchen Lebens
Dir um die Morgenwange, wie ewiger Frühling, emporſchwebt,
Du, mit dem Sterne der Lieb' hochzeitlich geſchmückt an dem Buſen,
Braut in der Jugend Gefühl, in deiner Göttlichkeit jauchzeſt,
Und im Triumph mit dem jubelſchlagenden Herzen dich vorſchwingſt,
Ach, an die Erde dich ſchmiegſt, die kalte Mutter erwärmend,
Trunken vor Liebe und Licht, mit dem Kuß der Liebe ſie aufweckſt;
Sonne, wann dann du dich froh in deiner Herrlichkeit umſchauſt,
Alle Gräber ſich dir aufſchließen, wie Roſen dem Frühſtral,
Alle du kränzeſt, ſie alle noch kennſt, und nun auch des Jünglings
Schlummerhügel beſuchſt, der gern einſt deiner ſich freute,
Wann du ihn ſiehſt, den noch ſchlummernden Sänger, und, gern ihn noch hörend,
Nun ihm die Aſchenlippen mit Edens Jugend umrötheſt.
O der Wonne, dich wiederzuſehn, und in deiner Umſtralung,
Weit um die Erde hinab, vom Niedergang bis zum Aufgang,
Alles voll hoffender Auferſtehungen, die in die Hymne
Deines ſtillen Triumphs ihr lautes Entzücken nun miſchen;
Wann die Lieben jetzt all' aus ihren Gräbern heraufgehn,
Alle die Trauten der Wiegenjahre, die erſten Umarmten,
Meiner Kindheit Geſpielen und meiner Jugend Gefährten,

Du auch, Vater! und dir an der Hand, mit dem lieben Geschwister,
Und mit den beiden hinübergeschlummerten Kleinen, die Mutter,
Zwischen ihnen der Große, der, Mensch zu werden, mich lehrte,
Alle in Mitte mit hochaufbebendem Busen, mit heißer
Glühender Wange, mit stralendem Auge, die künftig der Jüngling
Findet, die Ihn mitfindet, vor dir, o Sonne, ihn findet!
Wann von den Schlummerhügeln empor, an den stralenden Händen
Aller dieser Verklärten zum Richter ich eil', und, den Arm jetzt
Streckend zu ihm, sie all' um mich her, aufjauchze: „Hier komm' ich,
Vater, mit meinen Geliebten, nun komm' auch, Vater, dein Reich uns!"
O wann er dann von dem Liebethron in unsre Umarmung
„Meine Kinder!" nun ruft, der große Lehrer der Liebe
Unsre Umarmung umarmt, und Vaters Reich sich uns öffnet;
Sonne, dann will ich mein Lied auf der neuen Erde dir singen!

## Bruchstück aus dem zwölften Gesange; der Schluß des Epos.

— — Und der Engel der Lieb' enthüllte das Räthsel des Schicksals,
Lichter und lichter; da klärte des Allerheiligsten Nacht sich
Rings im Unendlichen auf, die Nacht war lauterstes Urlicht —
O wie glänzten sie hier, wie stralte jede der Thaten

Ein in den göttlichen Plan der unendlichen Seligkeit Aller!
Sieh, ſo löſte das ewige Schickſal aller Natur ſich
In die unendliche Harmonie auf: Gott iſt die Liebe!
Ach, da ſank nun aufs Knie das Univerſum des Lebens,
Hob die Arme zu Gott, und tief aus dem ſchlagenden Herzen,
Aller Schöpfungen rieſs mit der Stimme des höchſten Erſtaunens,
Schauernden Wonneerſtaunens aus Allen mit einmal: Allvater!
Und jetzt ſchwebten im All der Entzückung die Wiederverklärten
Jauchzend empor, es jauchzeten alle Naturen im Umkreis
Alle Schöpfungen auf; des Lebens unendliches All ward
Eine Jubelumarmung, und ſieh' die Jubelumarmung
Sank an die große Jehovabruſt, an den Buſen der Liebe.
Und Jehova blickt' auf das All; da drängten der Welten
Unermeßliche Heere ſich all' um die große Umarmung,
Eine Welt nur zu ſeyn, und allgegenwärtiger Himmel
Ward die unendliche Welt, und ihre Sonne Jehova.
Ach! da lag jetzt alle Natur, die Engel und Menſchen
Und der Dämonen Geſchlecht an der Bruſt Allvaters Jehova,
Alle wunde geblutete Herzen; da wurden jetzt alle
Zugedeckt von der großen Allvaterhand, und die Thränen
Jedes müde geweineten Augs von Ihr getrocknet;
Und da blühten um ſie die Paradieſe der Liebe,
Unter der Ewigkeit Morgenröthe mit allen Olympen,
In der unendlichen Gotteswelt um alle vereinet.
Ach da bebte, da zitterte ſelig an jeglichem Herzen
Alles, was je es umſchlang in allem Großen und Schönen,
Alles in jeder Umarmung umarmte, in jeglicher Freude,
In der Wonne umarmte, in allen Geſpielen der Kindheit,

Allen Jugendgeliebten, und kindlich in Vater und Mutter,
Brüderlich traut in allen Geſchwiſtern, und väterlich liebend
In der Unſchuld des Kindes und Enkels, am Buſen umſchlungen,
Alles in höheren Wonneſtunden des Lebens Umfaßte;
Mitten im Jubel Erweinte, in jedem Schlagen des Herzens
Heiß Erſehnte, in jeglicher Thräne vom Himmel Erflehte,
Und in jeder ſüßen Beklemmung Erahnete, Alles,
Ach in aller Liebe Geliebte, in allen Gebeten
Je nur Erhoffte, und ſelbſt im Olymp; ach alles, wornach nur
Thränen gerufen, und ewige Sehnſucht von erſter Geburt an
Hatte geweint, da lags jetzt allen am Herzen, was je nur
Junge ſeraphiſche Thränen, von Edens verjüngter Aurora
Liebend geſättigt, je lächelten; da das All des Geliebten,
Ach das Alles faſſende Herz, wornach vom Beginn an
Alle unſere Wünſche, und unſere Hoffnungen alle,
Jedes liebende Ach, und jedes heiße Verſtummen,
Unſer ewiges Greifen hinauf von Sterne zu Sterne,
Ueber die Morgenröthen hinauf und über die Himmel,
Jedes brechende Herz und jedes gewendete Auge,
Alle Leben nur ewige Armausſtreckungen waren:
Sieh das Urideal, das nur für jegliches Weſen
Einmal in der Jehovaſchöpfung Unendlichem athmet,
Und im engſten Vereine mit ihm nur Eine Natur iſt;
Endlich, endlich ruht es ja nun, ach endlich, Allvater,
Allen im Arm, am ſchlagenden Herzen, mit ſchlagendem Herzen
Mit umſchlingendem Arm an ſeinem Urideale,
Lächelte, Wonne weinete, jubelte, zitterte Liebe.
Weint' in des Anderen Seligkeit laut das innere Eden,
Aller Himmel Himmel aus überwallendem Herzen!

Gott! da jubelt' die ganze lebendige Schöpfung im Einlaut
Unſer Vater, der du im allgegenwärtigen Himmel
Ueberall biſt, nun ſind wir endlich vom Uebel erlöſet,
Haſt nun den Fall uns verziehn, wie wir einander verziehen;
O, wir fallen durch alle unendliche Ewigkeit nie mehr,
Haſt jetzt Allen Alles gegeben, dein Will' iſt geſchehen,
Wie im Reiche der Engel vordem, in aller Natur jetzt,
Allen gekommen dein Reich, dein Nam' in allen geheiligt,
Ewig und überall biſt du im allgegenwärtigen Himmel
Unſer Vater!!!

## 5) von Fr. Aug. Müller († 1807).

### Bruchſtück aus ſeinem: Richard Löwenherz in 7 Büchern. (Berl. 1790. 8.)

Die fromme Wuth, fürs Heil der Chriſtenheit
Durch einen Schwur zum Kreuz ſich zu verbinden,
Und im Geruch der Heiligkeit,
Für ein erlog'nes Glück, erträumte Seligkeit
Und vollen Ablaß aller Sünden,
Das heim'ſche Land, die Ruh' am eignen Heerd zu fliehn,
Zum heilgen Grabe nach Jeruſalem zu ziehn,
Sein Schwert mit Bruderblut zu färben,
Und endlich hart getäuſcht im Arm des Grams zu ſterben:
Die fromme Wuth war noch nicht abgekühlt.
Ein ſtarker Wind aus Süden unterhielt
Die Flammen immer noch, und fachte neues Feuer
In jedem Chriſtenherzen an.
Vom Herrſcher bis zum niedern Unterthan
War Keiner, dem der Ruhm, Befreier
Der Chriſtenwelt im Orient zu ſeyn,
Nicht preißlicher erſchienen wäre,

Als häuslich Glück, als Glück des Bürgers, und die Ehre
Ein guter Fürſt des guten Volks zu ſeyn.
Wer fromm und heilig war, trat in den Bund mit ein;
Und wer ſein Lebelang ein böſer Mann geweſen;
Der ſchwor zum Kreuz, der ſchiffte ſich mit ein,
Und ſieh', ſein Haupt umſtralt' ein goldner Himmelsſchein,
Und ſeine Seele war vom Sündentod geneſen.
So zog noch jedes Jahr ein immer größ'res Heer
Gekreuzter Heiligen und Thoren über's Meer;
Oft, um zu büßen, oft, für Gottes Ruhm zu ſtreiten,
Doch öfter, wuchs kein Glück im Vaterlande mehr,
In jener Welt die Gunſt des Schickſals zu erbeuten.
Ein rein'rer Trieb und ein Gelübde hieß
Auch Richard, Englands Fürſt, in jenem Paradies
Für Gottes Ruhm und ſeinen Glauben kämpfen.
Der Heiden Uebermuth zu dämpfen,
Und ſeinen Vater, deſſen Fluch
Er brennend auf dem Haupte trug,
Durch heiße, reuevolle Thränen
Am Grabe Chriſti zu verſöhnen:
Dies war ſein frommer Schwur, und den
Mit aller Treu' erfüllt zu ſehn,
Mußt' er ſein neues Reich, noch kaum gekrönt, verlaſſen,
In Rom auf ſeinen Knie'n des Himmels Huld erflehn,
Vom Papſt ſich ſegnend weihen laſſen,
Und dann mit Frankreichs Fürſt nach Paläſtina gehn.
Er zog, umjauchzt von ſeinem tapfern Volke,
Als Held und Büßender, zum mühevollen Streit.
Und wie, in herbſtlich ſpäter Zeit,
Wann ſich auf einer goldnen Wolke
Des Tages Königin am Abendmeere ſenkt
Und ihren Segenslauf nach andern Welten lenkt,
Wie, wann ihr letzter Stral erbleichet,
Der Schatten ſchwarzes Heer aus ſeinen Höhlen ſchleichet,

Giftſchwang're Nebel aus den See'n
Und aus dem Bauch der Erde ſich erheben,
Und von den finſtern Wolkenhöhn
Mit ſtarren Fittigen Orkane niederwehn;
So ſah man jetzt in dem verwaiſten Staate
Des Schickſals friedliche Geſtirne untergehn
Und Wetterwolken ſchwarz ſich über ihm erhöhn.
Verwirrung regte ſich; der kühne Aufruhr nahte
Dem unbewachten Königsthron;
Die Zwietracht hob ihr Haupt, mit ihr Rebellion
Und Elend bürgerlicher Kriege.
Nur Einer blieb noch ſeinem König treu,
Und war bereit, ſelbſt Blut und Leben
Mit Freuden für ihn hinzugeben.
Und dieſen kühnen Mann, der den gewagten Streit
Für Richard oft beging, wer ſucht' ihn in dem Stande
Der Jünger Oſſians, im friedlichen Gewande
Der frohen Schaar, der Scherz und Freude nur gefiel?
Ein Sänger war es, Blondel nannte
Er ſich. Schon früh entbrannte
Sein edles Herz beim frohen Saitenſpiel
Für Tugend, Freundſchaft und der Liebe Hochgefühl;
Früh wählt' er ſchon, beſtimmt von höherm Drang, das Ziel
Der edlen, hohen Kunſt, zu der er ſich bekannte,
Die Fürſten ſelbſt geübt — das ehrenvolle Ziel:
Ein Sänger unſchuldsvoller Triebe,
Erhab'ner Freundſchaft, reiner Liebe,
Der Fürſten Günſtling und der Schönen Freund zu ſeyn.
Ihn weihte Rollo ſelbſt zu dieſer Würde ein,
Und England ſah die erſten Früchte
Von dieſem früh genährten Drang.
Er zeigte ſich im ſchönſten Jugendlichte
Am königlichen Hof. Sein göttlicher Geſang,

Sein männlich ſchöner Bau, die Reize ſeiner Jugend
Gewannen bald des jungen Richards Herz,
Und ſeine liebenswürd'ge Tugend,
Sein männlicher Verſtand, ſein Witz und edler Scherz
Erhielten ihm das königliche Herz,
Trotz der Verläumdung Gift, ſelbſt auf dem ſtolzen Throne.
O wohl dem reichen Erdenſohne,
Der auf dem Lebensweg — nicht eine Krone,
Nicht Ehr' und Gut, nicht göttlichen Verſtand, —
Der einen Freund, wie dieſen Jüngling, fand.
Er ziehe hin zu der entfernt'ſten Zone,
Wo ew'ger Nebel ſchwebt, wo in dem Sonnenbrand
Noch nie ein Baum gegrünt, er wohne
Tief im verwachſenen Wald, auf Fels und dürrem Sand,
Er traue Flut und Sturm, — des Glückes Unbeſtand
Verfolg' ihn ohne Raſt auf jeder Erdenſtelle;
Sein Freund hängt feſt an ihm und weicht nicht einen Schritt,
Und ſtieg' er ſelbſt hinab zum Schwefelpfuhl der Hölle,
Sein Freund blieb' immer treu und ſchritte herzhaft mit.

Zwar wär' auch Blondel ſeinem Freunde
Mit Freuden nachgefolgt, wohin ſein Schwur ihn rief;
Doch Richards übermüth'ge Feinde,
Ihr Haß, der niemals ſtarb, nur gleich dem Löwen ſchlief,
Um fürchterlicher zu erwachen,
Bedurfte nie ſo ſehr den aufmerkſamen Blick
Der Redlichkeit, als jetzt, und Blondel blieb zurück,
Um jeden Schritt der Bosheit zu bewachen,
Und dem entfernten Freund' durch Briefe kund zu machen.
Viel litt er ſchon in dieſem ſchweren Amt',
Auch hatt' er das Verderben mancher Streiche
Von Richard und dem ſteuerloſen Reiche

Durch Klugheit abgewehrt. Allein von neuem flammt
Jetzt der Empörung Glut; mit ſchändlichen Gerüchten,
Von Richards Tugend ausgeſprengt,
Sucht man den letzten Reſt von Treue zu vernichten,
Womit das irre Volk an ſeinem König hängt,
Und ſchon entreißt es ſich, von Neurungsſucht gedrängt,
Den Banden zugeſchworner Pflichten.
Umſonſt hofft Blondel, ſeinem Freund
Die drohende Gefahr durch Boten zu berichten;
Kein Bote kommt zurück, und Richard ſelbſt erſcheint
Noch immer nicht, obgleich die Zeit bereits verfloſſen,
Nach welcher man die frohe Wiederkehr
In das verwaiſte Reich beſchloſſen.
Nun ſieht der treue Freund kein Rettungsmittel mehr,
Als ſelber über Land und Meer
Nach Aſien zu ziehn. „Nur Richard kann der Retter
Des ſchon verlornen Volkes ſeyn,
Nur ſeine Gegenwart das aufgethürmte Wetter,
Das ſeinem Reich' und ihm Verderben droht, zerſtreun!"
So denkt der edle Mann; feſt ſteht in ſeinem Herzen
Der eiſerne Entſchluß, den keine Furcht entmannt;
Ja, eh' der Morgen noch des Tages goldne Kerzen
An Titans Fackel angebrannt,
Tritt er, in Talifers Gewand,
Trotz Frühjahrsluft und rauhen Stürmen,
Der Freundſchaft große Wallfahrt an;
Und als der neue Tag den trüben Lauf begann,
Schwand ſchon die ſtolze Stadt mit ihren hundert
Thürmen
Vor ſeinem oft gewandten, naſſen Blick
In undurchdringlich Grau der Morgenluft zurück.

## 41.

### b) Das komiſche Heldengedicht.

Das komiſche Heldengedicht iſt dem ernſten Epos dadurch verwandt, daß es, wie dieſes, ein im Mittelpuncte der Darſtellung erſcheinendes Individuum im Kampfe mit einem widrigen Geſchicke verſinnlicht, und durch die äſthetiſche Anlage, Haltung und Durchführung dieſes Kampfes das gemiſchte Gefühl der Luſt und der Unluſt anregt, bis endlich, im Augenblick der Entwickelung und Entſcheidung des Kampfes, der Held des komiſchen Epos als Sieger aus dem Kampfe hervortritt, und gleichfalls das Gefühl der Luſt den vollſtändigen Sieg über das Gefühl der Unluſt behauptet. Denn das iſt eine nothwendige Bedingung des komiſchen Epos, daß das in den Mittelpunct des Ganzen geſtellte Individuum zuletzt glücklich wird, und nicht dem widrigen Schickſale erliegt, wie dies im ernſten Heldengedichte eben ſo oft, als der Sieg des Helden über die Macht des auf ihn einſtürmenden Schickſals, eintreten kann.

Ob nun gleich das komiſche Heldengedicht, wie das ernſte, eine ſehr vielſeitig durchgeführte und vielfach verwickelte Handlung, nicht ſelten auch eine Miſchung von ernſten und komiſchen Scenen, darſtellen kann; ſo iſt doch weder das in die Mitte des Ganzen geſtellte Individuum ein Held in dem höhern Sinne des Wortes, wie er in dem ernſten Heldengedichte (z. B. der Meſſias, Noah, Hermann der Cheruſker, Richard Löwenherz u. a.) erſcheint; noch iſt das feindliche Geſchick, das ſeine Kräfte in Thätigkeit ſetzt, von der Art und Weiſe, daß man eine völlige Vernichtung des Helden von

ihm befürchten dürfte. Wenn denn alſo auch das Gefühl der Unluſt durch die äſthetiſche Schilderung dieſes widrigen Geſchicks oft angeregt wird, und mit dem Gefühle der Luſt in dem Gemüthe des Anſchauenden abwechſelt; ſo iſt doch durchgehends im komiſchen Epos das Gefühl der Luſt vorherrſchend, weil der Dichter des komiſchen Epos die Widerwärtigkeiten ſeines Helden nur als Schatten zum Lichte gebraucht, nicht aber um, bis zur Auflöſung des Ganzen, einen mächtigen und immer höher ſteigenden Gegenſatz des Schattens und des Lichtes aufzuſtellen. Im komiſchen Heldengedichte ſchimmert, bei allen neueintretenden Schwierigkeiten, doch im Voraus der Sieg und das Glücklichwerden des vielfach verſuchten und geprüften Helden hindurch, ſo daß die Hauptaufgabe des Dichters bleibt, ſeinen Helden gegen alle Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten ſo ankämpfen zu laſſen, daß er nicht nur unſre Theilnahme, ſondern auch unſere Achtung behält, und daß wir ihn, am Schluſſe des Ganzen, deshalb mit einem hohen Gefühle der Luſt, als Sieger und belohnt erblicken, weil er den Kampf mit dem widrigen Geſchicke ehrenvoll und durch ſeine eigne geiſtige Kraft beſtand. Dieſes Gefühl der Luſt kann aber nur dann rein und vollſtändig ſeyn, wenn die Form des komiſchen Heldengedichts, als ſolche, eine in ſich vollendete äſthetiſche Einheit bildet, die auch als bloße Form, noch abgeſehen von dem dargeſtellten und glücklich gewordenen Helden, um ihrer ſelbſt willen gefällt.

Die teutſchen Dichter des Mittelalters bauten das komiſche Heldengedicht vielfach an; allein allen fehlt die äſthetiſche Einheit und Vollendung der Form, und vielen der rein epiſche Charakter, weil

das Didactische und Satyrische zu oft eingemischt ward. Doch gehört die vielfach in beiden teutschen Hauptdialecten gestaltete Fabel vom Reinecke dem Fuchs zu den gelungensten Formen des komischen Heldengedichts, neben welcher Rollenhagens sinnreicher Froschmäuseler seinen Platz verdient. — Unter den teutschen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts versuchte sich besonders Zachariä in dem Renommisten (wovon der erste Theil dieses Werkes S. 409 ein Bruchstück enthält), in dem Schnupftuche, im Phaeton, im Murner in der Hölle nicht ohne Erfolg im komischen Epos. Ihm folgten Uz, Löwe und Dusch mit geringerm Werthe. Allein v. Thümmels Wilhelmine, obgleich nicht in die äußere Form des Metrums gekleidet, von dem Dichter selbst „ein romantisches Heldengedicht" genannt, dürfte, nächst Wielands Oberon, unter allen diesen jüngern komischen Heldengedichten den Vorzug behaupten, wenn gleich Prätzels Feldherrnränke nicht ohne einzelne gelungene Schilderungen sind.

## 42.

## Beispiele aus dem komischen Heldengedichte.

### 1) von Rollenhagen († 1609).

Bruchstücke aus dem sinnreichen Froschmäuseler, vorstellend der Frösche und Mäuse wunderbare Hofhaltung.

α) Anfang des ersten Capitels.

Das Hofhalten, die Feind' und Macht,
Das Blutbad und erschrecklich' Schlacht

Der mannhaften Fröſch- und Mäuſe-Helden,
Will ich in dieſem Buch vermelden.
Gott verleih dazu Rath und Gnad,
Daß es zur Lehr und Luſt gerath.
Ihr freien Schulkünſt' allgemein,
So der Poeten Muſae ſeyn,
Tret' auch herzu, und ſteht mir bei,
Daß ich, was nütz' und lieblich ſey,
Weißlich bedenk', künſtlich aufzeich,
Das euch zu Ehren auch gereich.
Denn weil ihr ſeyd Jungfräulein zart;
So bleibt ihr ſtets fröhlicher Art,
Seht nicht ernſtlich ſaur alle Stund,
Sagt oft wahr mit lachendem Mund,
Damit im Scherz die gute Lehr
Bei der Jugend ſchaff deſto mehr.
Laſſet die auch etwas Weisheit
Allhie leſen in Fröhlichkeit,
Und an Fröſchen und Mäuſen ſehen,
Wie es pflegt in der Welt zu gehen.
Wie kanns beſſer ſeyn, denn daß Muſen
Einmal reden von den Fröſch und Mäuſen.
Und ihr junge luſtige Knaben,
Die Luſt zu ehrbar Kurzweil haben,
Und ſuchet gern bei allen Sachen,
Daß ihr in Freuden habt zu lachen,
Wollt den Reimen ohn Beſchweren
Mit gutem Nachdenken zuhören.
Soll euch ohn Zweifel mehr Nutz ſchaffen,
Denn alles Narrenſpiel der Affen,
Der man auch wohl zu lachen pflegt,
Obs gleich nicht viel in Beutel trägt.

β) aus dem 7ten Capitel, wo Ulysses seine Diener wieder zu Menschen machen läßt.

Ulysses sprach aus großem Grimm:
Es betreugt mich denn all mein Sinn.
So beraubt euch der Circe Kunst
Aller Witz und der Menschen Gunst.
Es ist umsonst, daß man euch fragt;
Das sey Gott im Himmel geklagt.
Und ging damit wieder zum Schloß.
Bald vom Dach zu ihm abher schoß
Ein' wunderbare Vogelrott,
Ein' graue Taub', war eh sein Bot'.
Ein Papagoy war sein Orator,
Ein Geyer war sein Procurator.
Ein weiße Gans war sein Mundschenk,
Ein Aff sein Schösser wohlgelenk.
Ein hurtig Pferd sein Postlakai,
Ein großer Bär und starker Leu,
Die waren von sein' Kriegeshelden,
Und sich gar sehr bekümmert stellten.
Ein bunte Katz, zween kleine Hund
Regten den Schwanz, leckten den Mund,
Und legten sich für sein Füß.
Bellten, schnarchten, winselten süß,
Waren sein Edel Kammerknaben,
Er wollt' aber ihren Dienst nicht haben,
Und sprach: Geht hin zu euern Orden,
Ihr seyd am mir zu Schelmen worden.
Ich will mit euch nicht disputiren,
Der Teufel mag euch sämmtlich führen,
Und trieb sie mit der Ruthen abe.
Also ward getroffen ein Knabe,
Der bat: Ach Herr, hör' zuvor recht,
Ehe du verläßt dein' arme Knecht.

Wider unſern Willen iſt geſchehn,
Daß wir alſo müſſen hergehn.
Wenn du wollſt bei Circen erhalten,
Daß ſie uns gäb' unſre Geſtalten,
Ewig wir dir dankbar ſeyn wollten,
Auch thun und leiden, was wir ſollten.
Das iſt mir eine Wunderſtimm,
Sprach Ulyſſes, die ich vernimm.
Wohlan, ſo tret zur rechten Hand,
Der mich für ſeinen Herrn erkannt,
Der Menſchen Geſtalt wieder begehrt,
Mit mir in ſein Vaterland fährt.
Sie traten zu der Rechten all,
Mit ein'm demüthigen Fußfall,
Daß Ulyſſes vor Freuden weint,
Und ſprach: Das hätt' ich nicht gemeint.
Ihr ſeyd mein treue liebe Knecht,
Ich ſorg für euch billig und recht.
Ich will euch Menſchen-Sprach erſt geben,
Die Menſchen Geſtalt auch darneben,
Sollt ihr allſammt wieder empfangen.
Circe kommt auch ſchon zu uns gangen.
Damit rührt er ſie mit der Ruth';
Sie daukten ihm mit Herz und Muth.
Und Circe fragt: Mein lieber Gaſt,
Sag an, wen du gefunden haſt,
Der gern mit dir heim reiſen wollt,
Den ich zum Menſchen machen ſollt?
Ulyſſes ſprach: In der Gemein
Sagt einer Ja, der andre Nein.
Ich weiß auch nicht, wie ich ſie richt,
Ob ſie mein' Leut ſeyn, oder nicht?
Darum bitt' ich vor allen Dingen,
Wollſt du ſie all zuſammen bringen,

Und ihn'n ihr Geſtalt wieder geben,
So kann ich ſie ausfragen eben.
Darauf pfiff ſie in einen Ring,
Der an ihrer Halsketten hing,
Daß es durch Haus und Wald erſchallt,
Und die Thiere herzu kamen bald.
Und ſprach: Nun tret auf dieſen Ort,
Wer vor zum Ulyſſes gehort,
Daß ich ihm eine Verehrung geb',
Der er gedenkt, ſo lang er leb.
Sie traten zuſamm auf ein Ecken;
Circe ließ ſie was Süßes lecken
Aus einer großen ſilbernen Schaal,
Und ſchenkt neu ein auf jedesmal,
Und ſchlug ſie mit verwandten Stecken;
Da fiel auf all ein großes Schrecken.
Das Haupt richt' ſich wiederum empor,
Der Rück' ward gerad, wie zuvor;
Zween Füß traten beſtändig nieder,
Die Händ wuchſen urplötzlich wieder.
Die Haar und Federn gingen abe,
Der ward ein Mann und der ein Knabe,
Wie ſie zuvor geweſen waren,
Stärker, ſchöner, jünger von Jahren.
Und Circe gab jedem ein Kleid;
Das war ein'm lieb, dem andern leid.
Einer lacht, der andre weint,
Einer war Freund, der andre Feind,
Schämten ſich doch zu widerſprechen,
Fürchten, Ulyſſes würd' es rächen.
Allein der Koch trotziglich pocht,
Daß man ihn aus dem Dreck gefocht,
Aus einer Sau zum Menſch'n gemacht;
Darüber Circe ſelber lacht,

Und ſprach: Seht ihr nun, lieben Kind,
Woher ſich euer Elend findt?
Daher, daß Niemand jeder Friſt
Mit ſeinem Stand zufrieden iſt.
Was Gott und die Natur uns geben,
Das iſt uns nimmer gut und eben.
Man muß ſtets nach ein'm andern gaffen,
Das macht die ganze Welt voll Affen.

## 2) von Moritz Aug. v. Thümmel († 1817).

### Bruchſtück aus ſ. Wilhelmine.

— Nah an der glänzenden Reſidenz eines glücklichen Fürſten, nicht fern von der ſchiffbaren Elbe, verbreiteten ſich in dem anmuthigſten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haſelſtauden und wohlriechende Birken verbauten dieſes Landgut in Schatten, und verſüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsſtern wütete, und, entblättert vom Boreas, flammte dieß nutzbare Gebüſch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern ſchlich, um die langen müßigen Stunden durch ſchlaue Geſpräche zu verkürzen. So lebten dieſe Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Paſtor des Dorfes allein, der gelehrte Sebaldus, hatte ſeit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die auch ſonſt auf ſeiner offenen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte ſein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einſamkeit ſeiner verrußten Klauſe getrauert hatte; dann winſelte er am Sonntage der ſchlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und ſelbſt bei dem theuer bezahlten Leichenſermone verließ ihn ſeine ſonſt männliche Stimme.

Die Klügsten der Gemeine marterten sich umsonst, die Ursachen seines Leidens zu entwickeln. Was fehlt unserm Magister? fragte einer den andern. Wir lieben ihn ja; er ist der Vornehmste im Dorfe, und wird auch nicht etwa, wie dieser und jener, von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sey es gedankt, fern von uns, und verbrauset seine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magisters! Aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tiefsinnige Pastor verbarg seine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo sein Amt ihm gebot, schien seine Sprache verloren. Vier Jahrgänge finsterer Predigten hatte er also geendiget. Mit zitternden Händen geschrieben und auf einem Haufen gesammlet, lagen sie in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern besucht, die alle Buchstaben zerfraßen.

Aber die komische Muse hüpft ängstlich über den heiligen Staub und über die traurigen Scheduln des Pastors. Sie beschäftige sich nur mit seinem Glücke, und erzähle den wunderbaren Traum, der ihn bewillkommend an der letzten Stufe des Jahres, mit dem Ende seines schwindsüchtigen Kummers schmeichelte. In der zwölften Stunde der Nacht erschien Amor dem eingeschlummerten Pastor, der über das Zudrängen dieses kleinen Unbekannten heftig erschrack; denn bisher hatte er ihn nur aus dem großen Rufe seiner Verwüstungen gekannt. Doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in seinem ungewissen Erstaunen, schüttelte seinen Köcher, und sprach also zu ihm: Entschuldige den Amor, theurer Sebaldus, wenn er bisher wider seinen Willen dein Feind gewesen ist, und erschrick nicht über seine Erscheinung, die dir dein Glück verkündiget. Wilhelmine — bei diesem Namen durchströmte ein leuchtendes Roth die

verfallenen Wangen des Paſtors, und Amor fuhr lächelnd fort: Ich ſehe, du erinnerſt dich noch dieſer lebhaften Schönen, die einſt, in dieſen Fluren geboren, nur von der unſchuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigſten Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes verhaßtes Stottern, — und, wenn du allein wareſt, manchen lauten Seufzer erregte. Ach, ſie hätte dich gewiß zum Glücklichſten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidiſchen Hofes ſie deinem Kirchſpiele entführt, und unter die fürſtlichen Zofen verſetzt hätte. O wie traurig haſt du dieſe Zeit ihres Hofdienſtes hinſchleichen laſſen! Doch das Ende deiner Leiden iſt da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens tröſtenden Armen, oder an ihrem wallenden Buſen, der vergangnen traurigen Tage zu vergeſſen. Ermuntere dich alſo und höre meinen liebreichen Rath. Morgen wird die reizende Wilhelmine den graubärtigen Verwalter, ihren Vater, beſuchen; — von keinem Höflinge begleitet, wird ſie des Mittags zu ihm fahren. Welch ein bedeutender Wink, den das Schickſal dir giebt! Folge ihm; ſuche Wilhelminens Geſellſchaft, und eröffne ihr, ſo rührend als du vermagſt, deine brennende Neigung!

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzte ihr entgegen; andere, unglücklicher, zerriſſen das Neujahrsgedicht, ſeit dem September geſchmiedet; denn ihr alter Mäcen iſt den heiligen Abend vorher geſtorben, und hinterläßt geizige Erben. Verjährte Rechte, drohende Wechſelbriefe, erfüllte Hoffnungen und erſeufzte Majorennitäten drängten ſich auf den Stralen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz der erwachten Sterblichen. Und der voll Hoffnung erwachte Pfarrherr ging in der Frühe zu Niclas, dem Verwalter; wünſchte ihm

ein fröhliches neues Jahr, und ließ ſich wieder eins wünſchen; dann erzählte er ihm ſeinen nächtlichen Traum bündig und kurz; denn die gebietenden Glocken hatten ſchon zum drittenmale geläutet, und die geputzte Gemeinde ſah ſehnlich ihrem Herrn Paſtor mit ſeinem Neujahrswunſche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte Niclas dem Herrn Magiſter die Achſel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traumes. Hurtig beſtellt' er die Küche; auch bat er den wertheſten Träumer zur Tafel, und ging an ſeiner rechten Seite mit ihm vertraulich in die Kirche. Der künftige Herr Schwiegerſohn hielt eine erbauliche Predigt, bis unter Singen und Beten die Mittagsſonne hervortrat. Schon eilte die buntſchäckige Gemeinde mit geſättigter Seele und hungrigem Magen nach Hauſe, als der erwartete Wagen zur Höhe des Dorfes hereinſchimmerte. Mit weiten Schritten und fliegendem Mantel eilte der hagere Magiſter den ſechs Schimmeln vorzukommen, um ſeine Schöne aus dem Wagen zu heben. Keuchend ſchmälte er auf ſich, daß er ſo lange gepredigt; aber dennoch überhohlte er die rollende Kutſche, und empfing die holde Wilhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zurufe ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte ſie, nicht mehr als eine Nymphe des Dorfes, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit koſtbaren Ringen gezieret, und ſagte höflich zu ihm: Wie geht es, werther Herr Paſtor? Darauf umarmte ſie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofſtimme der Tochter erſchrack, und nicht wußte, ob er mit ſeiner bäueriſchen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch ſcheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge ſtand ihr Liebhaber vor ihr, und huſtete immer, und ſprach — nichts, — lange getrauete er ſich auch nicht, ſie anzublicken; denn ihr hüpfender Buſen, von keinem ländlichen Halstuche be-

deckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihn, und ſetzte ſeine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriedenem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluß ihrer Perſon, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmoniſche Stimme belebte manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofes, von engliſchen Tänzen und überirdiſchen Opern, und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten; bald aber auch bejammerte ſie mit nachdenkender Stimme den ſteten Wechſel des Hofes und den Ekel, der hinterliſtig dem taumelnden Höflinge nachſchleicht, und da wünſchte ſie ſich — welch ein Vergnügen für den horchenden Prieſter — einſt wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück.

Unter dieſen anmuthigen Geſprächen, wovon meine Muſe nicht die Hälfte verräth, ſetzte ſich die liebe Geſellſchaft vertraulich und ohne Gebet zu Tiſche. Erſchrocken dachte zwar der Magiſter daran; doch durfte er es jetzt nicht wagen, ſich wider die Gewohnheiten des Hofes zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die ſchöne Tochter des Hauſes vier Fiaſchen köſtlichen Weins mitgebracht. Sie öffnete eine davon, und ſchenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater ſchäumende Gläſer ein. Lange beſah der Magiſter das unbekannte Getränk, koſtete es mit der Miene des Kenners, und ließ doch ſein Feuer verrauchen. Endlich fragt' er pedantiſch: Liebe Manſell, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete ſie: es iſt von unſerm Burgunder. Nach ihm ſetzte man auch eine langhälſichte Flaſche des ſtillſcheinenden bleichen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte ſie der Magiſter den befehlenden Händen der Schönen. Aber er wäre bald vor Schrecken verſunken, als der betrügeriſche Wein den Stöpſel an

die Wand warf, und wie der vogelfreie Spion, der ſich einſam und ſicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörſer eines feindlichen Hinterhalts aus ſeiner Ruhe geſchreckt wird — ſo betäubte der ſchreckliche Knall die Ohren des zitternden Paſtors. Erſt auf langes Zureden und hundert Betheuerungen der Schönen trank er den tückiſchen Wein, und empfand bald deſſen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz ſeine geiſtlichen Lippen. Antitheſen und Wortſpiele jagten einander; und da gewann er auf einmal den ganzen Beifall der artigen Wilhelmine, wie ihm ſein Traum vorher verkündigt hatte. Jetzt erſchrack er nicht mehr vor dem erhabenen Buſen, den er ſelbſt belebender fand, als den brauſenden Champagner. Dreimal hatt' er mit lüſternen Augen hingeſchielt; da ward er ſo dreiſt und wagte es, von dem alten Verwalter unterſtützt, das Herz der engliſchen Kammerjungfer zu beſtürmen. So viele Waffen der Liebe, als nur ſeine unerfahrne Hand regieren konnte; ſo viele zärtliche Blicke, ſo ein gefälliges Lächeln, als ihm nur zu Gebote ſtehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geſchwinden Eroberung. Welch eine Verſchwendung von ſüßen rührenden Worten! Erſtaunt ſah Wilhelmine ihren dringenden Freund an, und dreimal wankte ſie, — aber, ein geheimer Stolz und die Rückſicht auf den prächtigen Hof erhielt ſie noch — bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder des Traumes entdeckten. Denn da erkannte ſie ſelbſt in allem die ſichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredſamkeit des Paſtors bekehrt, entfernte ſie allen Zwang des Hofes von ihren offenherzigen Lippen. Wohlan! ſagte ſie, nachdem ſie in einer kleinen freundlichen Pauſe die Beſchwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die reife Ueber-

legung auf ihrer Stirne ſaß. — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schickſals; ja, ich will ſelbſt mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes mit den ſtillen Freuden meines Geburtsortes vertauſchen; und da Sie mich einmal lieben, Herr Paſtor, ſo würde es unzeitig ſeyn, ſpröde zu thun. Ich ſehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Geſicht! Kommen Sie her, mein Geliebter, und — welch ein Triumph für einen Unerfahrnen, der nie den Ovid geleſen — küſſen Sie mich, und nehmen Sie zum Zeichen unſrer Verſprechung dieſen Ring an!“ Und mit unausſprechlichem Vergnügen kam der ſchwerfällige Liebhaber geſtolpert, küßte ſie dreimal, und machte es zur Probe, recht artig. Sie ſteckte ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinſte Glied ſeines Fingers, und Er — welcher Tauſch! — überreichte ihr einen ziegelfarbnen Karniol, worein ein Anker gegraben war. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs von Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Geſellſchaft, und frohe Geſpräche von ihrer baldigen Hochzeit beſchäftigten ihre unermüdeten Lippen.

## 43.

### c) Die Romanze und Ballade.

Wie in der lyriſchen Form der Dichtkunſt die Elegie zur Ode und Hymne ſich verhält; ſo ungefähr verhält ſich in der epiſchen Form der Dichtkunſt die Romanze und Ballade zum eigentlichen Epos. Denn wie im Epos die Freiheit des im Mittelpuncte der Darſtellung ſtehenden Helden zu dem ihn beſtürmenden widrigen Schickſale ſich ankündigt; ſo in der Romanze und Ballade die Thätigkeit und Kraftäußerung des aufgeſtellten Individuums in Beziehung auf die widrigen Schickſale, die auf daſſelbe ein-

dringen. Wie im Epos der Held entweder siegt, oder der Macht des Schicksals unterliegt; so wird er auch in der Romanze und Ballade entweder sein Ziel erreichen, oder dasselbe verfehlen. Wie endlich im Epos die gemischten Gefühle der Lust und Unlust gegen einander anwogen und um das Uebergewicht im Bewußtseyn des Anschauenden streiten, bis, am Schlusse der Form, bei der Wahrnehmung der ästhetischen Entwickelung, Auflösung und Entscheidung des Ganzen, und bei dem vor die Seele tretenden vollendeten Bilde von der Einheit der dichterischen Form, das Gefühl der Lust den Sieg über das Gefühl der Unlust feiert; so muß auch, am Schlusse der Romanze und Ballade, das Wohlgefallen an der Entwickelung der dargestellten Handlung und an der vollendeten dichterischen Form, den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust vermitteln.

Die Romanze und Ballade gehört, dem Stoffe nach, zur epischen Dichtkunst; denn er schildert zunächst Individuen, nach ihren Handlungen und Schicksalen. Oft ist es nur Ein Individuum, dessen Begebenheiten und Handlungsweise der Dichter vergegenwärtigt; oft aber wird eine Mehrzahl von Individuen in der Darstellung der Romanze geschildert, unter welchen jedesmal Ein Individuum als Hauptperson sich ankündigt. Doch nach der Form und dem Tone, der in der Romanze und Ballade vorherrscht, ist sie unter allen einzelnen Formen der epischen Dichtkunst der lyrischen am nächsten verwandt, weil nicht nur, wie in den übrigen epischen Formen, tiefe Gefühle durch die Darstellung menschlicher Handlungen und menschlicher Schicksale aufgeregt werden, sondern in den meisten

Fällen die innigſten Gefühle des menſchlichen Herzens, die Gefühle der Liebe, der Zärtlichkeit, der Freundſchaft und der Theilnahme, den in der Romanze und Ballade verſinnlichten Handlungen und Begebenheiten zum Grunde lagen. Der Stoff der Romanze und Ballade, er ſey nun entweder aus der wirklichen Geſchichte entlehnt und nur von dem Dichter für ſeinen äſthetiſchen Zweck geſtaltet, oder er ſey ein reines Erzeugniß ſeiner ſchöpferiſchen Einbildungskraft, kann bald der Mythologie, bald dem heroiſchen Zeitalter der Völker, bald den religiöſen Vorſtellungen und Anſichten, bald dem Kloſterleben, bald auch den Vorgängen des gewöhnlichen Lebens angehören; nur muß ein höheres Gefühl als Grundton des Ganzen ſich ankündigen, und die äſthetiſche Vollendung der Form auf der Haltung, Durchführung und Steigerung dieſes Gefühls beruhen. Denn ſelbſt bis zur Stärke der Leidenſchaft kann dieſes Gefühl von dem Dichter erhoben werden, je mächtiger entweder dieſes Gefühl urſprünglich erſcheint, oder je größer der Kampf iſt, den die einwohnende Kraft des handelnden Individuums mit den Schwierigkeiten und Hinderniſſen eines widrigen Geſchicks beſtehen muß. Die Maſchinerieen, die, wie in der Epopöe, in mehrern Romanzen und Balladen vorkommen, gehören nicht zu ihrem eigentlichen Weſen; denn es ſind viele, der Form nach vollendete, Romanzen vorhanden, die der Maſchinerie ermangeln (z. B. Schillers Bürgſchaft; Seume's Opfer u. a.). Wo ſie aber aufgenommen wird (z. B. in Bürgers Leonore u. a.), muß ſie als äſthetiſch-nothwendig erſcheinen, und zur Schürzung und Entwickelung des Knotens der Hauptbegebenheit gehören. Die Kürze oder Länge der

Form der Romanze und Ballade wird durch die gleichmäßige — weder abgebrochene, noch gedehnte — Haltung aller einzelnen Theile des äſthetiſchen Ganzen bedingt; ſo wie die Schlußentwickelung der Handlung oder der Schickſale des Individuums erfreulich (z. B. in Schillers Bürgſchaft) oder traurig (z. B. in des Pfarrers Tochter von Taubenhain von Bürger) ſeyn kann, ohne daß dadurch die Forderungen des Geſetzes der Form an die äſthetiſche Vollendung der Romanze und Ballade verändert werden.

Ohne hinreichenden Grund beſtimmten einige Theoretiker die Bezeichnung Romanze für die frohe und heitere Einkleidung und Durchführung, das Wort Ballade aber für die traurige und erſchütternde Darſtellung dieſer epiſchen Kunſtformen. Denn die Benennung Romanze ſtammt aus der verderbten lateiniſchen (romaniſchen) Sprache, in welcher man ſeit dem zehnten Jahrhunderte dichteriſche Schilderungen von kriegeriſchen und verliebten Abenteuern niederſchrieb; und Ballade bezeichnete urſprünglich ein Lied, das man zur muſikaliſchen Begleitung, ja ſelbſt zum Tanze, ſang. In theoretiſcher Hinſicht kann zwiſchen beiden Benennungen kein weſentlicher Unterſchied ausgemittelt und durchgeführt werden; auch haben die claſſiſchen Dichter nie ausſchließend an die eine oder die andere Bezeichnung ſich gebunden. — Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit der von einigen Theoretikern aufgeſtellte Forderung, daß der Ton der Romanze dem Volksliede ſich nähern müſſe. Zugeſtanden, daß dies bei einzelnen gediegenen Romanzen und Balladen — namentlich bei den Bürgerſchen, Stolbergiſchen und Langbeiniſchen — wirklich der

Fall iſt; ſo liegen doch auch andere treffliche Gedichte aus dieſer Gattung (beſonders die von Schiller, Göthe, Seume, Schlegel, Tiedge, Koſegarten u. a.) nicht geradezu in dem Geſichtskreiſe der Kenntniſſe, Meinungen und Anſichten des Volkes, ſondern verlangen, um verſtanden und ganz gefühlt zu werden, einen höhern Grad von geiſtiger und äſthetiſcher Bildung, als man gewöhnlich in der Mitte des Volkes antrifft.

## 44.

## Beiſpiele aus der Romanze und Ballade.

### 1) von Seume († 1810).

### Das Opfer.

Noch ſtrömte von den Thermopylen
Der Perſer Blut herab ins Meer,
Die durch das Schwert der Griechen fielen,
Als Sparta's Held ſein kleines Heer
Entſchlummern hieß, und um die zweite Wache
Gewaffnet ſeyn zu heißer Rache.

Die Würger ruhn am Fels im Thale;
Der Herold weckt um Mitternacht
Zum feierlichen Todtenmahle.
Sie ſtehn; das Opfer wird gebracht;
Der König folgt, den Lorbeer in dem Haare
Und ſchweigend, ihm zu dem Altare.

Der Prieſter ſchlägt; das heilge Feuer
Erhellt den Berg; Megiſt beſprengt
Mit einem grünen Lorbeerweiher
Der Kämpfer Haupt, die dicht gedrängt
Mit hohem Muth ſich um die Flamme reihen,
Zum Tod im Kampf ſich einzuweihen.

Leonidas ſah, wie Alcide,
Sein Ahnherr, als er Rieſen zwang,
Mit Götterblick von Glied zu Gliede
Die Krieger an, und plötzlich drang
Ein Flammenſtral, als käm' er von dem Gotte,
In jedes Herz der Heldenrotte.

Der König ſprach: „Gefährten, Brüder,
Eßt jetzt der Freiheit letztes Mahl,
Und trinkt den Wein; denn wenn wir wieder
Zuſammenkommen, iſts im Thal
Elyſiums, wo glühend vor Verlangen
Die Väter ſtehn, uns zu empfangen."

„Denkt an die Männer, die im Streite
Des Vaterlandes ſtarben! Denkt,
Ihr Heldengeiſt ſchwebt euch zur Seite,
Und wägt der Enkel Werth und lenkt
Des Schwertes Stahl, den öſtlichen Barbaren
Mit tieferm Druck ins Herz zu fahren."

„Das Weib mit ihren kleinen Knaben
Beim Abſchiedskuß, und jedes Pfand
Der Liebe und der Freundſchaft haben
Sich uns vertraut. Das Vaterland,
Die Freiheit ruft: wir ſind der Freiheit Erben!
Brauchts mehr zum Siegen oder Sterben?"

Er ſprachs und aß; die Krieger zehrten
Das Mahl, auf Schild und Speer gelehnt,
In ſtiller Feier auf, und leerten,
Des Landes Göttern ausgeſöhnt,
Die Schalen aus bei des Altares Dampfe,
Und ſtärkten ſich zum Todeskampfe.

Der Zug geht, gleich dem Zug der Götter,
Der vom Olymp die Rache trägt,

Und wie vereinte Donnerwetter
Der Erde Brut zu Trümmern ſchlägt;
So trägt ihr Schwert, der Tyrannei zu lohnen,
Den Tod in Xerxes Millionen.

Tief iſt die Nacht; aus Wolken blicket
Selene mit dem jüngſten Stral,
Und von des Helmes Spitze nicket
Die Feder durch das Felſenthal,
Indeß im Schlaf mit tiefen Athemzügen
Die Sklaven und Deſpoten liegen.

Durch ſtumme Nationen ſchreitet
Der kleine Heldenzug, zum Zelt
Des großen Königs, und bereitet
Verderben für die Morgenwelt.
Schon glaubt im Traum mit taumelndem Vergnügen
Der Stolz ſich im Triumph zu wiegen,

Stracks donnert ihn aus den Gefühlen
Der Vorhof wach, wo ſchon in Blut
Der Herakliden Dolche wühlen,
Wo, mit gereizter Löwen Wuth,
Die Griechen hoch dem Unterdrücker fluchen
Und ihn mit Rächerſtahle ſuchen.

Der Droher flieht durch dunkle Gänge
Vor ſeinem Tod; der Griechen Schwert
Frißt hungrig in die reiche Menge
Der goldnen Sklaven, und zerſtört
Den Schmuck des Jochs, dem ſich mit krummen Rücken
Die Schmeichler bis zum Staube bücken.

Die Flamme ſteigt wie Nebelwolke
Vom Lager zu dem Himmel auf;
Der Schrecken wälzt von Volk zu Volke
Laut heulend ſeinen Schlangenlauf;

Die Opfrer mähn die zitternden Barbaren
Zum Styx hinab bei langen Schaaren.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,
Verwirrung herrscht, bis Titans Licht
Die todtenvolle Nacht enthüllet
Und durch den dunkeln Schleier bricht;
Leonidas ruft nun aus Blut und Flammen
Sein göttergleiches Heer zusammen.

Des Orients Entflohne schauen
Mit Schaam nunmehr ihr Lager an;
Der Anblick füllt mit Furcht und Grauen.
Doch des Tyrannen Busen kann
Das Todtenfeld und ein geheimes Zittern
Noch nicht in seinem Stolz erschüttern.

Die Sparter ruhn in Oeta's Grotten,
Mit Herzen, die nach heißer Schlacht
Des nahen Todes kühner spotten;
Als schnell, wie mit Gewitternacht,
Das ganze Heer in Stürmen auf sie dringet,
Und sie zum neuen Treffen zwinget.

Das Volk auf Wagen und auf Rossen
Schwoll rund wie Meeresflut heran;
Die Sparter standen, und beschlossen,
Der Freiheit heilig, Mann für Mann
Den Todeskampf, im Stolz gerechter Rache,
Für ihres Vaterlandes Sache.

Noch lange hielt der Heraklide
Leonidas, mit Schwert und Speer,
Gleich einer Felsenpyramide,
Und gab Verderben um sich her,
Bis, Mann auf Mann, die Seinen, ohne Wanken,
Mit ihm im Wogenschwall versanken.

Ihr Edlen, leuchtendes Exempel!
Bewundrung jeder Nation,
Und hohes Lob und Ehrentempel
Sind durch Aeonen euer Lohn;
Und, was euch mehr als alle Lorbeer kröne,
Ihr ſeyd der Freiheit Lieblingsſöhne!

## 2) von Aug. Wilh. v. Schlegel.

### Pygmalion.

Feſtlich duften Cypriens Altäre,
Vom Geſang ertönet Paphos Hain.
Schön geordnet ziehn geſchmückte Chöre
In den Myrthumkränzten Tempel ein.
Roſig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen ſie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Bruſt,
Liebe, Reiz und Jugendluſt.

Wolluſt athmet aus den Roſenlauben,
Wo ſich willig manches Paar verirrt;
Wo ein Paar von buhleriſchen Tauben
Ihrer Ankunft ſüß entgegen girrt.
Küſſe hört man flüſtern in den Büſchen,
Wo ſich Licht und Dunkel lieblich miſchen,
Wo der Grund, mit Mooſen überwebt,
Sich zum Lager ſchwellend hebt.

Aber einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen,
Schaut Pygmalion dem Feſte zu;
Das Frohlocken muthiger Genoſſen
Weckt ihn nicht aus ſeiner ernſten Ruh.
Suchteſt du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde ſich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunst und Glück,
Und es hob von schnellen Herzensschlägen
Mancher Busen sich vor seinem Blick.
Doch umsonst! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umstrickt ein Herz erwarme;
Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,
Wird von Küssen nie durchglüht.

Zur Geliebten hat er sich erlesen,
Die noch nie ein sterblich Auge sah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Wesen,
Ist sie fern ihm, und doch ewig nah.
Tief in seines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung sie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich schöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erstauntes Anschaun so versunken,
Fühlt er sich allein, wann er erwacht.
„Götter! seufzt er dann, nur Einen Funken,
Einen Funken eurer Schöpfermacht!
Bin ich blos zu eitlem Wahn gebohren?
Meine Lieb' an einen Traum verloren,
Der, von ihrem Odem nie beseelt,
Liebevoll sich mir vermählt?"

„Oder thronet, die ich lieb', im Saale
Des Olymps mit sel'ger Allgewalt?
Trinkt sie jeden Tag aus goldner Schale
Jugend und ambrosische Gestalt?
Wird sie zürnend den Vermeßnen tödten,
Der in Lieb' entbrennt, statt anzubeten?
Oder lächelt sie, voll Gröss' und Huld,
Seiner hoffnungslosen Schuld?"

„Göttin, deren neugebohrne Schöne
Einſt das Meer in Purpurglut getaucht;
Du, die in die Bruſt der Menſchenſöhne,
Wie der Götter, Lust und Wonne haucht!
Sieh mit unausſprechlichem Verlangen
Mich am Schatten deines Bildes hangen;
Dieſe Züge hoher Anmuth lieh
Nur von dir die Phantaſie.“

„Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken
Wie du biſt, wie dich der Himmel kennt;
Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
Einen ſchnell vernichtenden Moment.
Aber laß, wie Frühlingswehn, dein Lächeln
Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
Wie die Sonn' im Bache ſich beſchaut:
Und ich grüße ſie als Braut!“

Alſo fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann ſeinen Wunſch gewähren,
Die zuerſt dem Wunſche Flügel gab.
Hoffſt du Labung außer dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle ſchönes Lebens.
Schöpfe da, und fühle froh geſchwellt
Deine Bruſt, dein Aug' erhellt.

Jener Zaubrer wandelnder Geſtalten,
Dädalus, erzog ihn einſt für ſie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis ſie ſchön zum Ebenmaas gedieh.
Gern beſiegt von ſeines Meiſels Schlägen,
Schien der ſtarre Felſen ſich zu regen,
Und er ward auf ſeines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menſchen, ſeine Brüder,
Bildet er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Weſen, irdiſche Heroen,
Doch nicht groß wie die unnennbar hohen,
Schien ihr mildres, nicht umſtraltes Haupt
Der Unſterblichkeit beraubt.

Aber ſeit ein namenloſes Sehnen
Süß und quälend ſeine Bruſt entzweit;
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauſcht mit Allvergeſſenheit,
Ließ er ruhn die Kunſtbegabten Hände,
Unbeſorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein ins Leben ſtieg.

Nun, da zu der holden Unſichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er ſeinen Augen offenbaren,
Was ſein Buſen heimlich längſt gehegt.
In der Flut begeiſternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne ſchwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkſtatt Pantheon.

Und, o Wunder, in verklärtem Lichte
Stehen rings die ſtolzen Bilder da.
Es enthüllt dem ſtaunenden Geſichte
Gottheit ſich, wie er ſie nimmer ſah.
Wie von reinem Nektarthau durchfloſſen,
Wonnevoller Ewigkeit Genoſſen,
Schön und furchtbar, ſcheinen ſie erhöht
Zu des Urbilds Majeſtät.

Freudig, doch mit ahnungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis;
Richter ſind ſie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis.
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt
Seinen Göttern dargeſtellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdeſt aus den Felſenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht!
Von der Hand Pygmalions erkohren,
Reiner Marmor, wirſt du neugebohren.
Was ſein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tauſendfach das holde Bild.

Wann Aurora kaum noch deine Weiße
Röthet, eilt der Künſtler ſchon herzu,
Und ihm winkt von immer ſüßerm Fleiße
Nur die Nacht gebieteriſch zur Ruh.
Wann des Schlafes Arm' ihn leiſ' umfangen,
Spielt um ihn das ſchmeichelnde Verlangen,
Zeichnet ſein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichſte der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich iſt das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Roſe, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um ſie floß,
Kaum den Purpurkelch erſchloß.

Hüllenlos, von Unſchuld nur umgeben,
Scheint ſie ſich der Schönheit unbewußt;
Ihre leicht gebognen Arme ſchweben
Vor dem Schoos und vor der zarten Bruſt.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriß, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie ſich Well' in Welle ſchmiegt.

Selig feſtgezaubert im Betrachten
Schaut Pygmalion, und glüht und ſchaut.
Bald verſtummt er, aufgelöſt in Schmachten,
Bald erſchallt des Herzens Hymne laut.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er ſich ſo innig zu verweben,
Daß ſein Herz, von Lieb' und Luſt bewegt,
Wie in beider Buſen ſchlägt.

Was erſann er nicht, ihr liebzukoſen?
Welche ſüße Namen nannt' er nicht?
Das Gebüſch verarmt an Myrth' und Roſen,
Die er ſorgſam ihr in Kränze flicht.
Aber ach! wann wird ihr holdes Flüſtern
Seinen Liebesreden ſich verſchwiſtern?
Wann beſiegelt der erwärmte Mund
Wiederküſſend ihren Bund?

Lächelnd einſt, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron;
Von der Menſchen Vater und der Götter
Fordert ſie der reinſten Treue Lohn:
Sieh, allein von allen Erdenſöhnen
Hat Pygmalion, dem höchſten Schönen
Huldigend, und frei vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienſt gewandt.

Nicht aus Trotz, zu eitlem Schöpferruhme;
Folgſam lauſchend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Göttin dar, die er ſich ſchuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben ſeinem ſtolzen Haupte,
Gieb ihn mir für den beſcheidnen Sinn
Meines Künſtlers zum Gewinn.

So die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrſcherſtab;
Locken, den Olymp erſchütternd, wallen
Auf die Stirn ambroſiſch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz ſein Mark durchdrang,
Daß er zagend niederſank.

Doch ihn locken ferne Melodieen
Zauberiſch ins Leben bald zurück.
Roſenfarbne Morgenſchimmer fliehen
Um das Bild und laben ſeinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird ſie ſanft gewiegt und fortgezogen.
Soll ſie eures Himmels Zierde ſeyn?
Götter! Götter! ſie iſt mein!

Und er fliegt hinzu, und ſchlingt die Arme
Kühn und feſt um das geliebte Weib.
Glühend, ſchauernd fühlt er, ſie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es ſchlägt ihr Herz die erſten Schläge,
Und die Pulſe werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebensluſt
Schwellt die ungeduld'ge Bruſt.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schloß' es sich dem fremden Tage nicht.
Ach, sie drückt mit schüchternem Erröthen
An des Jünglings Busen ihr Gesicht.
Liebe! Liebe! stammeln beider Zungen,
Und die Seelen, ganz in eins verschlungen,
Hemmt ein Kuß im schwesterlichen Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

### 3) von Luise Brachmann († 1822).

### Columbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb' nnd bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!" —
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch:
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will;
So seyd ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn;
Da drängte die Menge sich nach.
Da stürmten die Krieger, die Wüthenden, schon,
Gleich Wogen, ins stille Gemach.
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod: —
„Verräther! wo ist nun dein gleisendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!"

„Du giebst uns nicht Speise; so gieb uns denn Blut!" —
„Blut!" — riefen die Schrecklichen, — „Blut!"
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Fluth.

„Befriedigt mein Blut euch; ſo nehmt es und lebt!
Doch, bis noch ein einzigesmal
Die Sonne dem feurigen Oſten entſchwebt,
Vergönnt mir den ſegnenden Stral.“

„Beleuchtet der Morgen kein rettend Geſtad;
So biet' ich dem Tode mich gern.
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hülfe des Herrn!“ —
Die Würde des Helden, ſein ruhiger Blick,
Beſiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück,
Und ſchonten ſein heiliges Blut.

„Wohlan dann, — es ſey noch! — doch hebt ſich der Stral,
Und zeigt uns kein rettendes Land;
So ſiehſt du die Sonne zum letztenmal!
So zittre der ſtrafenden Hand!“ —
Geſchloſſen war alſo der eiſerne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des duldenden Helden Geſchick. —

Die Sonne ſank, der Schimmer wich,
Des Helden Bruſt ward ſchwer;
Der Kiel durchrauſchte ſchauerlich
Das weite, wüſte Meer.
Die Sterne zogen ſtill herauf,
Doch, ach, kein Hoffnungsſtern;
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Bruſt voll Gram, durchwacht,
Nach Weſten blickend unverwandt,
Der Held die düſtre Nacht.

„Nach Weſten, — o, nach Weſten hin,
Beflügle dich mein Kiel!
Dich grüßt noch ſterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnſucht Ziel!“

„Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
Blick' auf mein Volk herab!
Laß' es nicht troſtlos untergehn
Im wüſten Flutengrab!“ —
Er ſprachs, der Held, vom Mitleid weich;
Da horch, welch eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, ſo trüb' und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?“

„Ach, edler Feldherr, es iſt geſchehn!
Jetzt hebt ſich der öſtliche Stral.“ —
„Sey ruhig, mein Lieber, von himmliſchen Höhn
Entwand ſich der leuchtende Stral.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol,
Mir lenkt ſie zum Tode die Bahn!“ —
„Leb' wohl dann, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!“

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge ſich nach;
Da ſtrömten die Krieger, die Wüthenden, ſchon,
Gleich Wogen, ins ſtille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, ich bin bereit,
Ja, werft mich ins ſchäumende Meer!
Doch wiſſet, das rettende Ziel iſt nicht weit;
Gott ſchütze dich, irrendes Heer!“

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wildes Geſchrei
Erfüllte mit Grauſen die Luft;
Der Edle bereitete ſtill ſich und frei
Zum Wege der fluchenden Gruft.
Zerriſſen war jedes geheiligte Band;

Schon ſah ſich zum ſchwindelnden Rand
Der treffliche Führer geriſſen, und — „Land!“ —
„Land!“ — rief es und donnert' es, — „Land!!“

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erſchien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der ſteigenden Sonne beſtralt,
Erhob ſich das winkende Glück.
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht; —
Sie ſtürzten zu Füßen dem Herrlichen hin,
Und prieſen die göttliche Macht.

## 4) vom Freih. v. Steigentesch.

### Der Troubadour.

Am Quell, vom Tage matt beſchienen,
Saß Ritter Raymond, kalt und wild;
Blaß, wie der Burggeiſt in Ruinen,
Schwamm auf dem Felſenquell ſein Bild.
Da liſpeln ſanft der Harfe Saiten,
Im Liede weht ein weicher Sinn,
Und des Geſanges Töne gleiten
Wie Wellen über Blumen hin.
Die Vorzeit flüſtert durch die Lieder,
Ein Geiſterlaut umſchwebt ſein Ohr;
Der Schrecken ſträubt ſein Haar empor,
Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die ſanfte Sprache der Gefühle
Wird jetzt auf jeder Saite wach,
Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele,
Ahmt ſchwach und ſtark die Saite nach.
Die halbgedämpften Töne beben,
Wie durch das Laub der Weſt im Mai;

Der Kindheit goldne Träume ſchweben
Im Spiegel des Geſangs vorbei.
Der ſchöne Traum, zu früh vergangen,
Hat ſanft des Ritters Herz erweicht;
Ein mattes, kaltes Lächeln ſchleicht
Auf die vom Gram gebleichten Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Toſen,
Bald ſchwach, bald ſtark, mit leiſem Schwung,
Die Sehnſucht um verblühte Roſen,
Im Echo der Erinnerung.
Der Ton, gleich ſcheidenden Gewittern,
Verhallt nun ſterbend, dumpf und ſchwach;
Die Saite ahmt mit leiſem Zittern
Den ſüßen Ton der Freude nach.
Der Vorzeit blaſſe Nebel ſinken;
Der Freude heitres Bild erwacht;
Die Liebe ruft, das Leben lacht,
Und des Genuſſes Horen winken.

Dem Arm der Freude ſchnell entriſſen
Erhebt ſich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kiſſen,
Das Blut und Wunde ſchrecklich macht.
Die Harfe ſchweigt. In ihren Pauſen
Verblutet röchelnd ſich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brauſen
Die Töne durch das Leichenfeld.
Des Ritters blaſſe Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Sein Auge rollt, es ſucht den Tod,
Umdonnert von der Schlacht, zu ſterben.

Der Harfe Stürme rauſchen wilder,
Das Siegel ſpringt am Grab der Zeit,
Der Sturm des Sängers weckt die Bilder

Im Nebel der Vergangenheit.
Dumpf rauſcht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felſenkluft der Nord.
Des Sängers blaſſe Lippen beben,
Sein Stammeln malt den Brudermord.
Die Wangen, wild entbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß.
„Laß, ruft der Ritter leichenblaß,
O laß das Bild vorüberfliehen!“

Da flüſtern leiſe durch die Saiten
Der Hoffnung ſüße Töne hin.
Sanft, wie des Schickſals Fäden, leiten
Sie in den Arm der Tröſterin.
Kühn trotzt der Mörder den Geſetzen,
Ihn lenkt das ewige Geſchick;
Auf ſeinen Wink hält das Entſetzen
Des Frevels, Dolch und Arm zurück.
Der Ritter ſchlägt um die Geſtalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
Am Buſen ohne Leidenſchaft
Das ſüße Traumbild feſtzuhalten.

Der Sänger ſchweigt. Des Finſtern Miene
Wird wieder kalt und wolkenſchwer;
Da flüſtert's leiſe durch das Grüne:
„Erkennſt du Erichs Ton nicht mehr?“
Er blickt empor. Die Augen wenden
Sich ab, von Schuld und Schaam gepreßt;
Er klammert ſich mit kalten Händen
An ſeines Bruders Knieen feſt.
Das Band des Schreckens löſt ſich wieder,
Das ſeine Kraft gefeſſelt hält,
Und auf die blaſſen Lippen fällt
Die Thräne der Verzeihung nieder.

## 45.

### d) Die Legende.

Die Legende ſteht in demſelben Verhältniſſe einer Untergattung zur Romanze und Ballade, wie die Dithyrambe zur Hymne. Denn ſie enthält die Darſtellung von Gefühlen, welche durch die Vergegenwärtigung von Individuen, Handlungen und Begebenheiten erregt werden, unter der Einheit einer vollendeten äſthetiſchen Form. Allein der eigenthümliche Charakter der Legende, wodurch ſie von der Romanze und Ballade ſich unterſcheidet, beruht darauf, daß ihr Stoff aus der religiöſen Mythologie, und, wenn der Stoff der chriſtlichen Religion angehört, aus der kirchlichen Ueberlieferung entlehnt iſt. Mag nun der Stoff aus der indiſchen, oder der ägyptiſchen, aus der griechiſchen, oder der chriſtlichen, oder der mahomedaniſchen Sagenwelt entnommen ſeyn; ſo hängt doch ſein dichteriſcher Gehalt ab von ſeiner äſthetiſchen Darſtellbarkeit in einer vollendeten Form. Enthält daher die kirchliche Sage, als Stoff, Handlungen und Thatſachen, welche entweder große Aufopferungen im Dienſte der Tugend und den Heldenſinn der Märtyrer bezeugen, oder welche angebliche Wunderthaten der ſogenannten Heiligen und ſelbſt manche lächerliche Ueberlieferung verſinnlichen; ſo berückſichtigt der Dichter der Legende nicht die geſchichtliche Beglaubigung dieſer Stoffe; denn ſeine Aufgabe iſt keine geſchichtliche, ſondern eine äſthetiſche, und dieſe wird erreicht, ſobald er den ihm dargebotenen Stoff, inwiefern er einen wohlthuenden Eindruck auf ſein Gefühlsvermögen vermittelte, zur Einheit der äſthetiſchen Form erhob.

Nach den verſchiedenartigen, bald ernſthaften, bald beluſtigenden, Stoffen, welche der Dichter der Legende zur Einheit der Form geſtaltet, erſcheint die Legende, wie auch die Romanze und Ballade, bald unter einer ernſthaften, bald unter einer komiſchen Einkleidung. In der erſten liegt das Außerordentliche, Uebernatürliche und Wunderbare in den Aeußerungen eines geſteigerten ſittlich-religiöſen Gefühls, deſſen Beſtrebung mit einem alle Erwartung übertreffenden Erfolge gekrönt wird. In der zweiten wird das Wunderbare in der Begebenheit, unter der Vorausſetzung, daß die Begebenheit ſelbſt der Erfolg eines ſich verirrenden Gefühls war, als ein Gegenſtand dargeſtellt, der vermittelſt der vollendeten äſthetiſchen Hülle unſer Lachen erregt. Die ernſthafte Legende ward mit Erfolg von v. Göthe, Aug. Wilh. v. Schlegel, v. Herder, Koſegarten, Juſti, Krummacher, Uhland u. a., die komiſche beſonders von Pfeffel und Langbein angebaut.

## 46.

## Beiſpiele der Legende.

### 1) von v. Herder († 1803).

### Der Tapfere.

Ein edler Held iſt, der fürs Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelſte, der für die Menſchheit kämpft.
Ein Hoherprieſter, trug er ihr Geſchick
In ſeinem Herzen, und der Wahrheit Schild
Auf ſeiner Bruſt. Er ſteht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Ueppigkeit,

Des Irrthums und der Schmeicheleien Feind,
Und fällt, der höchſten Majeſtät getreu,
Dem redlichen Gewiſſen, das ihm ſagt:
Er ſuchte nicht, und floh nicht ſeinen Tod.
„Was tödtet ihr die Glieder? (rief die Wuth
Des Heidenpöbels,) ſucht und würgt das Haupt.“ —
Man ſucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgſam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet: — „Ich
Sah dieſe Nacht das Kiſſen meines Haupts
In voller Glut (ſo ſprach der kranke Greis);
Und wachte mit beſondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umſonſt; ich ſoll
Mit meinem Tode Gott lobpreiſen.“ — Da
Erſcholl das Haus von ſtürmendem Geſchrei
Der Suchenden. Er nahm ſie freundlich auf.
„Bereitet, ſprach er, dieſen Müden noch
Ein Gaſtmahl, — ich bereite mich indeß
Zur Reiſe auch.“ — Er ging, und betete,
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Conſul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Buſen ihm:
„Sey tapfer, Polykarp!“ — der Conſul ſieht
Den heitern, ſchönen, ruhig ſanften Greis
Verwundernd. „Schone (ſprach er) deines Alters,
Und opfre hier, entſagend deinem Gott!“ —
„Wie ſollt' ich meinem Herrn entſagen, dem
Zeitlebens ich gedienet, und der mir
Zeitlebens Gutes that?“ — „Und fürchteſt du
Denn keines Löwen Zahn?“ — „Zermalmet muß
Das Weizenkorn doch einmal werden, ſey's
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.“
Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er iſt
Der Chriſten Vater! Feuer, Feuer her!“

Sie trugen Holz zuſammen und mit Wuth
Ward er ergriffen. — „Freunde, ſprach er, hier
Bedarfs der Bande nicht. Wer dieſer Flamme
Mich würdigte; der wird mir Muth verleihn.“
Und legte ſtill den Mantel ab, und band
Die Sohlen ſeiner Füße los, und ſtieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. — Plötzlich ſchlug
Die Flamm' empor, umwehend rings um ihn,
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelſtein in ſeine Mitte nahm,
Und ſchöner ihn verklärte, bis ergrimmt
Ihm eine freche Hand das Herz durchſtieß.
Er ſank; es floß ſein Blut; die Flamm' erloſch;
Und eine weiße Taube ſtieg empor.
Du lachſt der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geier dir dem Sterbenden die Bruſt
Durchbohren? Dem Geſtorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? Aus der Aſche ſich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage ſich erſchuf;
Nur Einfalt, Unſchuld, giebt im Tode Muth.

2) von v. Göthe.

### Der Gott und die Bajadere.
### Eine indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechstenmal,
Daß er unſers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt ſich hier zu wohnen,
Läßt ſich Alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.

Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gemahlten Wangen,
Ein verlornes ſchönes Kind.
Grüß' dich Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer biſt du? — Bajadere,
Und dies iſt der Liebe Haus.

Sie rührt ſich, die Zimbeln zum Tanze zu ſchlagen;
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll ſogleich die Hütte ſeyn.
Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willſt, das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.

Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden;
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben, ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sklavendienſte;
Immer heitrer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſeyn.

Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſtenmal;
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie verſagen allen Dienſt.

Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunkeln behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das ſchöne Geſpinnſt.

Spät entſchlummert, unter Scherzen,
Früh erwacht, nach kurzer Raſt,
Findet ſie, an ihrem Herzen,
Todt den vielgeliebten Gaſt.
Schreiend ſtürzt ſie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.

Sie höret die Prieſter, die Todtengeſänge,
Sie raſet und rennet, und theilet die Menge.
Wer biſt du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch' ihn in der Gruft.
Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine ſüße Nacht!

Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſie's gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten;
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.

Ertöne, Trommete, zu heiliger Klage!
O, nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O, nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgeſtreckten Armen
Springt ſie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme ſich empor,
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor.

Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

### 3) von Langbein.

### Der Subſtitut des heiligen Georgs.

In einer dunkeln Dorfkapelle,
Dem heiligen Georg geweiht,
Stand er in Lebensgröß' auf einer hohen Stelle
Zum Troſt des Volks ſeit langer Zeit.

Der Prieſter ſorgte ſtets aufs Beſte
Für des verehrten Schutzherrn Ruhm,
Und reinigt' einſt zu ſeinem Feſte
Mit eigner Hand das Heiligthum.
Um dieſes gute Werk zu krönen,
Wollt' er ihn ſelbſt — den Herrn Patron — verſchönen,
Und ſäubert' ihn vom Fuße bis zum Schopf;
Der Beſen aber ſtieß zu hart ihn an den Kopf,
Und dieſer — der vielleicht ſchon immer
Ein wenig ſchwach geweſen war —
Brach knacks vom Hals, und fiel in Trümmer.
Der Prieſter raufte wild ſein Haar.
O ich Unglücklichſter auf Erden!
Was fang' ich an? Das Dorf wird raſend werden!
Ich ſtehe morgen in Gefahr,
Daß es in Rotten ſich vereinigt,
Und mich aus Chriſteneifer ſteinigt. —
So klagend trat er an die Thür,
Und ſeufzte Himmel an: Ihr Engel,
Ihr guten Engel, helfet mir!
Es kam nicht Einer; — doch dafür
Erſchien ein alter Galgenſchwengel,
Der weit und breit das Land durchzog,
Theils betteln ging, und theils betrog.
Er ſchlich gebückt an einem Stabe,
Und bat um eine kleine Gabe.
Mit Staunen ſah der Capellan
Vom Fuße bis zum Kopf ihn an,
Und murmelte hinweg gewendet:
Den haben mir die Engelein geſendet!
Er gleichet, ſchwarzbraun wie ein Mohr,
Dem Heil'gen, der ſein Haupt verlor,
So Zug für Zug, als wärens Zwillingsbrüder.
Der Kerl iſt mir ein wahrer Schatz;

Ich ſtell' ihn an Georgens Platz,
Und alles Volk fällt vor ihm nieder!
Ein kluger Einfall! Der Vagant
War in der Gegend nicht bekannt,
Und nah und fern ließ ſich kein Lauſcher ſpüren.
So hemmte nichts den Capellan,
Das kühne Wagſtück auszuführen,
Und leiſe fühlt' er ſtracks dem Bettler auf den Zahn:
Ob er des nächſten Tags der Rolle
Des heiligen Georgs ſich unterziehen wolle.
Der Gauner hätte wohl, für ein Glas Brantewein,
Sich nicht bedacht, der Teufel ſelbſt zu ſeyn.
Was ſollt' er lange ſich beſinnen,
Als Heiliger ein Trinkgeld zu gewinnen?
Er ſagte Ja, verſchlief die Nacht
In einem Winkel der Capelle,
Und blähte ſich bei früher Tageshelle,
Bekleidet mit der Gallatracht
Des Heiligen, an ſeiner Stelle. —
Bald fanden ſich viel fromme Seelen ein,
Und ſtrömten hin zum Könige des Feſtes.
Er that, wie ihm befohlen war, ſein Beſtes,
Und ſtand wie ein gebohrner Stein.
Sie warfen ſich mit flehenden Gebärden
Zu ſeinen Füßen auf die Knie,
Und glaubten feſt, von ihm gehört zu werden,
Seht, wie er lächelt, riefen ſie, —
Er blickt uns an, als lebt' er noch auf Erden!
Der Afterheilige vernahm
Mit Schrecken dieſe Schmeichelworte,
Verwünſchte ſtill den böſen Kram,
Und ſehnte weit ſich weg von ſeinem Orte,
Wo bald das Ding noch ſchlimmer kam. —
Ein Teufelchen, das — ohne Zweifel

Beordert von dem Oberteufel —
In einer Weſpe Körper fuhr,
Stach, wie mit einem Dolch, ihn tückiſch in die Naſe,
Faſt platzte er heraus mit einer Flucherphraſe,
Doch blieb's bei den Gedankenſchwur:
Flugs nach dem Gottesdienſt der Rache zu genießen,
Und jenen Plagegeiſt zu fangen und zu ſpießen.
Indeſſen nahm die ſchwellende Bleſſur
Der Fliegengott ſelbſt in die Cur,
Und eilte, Balſam drauf zu gießen.
Das war brühheißes Wachs, das an des Altars Wand,
Drei Spannen über'm Kopf des Subſtituten,
Von einer Kerze floß, die dort hellflammend ſtand,
Und, ſchief gebeugt von Satans Hand,
Nicht geizig war mit ihren Perlengluten.
Dies Tropfbad hielt der Patient
Nur zwei Secunden aus: „Kreuz tauſend Element!"
Schrie er, und ſprang mit Schmerzgrimaſſen
Herab von ſeinem Poſtament.
Ha, welcher Aufruhe in des Kirchleins Gaſſen!
Die ſämmtliche Gemeinde floh
Zur Thür' mit Zetermordio,
Als würd' ein Leu von Ketten losgelaſſen,
Der Bettler, ſtürzend durchs Gewühl,
Rief laut: „Schön Dank für ſolch ein Spiel!
Nein, lieber ein Verdammter in der Hölle,
Als ſo ein Heiliger in dieſer Angſtkapelle!"

## 47.

### e) Die poetiſche Erzählung.

Je allgemeiner der Begriff des Erzählens — der mündlichen oder ſchriftlichen zuſammenhängenden Mittheilung des Geſchehenen — überhaupt iſt; deſto

weiter ist auch, in der Reihe der epischen Formen, der Begriff der poetischen Erzählung. Denn alles, was aus dem Kreise des Wirklichen und Möglichen ästhetisch dargestellt, d. h. als aus den Gefühlen des Dichters stammend und als Gefühle anregend geschildert, und zur Einheit der Form verbunden werden kann, eignet sich zum Stoffe der poetischen Erzählung. Dadurch aber unterscheidet sich die poetische Erzählung vom Epos, daß in der erstern die dargestellte Handlung oder Begebenheit, in dem letztern hingegen das handelnde Individuum den Mittelpunct der ästhetischen Darstellung bildet. In der poetischen Erzählung erscheint nämlich das handelnde Individuum nicht als ein eigentlicher Held, der in noch unentschiedenem Kampfe mit dem auf ihn eindringenden widrigen Schicksale wahrgenommen wird; auch können die verwickelten Verhältnisse und Ereignisse, welche die poetische Erzählung schildert, nicht in der höhern Beziehung, wie im Epos, Schicksal genannt werden, weil es zunächst eine mehr oder weniger in sich fassende Thatsache ist, die der Dichter der poetischen Erzählung in den Mittelpunct des Ganzen stellt.

Bei dieser Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit des Stoffes für die poetische Erzählung bleibt es die Hauptaufgabe für dieselbe, vermittelst der Vollendung der ästhetischen Form dieselben Gefühle anzuregen, welche in dem Gemüthe des Dichters das Entstehen der ästhetischen Form bewirkten, und zugleich die Einbildungskraft in ein freies Spiel zu setzen, um durch beides gemeinschaftlich ein reines Wohlgefallen an der Form hervorzubringen. — Je häufiger aber der erzählende Dichter mit der Darstellung freier Handlungen sich beschäftigen muß;

deſto mehr bedarf er des pſychologiſchen Urtheils und Tactes. Zwar darf er die pſychologiſchen Erſcheinungen und Ergebniſſe nicht philoſophiſch verarbeiten; allein er behandelt ſie dichteriſch, d. h. ſein pſychologiſcher Sinn und Tact unterſtützt ſeine ſchöpferiſche Einbildungskraft, wenn dieſe, für die im Mittelpuncte der Erzählung darzuſtellende Handlung, einen äſthetiſchen Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen vermittelt, der mit derſelben Nothwendigkeit ſich ankündigt, wie der Zuſammenhang von Urſach und Wirkung im wirklichen Leben der Menſchen. Selbſt das, was aus dem Kreiſe der phyſiſchen Welt in die poetiſche Erzählung aufgenommen wird, erſcheint nach ſeiner Verbindung und nach ſeinem Zuſammenhange mit der geiſtigen und ſittlichen Kraft der handelnden Individuen, weil es nicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern zur Verſinnlichung gewiſſer Thatſachen und Handlungen freier Weſen, in die poetiſche Erzählung gehört.

Die poetiſche Erzählung kann entweder im ernſthaften, oder im komiſchen Gewande erſcheinen. Die ernſthafte poetiſche Erzählung ſtammt aus Gefühlen, welche theils durch ernſthafte und wichtige Ereigniſſe des Lebens, theils durch ergreifende Handlungen des freien Willens angeregt, und vermittelſt der Einbildungskraft zu einem lebensvollen dichteriſchen Ganzen geſtaltet werden. Dagegen entſpringt die komiſche poetiſche Erzählung aus dem, durch die Vergegenwärtigung menſchlicher Schwachheiten, Thorheiten und Fehler, im Bewußtſeyn des Dichters aufgeregten, Gefühle der Luſt, das ſeine ſchöpferiſche Einbildungskraft in der äſthetiſchen Form der poetiſchen Erzählung in einem ſo hohen Grade verſinnlicht, daß dadurch bei Allen daſſelbe

Gefühl der Lust veranlaßt wird. Doch muß der Dichter der komischen poetischen Erzählung, bei aller Lebendigkeit seiner Darstellung, sich innerhalb der Grenzlinie der Erzählung halten, und nicht ins Gebiet der eigentlichen Satyre hinüber streifen, welche die Unvollkommenheiten der intellectuellen Welt und die Gebrechen in der sittlichen Ordnung der Dinge mit aller Schärfe geiselt, die, durch den stark versinnlichten Abstand der wirklichen Welt zu der Höhe des dem Menschen gebotenen Ideals der Wahrheit und sittlichen Güte, in dem Gemüthe des Satyrikers erzeugt wird. Von der Fabel, die häufig mit der poetischen Erzählung verwechselt wird, unterscheidet sie sich bestimmt dadurch, daß der Fabel ausschließend die Versinnlichung der Eigenschaften der Thierwelt zusteht.

Die wesentlichsten Bedingungen der poetischen Erzählung sind Leichtigkeit und Natürlichkeit in der Darstellung. Eine gewisse Ausführlichkeit wird in dieser epischen Form eher, als in den übrigen, dem Dichter verziehen, sobald nur nichts eingemischt wird, was als entschieden überflüssig und außerwesentlich sich ankündigt; die unverkennbare Breite der Darstellung aber ist unvereinbar mit der Festhaltung des ästhetischen Charakters der Form. Reim und Metrum sind, wie bei allen dichterischen Erzeugnissen, auch in der poetischen Erzählung keine wesentlichen, sondern nur zufällige Eigenschaften der äußern Schönheit der Form.

## 48.

### Beispiele der poetischen Erzählung.

1) von Burcard Waldis († nach 1554).

## Vom Biſchoff und einem Lotterbuben.

Zum Biſchoff kam ein Lotterbub,
Sein Bengel gegen jm auffhub,
Vnd bat jn, das er jm da bar
Ein gülden geb zum neuwen Jar.
Der Biſchoff war ein karger Mann,
Den Freihart ſah er ſcheußlich an,
Sprach: biſt vnſinnig hab den Ritten
Darffſt umb ein gülden neuw Jar bitten?
Der Bub ſprach, ſchont gnediger Herr,
Ob denn ein güld zu viele wer,
Gebt ein Batzen, ich nem jn an,
Daß jr ein gut neuw Jar müßt han.
Er ſprach, du bitteſt ja zu viel;
Er ſprach, ein kleines nemmen wil,
Das ich mag haben euwre Gnad;
Zuletſt jn umb ein Pfenning bat.
Denſelben er jm auch nicht gab.
Er ſprach, das ich dennoch was hab,
Von euwern gnaden beger ſonſt nit,
Denn theilt mir euwern Segen mit.
Er ſprach: knie nieder lieber Son,
Das du denſelben magſt entpfahn.
Da ſprach der Bub: behalt euwrn Segen,
Jr dörfft jn zwar auff mich nicht legen;
Ja wenn er wer eins Pfennings wehrt,
Würd er mir nicht von euch beſchert.

### 2) von Hans Sachs († 1576).

## Warum die Bauern nicht gern Lanzknecht herbergen.

Mich thät eines Tages ein Pfaff fragen,
Ob ich nicht warhaft wüßt' zu ſagen,

Warum die Bauern unwillig wär'n,
Und herbergten die Lanzknecht nicht gern.
Ich ſagt: es liegt im Schwabenland
Ein Dorf, Gerſthofen iſt genannt,
Da hat die Urſach ſich angefangen,
Im kalten Winter nächſt vergangen.
Da loff ein armer Lanzknecht hart
Zerriſſen, froſtig auf der Gartt
In großer Kält für einen Galgen,
Darauf hört er die Raben balgen,
Und ſah einen Dieb hangen daran,
Der hätt' zwei gute Hoſen an.
Da dacht ihm der arme Lanzknecht,
Die Hoſen kommen mir gleich recht;
Und ſtreift dem Dieb die Hoſen ab,
An Füßen wollten ſie nicht rab,
Wann (denn) ſie waren daran gefroren.
Der Lanzknecht flucht und thät im Zoren (Zorn)
Und hieb dem Dieb ab beide Füß',
Sammt den Hoſen int (in den) Ermel ſtieß.
Nun war es etwas ſpät am Tag,
Gerſthofen das Dorf vor ihm lag;
Da trabet er gar froſtig ein,
Zu ſuchen da die Nahrung fein.
Als er nun herumgartet ſpat,
Zuletzt er dann um Herberg bat
Ein Bauren, der ſagt' ihm zu willig,
Gab ihm ein Schüſſel voll warmer Millich,
Trug ihm in die Stuben ein Schütt Stroh,
Deß war der froſtig Lanzknecht froh.
Nun hätt dieſem Bauren dazu
Dieſen Abend kälbert eine Kuh;
Nun war es eine grim kalte Nacht,
Drum wars Kalb in die Stuben bracht,

Daß es in Kält keinen Schaden empfing.
Als jedermann nun ſchlafen ging,
Und ſtill wars in dem ganzen Haus,
Zog der Lanzknecht die Hoſen raus,
Die er dem Dieb abzogen hätt,
Die Füß' er ledig machen thät,
Und zog des Diebes Hoſen on (an),
Und machet ſich vor Tag davon,
Ganz ſtill, daß ſein kein Menſch wahrnahm,
Ließ liegen die Diebsfüß' beiſam.
Als früh die Bauermäd' aufſton
Und ward hinein die Stuben gon,
Trug mit ihr ein großes Spanlicht.
Als ſie den Lanzknecht nicht mehr ſicht,
Allein das Kalb dort in der Ecken
Höret gar laut ſchreien und blöken,
Indem ſie die Diebesfüß' erſicht,
Vermeinet gänzlich anders nicht,
Denn das Kalb hätt' den Lanzknecht freſſen.
Erſt wurd mit Furchten ſie beſeſſen,
Säumt in der Stuben ſich nicht lang,
Und zu der Stubenthür aus ſprang,
Schreit am Tennen Zeter und Mord.
Der Bauer ihr Mordgeſchrei erhort,
Erſchrack und aus der Kammer ſchrier:
Was iſt dir? Sie antwort: weh mir
O Bauer, es hat unſer Kalb
Den Lanzknecht freſſen mehr denn halb;
Allein liegen noch da ſeine Füß'.
Der Bauer zucket ſein Schweinſpieß,
Fuhr in roſtigen Harniſch ſein,
Und wollt' zum Kalb in die Stuben nein.
Die Bäurin ſchrie: o lieber Monn,
Mein und deiner klein Kinder verſchon;

Das Kalb das möcht zerreißen dich.
Der Bauer trat wieder hinter ſich,
Die Kinder weinten alle ſam.
Der Knecht auch aus dem Stadel kam;
Sie konnten des Lanzknechts nicht vergeſſen,
Meinten, das Kalb das hätt' ihn freſſen.
In ſie kam ein ſolch Furcht und Graus,
Und loffen alle aus dem Haus.
Der Bauer zum Schultheiß ſagt böſe Mähr,
Wies mit ſeinem Kalb ergangen wär
Des Lanzknechts halb; darob wurd heiß
Dem Schultheiß ging aus der Angſtſchweis,
Hieß bald läuten die Sturmglocken.
Die Bauern liefen all' erſchrocken
Auf den Kirchhof zitternd und froſtig
Mit ihrer Wehr und Harniſch roſtig.
Da ſagt der Schultheiß in (ihnen) die Mähr,
Wie daß ein grauſames Kalb da wär,
Das hätt' einen großen Mord gethon,
Es hätt' ein Lanzknecht gefreſſen ſchon
Bis an die Füß. Mit dieſem Wurm
Da müſſen wir thun einen Sturm,
Daß man es von dem Leben thu;
Wann würd' das Kalb groß wie ein Kuh,
So fräß' es uns all nach einander.
Die Bauern erſchracken allſander,
Und zogen für das Haus hinan.
Der Schultheiß, der war ihr Hauptmann,
Der ſprach zu ihnen: Nun ſtoßets auf.
Die Bauern ſtunden all zu Hauf
Und ſahen das Haus alle an;
Doch wollt' ihr keiner voren dran,
Furchten, das Kalb möcht' ihn zerreißen;
Deshalb thäten ſie ſich all' ſpreißen.

Ein alter Bauer den Rath gab:
Ich rath', wir ziehen wieder ab,
Und friſten vor dem Kalb unſer Leben.
Wir wollen eine g'meine Steuer geben
In dem ganzen Dorfe durchaus,
Dem guten Mann bezahlen ſein Haus,
Und wollen darein ſtoßen ein Feuer,
Verbrennen ſammt dem Kalbungeheuer.
Die Bauern ſchrien: fürwahr, jo, jo,
Das iſt der beſte Rath alſo!
So zündten an das Haus die Bauern,
Mit gewohnter Hand ſtunden die Lauern
Darum fürchten, das Kalb möcht' entrinnen,
Und in dem Feuer nicht verbrinnen.
Doch lag das Kalb, konnt noch nicht gehn;
Das wollt kein närriſcher Bauer verſtehn.
Jetzt nahm das Feuer überhand,
Daß ihm das ganze Dorf abbrannt;
Deß kamen die Bauern zu großem Schaden.
Haben ſeit die Lanzknecht kein Gnaden,
Und vermeinen des Tages noch heut:
Lanzknecht ſind unglückliche Leut.
Deshalb herbergens die Bauern nicht gern,
Thun ihr Beiwohnung ſich beſchwern,
Daß ihnen nicht weiter Schaden wachs;
Von ſolchen Gäſten ſpricht Hans Sachs.

### 3) von Tſcherning († 1659).

Ein junger Hirte war zu ſchreien oft befliſſen:
Kommt, Brüder, hylft! Der Wolf hat mir ein Schaf erbiſſen.
Wenn nun das Hirtenvolk geſammt zur Stelle war;
Da ſprach er: ſeyd zur Ruh, es hat noch nicht Gefahr,
Ich habe nur verſucht, ob ihr auch wachſam wäret.

Nachdem er aber sie auf andre Zeit begehret,
Als Ernst vorhanden war, und jetzt vom Wolfe schon
Ein Schaf war hingewürgt; da blieben sie davon,
Wie laut er immer rief. Jetzt ward der Narr erst inne,
Wie thöricht er gethan, und zog ihm stracks zu Sinne,
Daß einem hier die Welt, der einmal Lügen liebt,
Auch wenn er Wahrheit redt, nicht leichtlich Glauben giebt.

## 2) von Zernitz († 1745).

### Der Satz des nicht zu Unterscheidenden.

Ein Philosoph, der Witz und seine Schöne liebt,
Im Scherz nur nicht der Wahrheit Beifall giebt,
Gerieth, doch sonder Zorn, mit seinem Freund ins Streiten,
Und sprach: Es ist nach hundert Logiken
Der Satz des nicht zu Unterscheidenden
Ein leerer Ton, und hat nichts zu bedeuten.
Denn höre, fuhr er fort, und prüfe nur den Schluß:
Ein jeder glaubt, es sey ein Kuß, ein Kuß;
Mit der Erklärung ist man selbst beim Kuß zufrieden,
Und sie spart mir jetzt zum Beweise Zeit.
Ruht nun in dem Begriff kein Unterscheid;
So ist kein Kuß vom andern unterschieden.

Ja, sprach sein Gegner, ja du hast zum Theile Recht,
Du nennest nur von Küssen das Geschlecht;
Allein, dabei ist auch der Satz nicht anzuwenden.
Doch gieb nur auf die Art der Küsse acht;
Ein Kuß, geschickt auf Lippen angebracht,
Entscheidet sich von dem auf zarten Händen.
Noch mehr, kein einz'ler Kuß ist je dem andern gleich;
Freund, sey einmal im Geist an Bildern reich,
Sieh ein verliebtes Paar, so ist dein Schluß bestritten;
Es wird, wenn man den Mund zum Kuß erwählt,

Beim zweiten ſchon der erſte Fleck verfehlt,
Den Wangen nach küßt man nicht in der Mitten.

Was Bilder? nein! ward hier von jenem eingewandt,
Mit Augen ſeh' ich zwar, mehr mit Verſtand.
Wer nur den Sinnen traut, macht wenig ſtarke Schlüſſe.
Der Unterſchied im Kuß hat ſchlechten Grund,
Es iſt zudem ein rother Mund, ein Mund,
Und Küſſe ſind im Weſen doch nur Küſſe.

Gut, rief bei dieſem Streit der dritte Kaffeegaſt,
Freund, aber ſey zum Einwurf nur gefaßt;
Denn ſonſt reichſt du die Hand zum erſten zum Verſöhnen,
Den Satz des nicht zu Unterſcheidenden
Erweis ich dir mit deiner Lesbien,
Die küſſeſt du in einer Welt voll Schönen.

## 5) von Gotter († 1797).

### Der reiſende Virtuoſe.

Ein Virtuos aus jenem Lande,
Wo, nächſt der Weihe, keine Bahn
So leicht zum Reichthum führet, als — o Schande! —
Ein Meſſerſchnitt, erwies dem teutſchen Vaterlande
Die Ehr' und ſetzt' es einſt in Contribution.
Die Wochenblättler (Ehrenmänner,
Und aller Künſte tiefe Kenner,
Und Schöpfer mancher Reputation!)
Verglichen ſeinen Silberton
Der erſten Sängerin in Vater Zeus Orcheſter.
Zwar kenn' ich jene Primadonna nicht;
Doch wett' ich gleich mein glücklichſtes Gedicht:
So göttlich, als der Muſen zehnte Schweſter,
Als unſre Mara, ſang er nicht.
Er kam an einen Hof (ein Höfchen wollt' ich ſagen,

Das meine Chronika nicht nennt)
Und, ob die Außenwerk' ihm gleich nicht ſehr behagen,
So nöthigt ihn doch ein zerbrochner Wagen,
Der Appetit, ſein Element,
Und ach! ein Ding, noch leerer, als ſein Magen,
Sein Beutel, ſich beim Marſchall anzuſagen;
Beim Marſchall, der auch Kanzler, Präſident,
Und General, und Haupt der Jägereien,
Der Kirchen, hohen Schulen, Stutereien,
Und Secretär des Luftballordens war;
Ein Orden, der ſo fein zum Staatsſyſteme paßte,
Daß er ſo Hof, als Stadt und gar
Die Nachbarſchaften in ſich faßte;
Mit Ausſchluß der Montur und Liverei,
Stand (Hungers ſtürbe ſonſt die arme Kanzelei)
Der Eintritt jedermann für zehn Ducaten frei.
Seit lange war für Geiger und Kaſtraten
Dies Ländchen das Schlaraffenland.
Kein Wunder, daß, ſo vortheilhaft bekannt,
Ein gnädigſtes Gehör auch Bellavoce fand.
Die Durchlaucht, die im Zirkel der Magnaten,
Umwölbt von einem Plüſchſammt-Himmel, ſtand,
War ſo begeiſtert, daß das Klatſchen ihrer Hände
Den Baß zum Schweigen zwang, und ſie, noch vor dem Ende
Der ſchmelzenden Cadenz, ihm in die Arme lief,
Aus voller Kehle, die noch von Champagner rauchte:
Bravo! bravissimo! vortrefflich! himmliſch! rief,
Und in ein Meer von Lob ihn untertauchte.
„Beim Teufel! ſchloß das Lied, und müßt' ich Sie mit Gold
Aufwiegen, großer Mann, ich nehme Sie in Sold;
Was fordern Sie? Ihr' iſt die erſte Stelle,
Mit Intendantenrang in meiner Leibcapelle,

Empfangen Sie zum Pfand den Ring — und dieſe Uhr!"
Mein Sänger, dem nichts als die Schelle
Zum Narren fehlt', bläſt zur Karrikatur
Sich auf, und küßt den Rock, und pfeifet: „Monseigneur,
Suis à vos ordres, für fünftauſend Gulden."
Betäubt, als ſah' er ſchon, zur Geiſel ſeiner Schulden,
Sich den Sequeſter nahn, erwiedert in C dur
Der Fürſt: „Wie? was? Ihm Gurgler! Ihm? fünftauſend Gulden?
Mein Kanzler hat fünfhundert nur!"
„Mag ſeyn, ſpricht der Sopran mit unverſchämtem Lachen,
Die Kanzler können Sie auch Dutzendweiſe machen;
Doch ein Talent, wie meines, macht Natur."

### 6) von v. Thümmel († 1817).

### Die Frau Gemahlin und ihr Gemahl.

Der Frau Gemahlin ihrem Mann
— Ich wollte dir den Namen ſagen,
Allein er geht uns hier nichts an;
Wozu auch das in unſern Tagen? —
Ward eine Sache vorgetragen.
Er ſprach: die Sach' iſt von Gewicht;
Ich müßte mich des Ausgangs ſchämen,
Und kurz — ich kann ſie nicht auf meine Hörner nehmen.
Hier ſah ihm Frau Gemahlin ins Geſicht: —
Mein Schatz, Sie kennen ihre Stärke nicht."

### 7) von Pfeffel († 1809).

### Der Bußprediger.

Der wilde Pater Chryſolog,
Der täglich neue Ketzer machte,

Und täglich neue Wunder log,
Die selbst der Pöbel oft belachte,
Stieg einst, es war zur Faschingszeit,
Auf einen Eckstein, um zu lehren,
Und von dem Dienst der Eitelkeit
Das Volk zur Buße zu bekehren.
Schon hatte der erhitzte Streit
Mit Sünd' und Teufel angehoben,
Als ein Hannswurst mit lautem Toben
Der Hörer dichten Damm durchbrach.
Schnell ward der Prediger verlassen;
Janhagel lief durch alle Gassen
Dem bunten Pickelhering nach.
Der Mönch ergrimmte. Welche Schmach,
Rief er, ein Auswürfling der Hölle,
Ein Narr entlocket euch der Quelle
Des Heils, und tödtet euern Durst
Nach Weisheit! Ach, ihr seyd verloren!
Bin ich, ihr Gottvergeßnen Thoren,
Denn nicht so gut, als ein Hannswurst?

### 8) von Pfeffel.

#### Die zwei Griechen.

Zwei Griechen, welche durch das Band
Der Sympathie verbrüdert waren,
Verließen jung ihr Vaterland
Und suchten Glück bei den Barbaren.
Das Schicksal trennte sie. Porphyr
Kam nach Illyrien, ward Kriegsknecht, Officier,
Spion, Feldmarschall, Großvezier,
Und kurz, in zwei und zwanzig Jahren
Bestieg er, als der Schwiegersohn
Des Königs, den ererbten Thron.

Aret, der nichts von ihm erfahren,
Kam als ein armer Philoſoph,
Vom Unglück ſtets verfolgt, an ſeines Freundes Hof,
Der eben Audienz ertheilte.
Was ſeh ich, Himmel, rief Aret,
Der weinend ihm entgegen eilte,
Porphyr, mein Bruder! — Was? fiel ſeine Majeſtät
Erröthend ihm ins Wort; hinweg mit dieſem Tollen,
Der unſern Stand vergißt! Vielleicht hat gar ein Feind
Sich hinter ihm verbergen wollen. —
Vergieb mir, ſprach Aret, ich hätte keinen Freund
Auf einem Throne ſuchen ſollen!

### 9) von Pfeffel.

### Die Injurienklage.

Vor einem edlen Magiſtrat
Erſchien Herr Matz, ein neugebackner Rath,
Und ſprach: Hochweiſe Herrn, ein frecher Zeitungsſchreiber
Beſchimpfte mich; da leſen Sie ſein Blatt,
Und rächen mich an dieſem Ehrenräuber.
Er ſagt: ein teutſcher Titus hat
Jüngſt einen Schöps zu ſeinem Rath erhoben.
Herr, ſprach der Präſident, wir haben keine Proben;
Sie ſind ja nicht genannt. — Ei, Sie befremden mich,
Rief Matz, wer kann der Schöps wohl anders ſeyn, wie ich?

### 10) von v. Gökingk.

### Predigt am Magdalenentage.

Ein Prieſter predigte am Feſt der Magdalene
Vom Gräuel ihrer erſten Lebensart;

Doch ward hernach das Lob der Schöne,
Ob ihrer Reu' und Buße, nicht gespart.

Nun, fuhr der Redner zu den Damen,
Die vor ihm saßen, eifernd fort:
Wie viel sind unter Euch, die mehr an diesen Ort
Sich zu belustigen, als zu erbauen, kamen!
O, sonderlich ist Eine unter Euch,
Bei der hilft weder Drohn noch Bitten;
An unverschämten lüderlichen Sitten
Bleibt sie vielmehr sich immer gleich.
Wie heilig hat sie alle Jahr
Im Beichtstuhl Besserung versprochen!
Allein wie bald ward dies Gelübd' gebrochen!
Und da sich ihre Frechheit immerdar
Noch gar vermehrt: wer kann uns übel nehmen,
Wenn endlich wir sie öffentlich beschämen?
Denn, sagt die Bibel, wenn dein Bruder fehlt,
Erinnr' ihn ein- auch zweimal dran;
Doch wenn er dann den Weg der Besserung nicht wählt,
So zeig's nach Pflicht der Kirche an.

Das will auch ich jetzt thun. Es ist — es ist —
Was meint ihr? Soll ich namentlich sie nennen?
Ich sollte billig wohl; doch wißt —
Allein, warum nicht? Gut, ihr sollt sie kennen!
Vielleicht bringt dies zu ihrer Pflicht
Sie noch zurück, so leid mir's thut, sie zu beschämen.
Es ist — doch ohne Makel könnt' ich nicht
Den Namen nur einmal auf meine Zunge nehmen.
Ich will sie denn auf andre Art der Welt
Kund machen, und einmal an ihr das Strafamt schärfen.
Dort sitzt sie! Wie sie sich nicht stellt!
Jetzt werd' ich mein Gebetbuch nach ihr werfen;
Gebt Acht! gebt Acht! auf welch' es fällt! —

Indem er nun empor mit ſeinem Buche fuhr,
War jede bange vor dem Falle,
Und jede bückte ſich. — „Verdorbene Natur,
Ich dacht', es wäre Eine nur;
Nun ſeh' ich erſt, ſie ſind es Alle!"

## 11) von v. Aloys Schreiber.

### Der Bramin.

Zu einem alten weiſen Bramen,
(Die Zeit verlor uns ſeinen Namen!)
Der, ferne von der Thorheit Spiel,
In einer ſtillen Klauſe lebte,
Und da durch guten Rath, ſo viel
Er konnte, noch zu nützen ſtrebte,
Kam einſt ein junger Biedermann,
Und redet ihn beſcheiden an:
Mein Vater, bange Zweifel quälen
Schon lange, lange meine Bruſt;
Der Tugend Bahn ging ich mit Luſt;
Doch welch Syſtem ſoll ich erwählen?
Als Knabe ſchon ſaß ich im Staub
Der Schule zu der Weiſen Füßen,
Und horchte ihren ſtrengen Schlüſſen,
Und blieb doch ſtets der Zweifel Raub.
Der eine rief: geh meine Wege!
Der andre: näher führ' ich dich!
Ein dritter ſprach Sanſcritt für mich.
Der Brame lächelt: O, die Rege
Zum Guten gibt die Schule nicht!
Dein eignes Herz kennt jede Pflicht,
Mein Sohn; bewahre ſeine Lehren,
Und folge ihnen ſtets mit Muth.
Das übrige ſind taube Aehren,
Nur für gelehrte Scheunen gut.

## 49.

### f) Die Fabel.

Je häufiger der eigenthümliche Charakter der Fabel verkannt, und die poetische Erzählung mit der Fabel verwechselt wird; desto nöthiger ist es, die unterscheidenden Merkmale der Fabel von jeder andern Form der epischen Dichtkunst aufzufassen, und die Eigenthümlichkeit derselben, im Sinne der eigentlichen äsopischen Fabel, herzustellen. Denn nur die äsopische (die Thier-) Fabel verdient ausschließend diesen Namen, weil durch sie eine selbstständige, von jeder andern verschiedene, dichterische Form in den Kreis der epischen Dichtungsarten eintritt, in wiefern nämlich das Eigenthümliche der Fabel darauf beruht, menschliche Individuen, Zustände und Handlungen in dem, der menschlichen Freiheit verwandten, Kreise des Instinkts in der Thierwelt, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form darzustellen. In der Fabel erscheint daher der Mensch nicht selbst, nach seiner Individualität und nach den Wirkungen seiner Freiheit; er wird aber unter der symbolischen Hülle des Instinkts versinnlicht. So gewiß also, nach dieser Ansicht, nie ein menschliches Individuum, sondern nur ein, nach seinen Eigenschaften und nach seiner Ankündigung bekanntes, Thier in den Mittelpunct einer Fabel gestellt werden darf; so gewiß wird doch auch die Fabel nicht der Darstellung des Thieres selbst wegen gedichtet. Es soll vielmehr der Mensch im Spiegel des Instinkts, eben so wohl nach den Ankündigungen seiner Freiheit überhaupt, wie nach den Verirrungen derselben, sich wieder erkennen, weil —

ungeachtet aller urſprünglichen Verſchiedenheit des Kreiſes der menſchlichen Freiheit und des thieriſchen Inſtinkts — doch zwiſchen beiden theils eine Aehnlichkeit in Hinſicht auf die Hervorbringung einer äußern Wirkung in Angemeſſenheit zu einem vorausgegangenen innern Antriebe, theils ſogar eine Verwandtſchaft ſtatt findet, da der Menſch, neben der ſeiner überſinnlichen Natur zuſtehenden Freiheit, in ſeiner ſinnlichen Natur ebenfalls einen thieriſchen Inſtinkt wahrnimmt, und dieſer nicht ſelten, in den äußern Handlungen des Menſchen, ein Uebergewicht über die Ankündigung der ſittlichen Freiheit behauptet. Der Menſch ſoll nämlich, im äſthetiſch vollendeten Gegenbilde, ſein eignes Bild, nach ſeinen guten Seiten, ſo wie nach ſeinen Fehlern und Mängeln, unter der Hülle der Dichtung erkennen. Sobald daher in der Darſtellung der Fabel an die Stelle der Thiere entweder Menſchen oder Gegenſtände der lebloſen Natur treten, verdient die äſthetiſche Form nicht mehr den Namen der Fabel, obgleich, in einzelnen Fällen, gleichſam als Ausnahme von der Regel, Gegenſtände der lebloſen Natur, gleich den Thieren, in den Mittelpunct der Fabel geſtellt werden können, ſobald, in einer allerdings ſehr ſtarken Perſonification, dieſen lebloſen Gegenſtänden Wirkungen beigelegt werden, die ſich nach einer gewiſſen Verwandtſchaft und Aehnlichkeit mit den Wirkungen der menſchlichen Freiheit ankündigen. Denn die eigenthümliche Verſinnlichung des Kreiſes der menſchlichen Freiheit innerhalb des in ſich abgeſchloſſenen Kreiſes des thieriſchen Inſtinkts beruht eben darauf: daß der Charakter der als handelnd aufgeſtellten Thiere allgemein bekannt iſt, und daß man bei der

Anſchauung der äſthetiſch vollendeten Form der Fabel ſtillſchweigend vorausſetzt, der Dichter ſchildere die Thiere nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern gebe eine menſchliche Individualität unter der glücklich ergriffenen Aehnlichkeit derſelben mit einem thieriſchen Weſen.

Ob nun gleich im Kreiſe der Thierwelt keine Freiheit und Sittlichkeit angetroffen wird; ſo folgt daraus doch keinesweges, wie einige Theoretiker wollen, daß die Fabel blos Klugheitsregeln, nicht aber ſittliche Ankündigungen — Tugenden und Verirrungen der Freiheit — verſinnlichen könne. Denn nicht nur, daß der für die Fabel geeignete Kreis darſtellbarer Stoffe durch dieſe Forderung ſehr beengt werden müßte; es haben auch die ausgezeichnetſten Fabeldichter nicht blos Klugheitsregeln, ſondern auf gleiche Weiſe ſittliche Erſcheinungen und ſittliche Vorſchriften vergegenwärtigt. Dies folgt von ſelbſt aus der Beſtimmung der Fabel, die Ankündigungen und Wirkungen der menſchlichen Freiheit unter der Hülle des Inſtinkts zu verſinnlichen, ſo, daß wenn auch den Thieren nicht Freiheit des Willens zukommt, doch in Angemeſſenheit zu den Antrieben des Inſtinkts nicht ſelten Wirkungen geſchildert werden, welche die ſittlich entarteten Weſen unſrer Gattung zu beſchämen vermögen; z. B. in der Kindesliebe; in der Treue; in der Anhänglichkeit, in der Aufopferung für ſeinen Herrn u. ſ. w. Denn wenn das Thier, geleitet vom Inſtinkte, in ſeinen Aeußerungen naturgemäßer, unverdorbener und edler ſich ankündigt, als der in ſittlicher Hinſicht ausgeartete, von ſeinem Eigennutze und von ſeinen Leidenſchaften fortgeriſſene Menſch; ſo muß durch die Verſinnlichung dieſes Kontraſtes zwiſchen

dem ſicher führenden Inſtinkte und der ſich von ihrem Ziele entfernenden Freiheit eine große Wirkung hervorgebracht werden.

Doch gehört als unnachläßliche Bedingung dazu, daß die Fabel in äſthetiſcher Hinſicht nach der Einheit ihrer Form vollendet ſey, ſo daß dieſe Form um ihrer ſelbſt willen, auch abgeſehen von dem im Stoffe enthaltenen Individuum, gefällt. Die Fabel ſoll nämlich die höchſte Anſchaulichkeit und Lebendigkeit der in ihr verhüllten Wahrheit bewirken, und deshalb ſoll die Hülle, welche das Gegenbild des wirklich gemeinten Gegenſtandes enthält, das Gepräge der möglichſt höchſten äſthetiſchen Vollendung an ſich tragen. Daraus folgt von ſelbſt, daß nur diejenige Fabel den Charakter eines dichteriſchen Kunſtwerkes behauptet, welche in äſthetiſcher Einheit vollendet iſt, ſo wie viele ſehr gut gemeinte Fabeln (z. B. für Kinder berechnet) in pädagogiſcher Hinſicht brauchbar ſeyn können, ohne doch die Forderungen des gereiften Geſchmacks an die äſthetiſche Gediegenheit der Form zu befriedigen.

## 50.

## Beiſpiele der Fabel.

1) von Bonerius (der in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte).

Ein Fuchz hungern began,
Unter einen hohen Boum er kan,
Uf den ein rapp kam gepflogen
Mit einem Kes gezogen,
Den er geroubet hatte do;
Des was der Fuchz unmaſſen fro.
Do in der Fuchz erſt an ſach,

Mit glatten worten er do ſprach:
Got gruez dich lieber Herre min,
Uiwer diener wil ich ſin,
Und iemer weſen niwer knecht,
Das dünkt mich billich unde recht.
Ir ſind ſo edel wnd ſo rich,
Kein vogel mag ſin niwer glich
In allen kuinierichen;
Ich wên uich (euch) muos entwichen
Der ſperwer und das faelkelin,
Der habk und ouch des pfawe ſchin.
Sueß iſt uiwer (eurer) kêlen ſchal,
Uiwer ſtim hoert man überal
In dem walt erklingen,
Wen ir geraten ſingen;
Des hab ich wol genomen war.
Der rapp ſprach, das ſol ſin an alle var.
Er liez ſin ſtim us und ſang,
Das es dur den walt erklang.
In dem geſang enpfiel im do
Der kês; das wart der Fuchz vil fro
Des muoſt der rappe ſchamrot ſtân,
Darzuo muoſt er den ſchaden hân.

## 2) von Burcard Waldis († nach 1554).

### Von den ſchwangern Bergen.

In alten zeiten, vor tauſent Jarn
Begab ſichs, wie ich hab erfarn,
Ein Landtgeſchrey kam vnder die leut,
Wie die Berge zur ſelben zeit
Schwanger waren vnd ſolten geberen.
Alls Volck lieff zu, mit groſſem begeren,
Vnd kam zuſamen ein groſſe ſchaar

Auß vielen Landen gelauffen dar,
Vnd ſchauwten an die Berge groß;
Sie waren bauchet über dmoß,
Ein lange zeit ſie da erharten
Mit groſſer forcht theten erwarten
Wenn ſich nun offne würd die Erden
Was ſeltzams dings darauß ſolt werden,
Ein Dromedari oder Elephant,
Oder ſonſt ein wunder vnbekannt.
Zu letſt kroch zu dem Berg herauß
Ein kleine lecherliche Mauß;
Als ſie heraus lieff' und ſich regt,
Ward alles Volk zu lachen bewegt.

### 3) von v. Hagedorn († 1754).

### Der Bauer und die Schlange.

Ein Ackersmann fand eine Schlange,
Die faſt erſtarrt vor Kälte war.
Sein Arm entriß ſie der Gefahr
Und ihrem nahen Untergange.
Er nahm ſie mit ſich in ſein Haus,
Und ſucht' ihr einen Winkel aus,
Wo noch ein Reſt von Reiſern glühte.
Doch, als ihr Froſt und Noth entwich,
Erhohlte, regt' und hob ſie ſich,
Und lohnte dem mit Biß und Stich,
Den ihre Rettung ſo bemühte.
Betrogne Huld und Zärtlichkeit,
Die Frevlern blindlings Hülfe beut.
Hier folgt der Schade ſtets der Güte.

### 4) von Löwen († 1771).

Ein Eſel trug des Volkes größten Götzen,
Und jederman ging in Prozeſſion.

Nun kennt man ja die guten Esel schon,
Wie wichtig sie sich immer schätzen.
Auch dieser Esel war so kühn,
Und meinte: alle die Gesänge,
Das Niederknien, der Weihrauch, das Gepränge,
Kurz, alles sey für ihn.
Ein klüg'res Thier, das dieser Dummheit lachte,
Rief ihm ins Ohr: Herr Esel, glaube mir,
Der Reverenz, den jetzt der Pöbel machte,
Galt deinem Götzen, und nicht dir.
Was hier die Fabel spricht, gehöret
Für manche Excellenz und manche Herrlichkeit.
Was auch der Pöbel oft an Ihro Gnaden ehret,
Wovor er tief sich bückt, was ist es wohl? — sein Kleid!

## 5) von Joh. Benj. Michaelis († 1772).

### Die Buße der Wölfe.

Zwei Wölfen kam bei sattem Magen
Einmal die liebe Buße ein.
Zwei Wölfen? wird mein Leser fragen. —
Genug die Fabel sagts; — soll denn bei sattem Magen
Nicht auch einmal ein Wolf die Missethat bereun;
Da mancher wohl in unsern Tagen,
Der noch um eins Gesetz und Recht verdreht,
Um zwei Uhr in die Beichte geht!
Sie fingen also an, ihr Leben zu beklagen.

Ach, heulte Isegrimm, wir haben viel gethan!
Viel, hob der andre Sünder an.
Ach, fuhr der erste fort, wie viel, das ich verschweige,
Sah dieser fürchterliche Zeuge,
Der Wald und unsre Höhle an.
Wie manche Mutter sucht noch jetzt ihr Kind mit Aengsten!
Wie manches Schaf beweint die Frucht!

Allein von nun an ſey die Grauſamkeit verflucht;
Denn ehrlich, Bruder, währt am längſten.

So heulten ſie, und weinten bitterlich
Aus inn'rer Reue über ſich.
Allein im allerbeſten Beten
Zeigt ſich ein Schaf —
Ein jeder war betreten.
Die Buße — und ein fettes Schaf!
Je, fing drauf einer an, weil uns das Glück ſo traf,
Wer weiß, wenn's wieder kommt! Komm, Bruder, friß
das Schaf;
Wir können morgen weiter beten.

### 6) von Michaelis.

### Die Hähne und der Marder.

Die Herrſchſucht, die mit jedem Ei gebohren
Und mit der Zeit genährt, von Hahn zu Hähne ſtammt,
Die Herrſchſucht, ſag' ich, war's, durch die, zur Wuth
entflammt,
Zwei Hähne ſich den Tod geſchworen.
Sieg oder Sterben, ihr Entſchluß,
Stieß Bruſt auf Bruſt, und Fuß auf Fuß.
Ein Schnabel prallte von dem andern.
Ein Marder ſaß unfern in Ruh,
Und ſah dem Spiele lange zu.
Nu, nu, ſprach drauf der Schelm mit Lachen,
Ich will geſchwinde Friede machen.
Gleich ſprang er einem ins Genick,
Und wanderte mit ihm zurück.
Der andre flatterte indeß zum Hühnerhauſe,
Und krähte zehnmal wohl dem Friedensſtifter zu:
Wie ſchmeckt das Morgenbrod? — So gieb dich doch
zur Ruh,

Erwiederte der Dieb; du sollst, ich schwör' dir's zu,
Sowahr ich ehrlich bin! gewiß zum Abendschmause.

## 7) von Lessing († 1781).

### Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler volle dreißig Tage über seinen Eiern brütete. Daher kommt es ohne Zweifel, sprach er, daß die Jungen des Adlers so scharfsehend und stark werden. Gut, das will ich auch thun! Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts, als elende Raben, ausgebrütet.

## 8) von Lessing.

### Der Dornstrauch.

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? was können sie dir helfen?

Nichts, sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen.

## 9) von Pfeffel († 1809).

### Der Bandwurm.

Der Sultan Leu war krank; ihn plagte
Ein Hunger, der mit steter Wuth
An seinem Eingeweide nagte.
Sein Leibarzt rieth ihm kurz und gut
Zu essen. Der Monarch vollstreckte
Die Vorschrift so gewissenhaft,
Daß er das Land mit Knochen deckte,
Und selbst die hohe Dienerschaft

(Er fing ſchon an) verſchlungen hätte,
Wenn ihn der Tod nicht weggerafft.
Nun ward, nach alter Etikette,
Der Leichnam durch den Arzt ſecirt.
Er fand mit ſchauderndem Erſtaunen
In den durchlauchtigen Kaldaunen
Den größten Bandwurm einquartirt.
Nach der Beſtattung des Erblaßten
Berief der Divan alle Kaſten;
Und man befahl durch ein Decret
Dem Mufti, ſeinen Litaneien
Die fromme Formel einzuſtreuen:
Behüt', o mächtiger Prophet,
Vorm Bandwurm Seine Majeſtät.

## 10) von Pfeffel.

### Die Beförderung.

Des Löwen rauher Majeſtät
Ward von der weiſen Facultät
Einſt eine Cur von Eiern angerathen;
Des Tags ein Schock. Die Cur ſchlug trefflich an;
Doch eh die Herren ſichs verſahn,
Gebrach es an Arznei. Dem ſiechen Potentaten
Ging dieſer Mangel nah. Als dies der Fuchs erfuhr,
Erbot er ſich mit einem hohen Schwur,
Ihn bis zum Ueberfluß mit Eiern zu verſehen;
Und, wie man leicht errathen kann,
Bedachte ſich der Großſultan
Nicht einen Augenblick, den Vorſchlag einzugehen.
Nun ſtreifte Reinecke mit Paß durch Stadt und Land,
Und wo er eine Henne fand,
Verſchlang er ſie. Dem hohen Potentaten
Bracht' er den Eierſtock. „Vortrefflich, lieber Sohn,

Rief der Monarch, was geb' ich dir zum Lohn?
Wohlan, ich mache dich zum — Kammerpräsidenten.

## 11) von Pfeffel.

### Der Pelikan.

Gesengt vom heißen Wittagswind
Erstarb die Flur. Die Nymphe klagte
Am trocknen Quell; und täglich jagte
Der Hunger und sein Mordgesind,
Die Seuchen, ganze Hekatomben
Von Thieren in die Katakomben
Der alten Nacht. Ein Pelikan
Am Ida litt mit seinen Jungen
Des Orcus Durst. Der Hyderzahn
Des Tods, mit dem er lang gerungen,
Durchwühlt ihr Mark. Von Harm durchdrungen,
Sieht er verstummt die ganze Brut,
Mit hohlem Aug' und heiserm Aechzen
Nach einem Tropfen Wassers lechzen.
Jetzt bricht sein Herz; voll schöner Wuth
Reißt er mit der gestählten Spitze
Des Schnabels eine tiefe Ritze
Sich in die Brust, und spritzt sein Blut
Den Kindern in die dürre Kehle.
Sie trinken froh den Purpursaft
Und schöpfen, wie vom frischen Oele
Die seichte Lampe, neue Kraft.
Nur folgt dem schaurigen Befehle
Das jüngste nicht. Sein starrer Blick
Klebt auf der Wunde; seine Seele
Zerreißt ihr Band; es sinkt zurück,
Verhüllt sein Haupt mit seinem Flügel —
Und stirbt. — Von dem geweihten Hügel

Schaut Vater Zeus mit ſtiller Luſt
In dieſes Heiligthum der Liebe.
Er weint. Der göttlichſte der Triebe,
Das Mitleid, ſchwellt des Rächers Bruſt;
Er wiſcht den Tod vom Augenliede
Des Märtyrers. Der Pelikan
Wacht glänzend auf, und der Chronide
Nimmt ihn zum zweiten Vogel an;
Doch nicht als Diener ſeines Zornes,
Der mit dem Blitz bewaffnet iſt;
Als Träger jenes Segenshornes,
Das er auf fromme Kinder gießt.

## 12) von Gleim († 1803).

Zum Löwen ſprach der Fuchs: Ich muß
Dir's endlich nur geſtehen, mein Verdruß
Hat ſonſt kein Ende;
Der Eſel ſpricht von dir nicht gut;
Er ſagt: was ich an dir zu loben fände,
Das wiſſ' er nicht; dein Heldenmuth
Sey zweifelhaft; du gäbſt ihm keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgeteſt die Unſchuld, ſuchteſt Streit;
Er könne dich nicht lieben und nicht loben.

Ein Weilchen ſchwieg der Löwe ſtill;
Dann aber ſprach er: Fuchs, er ſpreche, was er will;
Denn was von mir ein Eſel ſpricht,
Das acht' ich nicht.

## 13) von Ewald Chriſtian v. Kleiſt († 1759).

### Der gelähmte Kranich.

Der Herbſt entlaubte ſchon den bunten Hain
Und ſtreut' aus kalter Luft Reif auf die Flur;

Als am Geſtad' ein Heer von Kranichen
Zuſammenkam, um in ein wirthbar Land,
Jenſeits des Meers, zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, ſaß
Allein, betrübt und ſtumm, und mehrte nicht
Das wilde Luſtgeſchrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In ſich gekehrt, ich half ſo viel, als ihr,
Zum Wohl von unſerm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach, wie wird's
Mir auf der Reiſ' ergehn, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug'!
Ich Unglückſeliger! Das Waſſer wird
Bald mein gewiſſes Grab. Warum erſchoß
Der Grauſame mich nicht? — Indeſſen weht
Gewogner Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt die Reiſ' und eilt
Mit ſchnellen Flügeln fort, und ſchreit vor Luſt.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Beſtreuet war, und ſeufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn ſah er das beß're Land,
Den mildern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorſicht leitet ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab.

---

Ihr, die die ſchwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünſcht, verzaget nicht,
Und wagt die Reiſe durch das Leben nur;
Jenſeits des Ufers giebt's ein beß'res Land;
Gefilde voller Luſt erwarten euch!

## 14) von Burmann († 1805).

### Der Eſel und der Fuchs.

Auf unſchätzbare Laſten ſtolz —
Denn Eſel tragen oft ſehr große Säcke Golds —
Tappſt einer bei dem Fuchs vorbei.

Herr Eſel, rief der Fuchs, warum ſo aufgeblaſen;
Wiewohl die Zeiten ſind nicht immer einerlei,
Ich weiß doch ſonſt, wie demuthsvoll Sie graſen!
Sind die Juwelen Schuld, die heut' Ihr Buckel trägt?
O laſſen Sie den Kitzel ſich vertreiben.
Geſetzt, daß man halb Peru auf Sie legt;
Sie werden doch ein Eſel bleiben!

## 15) von Joh. Nic. Götz († 1781).

### Die gegenſeitige Räucherung.

Auf einer blaſſen Haide
Von Lethe ſtill durchfloſſen,
Erblickt' ich, vor einander
Auf ihrem Steiße ſitzend,
Die Schatten zweier Eſel.
Mit einem Vorderfuße
Schwang jegiicher ein Rauchfaß
Voll Ambra vor der Naſe
Des Bruders hin und wieder,
Den Bruder zu verehren.

---

Als ich erſtaunet da ſtand,
Sprach Minos: Siehe, Jüngling,
Zwei alte Schulmonarchen,
Die ſich in ihrem Leben,
Weil ſie die Welt nicht lobte,
Einander ſelber lobten.

## 16) von Tiedge.

### Das Privilegium.

Der Vogel Zeus, der, wie ihr wißt,
Der Großsultan der Vögel ist,
Hatt' einen Landtag ausgeschrieben.
Die Vögel kamen all' herbei;
Und ward auch wohl nicht viel betrieben,
So gab es doch viel Schmauserei.
Mitunter wurden denn auch Klagen
Dem hohen Sultan vorgetragen.
Es war ein Sprosser, der begann.
Hart klagte der die Melodramen
Des unbescheidnen Kukuks an.
„Der Kukuk schreit, so hub er an,
Bis zum Betäuben seinen Namen
Im ganzen, weiten Wald herum.
Erhabner Adler, mach' ihn stumm!
Wir alle hören lieber Raben,
Als diesen Narrn, den Wald durchschrein." —
Der Adler sprach: „Ein Narr zu seyn,
Die Freiheit muß ein jeder haben!"

## 17) von Zink.

### Der Affe.

Ein alter Affe setzte sich
Zu seiner Lieblingskost, zu reifen Haselnüssen.
Nachdem er Eine kümmerlich
Mit stumpfen Zähnen aufgebissen,
Sprach er voll Unzufriedenheit:
Wie Alles doch sich ändert mit der Zeit!
Die Nüsse selbst; auch diese waren
Bei weitem nicht so hart in meinen Jugendjahren!

## 18) von Pfeffel.

### Der Phönix.

Der Phönix lag auf ſeinem Sterbebette
Von Myrrhen, Aloe und Zimmetreis.
Minervens Kauz, ein Denker, wie man weiß,
Erſpähte die geweihte Stätte,
Und ſprach zum Einzigen: So, glaubſt du, blöder Greis,
Daß, hat die Glut zur Aſche dich verzehret,
Dein Ich verneut ins Leben wiederkehret?
Der Phönix ſchwieg. Der Kauz fuhr fort: Erkläre mir,
Was gründet deinen Wahn von einem andern Leben?
Ich fordre ſtets Beweis. Den kann ich dir,
Verſetzt der Phönix, wohl nicht geben;
Denn was man fühlt, beweiſt ſich nicht,
Und ein Gefühl, das laut, wie ein Orakel, ſpricht,
Sagt mir: ich werde nicht vergehen,
Drauf ſtecket er mit heit'rer Zuverſicht
Den Holzſtoß an, und ruft: Auf Wiederſehen!

---

Der Phönix, lieber Freund, philoſophirte ſchlecht,
Allein er wußte froh zu ſterben,
Und wer nicht fühlt, wie er, hat, wie mich dünkt, kein Recht,
Ihm ſeine Freude zu verderben.

## 19) von Krummacher.

### Die Raupe und der Schmetterling.

Dicht an der Erd' auf dunkelm Strauche ſaß
Eine rauchbehaarte Raup' und fraß
Das herbe Laub. Da ſchwebte auf leichtem Gefieder
Vom bläulichen Himmel ein Schmetterling hernieder:
Ihn trugen die ſpielenden Wellen der Lüfte
Zur Blume, da trank er die würzigen Düfte.

Die Raup' erhob erſtaunt vom dunklen Strauch
Ihr thieriſch Haupt und ſeufzt: Auf niederm Bauch
Muß ich mich kriechend im Staube plagen,
Indeß den Vogel dort durch die heitre Luft
Vier goldgeſchmückte Schwingen tragen.
Ihn nährt der Blumen Saft und Duft,
Und ich muß herbes Laub zernagen! —
Der Sommervogel ſang: Getroſt, mein verkleideter Bruder, nicht immer
Wirſt du dich plagen im rauhen Gewand;
Bald wird auch dich die freundliche Hand
Der Mutter bekleiden mit Schimmer;
Bald wird ein doppeltes Flügelpaar
Auch dich zum fröhlichen Leben erheben,
Den Staub abſchütteind, verjüngt wie ein Aar,
Wirſt du in den Lüften und Düften dann ſchweben.
Drum glaube und harre der beſſeren Zeit,
Und trage geduldig dein ſtaubiges Kleid!

## 20) von Pfeffel.

### Die Kirchenvereinigung.

In einer griechiſchen Abtei
Am Fuß des hohen Tabors, nährte
Der Prior einen Papagei,
Den er das Ave ſingen lehrte.
Der Prior ſtarb. — Die Reiſ'luſt wacht
Im Virtuoſen auf; er kehrte
Mit leiſem Flug, bei dunkler Nacht,
Ins alte Vaterland zurücke.
Er ſtellte ſich dem Hofe dar.
Der Adler, der zu gutem Glücke
Ein Freund der edlen Tonkunſt war,
Erhob, als er in der Kapelle

Sein Lied begann, ihn auf der Stelle
An des verſtorbnen Mufti Platz.
So hohe Würden hatte Matz
Sich auch im Traume nicht verſprochen.
Doch Ehre bläht, Gewalt macht kühn!
Das neue Haupt des Sanhedrin
Gebar gleich in den erſten Wochen
Die Grille: ſeine Pſalmodie
Bei allen Vögeln einzuführen.
Der frohe König billigt ſie.
Der Waldgeſang, die Liturgie
Des Herzens, konnt' ihn nicht mehr rühren;
War für ſein Ohr Kakophonie.
Zudem iſt ja das Reformiren
Der Fürſten Steckenpferd. Sogleich
Ließ er in ſeinem ganzen Reich
Den neuen Kanon publiciren. —
Nun ſchützte zwar der Vögel Chor
Die hergebrachten Rechte vor;
Allein da half kein Proteſtiren.
Der Mufti drohte mit dem Bann,
Der Sultan ſprach vom Stranguliren;
Und kurz, das neue Lied begann.
Die Sänger wetzten ſich den Schnabel,
Und orgelten mit Angſt und Pein
Das tollſte Wirrwarr durch den Hain,
Das ſeit der Symphonie zu Babel
Auf unſerm Erdenrund erſcholl.
Den Vorſang führte, andachtsvoll,
Der Storch, der wälſche Hahn, die Eule,
Die Gans, der Kukuk und der Pfau.
Sie kollerten ſich braun und blau,
Und füllten durch ihr Klaggeheule
Das Land auf eine halbe Meile.

Ein weißer Rabe, lahm und grau
Vor Alter, ſaß bei dem Monarchen
Und ſchwieg. Mit zornigem Geſicht
Sprach der Deſpot zum Patriarchen:
„Rebelle, warum ſingſt du nicht?“ —
„Weil dein Gebot mein Herz empöret,“
Verſetzt der Alte, „glaube mir,
Der Schöpfer hat ein jedes Thier
Sein eigenes Gebet gelehret,
Das ihm gefällt. Ein Lobgeſang,
Den Furcht erpreßt, iſt Uebelklang,
Iſt Läſterung, die ihn entehret.
Befiehl nur meinen Tod!“ — Er ſchwieg.
Der Sultan auch. Wie Meereswogen
Erſchäumt ſein Blut. — Noch ſchwankt der Sieg!
Doch ſchnell rief er: „Ich ward betrogen.
Heil dir, o Freund, du zogſt mir ab
Den Schleier, der mein Aug' umgab.
Und ihr empfangt die Freiheit wieder,
Ihr Vögel; ſinget eure Lieder
In euerm angebohrnen Ton!“
Jetzt drangen ſie in dichten Kreiſen
Entzückt um des Monarchen Thron,
Und lobten Gott nach tauſend Weiſen.
Der majeſtätiſche Choral
Steigt wallend in die lichten Sphären.
Der Sultan ſtaunt. Zum erſtenmal
Hört er, was keine Mufti's hören:
In der verſchied'nen Melodie
Die feierlichſte Harmonie.

## 4) Die dramatiſche Form der Dichtkunſt.

### 51.

### Charakter und einzelne Theile der dramatiſchen Form der Dichtkunſt *).

Wenn gleich die dramatiſche Form der Dichtkunſt der epiſchen näher verwandt iſt, als der lyriſchen und didactiſchen, weil ſie, wie die epiſche, Gefühle darſtellt, welche in dem Gemüthe des dramatiſchen Dichters mit der Vergegenwärtigung gewiſſer Individuen, Handlungen und Thatſachen ſich vergeſellſchaften; ſo unterſcheidet ſie ſich doch durch zwei weſentliche Puncte von der epiſchen Dichtkunſt, und behauptet, nach denſelben, einen eigenthümlichen Charakter. Denn erſtens darf in keinem Erzeugniſſe der dramatiſchen Dichtkunſt die Individualität des Dichters ſelbſt wahrgenommen werden, wie dies in der epiſchen Dichtkunſt geſchieht; vielmehr muß der dramatiſche Dichter die ganze Handlung durch die von ihm aufgeſtellten Perſonen beginnen, fortführen und beendigen laſſen, ſo daß das in ſich zuſammenhängende und abgeſchloſſene Ganze des dramatiſchen Gedichts als ein nothwendiges Ergebniß der menſch-

*) Weil jedes echte Drama ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildet, das, nach ſeinem äſthetiſchen Charakter, nur als ein Ganzes richtig aufgefaßt werden kann; ſo war es nicht rathſam, einzelne Bruchſtücke und Scenen aus den verſchiedenen Formen der dramatiſchen Dichtkunſt, als Belege für die aufgeſtellte Theorie, aufzunehmen, da der Umfang und die Beſtimmung dieſes Werkes die Mittheilung eines vollſtändigen dramatiſchen Erzeugniſſes von ſelbſt ausſchloß.

lichen Freiheit erscheint, hervorgebracht durch die äußere Wirksamkeit der von dem Dichter in den Mittelpunct der Handlung gestellten Individuen. Daran schließt sich die zweite, jedem dramatischen Gedichte eigenthümliche, Bedingung, daß es durchgehends für die Bühne berechnet sey, und daß es durch die theatralische Darstellung als schöne Form vollendet werde. Durch diese zweite Bedingung erhält das dramatische Gedicht eine äußere Aehnlichkeit mit der Cantate in der lyrischen Form der Dichtkunst, die zwar, als Gedicht, ein in sich zusammenhängendes ästhetisches Ganzes bilden muß, die aber, nach ihrer durchgängigen Berechnung für die tonkünstlerische Darstellung, erst durch die Verbindung mit einer gleichmäßig gediegenen musikalischen Kunstform das Gepräge der ästhetischen Vollendung erhält. — Ob nun gleich jede dramatische Form, inwiefern sie blos als Gedicht, ohne theatralische Darstellung, betrachtet wird, unmittelbar nach ihrem dichterischen Gehalte ein reines Wohlgefallen an der Einheit der ästhetischen Form bewirken kann und soll; so würde doch die Unmöglichkeit der theatralischen Darstellbarkeit derselben sie von der Reihe aller derjenigen classischen dramatischen Erzeugnisse ausschließen, deren Vollendung auf der gleichmäßigen dichterischen Einheit und theatralischen Darstellbarkeit beruht.

Fassen wir, nach diesen Vordersätzen, den Charakter der dramatischen Dichtkunst auf; so beruht er auf der vollendeten ästhetischen Form, welche, berechnet für die theatralische Darstellung, eine in sich nothwendig abgeschlossene Handlung versinnlicht, die, nach ihrem Ursprunge, aus der tiefen Bewegung und Erschütterung des menschlichen Gefühlsvermögens

ſtammt. Denn obgleich die dramatiſche Dichtkunſt von der lyriſchen dadurch weſentlich ſich unterſcheidet, daß ſie nicht unmittelbare Gefühle, ſondern Handlungen darſtellt, welche aus der mächtigen Anregung menſchlicher Gefühle ſtammen, und deren Vergegenwärtigung innerhalb der vollendeten Form unmittelbar auf das Gefühlsvermögen wirkt; ſo muß doch jedes dramatiſche Gedicht, wie das lyriſche und epiſche, eine in ſich abgeſchloſſene Einheit, ſowohl nach dem Stoffe als nach der Form, bilden, und durchgehends, nach ihrer eigenthümlichen Wirkung, für die Darſtellung auf der Bühne berechnet ſeyn.

## 52.

### Fortſetzung.

Nach dieſen Grundſätzen müſſen die ſogenannten drei Einheiten des Ariſtoteles, die er von jedem dramatiſchen Gedichte verlangt, beurtheilt werden: die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes, welche namentlich von den ältern franzöſiſchen dramatiſchen Dichtern nicht ſelten mit Aengſtlichkeit feſtgehalten wurden.

Unerläßlich für die Vollendung eines dramatiſchen Gedichts iſt allerdings die Einheit der Handlung. Sie verlangt, daß der Stoff des Drama ein in ſich nothwendiges und beſtimmt abgeſchloſſenes Ganzes bilde. Es dürfen daher weder Perſonen, noch Handlungen und Ereigniſſe in den Stoff aufgenommen werden, die nicht in den Zuſammenhang der darzuſtellenden Handlung in irgend einer Beziehung weſentlich gehören. Denn ſelbſt das, was in einem dramatiſchen Gedichte, bei dem erſten Anblicke, zufällig zu ſeyn ſcheint, muß, am

Schluſſe des Ganzen, als nothwendige Bedingung in dem Zuſammenhange des ganzen Stoffes ſich ankündigen. Es darf daher kein Act, keine Scene, ſelbſt keine Stelle in den einzelnen Scenen, überflüſſig und müßig daſtehen; es muß vielmehr ihr Verhältniß zu dem ſich allmählig bildenden und ründenden Ganzen mit Sicherheit nachgewieſen werden können. Daſſelbe gilt auf gleiche Weiſe von der Form des Drama. Sie muß, in Beziehung auf die Forderungen des Geſetzes der Form, ein in ſich abgeſchloſſenes und vollendetes Ganzes bilden, ſo daß die Sprachdarſtellung im Drama gleichmäßig den einzelnen Eigenſchaften der Sprachrichtigkeit, wie den untergeordneten Eigenſchaften der Sprachſchönheit Genüge leiſtet.

So gewiß daher ohne Einheit der Handlung kein dramatiſches Gedicht auf Gediegenheit und äſthetiſche Vollendung Anſpruch machen kann; ſo gewiß dürfen doch die beiden andern vom Ariſtoteles geforderten, Einheiten — die Einheit der Zeit und des Ortes — nicht als gleichgeltende Grundbedingungen mit der Einheit der Handlung aufgeſtellt werden. Denn, wenn gleich zugeſtanden wird, daß die Einheit der Zeit, und ſelbſt die Einheit des Ortes in vielen dramatiſchen Erzeugniſſen feſtgehalten worden ſind, und, nach dem Weſen des darzuſtellenden Stoffes, auch in vielen derſelben feſtgehalten werden müſſen; ſo ſtehen ſie doch mit der Einheit der Handlung nicht auf gleicher Linie der Bedeutſamkeit, und treffliche dramatiſche Dichter haben ſie nicht feſthalten wollen und feſthalten können.

Soll aber das dramatiſche Gedicht als Einheit in der Form ſich ankündigen; ſo muß in dem Mittelpuncte deſſelben eine Hauptperſon, nach

ihrem Thun und Leiden, erſcheinen, von deren Verhältniſſen die ganze dargeſtellte Handlung ausgeht und abhängt, und auf deren Schickſale, in den einzelnen Theilen und Gruppirungen des Drama, alles ſich bezieht. Dieſe Hauptperſon im Drama muß daher der Einbildungskraft immer gegenwärtig ſeyn, ſelbſt wenn ſie von der Bühne, in den einzelnen Scenen, abgetreten iſt; auch muß die Verwickelung und Entwickelung des dramatiſchen Knotens entweder von dieſem Individuum ſelbſt ausgehen, oder doch — in Angemeſſenheit zu ſeiner freien Thätigkeit — auf ſein Schickſal den entſchiedenſten Einfluß behaupten. Nach dem Verhältniſſe, in welchem der Dichter dieſe Hauptperſon in den Mittelpunct des Drama ſtellt, muß er, mit künſtleriſcher Gewandtheit und äſthetiſchem Tacte, alle übrige im Drama auftretende Perſonen, ſo wie die geſammte Umgebung der Hauptperſon, in Hinſicht auf den Gang ihrer Wirkſamkeit und ihres Schickſals, behandeln.

Die äußere Form des Drama, nach der Eintheilung in Acte (Aufzüge) und Scenen (Auftritte), hängt ab von der äſthetiſch berechneten Folge in der Handlung ſelbſt, um vermittelſt derſelben die innere Einheit des Ganzen fortzuführen und zu vollenden, zu welcher die gleichmäßige Behandlung der einzelnen Theile, und das innere und äußere nothwendige Verhältniß derſelben gegen einander, weſentlich gehört. Die Anordnung, Verbindung und Folge dieſer Aufzüge und Auftritte — als der einzelnen nothwendigen Glieder und Theile eines größern Ganzen — darf daher nicht der Willkühr und dem Zufalle überlaſſen bleiben; ſie muß vielmehr aus dem Geſetze der innern Nothwen-

digkeit hervorgehen, die theils in den Charakteren der handelnden Personen, theils in dem Verhältnisse der aus der Verwickelung des Knotens hervorgehenden Entwickelung desselben, zur Ausmittelung der ästhetischen Einheit des Ganzen, begründet ist. Denn nach diesem Gesetze der innern Nothwendigkeit muß jede Scene in Beziehung auf den Act, zu welchem sie gehört, und jeder Act nach seinem Verhältnisse zu der gesammten dramatischen Form — mithin nach dem Verhältnisse der einzelnen Theile zu dem vollendeten Organismus des Ganzen — erkannt werden können, so daß durch die Menge der handelnden Personen so wenig, wie durch die Mannigfaltigkeit der einzelnen Handlungen und Scenen, welche in dem dramatischen Gedichte angetroffen werden, die Einheit der Handlung und die ästhetische Vollendung der ganzen Darstellung gestört, sondern vielmehr auf die sicherste Unterlage zurückgeführt wird. Aus diesem Gesichtspuncte gefaßt, darf keine Person, die im Drama erscheint, keine Scene, am wenigsten ein ganzer Act, müßig dastehen und als überflüssig erscheinen; vielmehr muß Ein Geist das Ganze durchdringen, und dieser Geist muß, nach seiner Kraft, gesteigert sich ankündigen, je mehr der verflochtene Knoten der Handlung seiner Auflösung und Entwickelung, — und zugleich das dramatische Gedicht dem letzten Puncte seiner ästhetischen Vollendung sich nähert. —

Die Form der Sprache in dem dramatischen Gedichte muß, im Allgemeinen, der dargestellten ästhetischen Handlung angemessen seyn; sie wird deshalb, nach Ton, Haltung und Farbengebung im Einzelnen, im Trauerspiele anders, als im Schauspiele und im Lustspiele sich ankündigen, obgleich in

jeder Gattung und Art der dramatiſchen Dichtkunſt das einzelne dramatiſche Gedicht dem Geſetze der Form, nach ſeinen beiden Grundbedingungen, der Wahrheit und Schönheit der Form, entſprechen muß. Je verſchiedener daher die einzelnen Stoffe für das Trauerſpiel, Schauſpiel und Luſtſpiel ſind; deſto verſchiedener wird auch der ſtyliſtiſche Ausdruck ſeyn; denn anders muß die Sprache im Wallenſtein, als im Egmont, anders in Müllners Schuld, als in Klingers Medea auf dem Kaukaſus, anders in Werners Weihe der Kraft, als in Klingemanns Luther ſich ankündigen, obgleich die beiden letzten Dichter im Ganzen denſelben Stoff behandelten. Dazu kommt, daß, obgleich der dramatiſche Dichter nicht ſelbſt, wie der epiſche, in der Darſtellung ſeines Gedichts erſcheint, doch die Sprache im Drama, nach ihrer Kraft und Fülle, nach ihrer Klarheit und Gediegenheit, ſo wie nach der ganzen Farbengebung und Haltung im Einzelnen, von ſeiner Individualität ausgeht, die er nicht verläugnen kann. Nach dieſer pſychologiſchen Nothwendigkeit erkennen wir im Dichter der Jungfrau von Orleans, den Dichter des Dom Karlos, des Fiesko, des Wallenſtein und der Maria Stuart, — im Dichter des Clavigo und der Iphigenia den Dichter des Taſſo und des Egmont, — im Dichter der Albaneſerin den Dichter der Schuld, — im Dichter des Moſes den Dichter des Luther, — im Dichter der Freunde den Dichter der Erdennacht (Raupach) wieder. Denn ſo ſchöpferiſch auch die Einbildungskraft des dramatiſchen Dichters walten, und ſo vielſeitig ſein Gefühl ſich ankündigen mag; ſo liegt doch diejenige nothwendige Beſchränkung in jedem endlichen —

ſelbſt hochgebildeten — Geiſte, daß er nicht aus ſeiner Individualität ganz heraustreten, und ſeiner eignen, bereits früher angekündigten, Claſſicität nach allen ihren individuellen Eigenthümlichkeiten untreu werden kann. Dieſe Einheit und Gleichmäßigkeit in der Wahrnehmung der Individualität des claſſiſchen Dichters iſt aber, unter dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit der einzelnen dramatiſchen Formen eines und deſſelben Dichters, eine ſehr willkommene Erſcheinung. Denn nicht das Wiedererkennen derſelben Eigenthümlichkeit eines claſſiſchen Dichters in der Behandlung eines neuen dramatiſchen Stoffes, ſondern nur die Nachahmung einer entlehnten Manier ſtößt uns zurück, weil dieſe Nachahmung als Armſeligkeit des Geiſtes ſich ankündigt, bei welcher der Aufſchwung zu einer eigenthümlichen Geſtaltung der dramatiſchen Form, und zur Feſthaltung und Durchführung dieſer Eigenthümlichkeit in allen einzelnen dramatiſchen Erzeugniſſen Eines und deſſelben Dichters unmöglich iſt.

Die Hauptklippen, welche der dramatiſche Dichter in Hinſicht der ſtyliſtiſchen Form vermeiden muß, ſind: daß er weder ins Gebiet der Sprache der Proſa, noch ins Gebiet der Sprache der Beredſamkeit hinüberſtreife, außer in den äußerſt ſeltenen Fällen, daß der Stoff einen kurzen Uebergang in dieſe beiden Sprachgebiete verlangt. Denn ſelbſt wenn der dramatiſche Dichter die Vorgänge und Erſcheinungen des gewöhnlichen Lebens ſchildert, muß doch die ſtyliſtiſche Form die Ergreifung dieſer Vorgänge von dem Gefühlsvermögen und die Wirkung jener Erſcheinungen auf das Gefühlsvermögen überall hindurch ſchimmern laſſen, weil jede Sprachdarſtellung des dichteriſchen Charakters erman-

gelt, die ohne irgend eine Verbindung mit dem Gefühlsvermögen ſich ankündigt. — In Hinſicht auf die äußere Geſtaltung der ſtyliſtiſchen Form iſt es aber der Dialog, in Abwechſelung mit dem Monologe, an welchen die Folge und Fortführung der dramatiſchen Handlung geknüpft iſt. Je ſchärfer daher die Zeichnung der einzelnen, in dem Drama auftretenden Charaktere, und je beſtimmter die Haltung und Durchführung dieſer Charaktere von Seiten des Dichters ſeyn wird; deſto vielſeitiger, mannigfaltiger und abwechſelnder wird das innere Leben und die äſthetiſche Farbengebung im Dialog ſeyn, weil — ſelbſt bei der übrigen Gediegenheit der dramatiſchen Sprachform — es Mangel an Reichthum des Geiſtes und der Einbildungskraft ankündigt, wenn entweder alle, oder doch die meiſten Perſonen in Einem und demſelben Drama ganz einerlei Sprache reden, und ſo die Mannigfaltigkeit im Gepräge des Individuellen nothwendig verloren geht.

## 53.

## Fortſetzung.

Einer der erſten dramatiſchen Dichter des teutſchen Volkes, und was noch mehr ſagen will, einer der edelſten Männer dieſes Volkes, hat die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt *) betrach-

*) So v. Schiller in der, von ihm zu Mannheim 1784 gehaltenen, und mit dieſer Aufſchrift verſehenen, Vorleſung, die zuerſt in der rheiniſchen Thalia, und dann berichtigt in ſ. kleinen proſ. Schriften Th. 4. S. 3 erſchien. — Vgl. J. H. v. Weſſenberg, über den ſittlichen Einfluß der Schaubühne. Konſtanz, 1825. 8.

tet und dargestellt. Dies macht eine kurze Erklärung nothwendig.

Nach unsrer Ansicht und Ueberzeugung ist weder der Zweck und die Bestimmung der dramatischen Dichtkunst im Besondern, noch der Dichtkunst überhaupt, der Zweck der Sittlichkeit. Der Zweck der Schönheit ist vielmehr der höchste Zweck aller Kunstwerke, mithin auch der gesammten einzelnen Formen der lyrischen, epischen, didactischen und dramatischen Dichtkunst. Die Bestimmung der Dichtkunst beruht daher auf ihrer völligen Angemessenheit zum Gesetze der Form, nicht aber zum Sittengesetze. Daraus folgt aber weder, daß sie sittliche Handlungen von sich ausschließen, noch daß sie vielleicht gar das Unsittliche als Gegenstand des Wohlgefallens auf die Bühne bringen soll. Nur so viel ergiebt sich aus dem höchsten Gesetze der Schönheit der Form, daß selbst das Sittliche, das die Bühne zeichnet, unter der Form der Schönheit sich ankündigen muß, wenn es unter die Stoffe der dramatischen Dichtkunst aufgenommen werden soll; denn, unter Festhaltung dieser Bedingung, wird allerdings der aus dem Kreise der sittlichen Welt entlehnte Stoff das Gemüth weit stärker ansprechen, als ein Stoff, der blos dem Kreise der intellectuellen Welt — z. B. der Vergegenwärtigung von Schwächen und Mängeln des menschlichen Verstandes, oder von Wirkungen des menschlichen Eigennutzes und der individuellen Eitelkeit, — angehört. Mag immer in Kotzebue's Lustspielen und Possen ein Langsalm, ein Herr von Püffelberg, oder der Page in den Pagenstreichen ein Gefühl der Lust in uns anregen, und unsre Einbildungskraft in ein freies und

lebendiges Spiel verſetzen; ſo wird doch die ſittliche Kraft und Haltung des Marquis von Poſa, des Max Piccolomini, und des Klingemanniſchen Luthers unſer Gefühl ſtärker und mächtiger ergreifen, als die bloße Verſinnlichung menſchlicher Schwächen, Lächerlichkeiten und Verirrungen. Deshalb iſt auch das Sittliche dem Schönen nahe verwandt, und wirkt unaufhaltbar, ſobald es unter einer vollendeten ſchönen Form erſcheint. Nur darf weder das dramatiſche Gedicht, noch die Bühne, an die Stelle der Sittenlehre und der Religion auf dem Katheder und der Kanzel treten und dieſe beiden geiſtigen Bildungsanſtalten erſetzen ſollen, weil ſie dies, nach ihrer urſprünglichen Beſtimmung, das Schöne in vollendeten Formen darzuſtellen, weder zu leiſten vermögen noch dürfen. Nur alſo unter dieſer Vorausſetzung, und mit Feſthaltung dieſer Einſchränkung unterſchreiben wir folgende Sätze Schillers *): „Welche Verſtärkung für Religion und Geſetze, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tauſend Gemälden faßlich und wahr an dem Menſchen vorübergehen, wo die Vorſehung ihre Räthſel auflöſet, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit, unbeſtechlich wie Rhadamanthus, Gericht hält. Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Geſetze ſich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold

*) Ebendaſ. S. 7. ff.

verblindet, und im Solde der Laſter ſchwelgt; wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht ſpotten, und Menſchenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet; dann übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reißt die Laſter vor einen ſchrecklichen Richterſtuhl. Das ganze Reich der Phantaſie und Geſchichte, Vergangenheit und Zukunft ſtehen ihrem Winke zu Gebote. Kühne Verbrecher, die längſt ſchon im Staube vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunſt jetzt vorgeladen, und wiederhohlen zum ſchauervollen Unterrichte der Nachwelt ein ſchändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlſpiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unſern Augen vorbei, und mit wollüſtigem Entſetzen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird; keine Religion mehr Glauben findet; wenn kein Geſetz mehr vorhanden iſt, wird uns Medea noch anſchauern, wenn ſie die Treppen des Pallaſtes herunter wankt, und der Kindermord geſchehen iſt. Heilſame Schauer werden die Menſchheit ergreifen, und in der Stille wird jeder ſein gutes Gewiſſen preiſen, wenn Lady Macbeth, eine ſchreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäſcht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt, als todter Buchſtabe und kalte Erzählung; ſo gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als Moral und Geſetze. — Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt ſich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geſetze es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſre Bildung noch geſchäftig. Sie iſt es, die der großen Klaſſe von Thoren den

Spiegel vorhält, und die tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spotte beſchämt. Was ſie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leiſtet ſie hier durch Scherz und Satyre. Die Schaubühne allein kann unſre Schwächen belachen, weil ſie unſre Empfindlichkeit ſchont, und den ſchuldigen Thoren nicht wiſſen will. Ohne roth zu werden, ſehen wir unſre Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken im Geheimen für die ſanfte Ermahnung. — Aber ihr großer Wirkungskreis iſt noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne iſt mehr, als jede andere öffentliche Anſtalt des Staates, eine Schule der practiſchen Weisheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewiſſens nicht ſelten ihre beſte Wirkung vernichten, daß ſich noch tauſend Laſter mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten; aber wenn wir auch dieſe große Wirkung der Schaubühne einſchränken, — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluſſe zurück? Wenn ſie die Summe der Laſter weder tilgt noch vermindert; hat ſie uns nicht mit denſelben bekannt gemacht? Mit dieſen Laſterhaften, dieſen Thoren müſſen wir leben. Wir müſſen ihnen ausweichen, oder begegnen; wir müſſen ſie untergraben, oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraſchen ſie uns nicht mehr. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, ſie ausfindig und unſchädlich zu machen. — Zugleich iſt die Schaubühne der gemeinſchaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden beſſern Theile des Volkes das Licht der Weisheit herunterſtrömt, und von da aus in mildern Stralen durch den ganzen Staat ſich verbreitet.

Richtigere Begriffe, erläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet; die Nacht weicht dem siegenden Lichte. — Unmöglich darf auch der große Einfluß übergangen werden, den die Bühne auf den Geist einer Nation haben kann. Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Was kettete Griechenland so fest an einander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? Nichts anders, als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staates und der bessern Menschheit, das in derselben athmete."

Zugestanden, daß alle diese Stoffe, insofern sie ästhetisch darstellbar sind, im Bereiche der dramatischen Dichtkunst liegen, und daß durch die dichterische Gestaltung derselben viel auf das Gemüth der Individuen und der Völker gewirkt werden kann; so hängt doch diese Wirkung selbst zunächst ab von der Vollendung der dramatischen Form, unter welcher diese Stoffe versinnlicht werden, und deshalb bleibt, — ohne die sittliche Wirksamkeit der Bühne zu verkennen oder abzuläugnen, — das Gesetz der Form, und nicht das Sittengesetz, der höchste Maasstab für die Würdigung der ästhetischen Vollendung dramatischer Dichtungen.

Die einzelnen Formen der dramatischen Dichtkunst sind:

a) das Trauerspiel;
b) das Lustspiel;

c) das Schauſpiel;
d) das Singſpiel.

## 54.

### a) Das Trauerſpiel.

Das Trauerſpiel iſt, in vielfacher Hinſicht, eben ſo dem ernſthaften Epos, wie das Luſtſpiel dem komiſchen Epos verwandt; nur daß bei dem Trauer- und Luſtſpiele als allgemeiner Grundzug des Dramatiſchen vorwaltet: die Haltung und Durchführung der Handlung durch die handelnden Perſonen ſelbſt, ohne Wahrnehmung des dramatiſchen Dichters, und die Berechnung der dramatiſchen Form für die Darſtellung auf der Bühne.

Das Trauerſpiel iſt eine äſthetiſch vollendete Form, welche durch die Verſinnlichung der Art, wie die Freiheit des im Mittelpuncte der Handlung erſcheinenden Helden gegen die Macht des auf ihn eindringenden Schickſals anſtrebt, und durch die Verſinnlichung des endlichen Unterliegens des Helden unter der Macht des Schickſals, das gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt anregt und lebendig erhält, bis, in dem Augenblicke der Vollendung der Handlung, das Uebergewicht der Luſt über das Gefühl der Unluſt bewirkt wird durch das reine Wohlgefallen an der ſelbſt in ihrem Unterliegen hohen geiſtigen oder ſittlichen Kraft des Helden. — Denn, wie im ernſten Epos, ſteht im Mittelpuncte des Trauerſpiels ein Individuum, das durch die ihm einwohnende geiſtige und ſittliche Kraft gegen das auf ihn eindringende widrige Schickſal ankämpft, ſo daß, unter dem fortgeſetzten Kampfe der Freiheit und des Schickſals, die Kräfte

beider geſteigert und verſtärkt erſcheinen, und das handelnde Individuum, nach der von ihm entwickelten Kraft, der Held der Handlung genannt zu werden verdient. Soll aber das gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt nicht nur aufgeregt, ſondern auch während der Betrachtung des Kampfes der Freiheit des Helden mit der Macht des Schickſals erhöht und geſteigert werden; ſo müſſen, in den einzelnen Acten und Scenen des Trauerſpiels, die Kraft der Freiheit und die Macht des Schickſals in einer fortgeſetzten gleichmäßigen Haltung erſcheinen, weil das Gefühl der Luſt nur durch die lebhafte Verſinnlichung der entwickelten und geſteigerten hohen Kraft des Helden, das Gefühl der Unluſt hingegen durch die auf ihn eindringende und ihn überwältigende Macht des Schickſals genährt wird, bis endlich, wenn der Held unterliegt, das Wohlgefallen an der erhabenen geiſtigen oder ſittlichen innern Nothwendigkeit in der Handlungsweiſe des Helden, im Gegenſatze der äußern Nothwendigkeit in der Macht des ihn zermalmenden Schickſals, ſo wie zugleich das Wohlgefallen an der Vollendung der äſthetiſchen Form, in uns das Uebergewicht des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt hervorbringt.

Der Held des Trauerſpiels, wie er in der Kraft ſeiner Freiheit dargeſtellt wird, erſcheint entweder als ein Edler, der ohne ſeine Schuld leidet und gegen ein widriges Verhängniß ankämpft (ſo Wilhelm Tell; die Jungfrau von Orleans; Ferdinand Walter in Kabale und Liebe; Egmont), oder als ein Verirrter, deſſen ſittliche Kraft zwar eine fehlerhafte Richtung genommen hat, die aber ſelbſt in der eigenthümlichen Ankündigung

ihrer Verirrungen eine hohe Theilnahme zu erregen vermag (ſo Karl Moor in den Räubern; ſo Fiesko; ſo Wallenſtein; ſo Maria Stuart; ſo Klingers Medea; ſo Leiſewitzens Julius von Tarent u. a.). Allein je mehr ſittlich und rein menſchlich der Held des Trauerſpiels erſcheint; je weniger er durch eigene Schuld, je mehr er um ſeiner ſittlichen Größe und Erhabenheit willen leidet; oder, wenn er die Schuld eigener Verirrungen trägt, je öfter die ſittliche Kraft in ihm ſich ermannt, je entſchiedener das Uebergewicht der Lichtſeiten in ſeinem Weſen über die Schattenſeiten iſt, und je gereinigter er von ſeinen Verirrungen in dem Augenblicke ſeines Unterganges erſcheint; je mehr überhaupt die Kraft, die er entfaltet, aus ſeinem innerſten Weſen hervorgehet, und mit der Steigerung der auf ihn eindringenden Leiden und Gefahren ebenfalls immer höher ſteigt; je feſter und gehaltener er, bis zum letzten entſcheidenden Augenblicke, die Kraft der Freiheit gegen die Macht des Schickſals behauptet und geltend macht; deſto mehr werden auch in dem Anſchauenden alle edlere Gefühle der Theilnahme und der Bewunderung aufgeregt, und von dem dramatiſchen Dichter die Eigenſchaften des Großen, des Erhabenen, des Rührenden und des Pathetiſchen angewendet. Die hohe Kunſt des Trauerſpieldichters beſteht alſo zunächſt darin, die Freiheit des Helden und die Macht des Schickſals, ſelbſt während der ununterbrochenen Steigerung ihres Kampfes, im gleichmäßigen Gegengewichte bis zum Augenblicke der Entwickelung im letzten Acte des Trauerſpiels zu erhalten, ſo daß die Theilnahme an dieſem Kampfe ununterbrochen genährt und befriedigt wird, bis ſie in dem entſchiedenen Siege

des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt endigt.

---

Die Frage über die Wiedererneuerung des Chors im Trauerſpiele erhielt durch Schiller ein lebhaftes Intereſſe, als er in der Braut von Meſſina dieſe Wiedererneuerung practiſch verſuchte, und in dem Vorworte zu dieſem Trauerſpiele ſie theoretiſch rechtfertigte. Zugeſtanden, daß dieſe Anwendung des Chors in der Braut von Meſſina, ſchon wegen der Neuheit der Erſcheinung und wegen der gelungenen Haltung des Chors, zu den intereſſanteſten Erſcheinungen der tragiſchen Dichtkunſt gehören; ſo hat doch derſelbe Dichter in dem ſpäter erſchienenen Wilhelm Tell keinen wiederhohlten Gebrauch von dem Chore gemacht, und ſelbſt Göthe hat in ſeiner Iphigenie, einem Trauerſpiele völlig griechiſchen Urſprungs, deſſelben ſich enthalten. — Gehen wir aber auf den Urſprung des Chors bei den Griechen zurück; ſo beruht die Anwendung des Chors auf dem ganzen örtlichen Charakter ihrer dramatiſchen Dichtkunſt. Bei ihnen wurden die Feſte der Gottheiten mit der dramatiſchen Darſtellung einer Nationalbegebenheit beſchloſſen, an welcher das Volk, nach ſeiner republikaniſchen Souverainetät, Antheil genommen hatte. Deshalb erhielt es auch, wegen dieſes ſeines Antheils, in der dramatiſchen Darſtellung (der Kopie der Wirklichkeit) den Platz, den es im Urbilde eingenommen hatte. Der Chor ward der Repräſentant des ganzen Volkes im Trauerſpiele, und Dichter, die ihren Vortheil verſtanden, legten dann dem Chore öfters Geſinnungen und Urtheile bei, durch die ſie die Meinung des Volkes leiten und beſtimmen woll-

ten. — Allein gleich nothwendig war bei den Griechen der Chor in Hinſicht auf das Locale der dramatiſchen Darſtellung. An jenen Feſten war nämlich eine Maſſe von Zuſchauern anweſend, die oft über zwanzigtauſend ſtieg. Kein Schauſpielhaus in unſerm Sinne faßte ſie, und die Stimme der einzelnen Schauſpieler würde zu oft verſchollen ſeyn, wenn nicht der Chor, verbunden mit Muſik und Tanz, die Handlung fortgeführt hätte. Nicht alſo zunächſt eine äſthetiſche, ſondern eine politiſche und locale Urſache, die aus dem Charakter eines Volksſchauſpieles und zwar bei einem republikaniſchen Volke hervorging, war es, was in der Tragödie der Griechen die Anwendung des Chors, der Muſik und des Kothurns nöthig machte, wozu noch kam, daß die alte Tragödie keine Pauſe zwiſchen den Acten kannte, ſondern der Chor den Faden der Handlung fortführte.

Einen von der Tragödie der Griechen völlig verſchiedenen Charakter trägt das Trauerſpiel der Neuern. Handlung, ſinnlich vollkommen und idealiſirt dargeſtellt; eine innere Nothwendigkeit in der Verkettung und Folge der Verwickelung und Entwickelung, die durch nichts Fremdartiges unterbrochen werden darf; fortdauernde Thätigkeit aller weſentlich zum tragiſchen Kunſtwerke nöthigen Perſonen, die durch keine Reflexion über ſie zerſtört wird, um die allmählig ſich bildende äſthetiſche Einheit der Form in der Einbildungskraft des Anſchauenden zu vollenden, und dann ihnen ſelbſt die Reflexion darüber zu überlaſſen; dies iſt der Charakter der neuern Tragödie. Der Chor wird nun beinahe in den meiſten Fällen das alles hindern, was man von dem modernen Trauerſpiele, als einem vollendeten Kunſt-

werke, verlangt. Denn er unterbricht die nothwendige Folge der Handlung; er trägt weder zur Verwickelung, noch zur Entwickelung etwas bei; er unterbricht den Genuß an den idealiſirten Charakteren, weil er ſelbſt nichts Idealiſches darzuſtellen vermag, das nicht bereits in dem allgemeinen Grundriſſe der innerhalb der äſthetiſchen Form durchzuführenden tragiſchen Handlung läge; er tritt vielmehr als etwas Fremdartiges in die Mitte der Handlung, und wenn er auch das erſtemal bei ſeiner Erſcheinung durch Ueberraſchung, ſo wie durch die Gediegenheit der Sprachform intereſſirt, ſo ſpricht doch das tragiſche Gefühl gegen ihn, das in ſeiner freieſten Bewegung durch ihn ſich unterbrochen fühlt. Selbſt wenn man ihm (mit Schiller) die Beſtimmung beilegt, die Reflexion von der Handlung zu ſondern, und Ruhe in die Handlung zu bringen; ſo iſt dies eben dem Charakter des Trauerſpiels geradehin zuwider. Das Trauerſpiel ſoll reine, idealiſirte, äſthetiſch vollendete Handlung ſeyn; denn nur durch dieſe Vollendung kann es dem Geſetze der Form entſprechen. Miſcht nun der Chor Reflexion in die Mitte der Handlung; ſo ſtört er das Wohlgefallen an der Form, und vernichtet den innern Organismus dieſer Form in ſeiner Einheit für die Einbildungskraft. Bringt er ferner Ruhe in die Handlung; ſo dürfte er dadurch noch nachtheiliger für die Wirkung der Handlung werden, die, ſo erſchütternd auch die Darſtellung ſeyn mag, doch nie ſo tiefgreifend ſeyn wird, daß Menſchen ſie nicht ertragen könnten, ſondern einer darzwiſchen tretenden Ruhe bedürften. Denn was von Menſchen gedichtet und auf der Bühne dargeſtellt wird, und wenn es auch der genialiſchſte Dichter in dem überflutendſten Strome

des Gefühls und mit der höchſten Bewegung der ſchöpferiſchen Einbildungskraft ins Daſeyn ruft, kann doch, nach einem ewigen Geſetze für die Geiſterwelt, von Weſen derſelben Art ertragen werden, zu welchen auch der Dichter gehört. Noch kein vollendetes Trauerſpiel hat ſeine Wirkung über die Grenzen eines menſchlichen Gefühlsvermögens hinausgetrieben; denn einzelne nervenſchwache Leſer oder Zuſchauer können nur die Ausnahme von der Regel bilden. In der Annäherung aber an die möglichſt höchſte Erſchütterung des Gefühlsvermögens, und in der Bewirkung des möglichſt freieſten Spieles der Einbildungskraft durch die Verſinnlichung der dargeſtellten tragiſchen Handlung, liegt eben die große Aufgabe der tragiſchen Kunſt.

## 55.

### b) Das Luſtſpiel.

Wenn es zunächſt die äſthetiſchen Eigenſchaften des Edlen, des Großen, des Erhabenen, des Rührenden und Pathetiſchen ſind, welche, nach ihrer freieſten Verſinnlichung, den Grundton in der Darſtellung der Tragödie bilden; ſo ſind es die Eigenſchaften des Scherzhaften, des Lächerlichen und Komiſchen *), deren äſthetiſche Farbengebung in der Komödie vorherrſcht. Denn der Scherz beſteht in einer abſichtlichen, von dem Andern ſogleich anerkannten, Verſtellung, wodurch der Scherzende das in ihm aufgeregte Gefühl der Luſt nach außen mittheilen, und dem, welchem der Scherz gilt, ein unmittelbares Gefühl der Luſt gewähren will.

*) Vgl. Th. 1. S. 402 und S. 406.

Der Scherzende tritt daher aus seinem natürlichen und bekannten Charakter heraus, um durch einen angenommenen Ton ein augenblickliches Gefühl der Lust bei Andern zu vermitteln. Im Gegensatze des Scherzes beruht das Lächerliche auf der äußern Ankündigung der Verirrungen des menschlichen Verstandes und Geschmackes, nach allen dadurch in den Handlungen sichtbaren Schwachheiten, Einseitigkeiten und Schiefheiten, sie mögen nun aus unreifen Meinungen und Urtheilen, oder aus Verbildungen des Geschmacks (z. B. in der Kleidung, in äußern Sitten), oder aus Selbsttäuschungen in der gesellschaftlichen Ankündigung (z. B. durch Eitelkeit, Aufgeblasenheit, Stolz, Verliebtseyn im Alter ꝛc.) hervorgehen. Nie können aber unmittelbare sittliche Verirrungen ein Gegenstand des Lachens werden. Denn werden sie unter einer ästhetischen Form dargestellt; so verfallen sie dem Richterstuhle der Satyre. Sie sind zu wichtig und stehen mit dem höchsten Zwecke der Menschheit, dem Zwecke der Sittlichkeit, zu sehr im Gegensatze, als daß sie, wie das in der äußern Ankündigung wahrnehmbare Widersinnige, Zweck- und Verhältnißwidrige, ein Gegenstand des Lachens werden könnten. — Das Komische endlich, das, wie das Lächerliche, auf einem unmittelbaren Gefühle der Lust beruht, das durch die zur ästhetischen Form ausgeprägte Versinnlichung des Widersinnigen, Unvollkommenen und Zweckwidrigen vermittelt wird, unterscheidet sich dadurch von dem Lächerlichen, daß mit diesem allgemeinen Gefühle der Lust das Gefühl unsers Uebergewichts über das nach seinen Schwachheiten und Verirrungen dargestellte Individuum sich verbindet. Denn bei dem, was uns als komisch erscheint, fühlen wir

nicht blos überhaupt und im Allgemeinen ein Gefühl der Luſt über das vermittelſt der dichteriſchen Verſinnlichung zur Einheit der Form gebrachte Unvollkommene und Zweckwidrige; wir fühlen zugleich, daß wir höher ſtehen, als das vor unſere Anſchauung gebrachte Individuum, und daß wir nicht fähig wären, die ihm beigelegten Schwächen und Verirrungen uns zu Schulden kommen zu laſſen.

Tragen wir dieſe äſthetiſchen Grundbegriffe des Scherzhaften, Lächerlichen und Komiſchen auf diejenige dramatiſche Kunſtform über, die wir das Luſtſpiel nennen; ſo beruht der Charakter deſſelben entweder auf der äſthetiſch vollendeten Verſinnlichung gewiſſer menſchlicher Schwächen, Thorheiten, Mängel und Unvollkommenheiten, oder auf der mannigfaltigſten, durchgängig aber auf das Gefühl der Luſt berechneten Verwickelung (Intrigue) in der dargeſtellten Handlung, ſo daß, in beiden Formen des Luſtſpiels, durch die Wahrnehmung des äſthetiſch verſinnlichten Cauſalzuſammenhanges in der Handlung, das Gefühl der Luſt angeregt, und, vermittelſt der Durchführung der Verwickelung der Handlung, lebhaft erhalten und geſteigert wird, bis die Auflöſung des Knotens am Schluſſe der vollendeten dramatiſchen Form die innigſte und völligſte Befriedigung des Gefühls der Luſt vermittelt. Wenn daher bei dem Trauerſpiele, durch die Anlegung der Charaktere und durch die Fortführung der Handlung, die gemiſchten Gefühle der Luſt und Unluſt angeregt werden, die beide, während der ganzen Darſtellung der Handlung, mit einander wechſeln und gegen einander anſtreben, bis endlich das Wohlgefallen an der Vollendung der tragiſchen Form, ſo wie das Wohlgefallen an dem in ſeiner Freiheit

unterliegenden Helden, den Sieg des Gefühls der Luſt bewirkt, und das Gefühl der Unluſt an dem widrigen Gange ſeines Schickſals niederſchlägt; ſo iſt dagegen in dem Luſtſpiele die Erfindung der Handlung, die Haltung der Hauptperſon, die Durchführung der Verwickelung, die beſtimmte Berechnung des Verhältniſſes der Epiſoden zu dem Ganzen, beſonders aber der Schluß, oder die Auflöſung und Entwickelung des äſthetiſch geſchürzten Knotens, auf den völligen und entſchiedenen Sieg des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt berechnet. Doch unterſcheidet ſich im Einzelnen das ſogenannte Intriguenſtück von dem eigentlichen Luſtſpiele und der Poſſe, daß in den letztern die Schilderung menſchlicher Schwächen und Thorheiten, oder auch die Darſtellung ununterbrochen fortgeſetzter Neckereien und einer idealiſch gezeichneten Petulanz, das Gefühl der Luſt unaufhörlich nähren und ſteigern, während im Intriguenſtücke das Gefühl der Luſt, wegen der mannigfaltigen Verwickelung der Handlung, bisweilen durch die — ein gemiſchtes Gefühl der Unluſt leiſe anregende — Beſorgniß unterbrochen wird, wie der Knoten ſich löſen, und ob die Perſon, für welche unſer Gefühl ſich erklärt, das Ziel ihrer Wünſche erreichen und glücklich werden dürfte. (So rechnen wir Jüngers Er mengt ſich in alles, Kotzebue's teutſche Kleinſtädter ꝛc. zu den eigentlichen Luſtſpielen; Leſſings Minna von Barnhelm, Großmanns Nicht mehr als ſechs Schüſſeln, Ifflands Herbſttag und Ausſteuer, Kotzebue's Indianer in England ꝛc. zu den Intriguenſtücken; und Kotzebue's Pagenſtreiche, Wildfang, Wirrwarr ꝛc. zu den Poſſen.)

## 56.

### c) Das Schauſpiel.

Wenn gleich der Begriff des Schauſpiels an ſich ſo allgemein iſt, daß er alle für die Bühne berechnete dramatiſche Kunſtformen umſchließt; ſo wird doch, in der Reihe der einzelnen Gattungen und Arten der dramatiſchen Dichtkunſt, unter der Benennung: Schauſpiel eine, blos der teutſchen Dichtkunſt und Literatur angehörende, Mittelgattung dramatiſcher Formen zwiſchen dem Trauer- und Luſtſpiele verſtanden, deren Eigenthümlichkeit darauf beruht, daß das Schauſpiel, gleich dem Trauerſpiele, das gemiſchte Gefühl der Luſt und der Unluſt, allein nicht in der Stärke und Fülle, wie das Trauerſpiel, aufregt, und den Wechſel beider Gefühle, während der ganzen Fortbildung der Handlung, lebendig erhält und ſteigert; mit dem Luſtſpiele aber die fröhliche Entwickelung und Auflöſung des dichtgeſchürzten Knotens theilt, und dadurch den Sieg des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt vermittelt. Ob nun gleich im Schauſpiele die in den Mittelpunct der Handlung geſtellte Hauptperſon nicht im Charakter eines tragiſchen Helden ſich ankündigt, und die Maſſe widriger Verhältniſſe und Ereigniſſe, die auf ſie eindringt und ihre Kraft beſchäftigt, nicht, im Sinne des Trauerſpiels, Schickſal genannt werden kann; ſo erſcheint doch die Hauptperſon im Schauſpiele im Kampfe mit mannigfaltig verflochtenen und widrigen Verhältniſſen, die ihre geiſtige und ſittliche Kraft in vielfache Thätigkeit ſetzen, und die endliche, frohe oder ungünſtige, Entwickelung dieſer Verhältniſſe, bis zu der letzten Scene der Handlung, unentſchie-

den laſſen. Deshalb iſt auch der Ton im Schauſpiele ernſt und würdevoll, und die Farbengebung im Einzelnen nicht aus den Gebieten des Lächerlichen und Komiſchen entlehnt. Der Stoff der Handlung ſelbſt gehört gewöhnlich dem Kreiſe des häuslichen und bürgerlichen Lebens an, ſo daß nicht nur die Hauptperſon zunächſt nach ihrer Stellung im häuslichen und bürgerlichen Leben erſcheint, ſondern auch die ihre Thätigkeit aufregenden und ihre Kraft ſpannenden Verhältniſſe und Ereigniſſe unmittelbar aus jenen Kreiſen ſtammen. Alles äſthetiſch-Darſtellbare aus den häuslichen Verhältniſſen der Gatten, der Aeltern, der Kinder, der Verwandten, und der Dienſtboten gegen einander, ſo wie aus den öffentlichen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, nach den verſchiedenen Ständen, Aemtern und Berufsarten im Staatsdienſte, eignet ſich zum Stoffe des Schauſpiels, der, in ſeinen unendlich mannigfaltigen Schattirungen, eben ſo viele Veranlaſſungen für die Hauptperſon enthält, Adel der Geſinnung und Charakterfeſtigkeit zu bethätigen, wie ihm zugleich die Prüfungen und Leiden angehören, an welchen die geiſtige Kraft und der ſittliche Charakter der Hauptperſon ſich üben und bewähren ſoll. Je neuer, vielſeitiger und kräftiger die Verhältniſſe ſind, unter welchen der dramatiſche Dichter die Hauptperſon im Schauſpiele und die Leiden und Widerwärtigkeiten erſcheinen läßt, die den Frohſinn ſeines Lebens und ſeine berufsmäßige Ankündigung im häuslichen und öffentlichen Kreiſe verkümmen; deſto mehr wird es ihm gelingen, die gemiſchten Gefühle der Luſt und Unluſt in gleichmäßiger Lebendigkeit, während der Dauer und Fortführung der dargeſtellten Handlung, zu erhalten, bis endlich die dichteriſche

Gerechtigkeit gehandhabt, und Edelmuth und Rechtſchaffenheit anerkannt, gerechtfertigt und belohnt, ſo wie das Laſter entlarvt, beſchämt und beſtraft wird. Je länger und zweifelhafter der Kampf der Hauptperſon gegen die widrigen Verhältniſſe ihres Lebens fortdauert; je mehr ſie, bei dieſem fortgeſetzten Kampfe, den Reichthum eines vielſeitig gebildeten Geiſtes, und die Hoheit, Kraft und Würde eines völlig reinen Charakters entfaltet; deſto mehr muß die ſiegende und befriedigende Entwickelung dieſer verflochtenen und traurigen Verhältniſſe das Uebergewicht des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt am Schluſſe der Handlung herbeiführen.

Wird das Schauſpiel in dieſem Sinne und Geiſte als eine ſelbſtſtändige Gattung der dramatiſchen Dichtkunſt feſtgehalten und zur äſthetiſchen Einheit der Form ausgeprägt; ſo verdient es nicht den früher ihm beigelegten Namen der weinerlichen Komödie. Es behauptet vielmehr einen eigenthümlichen Charakter in der Mitte zwiſchen dem Trauer- und Luſtſpiele, und bereichert das Gebiet der dramatiſchen Formen mit neuen gediegenen Kunſterzeugniſſen. Oder wollten wir wirklich Schauſpiele, wie v. Gemmingens teutſchen Hausvater, Leſſings Nathan den Weiſen, Iffflands Jäger, Mündel, Verbrechen aus Ehrſucht, den Spieler, die Advokaten, und Dienſtpflicht, ſelbſt Kotzebue's Menſchenhaß und Reue und ſeinen Benjowsky, — wollten wir Göthe's Taſſo, Götz von Berlichingen und Stella, Schröders Ring, Kratters Mädchen von Marienburg, Babo's Strelitzen, Klingemanns Luther, Columbus und Moſes, ſelbſt Werners Weihe der Kraft und ſeinen Attila, ſo wie ſo viele andere zur Gattung des eigentlichen

Schauspieles gehörende einzelne Erzeugnisse, aus dem Gebiete der dramatischen Formen für immer streichen, weil es einigen Theoretikern unwillkommen war, einer neuen dramatischen Gattung in der Mitte zwischen dem Trauer- und Lustspiele einen Platz zu verstatten, und das, worin die Praxis der Dichter vorausgeeilt war, in der Theorie allmählig nachzuhohlen!

So wie aber das Schauspiel die Mitte zwischen dem Trauer- und Lustspiele hält; so auch der Ton und die Stärke der durch das Schauspiel aufgeregten und genährten Gefühle. Denn an sich schon gewährt die Mischung und der Wechsel der Gefühle der Lust und der Unlust eine eigenthümliche Befriedigung des Gefühlsvermögens, wie dies die Elegie und die ganze epische Dichtkunst beweiset. Dazu kommt beim Schauspiele, daß dieses das Gefühl der Unlust dem Gefühle der Lust mehr gegenüber stellt, als es beim Lustspiele möglich ist, wo das Gefühl der Lust fast ausschließend vorwaltet; daß es aber auch nicht so erschütternd auf das Gefühlsvermögen einwirkt, wie das Trauerspiel, weil die Hauptpersonen des Schauspiels nicht als tragische Helden, und die Hindernisse, die sie zu bekämpfen haben, nicht unter den Machtschlägen eines unwiderstehlichen Fatums sich ankündigen.

## 57.

### d) Das Singspiel.

Das Singspiel verhält sich zu den einzelnen Formen der dramatischen Dichtkunst, wie die Cantate zu den übrigen Formen der lyrischen Dichtkunst; es ist die ästhetisch-vollendete Einheit einer drama-

tiſchen Handlung, die, nach ihrer Anlage, Haltung und Durchführung, entweder auf eine beſtändige oder abwechſelnde Begleitung der Tonkunſt, und, vermittelſt der Verbindung der dramatiſchen Dichtkunſt mit der Tonkunſt, auf eine hohe Bewegung und Rührung des Gefühlsvermögens, ſo wie auf die Hervorbringung eines reinen Wohlgefallens an der gleichmäßig durch Dichtkunſt und Tonkunſt vollendeten äſthetiſchen Form, berechnet iſt. Es gilt daher von der dichteriſchen Behandlung des Singſpiels alles, was (§. 29) im Allgemeinen von dem Verhältniſſe der Cantate, als eines dichteriſchen Kunſtwerkes, zur tonkünſtleriſchen Behandlung und Darſtellung derſelben geſagt worden iſt. Der Dichter muß den Tonkünſtler durchgehends im Auge behalten, und ihm vorarbeiten. Dies gilt ſowohl von den in die dramatiſche Handlung aufgenommenen männlichen und weiblichen Perſonen, als auch von dem Umfange und Inhalte, und von der Länge und Kürze der einzelnen Scenen und Acte, ſo wie von dem genau berechneten Verhältniſſe der Arien und Cavatinen, der Duette, Terzette u. ſ. w., und der Chöre gegen einander. Da die äſthetiſche Vollendung des Singſpiels auf dem gleichmäßigen Zuſammenwirken zweier Künſte beruht; ſo müſſen auch beide in der Bildung und Ausprägung der dramatiſchen Form des Singſpiels als unauflöslich verbunden ſich ankündigen.

So gewiß aber die theatraliſche Wirkung des Singſpiels von dieſer unauflöslichen Verbindung der Dicht- und Tonkunſt abhängt; ſo kann doch in einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung des Geſammtgebietes der teutſchen Sprache nur von den verſchiedenen Formen des Singſpiels, nach ihrem dichteri-

schen Charakter, und nach ihrer Stelle in der Reihe der übrigen dramatischen Dichtungsarten, die Rede seyn. — Das Singspiel zerfällt in die drei einzelnen Formen: das Melodrama, die Oper, und die Operette.

1) Das Melodrama — welches Monodrama, Duodrama u. s. w. seyn kann — ist ein dramatisches Gedicht, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Rede durch abwechselnd eintretende Musik unterbrochen wird. Es unterscheidet sich wesentlich von der Oper und Operette dadurch, daß weder Arien, noch Duette und Chöre darin vorkommen, sondern die Anwendung der Tonkunst theils zur Versinnlichung und Erweiterung der in der Rede bereits ausgedrückten Gefühle, theils zur Vorbereitung auf die sogleich in der Handlung darzustellenden Gefühle dient. — Unter den Teutschen ward das Melodrama zuerst von Brandes in der Ariadne auf Naxos angebaut, welchem Benda das tonkünstlerische Gewand mit solchem Erfolge gab, daß Ariadne auf Naxos noch jetzt nicht ganz von der Bühne verschwunden ist, und mehrere Dichter und Tonkünstler diesem gelungenen Vorbilde, doch mit geringerem Erfolge, nachstrebten. So Ramler im Pygmalion, Gotter in der Medea, Fr. Rambach in dem Theseus auf Kreta, Kaffka in der Rosamunde und andere. — Ob nun gleich die dramatische Dichtkunst durch den Eintritt des Melodrama in die Reihe der dramatischen Dichtungsarten einen Zuwachs erhielt; so behauptet es doch, in dem Kreise der dramatischen Kunstformen, die unterste Stelle. Denn seine Darstellung hat, durch den Mangel mehrerer Personen, zu wenig Handlung, und folglich auch zu we-

nig Abwechſelung und Mannigfaltigkeit; ſein Stoff muß ſich auf einen zu kleinen Kreis von Gefühlen und von Begebenheiten beſchränken, durch welche Gefühle aufgeregt werden.

Es wird daher die äſthetiſche Vollkommenheit des Melodrama hinter der durch Dichtkunſt und Tonkunſt ungleich reicher ausgeſtatteten Oper und Operette zurück bleiben. Dazu kommt, daß die eintretende Tonkunſt, und zwar je mehr ſie dem Charakter der dargeſtellten Gefühle anpaßt, das Einförmige des Eindruckes verſtärken muß, weil ſie nichts anders durch Töne darſtellen kann, als was bereits durch Worte ausgedrückt worden iſt. Der natürlich fortſchreitende Gang des Gefühls wird aber auch durch die ſtets wiederkehrende Tonkunſt nicht ſelten unterbrochen und aufgehalten, und dadurch der innere nothwendige Zuſammenhang zwiſchen den zur äſthetiſchen Einheit verbundenen Gefühlen geſtört. Endlich häufen ſich auch für den beinahe durchgehends allein auf der Bühne auftretenden Schauſpieler die Schwierigkeiten dadurch, daß er die häufigen Zwiſchenzeiten der Tonkunſt durch ein paſſendes mimiſches Spiel ausfüllen muß.

## 58.

## Fortſetzung.

2) Der dichteriſche Charakter der Oper nähert ſich bald dem Trauerſpiele, bald dem Luſtſpiele, bald dem Schauſpiele. Denn in der ernſthaften Oper (opera seria) handelt ein Held nach der ähnlichen Ankündigung des Helden im Trauerſpiele; in der komiſchen Oper (opera buffa) werden Thorheiten und Fehler verſinnlicht dargeſtellt, oder

Intriguen ausgesponnen, an deren Darstellung der Faden bis zur völligen Entwickelung fortläuft; die gemischte Oper endlich wird auf gleiche Weise, wie das Schauspiel, gebildet, und wechselt mit ernsthaften und heitern Stoffen und Scenen. — Für den Dichter der Oper tritt, in der umschließendsten Bezeichnung des Begriffes, dasselbe Verhältniß ein, in welchem der Dichter der Cantate zum Tonkünstler steht. Denn, nach der ursprünglichen Bestimmung der Oper, schreiten nicht nur in derselben Dichtkunst und Tonkunst gemeinschaftlich und unauflöslich verbunden durch Recitative, Arien und Chöre fort; es muß auch der Ausdruck der Verwickelung und Entwickelung des Ganzen an beide Künste zugleich gebunden seyn. Ob nun gleich die Verbindung der Dicht- und Tonkunst die Grundbedingung des ästhetischen Charakters der Oper bildet; so werden doch nicht selten auch die Wirkungen der übrigen Künste, namentlich der Mahlerei, der Plastik und der Tonkunst, aufgeboten, um den Gesammteindruck der Oper zu verstärken. Nothwendig wird, unter diesen Verhältnissen, die Oper zu den vollendetsten Kunstwerken gehören, sobald der Dichter eine wirklich ästhetisch gediegene dramatische Form ins Daseyn rief, und der Reichthum seiner Einbildungskraft, frei und rücksichtslos auf absichtlich berechnete Wirkungen und Theaterschläge, über die Anwendung der übrigen Künste für den Gesammtzweck der theatralischen Darstellung der Oper gebot. Denn sollen diese verbundenen Künste einen gemeinschaftlichen und unwiderstehlichen Eindruck auf das Gefühlsvermögen hervorbringen, der von der vollendeten Einheit der Oper als Kunsterzeugniß abhängt; so müssen die einzelnen Ankündigungen der

übrigen in den Kreis der Oper gezogenen ſchönen Künſte auf dem Geſetze des äſthetiſchen Cauſalzuſammenhanges beruhen, und mit der dichteriſchen und tonkünſtleriſchen Vollendung der Form zu Einem unauflöslichen Ganzen verſchmelzen.

3) Die Operette iſt jüngern Urſprungs, als die Oper, und dadurch von derſelben verſchieden, daß in der Operette die tonkünſtleriſche Begleitung zunächſt auf Arien, Duette und Chöre beſchränkt iſt, und regelmäßig mit dem Dialoge abwechſelt, während in der Oper, nach ihrer urſprünglichen Einrichtung, kein Wort und Laut ohne tonkünſtleriſche Begleitung ſich ankündigen darf. Die Operette hingegen war urſprünglich ein dramatiſches Kunſtwerk, in welchem der Dialog vorherrſchte, der nur, wenn die Gefühle der handelnden Perſonen mit einer höhern Lebendigkeit und Stärke aufwogten, von Arien, Duetten und Chören unterbrochen ward. Auch hatte die Oper, in ihrer urſprünglichen Geſtalt, blos eine komiſche, dem Luſtſpiel ähnliche, Einfaſſung, und die Anlegung, Haltung und Durchführung ihrer Arien und Chöre war gewöhnlich höchſt einfach, natürlich und kunſtlos. (So erſcheint die Operette noch in der Jagd von Weiße und Hiller, in der Liebe auf dem Lande, in Lottchen am Hofe, im Dorfbarbier, im Erntekranze u. a.) Als aber die italieniſchen und franzöſiſchen Opern, mit Hinweglaſſung der Recitative, an deren Stelle der Dialog trat, auf teutſchen Boden verſetzt und mit teutſchen Texten begleitet wurden; da ward auch bald der frühere Unterſchied zwiſchen der Oper und Operette und der einfache Ton und Charakter der Operette vergeſſen; das Publicum verlangte kunſtvollere Arien und Chöre in der

Operette, an welche es sich bei der Oper gewöhnt hatte, und eine fast eben so reiche Maschinerie, wie in der Oper. Entschieden hat dies auf den dichterischen und tonkünstlerischen Anbau der Operette nachtheilig eingewirkt, weil Dichter und Tonkünstler von dem frühern bestimmt ausgeprägten und eigenthümlichen Charakter der Operette sich entfernten, um durch ihre Formen dem Publicum desto sicherer zu gefallen. Daher die oft so häufigen Ueberladungen und sinnlosen Ausschmückungen der Operette mit Gegenständen, die dem dichterischen Stoffe derselben fremd sind; daher überhaupt der wesentliche Mangel an Operetten, deren dichterischer Gehalt, auch ohne die tonkünstlerische Gediegenheit der Form, anerkannt und entschieden wäre. — Denn soll die Operette auf ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit zurückgeführt werden; so muß der Dichter derselben die Gesangstücke nur dann eintreten lassen, wenn der ästhetische Zusammenhang des Ganzen den Ausdruck lebendiger und hoher Gefühle der handelnden Personen mit sich bringt, und der prosaische Ton des Dialogs von selbst in Sylbenmaas und Reim übergeht.

## 5) Die Ergänzungsklasse der vier Hauptformen der Dichtkunst.

### 59.

### Begriff und einzelne Formen der Ergänzungsklasse der Dichtkunst.

Die Praxis ist in allen Künsten, und also auch in der Dichtkunst, der Theorie vorausgeeilt, so daß die Theorie, im Allgemeinen, das Abstractum von dem enthält, was in der Praxis einer und derselben Gattung oder Art von den entschiedenen Classikern zur vollendeten Form ausgeprägt ward, und deshalb als Muster für alle Zeiten gilt. Wenn denn nun auf diese Weise die Theorie der Praxis folgt, und das, der Form nach Aehnliche, Verwandte oder Gleiche, unter gewisse Hauptgesichtspuncte bringt; so entstehen dadurch die verschiedenen Klassen von Dichtungsarten, inwiefern jede einzelne Dichtungsart die Gesammtheit von dichterischen Formen in sich faßt, deren gemeinsamer Charakter aus einer verwandten individuellen Stimmung im Gefühlsvermögen des Dichters hervorgehet.

Nun giebt es aber im Kreise der Dichtkunst jeder Nation, wie bereits bei der Ausmittelung des Grundsatzes für die Eintheilung der verschiedenen Dichtungsarten (§. 11.) erinnert ward, gewisse dichterische Kunstwerke, deren Charakter zwar bald der einen, bald der andern der vier aufgestellten Hauptklassen dichterischer Formen (der lyrischen, didactischen, epischen und dramatischen Dichtkunst) sich nähert, bald aber auch aus dem Verschmelzen der Eigenthümlichkeit mehrerer dieser Klassen hervor-

gehet. Solche dichterische Formen würden nicht ohne Zwang unter eine der vier aufgestellten Hauptklassen der Dichtkunst gebracht werden können, weil z. B. wohl die einzelne, nicht aber jede Idylle zur epischen Form, und eben so die einzelne poetische Epistel, nicht aber jede poetische Epistel, zur lyrischen Form der Dichtkunst gerechnet werden kann.

Mag daher auch der Ausdruck einer Ergänzungsklasse der vier Hauptformen der Dichtkunst etwas Unbequemes haben, und zur Bezeichnung der hieher gehörenden einzelnen Kunstformen ein noch schärfer bestimmender Begriff zu wünschen seyn; so ist es doch besser, den Begriff einer Ergänzungsklasse beizubehalten und in derselben alle diejenigen dichterischen Formen aufzuführen, die nicht ausschließend einer der vier Hauptklassen der Dichtkunst untergeordnet werden können, als diese Unterordnung durch künstelnde Deutung und ästhetischen Zwang zu bewirken.

Zu dieser Ergänzungsklasse rechnen wir als einzelne dichterische Formen:

a) die Idylle;
b) die poetische Epistel;
c) die dichterische Schilderung;
d) die Parabel und Paramythie;
e) den Dialog und Monolog;
f) die Satyre;
g) die Parodie und Travestirung;
h) den Roman, das Mährchen und die Novelle;
i) das Sinngedicht und Epigramm;
k) das Räthsel, die Charade, den Logogryph, und das Anagramm.

## 60.

### a) Die Idylle.

Je weiter die Wirklichkeit von dem Ideale eines goldenen Weltalters abliegt; desto erquickender ist die idealisirte Darstellung der Menschheit unter einem friedlichen und harmonischen Verhältnisse zu sich selbst, zu dem Schicksale, und zu der äußern Natur. Diese Darstellung enthält die Idylle. Das goldene Weltalter, das die älteste Dichtkunst in die Vergangenheit, die Philosophie in den fernen Kreis der Zukunft, nie aber ein Historiker und Philosoph in die Gegenwart und Wirklichkeit versetzt, stellt der Idyllendichter als verwirklicht, unter dem Zauber einer ästhetischen Form, vor uns hin. Reinheit und Einfachheit der Sitten, Unschuld des Herzens und Wandels, Wahrheit, Zartheit und Innigkeit des Gefühls müssen die Ankündigung des Menschen in der Idylle bezeichnen. Noch hat ihn das Gift der bürgerlichen Gesellschaft nicht berührt; noch kennt er keine andern Bedürfnisse, als die, zu welchen ihn die einfache Natur selbst leitet; noch ist seine Liebe reiner Naturklang; noch sind seine Neigungen unschuldig und unverdorben, und noch trägt sein Charakter das Gepräge ursprünglicher Güte und Unverdorbenheit. Die äußere Natur bringt mit diesem Adel der innern Gesinnung ein Leben ohne Schmerz und Kummer, eine friedliche, schöne, paradiesähnliche Umgebung in die innigste Verbindung, und so stralt in der Idylle die Ruhe des innern Lebens zurück in die große, harmonische Natur. Alle Thorheiten und sittliche Gebrechen der wirklichen Welt, alle beengende Formen der Convenienz und der bürgerlichen Verhältnisse, liegen tief

unter dem Kreiſe der Idylle. In ihr erſcheinen die Menſchen einander gleich, und ſogar die Thiere ſind in ihr weder Feinde des Menſchen, noch Feinde gegen ſich ſelbſt. Der Menſch der Idylle darf aber auch von dem Dichter nicht auf die Höhe der künſtlichen Cultur geſtellt werden, welche blos die Folge der im bürgerlichen Leben eingeführten und beſtehenden Verhältniſſe iſt. Daraus läßt ſich erklären, warum die Idyllendichter die Menſchen, die ſie ſchildern, gewöhnlich aus dem Hirten-, Schäfer-, Fiſcher- und Jäger-Leben entlehnen, und weshalb im Ganzen die einfache ländliche Natur in ihren Gebilden vorherrſcht. Denn der Kreis des Idyllendichters iſt ein Kreis neben oder außerhalb der Wirklichkeit; ja ſogar nur ſelten mit der geſchichtlichen Hindeutung, daß dieſe Wirklichkeit in der fernſten Vergangenheit vorhanden geweſen, aber nun auf immer verſchwunden ſey. Deshalb ſchildert die Idylle auch kein beſtimmtes und mit einem geſchichtlichen Namen bezeichnetes Volk der Erde und keine beſtimmte Oertlichkeit des Erdbodens.

Dem Stoffe nach gehört die Idylle zur epiſchen, nach dem in ihr vorherrſchenden Grundtone des Gefühls aber zur lyriſchen Form der Dichtkunſt. Die teutſche Literatur erfreut ſich vorzugsweiſe, vor der Literatur andrer europäiſcher Völker, eines reichen Anbaues der Idylle; zugleich ein ſicherer Beleg des reinen unverdorbenen Naturtones der teutſchen Dichter und ihrer Nation, ſo lange ſie Wohlgefallen an der milden idealiſchen Welt der Idylle findet. Salomo Geßner, Roſt, Reckert, Ewald v. Kleiſt, Götz, Blum, Mahler Müller, Hölty, Jacobi, Klamer Schmidt, v. Göthe, v. Bonſtetten, Bronner, Voß,

Kosegarten, Krummacher, Baggesen u. a. sind gefeierte Namen im Gebiete der Idyllendichtung.

## 61.

## Beispiele der Idylle.

### 1) von Salomo Geßner († 1787).

### Bruchstück aus dem Tode Abels.

Die stillen Stunden führten den rosenfarbenen Morgen herauf, und gossen den Thau auf die schattigte Erde; indeß schoß die Sonne ihre frühen Stralen hinter den schwarzen Cedern des Berges herauf, und schmückte mit glühendem Morgenroth die durch den dämmernden Himmel schwimmenden Wolken. Da gingen Abel und seine geliebte Thirza aus ihrer Hütte hervor, in die nahe geruchreiche Laube von Jasmin und Rosen. Zärtliche Lieb' und reine Tugend goſſen sanftes Lächeln in die blauen Augen der Thirza, und reizende Anmuth auf ihre rosenfarbenen Wangen; und weiße Locken flossen am jugendlichen Busen und ihre Schultern herunter, und umschwebten ihre schlanken Hüften. So ging sie dem Abel zur Seite. Braune Locken kräuſten schattigt sich um die hohe Stirne des Jünglings, und zerflossen auf seinen Schultern; denkender Ernst mischte sanft sich in das Lächeln der Augen. In schlanker Schönheit ging er daher, wie ein Engel daher geht, wenn er in einen dichteren Körper sich hüllet, den Sterblichen sichtbar zu werden. Er soll irgend einem Frommen, der im Einsamen betet, mit guter Botschaft von dem Herrn erscheinen. Zwar umhüllet ihn ein Körper, menschlich gebildet; aber aus seiner reizenden Schönheit hervor schimmert der Engel. Thirza sah mit zärtlichem Lächeln ihn an, und sprach: Geliebter! jetzt da die Vögel zum Morgen-

lied erwachen, sey mir gefällig, und singe mir den neuen Lobgesang, den du gestern auf der Flur gedichtet hast. Was ist lieblicher, als mit Gesängen den Herrn loben? Wenn du singest, o dann wallet mein Herz voll heiligen Entzückens, wenn du die Empfindungen sagst, die ich nur empfand und nicht sagen konnte! Ihr antwortet' Abel und umarmte sie: Was deine süßen Lippen von mir begehren; das alles sey dir gewähret, meine Thirza! Les' ich einen Wunsch in deinen Augen, dann sey er erfüllt; wir wollen hier auf das weiche Moos uns setzen, dann will ich den Lobgesang singen. Sie setzten sich neben einander in der düftenden Laube, deren Eingang die Morgensonne vergoldete, und Abel hob so seinen Lobgesang an:

Weiche du Schlaf von jedem Aug', entweichet ihr flatternden Träume! Die Vernunft geht wieder hervor, und erhellet die Seele, wie die Morgensonne die Gegend erhellet. Sey uns gegrüßt, du liebliche Sonne hinter den Cedern herauf! du gießest Farb' und Anmuth durch die Natur hin, und jede Schönheit lachet verjüngt uns wieder entgegen. Entweiche du Schlaf von jedem Aug'; entfliehet, ihr flatternden Träume, zu den Schatten der Nacht! Wo sind sie, die Schatten der Nacht? Ins Dunkel der Haine und in die Felsenklüfte sind sie gewichen, und erwarten uns da, oder in dicht verwachsenen Lauben mit erquickender Kühlung am heißen Mittage. Dort, wo der Morgen den Adler früher weckte; was dampft dort von den schimmernden Häuptern der Felsen, von den glänzenden Stirnen der Berge in die helle Morgenluft empor, wie Opferrauch dem Altar entsteigt? Die Natur feiert den Morgen, und opfert dem Herrn der Schöpfung Dank. Ihn soll jedes Geschöpf loben, ihn, der alles schaffet und erhält. Ja ihm zum Lobe zerstreuen die jungen Blumen ihre frühen Gerüche;

ihm singet der Vögel mannigfaltiger Chor, hoch in der Luft, oder von den Wipfeln der Bäume, der Morgensonn' entgegen; ihm zum Lobe geht der Löw' aus seiner Höhle hervor, und brüllet sein Entzücken fürchterlich durch die Wildniß aus. Lob' ihn, du meine Seele, den Herrn, den Schöpfer und Erhalter; des Menschen Lobgesang steige vor allen zu dir empor! Er soll dich loben, wenn jedes Geschöpf noch in seinem Lager schlummert; wenn kein Gesang noch von den Wipfeln tönt, und aus den wiegenden Büschen. Ertöne mein einsames Lied laut durch die stille Dämmerung, daß du weit umher jedes Geschöpf zum Lobe erweckest. Herrlich, herrlich ist die Schöpfung, in der er uns Unwürdigen seine Weisheit und Güte enthüllet. Jeder meiner Sinne schöpfet Entzückung aus diesem unendlichen Meere von Schönheit, und strömt sie der entzückten Seele zu.

So sang Abel an der Seite seiner Geliebten; in heiliger Andacht saß sie noch wie horchend; jetzt schlang sie ihren lilienweißen Arm um seinen Hals, sah zärtlich ihn an, und sprach: Geliebter! wie schwang sich meine Andacht mit deinem Gesange höher! Ja, Geliebter! nicht nur meinen schwächern Leib schützet deine zärtliche Sorgfalt; auch meine Seele schwinget sich unter deiner Führung empor. Wenn sie auf ihrem Pfad sich verliert, und Dunkel um sich her sieht, und in heiligem Erstaunen hinsinket; dann hebest du sie, und erhellest das Dunkel, und entwickelst das stille Erstaunen zu lauten erhabnern Gedanken.

So sprach sie, und die zärtlichste reinste Liebe goß unaussprechliche Anmuth in jeden Ton der Stimme und in jede Gebärde. Abel antwortete nicht; aber wie er zärtlich sie anblickte und an seinen Busen sie drückte; das redete von seinen Empfindungen mehr, als Worte hätten reden können. Ach! so glücklich war der Mensch,

da er noch zufrieden nichts von der Erde begehrte, als Früchte, die sie willig gab, nichts vom Himmel flehte, als Tugend und Gesundheit; eh' seine Unzufriedenheit nimmer gesättigte Wünsche aussendete, die unzählige Bedürfnisse erfanden, und sein Glück unter schimmerndes Elend vergruben.

## 2) von Karl Christian Reckert († 1800).

### Milet.

O wie entzückt mich der schöne Abend, sprach der junge Milet. Ich will mein Mädchen hohlen; denn die Gegend schlummert, und sanfte Ruhe verbreitet sich über die Gefilde. Dann wollen wir uns dort auf den herabgerissenen Felsen setzen, und ich will ihr ein frohes Lied singen.

Jetzt ging er hin und hohlte sein Mädchen, und sie setzten sich auf den herabgerissenen Stein, und er sang ihr ein Lied, während daß seine Hand auf ihrem klopfenden Busen ruhte. Ach, Phillis, hob er an, Phillis, mein Herz ist froh, wenn du mich liebst; es fühlt sein Glück, der Busen bebt mir voll Freude! O Phillis, seit ich dich sah bei den Blumen am Wasser stehen, und dein rosenfarbener kleiner Mund zum Lächeln sich öffnete; Phillis, ach, da war ich voll Freude! Wann sie dich liebte, Milet, so sprach ich oft seufzend; dann wäre ich glücklicher, wie ein König, der weite Länder beherrschet. Aber, o Phillis, das Glück belohnte meine Liebe; du wurdest mir gewogen, und liebtest mich zärtlich. Ach, dein Herz werde nie untreu; es bleibe friedlich, wie diese Gegend, die umher lachet, indeß daß der Mond sie erhellet, und dein Mund öffne sich freundlich zu sanften Küssen.

O du, hob Phillis an, du, den ich mehr liebe, als

wie die Hirten die Blüthen, oder die Mädchen die bunten Kränze. Seit ich dich sah in meiner Hütte; als du nach einem nicht verlornen Lamme fragtest; da gabst du mir Feigen, und drücktest mir froh die Hand, und meine Mutter lachte recht freundlich, als du mich küßtest; denn, Milet, sie liebt dich. Seit der Zeit war ich voll Freude; denn dein Kuß, süßer, als wie die Feigen, machte mein Herz unruhig. — Ach, wenn er dich liebte, hob ich öfters an, Phillis; wie glücklich würdest du seyn! Dann ging ich unter das schützende Dach hervor, und sah seufzend zum Himmel, und weinend bat ich um deine Wiederkunft und Gegenliebe. Oder ich wartete deiner am Hügel, wenn das Abendroth lachte; und wenn ich dich dann sah, so hüpfte ich vor Freuden, und du brachtest mir im Körbchen Feigen mit Blumen, und dann umarmten wir uns recht lange, und weinten voll Freude über unsre Liebe. O mein Milet, ich kann, nein, ich kann es dir nicht sagen, wie ich mich freue, wenn ich dich erblicke. Drücke mich an deine klopfende Brust, und reiche mir freundlich die rothen Lippen zum Küssen.

Jetzt umarmten sie sich, und Phillis erzählte auf den herabgestürzten Steinen ein Geschichtchen. Höre, hob sie an, höre Milet, ich mußte jüngst recht lachen, als mir Daphnis erzählte: Chloe wollte ihn nicht lieben, unerachtet er ihr so oft ein Liedchen gesungen. Aber Phillis, ihr Herz ist nicht so zärtlich, wie das deine, liebe Phillis; du bist gefälliger, als Chloe; o liebe mich! Und da wollte er mich küssen. Aber Milet, wie stutzte Daphnis, als ich ihm sagte: er sollte dich fragen. Da ward er böse, recht böse, und ging von mir ohne Abschied.

So erzählte die artige Phillis, und Milet belohnte ihre Liebe mit unzähligen Küssen, und jetzt gingen sie,

unter lieblichem Scherze, sich froh umarmend, zu ihren Hütten.

### 3) von Blum († 1790).

#### Amyntas.

Zum Flötenspieler Daphnis kam
Die kleine Doris mit dem blonden Haar.
„Du, sprach sie, dessen Lieder süßer sind
Als Honig, süßer sind als Rosenduft,
Amynt ist heut der Wälder Lied,
Die Mädchen alle singen heut sein Lob,
Und ich, ich lieb' ihn sehr, und sang' ihn gern
Am besten; aber an Gesang
Bin ich nur arm, und stammeln kann ich nur.
Lehr' mich von ihm ein Lied! denn keiner singt
Wie du so schön, du lieber Hirt;
Du Freund der Mädchen mit dem blonden Haar!"

„Amyntas, sprach der Hirt, verdient Gesang,
Und hättest du sein Lob von mir auch nicht,
Du süßes Kind der Grazien, begehrt;
So hätt' ich dennoch weit umher
Den Hügeln seinen Namen kund gemacht,
Die stolzen Tannen hätten sich vor ihm
Geneigt, und alle Quellen ihm gerauscht.

Hebt an, ihr Musen, in den Büschen,
Und in dem tiefen Thal!
Der Abend röthet schon den Saum der Wolken,
Und Echo wartet auf Gesang.

Entzücken füllet meinen Busen,
Ihr guten Götter, ihr!
Mein Auge sieht, daß unter einem Dache
Die Tugend bei dem Glücke wohnt.

Amyntas, nicht die tausend Hufen
Mit Heerden überschwemmt,
Sind dein Verdienst; ein fühlend Herz im Busen
Gesellet dich den Göttern bei.

Du wirst in unsern Liedern leben,
Amyntas, bis das Meer
Versiegt, und Wälder aus den Fluten steigen,
Und Fische schwimmen durch die Luft.

Verstummet nun, ihr scheuen Musen;
Die laut're Freud' erwacht.
Amynt erschallet aus den hohlen Thälern,
Und von den Bergen schallt Amynt."

So sang der Hirt. Der kleinen Doris schlug
Das Herz vor Freude; lange sprach sie nicht,
Bis seines Liedes letzter Silberlaut
Aus tiefen Hainen sterbend wieder kam.
Da sagte sie gerührt: „Nun dank' ich dir,
Nun werd' ich nicht der Spott der Mädchen seyn;
Erquickend ist dein Lied, wie Sonnenglanz
In kalter Luft, wie Morgenthau,
Der lieblicher die Blumen macht.
Und nun, wie soll ich deine Güte dir
Vergelten, o du bester Hirt? denn ach,
Ein armes kleines Mädchen hat wohl nichts,
Das deine Lieder dir bezahlen kann!"

„Du sollst mir tausend Küsse schuldig seyn,
Sprach Daphnis, bis du sechszehn Sommer hast,
Und einen Kuß verstehst!"

## 4) von Franz Xaver Bronner.

### Die Fische des Thierkreises.

Kühle Abenddämmerung entlockte frische Wohlgerüche den blühenden Bäumen, und der thauigen Wiese. Lüstern

umherriechend streckte der naschhafte Aal den Kopf aus dem Wasser, und wälzte sich splelend aufs Land, im jungen Hafer zu schwelgen, oder im weichen Erbsenkeime. Da saßen Amymone und Elon, beide schön, wie Latonens lockige Kinder, hinter duftenden Rosensträuchen am Bache, und beklagten thränend, und Wange an Wange geschmiegt, ihr widriges Geschick.

Schwerer Kummer preßte schon lang ihre liebenden Herzen. Denn ein strenger Spruch des delphischen Orakels hatte ihnen die Hoffnung geraubet, von Hymens sanften Banden sich jemals umschlungen zu sehen. Ihr väterliches Thal, einsam und abgesondert vom übrigen bewohnten Lande, ward in mehrern Jahren nur durch wenige Blüthen nachwachsender Jugend erfreuet. Denn die Mütter grüßten meistens nur schwächliche Kinder ins Leben, die bald hinwelkten, wie kränkelnde Pflanzen; und Niemand wußte dem Uebel zu steuern; Niemand dachte, daß die fortgesetzten Zeugungen naher Verwandten, von keinem fremden Blute erfrischt, endlich ausarten können, dem Weizen gleich, der immer eben denselben Acker besämt. Da sandte man Geschenke nach Delphi, zwei zierlich geformte Becher und eine köstliche Opferschale, den Willen der Götter zu hören. Und die begeisterte Priesterin sprach:

Heil euern Gefilden,
Ihr fragenden Boten,
Wenn künftig die Söhne
Einhelmischer Mädchen
Umarmungen fliehen!

Seitdem gaben die folgsamen Väter ihre reifenden Töchter nur auswärtigen Freiern, und mannbare Jünglinge hohlten sich fremde Bräute.

„O warum, Geliebte, sprach Elon mit sanfter Wehmuth, warum trennt uns ein unerbittliches Schicksal?

Wann ich die blühende Winde sehe mit weißen Glocken, wie sie umarmend am geliebten Strauche hinanstrebt; wenn ich sehe, wie jeder summender Käfer, jeder Vogel buhlend zur wartenden Gattin hinschwebt, und jeder gesellige Fisch wollüstig sein streichendes Weibchen umhüpft; und wenn ich denn denke, daß unsre Verbindung allein ein feindliches Verhängniß verbietet; dann, Geliebte, dann weinet etwas aus meinem Innersten heraus; mir wird so bange — ich kann's nicht aussprechen! Dann wünsche ich mir das Glück des summenden Käfers oder des hüpfenden Fisches, und manchmal möchte ich sie beneiden, weil niemand bei ihnen die heiligste Neigung in lästige Fesseln zwängt. O warum mußte ich hier gebohren werden, hier, wo die Götter mir verbieten, dich, Mädchen voll Unschuld, als meine Gattin zu lieben? Glücklicher wäre ich, viel glücklicher, wenn mich einsam mit dir, auf der fernsten Insel, das große Weltmeer umschlösse, wie den fernen Mond das blaue Leere umschließt."

Amymone. O du sanft leuchtender Mond, und ihr funkelnden Lichter da oben! Schon oft hab' ich euch betrachtet, schon oft hab' ich gesagt: ihr kleinen Sterne, ihr wißt wohl auch von der Liebe; denn das reinste Feuer ist die Liebe, und ihr brennet mit dem reinsten, glänzendsten Feuer. Und wenn ihnen der holde Mond auf seiner Bahn sich nahte; wenn endlich sein wandelndes Antlitz sie langsam berührte; dann fiel mir ein heiliges Lied ein, und ich fragte mich: war das nicht ein Kuß?

Elon. Starr blickte ich neulich seine volle Scheibe an; da glaubte ich schöne Auen und leuchtende Hügel darin zu sehen; er schien mir in blauer Ferne einher zu fahren, wie eine schwimmende Insel auf unermeßlicher See. O Amymone, dachte ich, wäre ich mit

dir in diesen lichten Auen droben, in diesen wonnigen Gefilden, wo gewiß kein herbes Verhängniß treue Liebende trennt! Wie wohl wär' uns dort! Wie wohl im seligsten Genusse der Liebe! Wüßtest du mehr zu wünschen?

„Alles, alles hätt' ich dann, Geliebtester!" sprach das zärtliche Mädchen, und schlang ihren sanft bebenden Arm um ihn. „O wie glücklich wären wir dort, wie unaussprechlich selig! Die Gestirne, so glaub' ich im Ernste, sind der Liebe hold; man liebt dort auch. Ist nicht der Abendstern der Liebe geheiligt? Und sind die beiden Fische des Thierkreises nicht ein liebendes Paar? Die Priesterinnen im Tempel lehrten es neulich. Wann ich traurig bin, dann denk' ich des Liedes, das sie sangen; dann sing' ich es, und sanfte Heiterkeit erhellet meine Seele wieder, wie wenn die Sonne nach trüben Regentagen durch dünnes Gewölke das Land beleuchtet.

---

Vernehmt es, gefühlvolle Seelen! Mit süßem Entzücken sehen die guten Götter auf treue Liebende nieder, und krönen sie, wo nicht hinieden, doch über den Sternen mit Wonne.

## 62.

## b) Die poetische Epistel.

Die poetische Epistel unterscheidet sich von dem eigentlichen Briefe, dessen Theorie in dem Sprachgebiete der Prosa aufgestellt ward, dadurch, daß sie vermittelst des Individuums, an das sie gerichtet ist, zu dem ganzen menschlichen Geschlechte spricht, und Wahrheiten, Gefühle oder Thatsachen von allgemeinem Interesse versinnlicht, während der pro-

saische Brief zunächst und ausschließend Einer Person bestimmt, und, im strengsten Sinne, auch dieser nur verständlich und interessant ist. Es beruht daher der Charakter der poetischen Epistel auf der individualisirten Darstellung gewisser allgemeiner menschlicher Wahrheiten, Gefühle, Verhältnisse oder Ereignisse, unter der Einheit einer ästhetisch vollendeten epistolischen Form. Der Dichter spricht zwar in der poetischen Epistel nur zu Einer Person; er idealisirt aber dieselbe so, daß er zu ihr, als zu seinem ganzen Geschlechte redet, und daß diese Person in der poetischen Epistel gleichsam selbst zu einem poetischen (idealisirten) Wesen wird; denn in die Darstellung der poetischen Epistel gehört nur das, was von dem Individuum, als Theil seiner Gattung, aber nach individuellen, von dem Dichter ihm beigelegten, Beziehungen ausgesagt wird. Daraus folgt, im Gegensatze des prosaischen Briefes, daß dieser so speciell, die poetische Epistel aber so generell als möglich seyn muß, und daß, je specieller der Inhalt und die Form der Darstellung in der poetischen Epistel ist, sie um so mehr von ihrer eigentlichen Bestimmung, und von ihrem ästhetischen Charakter sich entfernt. Denn der ästhetische Gehalt der poetischen Epistel steigt um so höher, je allgemeiner, d. h. je verwandter den rein menschlichen Interessen, ihr Stoff ist, und je freier der Dichter über die Form gebietet, um, vermittelst derselben, dem Stoffe die möglichst höchste Versinnlichung und das frischeste dichterische Leben zu ertheilen.

Die poetische Epistel gehört zu den gemischten Formen der Dichtkunst, weil sie eben so oft rein subjective Gefühle, wie Gefühle veranlaßt durch allgemeine Wahrheiten, oder hervorgebracht durch

Verhältnisse und Vorgänge des wirklichen Lebens versinnlichen, und bald im ernsthaften, bald im komischen, ja selbst im satyrischen Gewande erscheinen kann, je nachdem die vorherrschende Stimmung der Gefühle des Dichters in derselben sich ankündigt. Im Besondern kann jede einzelne poetische Epistel unter eine der drei Hauptgattungen der Dichtkunst gebracht werden. Denn bilden die reinen individuellen Gefühle des Dichters den Stoff der poetischen Epistel; so gehört sie zur lyrischen Form. Versinnlicht sie bestimmte allgemeine Wahrheiten und Ideen der Vernunft unter der ästhetischen Hülle; so schließt sie sich an die didactische Form an. Schildert sie endlich Individuen, Verhältnisse des Lebens und Thatsachen der Geschichte unter einer idealisirten Umgebung; so ist sie Untergattung der epischen Form. — Die Wahl des Sylbenmaafses hängt von dem sichern Tacte des Dichters ab, und muß dem darzustellenden Stoffe entsprechen; doch ist das in den ältern teutschen Episteln gewöhnliche Alexandrinische Sylbenmaas, wegen seiner Unbehülflichkeit, veraltet.

## 63.

### Beispiele der poetischen Epistel.

1) von Heinr. Anshelm v. Ziegler und Kliphausen († 1690).

Aus Th. 1. seiner: „Heldenliebe der Schrift alten Testaments" — (abgekürzt).

#### David an Bathseba.

Was Brand und Centnerpein aus Mund und Herzen
pressет;
Das wirft der schwache Kiel an ein geringes Blatt.

Was meinen matten Geist kaum Seufzer hohlen lässet,
Das suchet Klee und Trost in Jebus holder Stadt.
Ich bin nicht, der ich bin, noch der ich bin gewesen;
Ich will nicht, was ich weiß, ich weiß nicht, was mir fehlt.
Man wird in Israel von meiner Thorheit lesen,
Wo dieses Thorheit heißt, was auch die Weisen quält.
Im Feuer such' ich Eis, und Schatten bei der Sonnen,
Bei Dornen Lust und Schlaf, bei Flammen kühle Luft,
Des Geistes süße Ruh hat einen Riß gewonnen,
Der nicht zu heilen ist, bis Bathseba mich ruft.
Es starret Kiel und Hand, es schämet sich das Herze
Zu sagen, was mein Aug' im Garten hat erblickt.
Wodurch im Hui erlosch der Weisheit helle Kerze,
Wodurch Verstand und Geist mir selber wird entrückt.
Wiewohl ein König darf hier etwas freier schreiben,
Und einer Fürstenhand ist etwas mehr erlaubt.
Ich schreibe, was dir nicht kann mehr verborgen bleiben,
Was mir die Ruhe stört, was Heil und Leben raubt.
Der Sonnen helles Rad lief nach dem blauen Westen,
Und senkte sich bereits in Thetis grünen Schoos;
Man hörte voller Lust in den belaubten Aesten
Die Sängerin der Nacht, als David sich entschloß,
Auf der erhöhten Burg sich einsam zu ergötzen.
Er setzte seinen Fuß auf das gewohnte Dach.
Es ließe keine Lust sich dieser gleiche schätzen,
Die Aug' und Herz ergötzt. Dort lief ein Silberbach
Durch das bekleete Thal, und spielte mit den Wellen;
Hier war ein grünes Thal mit Rosen überstreut.
Man hörte hier und da die Schäferhunde bellen,
Der Hirten Feldgeschrei bei brauner Abendzeit.
Der Sonnen letztes Gold bezog die bunten Matten,
Und der entfernte Berg gab einen Wiederschein.
Der Bäume dickes Laub warf einen langen Schatten,
Man trieb das müde Vieh auf allen Straßen ein.

Ach, hätt' ich meine Luſt hier gleichfalls eingetrieben,
So wär' ich ſonder Schmerz, ſo lebt' ich ſonder Weh.
Ach wäre Blick und Sinn im freien Felde blieben;
So aber wandt' ich mich in der geraumen Höh,
Und ließe Aug' und Stern Jeruſalem beſtralen.
Der Häuſer hohe Pracht, der Gaſſen weite Zier,
Die ſchienen Müh und Luſt nach Würden zu bezahlen.
Der Mauern Wunderbau vermehrte die Begier
Die innre Gartenluſt in etwas zu beſchauen.
Nicht weit von dieſer Burg war Florens holder Sitz,
Den ſelbſt Natur und Kunſt nicht ſchöner konnte bauen.
Hier rührte meinen Geiſt der Wolluſt ſtrenger Blitz.
Mein Vorwitz führte mich zu einem Marmorkaſten,
In welchem Perl und Fluth mit ſanftem Rauſchen ſprang.
Hier konnte nicht mein Geiſt nach Willen länger raſten,
Als deine Wunderpracht die müden Augen zwang
Auf deinen Fuß zu ſehn. Der Kleider leichtes Prangen
Verrieth den heißen Schluß; du ſuchteſt Fluth und Bad.
Es ſpielten durch die Luft die glutbeſeelten Wangen,
Ich weiß, wie ſich mein Geiſt dadurch entzündet hat.
Die weiße Liljenhand entſchnürte Rock und Kleider,
Und warf Gewand und Schmuck in das bekleete Gras.
Es ſchwand mir Aug' und Licht; ich ſtarb, ich ward,
ach leider
Durch dich in mich verſtrickt. Bald ward ich roth,
bald blaß.
Ich wußte ferner nicht faſt in mir ſelbſt zu bleiben,
Als das gewellte Haar ſchwamm auf der vollen Bruſt.
Ich kann dir meine Qual nicht, wie ich will, beſchreiben,
Als deines Leibes Schnee war meine Augenluſt.
Es will Vernunft und Brunſt nunmehr den Zügel raubey,
Und der Begierden Roß zerreißet Zaum und Band.
Du magſt, wie meiner Schrift, dem Boten kühnlich glauben;
Es iſt ihm meine Noth mehr, als zu wohl, bekannt.

Laß dir des Mannes Grimm nur nicht im Wege stehen;
Im Brennen sieht man nicht, im Lieben ist man blind.
Zudem so will ich ihn durch meine Hand erhöhen,
Daß er zur Dankbarkeit mir Frau und Liebe gönnt.
Man muß verbotne Brunst nur an dem Pöbel strafen;
Gekrönten ist Gesetz und Lieben unterthan.
Ein Hirte braucht zur Kost das beste von den Schafen,
Und bei dem Fürsten gilt nicht ein gemeiner Wahn.
Es ist mein Harfenspiel durch deine Hand verstimmet,
Die Saiten sind entzwei, ich such' ein neues Spiel,
Das voller Anmuth dort im Marmorkasten schwimmet,
Der Wollust süßer Ton beseelet Geist und Kiel.
Komm Bathseba, mein Licht! Komm Bathseba, mein Leben!
Mein Lager soll der Brunn, ich deine Quelle seyn.
Es kann dich dieses Bad einst auf den Thron erheben.
Komm, komm, und gieb sofort den zarten Willen drein.

## 2) von Demselben.

### Bathseba an David. (abgekürzt)

Kein Blitz erhellet mehr die schattenreichen Wälder,
Als mich, Durchlauchtigster, dein Schreiben hat beschämt.
Es rannte Scham und Blut durch meiner Wangen Felder.
Gewiß, ich habe mich zu Tode fast gegrämt.
Ich weiß nicht, ob ich werd' ein förmlichs Wort ersinnen;
Es irret Kiel und Hand, es zittert Arm und Fuß.
Es will die Dinte nicht, so wie sie sollte, rinnen,
Weil ich mich allzusehr vor David schämen muß.
Hat meinen Seelenbau der Fürst entblößt gesehen?
Hab ich ihm, wie er schreibt, Brust, Schoos und Haut entdeckt?
O Himmel! ach wie wird, wie soll mir nun geschehen?
Gewiß, dies Centnerwort hat mich in Tod erschreckt.

Jedoch ich kann mich nicht so, wie ich soll, verstellen;
Mein Ungehorsam wär' ein nur verstellter Zwang,
Es mag von mir die Welt ein schlimmes Urtheil fällen,
So sag ich doch: ich bin durch dich vor Liebe krank.
Wer ungehorsam ist, wenn Fürstenaugen winken,
Der weiß nicht, was ein Prinz, und was Verhängniß ist.
Er weiß den Göttertrank der Wollust nicht zu trinken,
Wenn uns ein Heidenmund auf Brust und Wangen küßt.
Ich wünsche dir durch mich ein doppeltes Vergnügen;
Ich wünsche, daß mein Leib auch Perl und Schwan beschämt.
Kann dieser nur mit Lust in Davids Armen liegen,
So hat sich Bathseba vergebens nur gegrämt.
So bald der Abend wird Burg, Stadt und Feld bedecken,
So mach' ich Leib und Geist von Kleid und Sorgen los.
Alsdann wird Aug' und Fuß sich nach der Höhe strecken,
Und meine Gaben sind die Frucht der glatten Schoos.

### 3) von Christian Gryphius († 1706).

### Der Tempel der keuschen Liebe, an Herrn * * Hochzeittage. (abgekürzt)

Ich saß, geehrter Freund, und wollte dieses Fest,
Das deine Liebe krönt, mit freier Hand bedienen;
Doch weil mich Phöbus nur Cypressen pflanzen läßt,
So konnte keine Blum' auf meinem Pindus grünen.
Ich griff die Saiten an; doch war kein Freudenhall,
Kein angenehmer Ton, kein Brautlied zu verfassen.
Es schien, als wollte mich der stete Trauerschall,
Nach dem ich singen muß, nichts Schönes singen lassen;
Bis mir ein seltner Trieb in Herz und Augen fiel,
Den ich, vertrauter Freund, dir jetzt entdecken will.

Ich war, ich weiß nicht wo, doch gänzlich außer mir,
In einer andern Welt, auf angenehmen Höhen;

Und sah das schönste Schloß von Jaspis und Porphyr,
In einem Cedernhain vor meinen Augen stehen.
Was weiland Rom, Athen und Babel groß gemacht,
War hier weit trefflicherund edler vorgestellet,
Weil reiche Lieblichkeit und wundervolle Pracht
Sich zu der seltnen Kunst und Zierlichkeit gesellet.
Das Auge ward entzückt; die Sinne stimmten ein,
Und schlossen, dieses Werk muß mehr als menschlich seyn.

Indem ich aber noch an diesem Wunderbau,
Der unvergleichlich war, mich freudenvoll ergötze;
So hör' ich eine Stimm': Auf, Sterblicher, komm, schau,
Wie hoch des Himmels Gunst die reinen Seelen schätze;
Halt aber Augen, Hand, Herz, Ohr' und Zunge rein,
Und zieh dich völlig ab von Venus geilem Triebe;
Hier glänzt ein göttlichs Licht, ein Engelgleicher Schein;
Hier ist, mit einem Wort, der Tempel keuscher Liebe.
Komm, lerne, daß die Welt und ihr bethörter Wahn
Nicht, wie der Himmel will, die Liebe treiben kann.

Damit bewegte sich das diamantne Thor;
Die Riegel sprangen ab; ich kam in einen Garten,
Der überirdisch war; hier wurden Aug' und Ohr
Mit höchster Lust erquickt; die hundertfachen Arten
Des schönsten Rosenstocks vermählten ihren Glanz
Mit Nelken, Lilien, Violen und Jesminen.
Hier stand kein flüchtiger, kein welker Blumenkranz;
Die sanfte Frühlingsluft war voller Seraphinen;
Die stimmten einen Ton mit Händ' und Lippen an,
Dem sich kein Lautenspiel des Orpheus gleichen kann.

Nachdem ich mich genug an diesem Ort erquickt;
So hieß ein Seraphin mich, über mein Verhoffen,
Noch etwas weiter gehn; wie ward ich hier entzückt;
Ich fand, o schönster Blick! den Tempel selber offen.

Was Rubens, Titian und Sandrart dargethan,
Was Raphael, Bernin und Küsel aufgesetzet,
Ist bloßes Schattenwerk; das stolze Vatican
Wird gegen diesen Bau nur wie ein Tand geschätzet.
Hier ist ein solcher Schmuck, dem Gold und Silber weicht,
Und dem kein Glanz, kein' Pracht der edlen Steine gleicht.

Ich warf, nicht ohne Furcht, ein Aug' auf das Altar;
Das hatte Fleiß und Kunst aus köstlichen Magneten
Bis in die Höh' geführt, und auf demselben war
Ein immer brennend Feur, das keine Kräfte tödten,
Kein Wasser dämpfen kann, in reinem Porcellan.
Hier läßt, wer stets die Glut des Himmels in dem Herzen
Zu unterhalten sucht, und vor der geilen Bahn
Der Wollust fliehen will, bei den geweihten Kerzen
Sich in ein Bündniß ein, das keinem Tode weicht,
Und Gottes milde Gunst mit Haufen auf sich zeucht.

Hier sah ich dich, mein Freund, mit deiner Liebsten knien;
Ihr trugt ein weißes Kleid, nebst grünen Lorbeerkränzen;
Der Himmel that sich auf, und wie es damals schien,
So fing der ganze Platz weit schöner an zu glänzen.
Die Flamm' auf dem Altar schlug heller in die Höh;
Ich hörte hin und her viel süße Saiten klingen;
Man wünschte Glück und Heil zu dieser neuen Eh,
Und hieß der Sterne Chor ein nettes Brautlied singen.
Bis endlich dieser Schall, selbst bei dem Saitenspiel,
Aus einer Wolke dir recht in die Ohren fiel:

Nimm hin das fromme Kind, der keuschen Liebe Pfand,
Und lebe wohlvergnügt in tausendfachem Segen,
Bis, nach vollführtem Lauf, der Kindes-Kinder Hand
Euch wird zu gleicher Zeit in Eine Grube legen.

Dies ist des Himmels Schluß. Hiermit verschwand das
Licht,
Der Tempel und Altar mit allen Wunderschätzen.
Ich aber dachte bald, dies liebliche Gesicht
Dir, werther Herzensfreund, wohlmeinend aufzusetzen,
Versichert: Trifft der Wunsch nach meinem Willen ein;
So werd' ich ein Prophet, nicht ein Poete seyn!

## 4) vom Freih. v. Cronegk († 1758).

Er schrieb, wenige Tage vor seinem Tode, auf seinem Krankenbette, an einen Freund:

Wann sich ein Reimer untersteht,
Und deines Cronegks Asche schmäht;
So sey dein Amt, sein Herz zu rächen!
Hier liegt ein Jüngling, kannst du sprechen,
Der seines Lebens kurze Zeit
Unschuld'ger Musen Scherz geweiht.
Hätt' ihm die Parze läng'res Leben
Und wen'ger Flüchtigkeit gegeben;
So würden seine Schriften rein,
Und kritisch ausgebessert seyn.
Die Nachwelt wird ihn zwar nicht nennen;
Und dies erträgt er ohne Schmerz:
Doch sollte sie sein Herz recht kennen,
So schätzte sie gewiß sein Herz.

## 5) von Blumauer († 1798).

### Brief eines strengen Vaters an seinen Sohn.

Ein strenger Vater schrieb an seinen Sohn:
„Durch gegenwärt'gen Postillon
Erhältst du einen Beutel, wohlbespicket
Mit Thalern, den dir — ohne daß ich's weiß —

Hier deine liebe Mutter schicket.
Nach einem Monat hohlt, wenn du mit Fleiß
Und mit mehr Emsigkeit studirest,
Mit meiner Stutte unsre Magd dich ab.
Besteige sie, sie geht den besten Trab;
Doch hüte dich, daß du sie nicht forcirest.
Von dir ist übrigens die Sage allgemein,
Du könnest nicht ein Wort Latein
Bis Dato sprechen oder schreiben.
Ich sagt' es dir ja immerhin:
Du bist und bleibst ein Eselskopf! „Ich bin
Dein treuer Vater:

Hans von Eiben."

### 6) von Karl Wilh. Justi.

#### An Engelschall. (abgekürzt)

O selig, wem nach Nacht und Stürmen
Entschleiert Gottes Sonne lacht,
Die Wogen sich nun minder thürmen,
Und Ruhe mit dem Tag erwacht:
Doch dreimal selig, wer mit Wonne
Sein Tagewerk vollendet denkt,
Und der entwölkten Abendsonne
Den frohen Blick des Dankes schenkt!
Erkenne dich in diesem Bilde,
Und lächle der Vergangenheit!
Schau froher hin in die Gefilde
Der Zukunft — deine Rosenzeit.
Nun blühet Friede deinen Tagen,
Sie fließen sanft und kummerlos;
Denn Edelsinn und Weisheit tragen
Dich lächelnd in Fortuna's Schoos.
Mir aber hätte nicht vergebens
Ein Genius den Kelch des Lebens

Gemiſcht aus Wermuth und aus Wein,
Um weiſ' und ſittlich gut zu ſeyn;
Und wähnt' ich einſam oft zu gehen,
Verlaſſen, ohne Schutz und Licht;
So führt' er mich doch ungeſehen,
Und gab dem Herzen Zuverſicht.
Wohl blühten, Trauter, mir hienieden
Auch Roſen — unſrer Jugend Wahn —
Doch öfter, ach, war mir's beſchieden,
Zu wallen auf der Dornenbahn.

Hold ſchwebſt du nun im bleichen Bilde,
Helldüſtere Vergangenheit,
Um meinen Geiſt! Ein Luſtgefilde
Scheint mir das Thal der Jugendzeit.
Es hebt mein Geiſt ſich mit der Sonne,
Wenn ſie, vom Wolkenflor enthüllt,
Mit neuem Glanz und Himmelswonne
Die ganze weite Schöpfung füllt!

So mahlt ſich deinen Seherblicken,
Freund, nach der kurzen Winternacht,
Die Welt in ungeſeh'ner Pracht,
Wann einſt dein Auge, ganz Entzücken,
Beim Urbild' aller Schönheit weilt.
Und haſt du ſpät das Ziel ereilt,
Dann ſiehſt du deinen Engel winken,
Der dich in Gottes Eden führt,
Wo deine Seele, tief gerührt,
Wird aus der Lebensquelle trinken!

Auch mir ruft einſt mein Engel zu, —
Wann meiner Freunde Zähren fließen,
Und ſanft ſich meine Augen ſchließen,
Wie Blumen in der Abendruh;
Die bange Wehmuth, ſpricht er, ſchweige!

Du, trockne deine Thränen ab;
Am Hügel steht der Wanderstab,
Und wird zum Rosenzweige!

### 7) von v. Thümmel († 1817).

Der Liebhaber an seine junge Geliebte, mit der er schon einige Zeit versprochen war.

Du übertreibst, o Freundin meiner Jugend,
Den Reiz der Schaam und Sittsamkeit,
Und in dem Fieber deiner Tugend
Betrügst du dich um Glück und Zeit.
Wie lange willst du noch, wie lange
Das treuste Band der Ehe fliehn,
Und mir zur Qual im kurzen Uebergange
Vom Fräulein bis zur Frau — verziehn?
Du hörst mich nicht? Geliebteste! so höre
Doch deiner ersten Mutter Rath;
Sie, die das Maas der jungfräulichen Ehre
Am richtigsten gemessen hat.
Als sie der Herr, mit jedem Reiz umgeben,
Der dich jetzt schmückt, ins Leben rief,
Bewahrte sie dies jungfräuliche Leben
So lange nur, als Adam — schlief.

### 8) von Tiedge.

#### An Rosalia. (Bruchstück)

— — O Freundin, glaub' an diese Lehre:
Die Tugend ist sich gleich. Du bist
So groß, so gut in deiner Sphäre,
Wenn du sie bis zur kleinsten Leere
Ganz ausfüllst, wie der Seraph ist,
Der freilich eine größre Sphäre,
Jedoch mit Sonnenflügeln mißt.

Halbherzigkeit ist augenblicklich,
Ist nur ein Ton, nicht Melodie;
Nicht Eine Tugend, Harmonie
Der Tugenden macht glücklich.
Hier liegt die Kunst, die jeder nennt,
Die hochgepriesne Kunst, zu leben.
Das Leben ist ein Instrument,
Von Gott uns in die Hand gegeben;
Von ihm zu Wahrheit und Verstand
Ganz rein gestimmt; nur, Harmonieen
Für Geist und Herz daraus zu ziehen,
Das überließ er unsrer Hand.
Da leiert freilich mancher Stümper
An Geist und Herzen, unserm Ohr
Sein unmelodisches Geklimper
Nicht ohne eignes Bravo vor.
Wie lieblich hallt aus Griechenland
Die edle Harmonie herüber,
Die Sophroniskus Sohn verstand!
Wie, Freundin, oder hörst du lieber
Den Mann von Nazareth, den Mann,
Der für die Tugend starb? Wohlan!
Ich folge dir zur Felsenhöhle,
Wo dieser Göttermuth entschlief,
Der aus der größten Menschenseele
Der Tugend Harmonieen rief,
Ein Leben rief, das durch die Stürme
Des Schicksals so harmonisch floß,
So friedlich, wie es in dem Schirme
Der Zöllnerhütte sich ergoß.
Ein Geist so hell, ein Herz, vom Staube
Der Pilgerschaft so unbestreut,
Vereinen sich zur Göttlichkeit,
An die ich voller Rührung glaube.

Und dieser Geist, der sich geweiht
Im Lebensstral der Wahrheit sonnte,
Ist ein Gestirn, das hell und schön
Hervortritt, um am Horizonte
Der Menschheit herrlich aufzugehn.
Der edle Mann lebt nie vergebens;
Er geht einst, hemmt sich hier sein Lauf,
Nach Sonnenuntergang des Lebens,
Als ein Gestirn der Nachwelt auf.
O blicke zu dem Mann des Strebens,
Mit stiller Andacht blick' hinauf!
Wir sehn ihn unter seinen Freunden,
Ganz Friede, tragende Geduld;
Dort steht er mitten unter Feinden,
Groß, wie der Sieg; sanft, wie die Huld.
Hier predigt er. Mit welcher Weihung
Reißt seiner Lehre Geist und Sinn
Zur Wahrheit seiner Tugend hin!
Dort spricht er göttliche Verzeihung
Herab auf eine Sünderin.
Hier stillt er thränenvolle Klagen,
Und dort verschmäht er einen Thron.
Wer ist der Mann, um für den Lohn
Der Wahrheit Alles das zu tragen?
Er sagt es selbst — ein Menschensohn,
Der, weil er anders war und glaubte,
Als ihm des Wahnes Täuschungsspiel
Zu glauben und zu seyn erlaubte,
Zum Opfer seiner Wahrheit fiel.
Er geht, mit ruhiger Erhebung
Zum Himmel, den er selbst sich gab,
Den dunkeln Todesweg hinab;
Sein letztes Athmen spricht Vergebung
Auf seine Peiniger herab.

Er fühlt sein Werk. Durch das Getümmel
Der Feind' und durch die Todesnacht
Drängt dies Gefühl mit Göttermacht,
Und strömt in sein: Es ist vollbracht!
Den fürchterlich errungnen Himmel.
O dieser Zauber hält uns fest;
Durchglüht uns, wie ein mildes Feuer;
Er reißt uns fort, daß ihren Schleier
Die Seel' im Fluge fallen läßt,
Und wie in einer Engelfeier,
Wo unter ihr die Sorge wühlt,
Die nahende Vergött'rung fühlt.

## 9) von Müchler.

### Liebesbrief eines Sprachmeisters.

Nein, es genügt dir nicht ein Brief im Substantiv;
Verschönern möcht' ich ihn durch manches Adjectiv;
Zu schwach ertönt mein Lied von deinem Nom'nativ,
Denn meine Muse steht, ach, stets im Genitiv,
Und niemals war für mich Apollo ein Dativ;
O, Holde, sey für mich nie ein Accusativ!
Taub blieb der Musengott bei meinem Vocativ,
Und immer steh' ich nur bei ihm im Ablativ.
Nimm meine Huldigung; denn sie ist positiv,
Und meine Zärtlichkeit kennt keinen Comp'rativ;
Bis zu des Lebens Ziel bleibt sie superlativ.
Welch Glück, erschiene sie dir recht indicativ.
Stell' auf die Probe sie durch den Imperativ,
Sie übertrifft gewiß den höchsten Optativ.
In meinem Herzen bleibt die Lieb' infinitiv;
Und hiermit schließ' dein Knecht in Demuth seinen Brief.

10) von Schink.

### An das Ding in Kiel.
(Aus dem Liter. Merkur, 1820. St. 99.)

Du sprichst von Christenthum, und willst ein Lutherthum
Nach deiner Mache darauf gründen?
Blödsinniger, du lästerst Luthers Ruhm,
Und ladest auf ihn deine Sünden.
Er wollte Licht, du willst die Finsterniß;
Er löste, wie sein Herr und Meister,
Von Knechtschaft die gefangnen Geister;
Du stürztest gern, wärst du des Siegs gewiß,
Zurück ins Joch die Freigewordnen wieder,
Und schleudertest, wie der in Rom
Einst vor Jahrhunderten, aus Peters heilgem Dom,
Gern Interdict und Bannstral nieder;
Wärst gern, wie er, dreifach gekrönt
Mit obermönchischer Tiare,
In deinem schwarzen Amtstalare
Kiels Papst. Dein blinder Wahn verhöhnt
Das heiligste der Menschenrechte,
Des Geistes Freiheit, die Vernunft.
Nicht Christen machst du, Priesterknechte,
An Christus Glauben nicht, an dich und deine Zunft.
Und wähnest du, es werde dir gelingen,
Zurück zu führen Nacht ins helle Reich des Lichts?
Du irrst dich, Päpstlein, irrst! Die Nacht wird dich verschlingen,
Und die Tiare, die du faselst zu erringen,
Ein Strohkranz ist sie — weiter nichts!

## 64.

### c) Die dichterische Schilderung.

Obgleich die schöpferische Einbildungskraft über-

haupt daran erkannt wird, daß sie die ihr vorschwebenden Gegenstände schildert, indem sie jeden einzelnen Theil der dargestellten Form unter bestimmten und lebensvollen Umrissen zeichnet und die Gesammtheit dieser Theile zur Einheit der ästhetischen Form erhebt; so giebt es doch auch eine selbstständige Gattung der Dichtkunst, die dichterische Schilderung, durch welche entweder die Erscheinungen des äußern, oder die Erscheinungen des innern Sinnes, nach dem innerhalb des Gefühls wahrgenommenen nothwendigen Zusammenhange zwischen diesen Erscheinungen, gleich einer plastischen Form, zu einer in sich abgeschlossenen (objectiven) Einheit ausgeprägt werden. — Denn dem Dichter erscheint eben so die Natur- und Menschenwelt, wie die Geisterwelt und die Kunstwelt, als ein in sich abgeschlossenes vollendetes Ganzes. Schildert er daher, im Drange seiner Gefühle, die Erscheinungen der Natur (z. B. Opitz den Vesuv, Haller die Alpen, v. Kleist den Frühling, Zachariä die Tageszeiten, Kosegarten Arkona, v. Matthisson den Genfersee ꝛc.); oder schildert er menschliche Formen, oder die Regungen der Liebe; so dürfen sie nicht blos nach ihren Einzelnheiten, sie müssen vielmehr nach ihrer innigen und unauflöslichen Verbindung zu kleinern oder größern sinnlichen Ganzen dargestellt werden. So entstehen im Gebiete der Dichtkunst die Naturgemählde, nach der Aehnlichkeit verwandter Kunstformen in der Mahlerei und Bildnerei.

Auf gleiche Weise gestaltet die schöpferische Einbildungskraft des Dichters die Ankündigungen und Erscheinungen der übersinnlichen Welt in seinem Innern zu einer in sich abgeschlossenen Schilderung, in welcher die einzelnen Theile (Individuen,

Geister, Thatsachen u. s. w.) zwar als besondere Glieder des Ganzen mit Bestimmtheit erkannt, zugleich aber auch nach ihrem Verhältnisse zu dem mit hoher Lebendigkeit und Kraft gehaltenen und durchgeführten ästhetischen Ganzen versinnlicht werden. (So v. Schiller die Götter Griechenlands, Manso die Inseln der Seligen, v. Matthisson Elysium, Jean Paul viele Naturgemählde, Träume u. a.)

Wenn nun auch die einzelne dichterische Schilderung, je nachdem sie entweder die Versinnlichung unmittelbarer Gefühle, oder die Versinnlichung von Gefühlen enthält, die bald durch Ideen der Vernunft, bald durch Thatsachen der Vergangenheit, bald durch Stoffe aus der Mythologie und Geisterwelt veranlaßt werden, entweder der lyrischen, oder der didactischen, oder der epischen Form der Dichtkunst angehört; so kann doch, eben wegen der großen Verschiedenheit des Ursprungs und der Anregung der individuellen Gefühle, welche der dichterischen Schilderung zum Grunde liegen, diese höchst vielseitige dichterische Form nur in der Ergänzungsklasse dichterischer Formen aufgeführt werden.

## 65.

## Beispiele derselben.

1) von Jacob Schwieger († nach 1665). (Aus s. geharnschten Venus, die er Hamb. 1660 unter dem Namen: Filidor der Dorfferer, herausgab.)

Es ist ein Ort in düstrer Nacht,
Wo Pech und blauer Schwefel brennet,
Deß hohler Schlund nie wird erkennet,
Als wenn ein Blitz ihn heiter macht;

Mit Schlamm und ſchwarzen Waſſerwogen
Iſt ſein verfluchter Sitz umzogen.

Megära denkt da Martern aus
Mit ihren Schweſtern, denen Schlangen
Um die vergift'ten Schläfen hangen;
Dort iſt die Grauſamkeit zu Haus;
Dort wohnet Neid und Widerwillen,
Man höret da des Cerbers Brüllen.

Ixions Marterrad iſt da,
Und Tantalus, zum Durſt verbannet;
Der Tityus ſteht ausgeſpannet,
Und wünſcht, ſein Ende wäre nah.
Dort ſind die ausgehöhlten Fäſſer
In Lethens dunklem Todgewäſſer.

Zu dieſer Höhlen iſt beſtimmt,
Wer mit der zarten Liebe ſpottet.
Wer gegen Amor auf ſich rottet,
Und wilder Venus Waffen nimmt,
Treibt mit Verliebten Scherz und Poſſen,
Wird hier in Ketten eingeſchloſſen.

Hingegen iſt ein grünes Thal,
Wo die beblümten Weſte kühlen;
Hier höret man von Saitenſpielen,
Von Luſt und Freuden ohne Zahl;
Die Felder blühn in bunten Nelken
Und Roſen, welche nie verwelken.

Hier wehet eine Zimmetluft;
Man höret hier ohn' Ende ſchallen
Den Schlag der muntern Nachtigallen;
Hier iſt kein Froſt, kein Nebelduft;
Kein Blitz, kein Donnerſchlag, noch Regen,
Zieht ſchwarzen Wolken hier entgegen.

Hier ist ein milder Liebesstreit;
Das junge Volk spielt mit Jungfrauen
Auf Elis bunten Silberauen;
Scherz, Liebe, Lust und Fröhlichkeit,
Vergnügung, Ruh und süßes Lachen
Verkürzt ihr unaufhörlichs Wachen.

Wohl dem, der sich der Lieb' ergiebt!
Der wird, bekrönt mit Myrthenkränzen,
Genießen dieses kurzen Lenzen;
Wohl dem, der keusch und treulich liebt!
Ihn wird mit Sieg, Triumph und Singen
Der bleiche Charon überbringen.

## 2) von Georg Schottel († 1676).

(Bruchstück aus „der nunmehr hinsterbenden Nymphen Germaniae elendesten Todesklage", Braunschw. 1640. 4., wo er die Geister der teutschen Vorfahren redend einführt.)

— Soll dieses Teutschland seyn? So würden sie wohl sagen,
Das alte Vaterland, worinnen wir geschlagen
Und donnergleich erlegt, wer nur kam übern Rhein?
Hie ist das Land ja nicht; es kann gewiß nicht seyn.
Es muß sein Scytherland, der Tartaren Gebiete,
Ein Land voll Grimmigkeit, erfüllt mit Höllen Wüte.
Es ist die Barbarei, da wilde Drachen seyn.
Sie speien Feur, auf daß sie selbst sich äschern ein.
Nein, es muß Teutschland seyn! Die Sternen uns nicht trügen.
Der Rhein und Elb' ist hie; die Luft selbst kann nicht lügen.
Der blau schwarz dicke Harz; schaut, hie ist noch der Ort,
Da Varus biß ins Gras. Die Donau läuft noch fort.
Hier wurden von der See die Leiber angetrieben,

Nachdem der Römer Volk samt tausend Schiffen blieben,
Hier hielt Germanicus! Dort floh hin der Cäcin!
Der Menschenwürger auch, der Cäsar, zog hier hin!
Es ist das Land, da wir gebohren und erzogen,
Und mit der ersten Milch die Tugendlust gesogen.
Es wird ohn Zweifel seyn von Grund auf umgekehrt.
Wir sehens überall verwüstet und verheert,
Der Gallier Gesind, das sehen wir bei Haufen.
Dort tritt ein Wälscher her. Schau, wie sie herrisch laufen
Die Spanier, recht aus Trotz! Hier zieht ein Schotte an;
Ein Schwede und ein Finn steht dort beim Engelsmann.
Ein Unstern böser Art muß haben dir geleuchtet;
Ein giftig reicher Thau hat durch und durch befeuchtet
Dich, liebstes Vaterland; bist du nun so veracht,
Erbettelst Recht und Schutz vom Glück' und fremder Macht!

### 3) von v. Hoffmannswaldau († 1679).

### Lobrede auf das liebwertheste Frauenzimmer. (Bruchstück)

Hochwerthes Jungfernvolk, ihr holden Anmuths-Sonnen,
Ihr auserwählter Schmuck, der Haus und Gassen ziert.
Wer ist so steinern, der euch nicht hat liebgewonnen?
Und welchen habt ihr nicht mit Fesseln heimgeführt?
Wer ist so kühn, der darf vor eure Augen treten,
Wenn ihr die Waaren habt der Schönheit ausgelegt?
Wer will euch, Liebste, nicht als einen Gott anbeten,
Weil ihr das Bildniß seyd, das Venus selbst geprägt.
Jedoch ich will nur blos ein Theil von dem berühren,
Mit welchem die Natur euch herrlich hat versehn.
Der Sinnen Schiff soll mich in solche Länder führen,
Wo auf der See voll Milch nur Liebeswinde wehn.
Die Brüste sind mein Zweck, die schönen Marmorballen,
Auf welchen Amor ihm ein Lustschloß hat gebaut;
Die durch das Athemspiel sich heben und auch fallen,

Auf die der Sonne Gold wohlriechend Ambra thaut.
Sie sind ein Paradies, in welchem Aepfel reifen,
Nach deren süßer Kost jedweder Adam lechzt,
Zwei Felsen, um die stets des Zephyrs Winde pfeifen,
Ein Garten schöner Tracht, wo die Vergnügung wächst;
Ein überirdisch Bild, dem alle opfern müssen,
Ein ausgeputzt Altar, vor dem die Welt sich beugt;
Ein krystalliner Quell, aus welchem Ströme fließen,
Davon die Süßigkeit den Nektar übersteigt.
Sie sind zwei Schwestern, die in Einem Bette schlafen,
Davon die eine doch die andre keinmal drückt;
Zwei Kammern, welche voll von blanken Liebeswaffen,
Aus denen Cypripor die goldnen Pfeile schickt.
Sie sind ein zäher Leim, woran die Sinne kleben;
Ein Feuer, welches macht die kältsten Herzen warm;
Ein Bezoar, der auch Entseelten giebt das Leben;
Ein solcher Schatz, vor dem das Reichthum selbst ist arm.
Ein kräftigs Himmelsbrod, das die Verliebten schmecken;
Ein Alabasterhaus, so mit Rubinen prahlt;
Ein süßer Honigseim, den matte Seelen lecken;
Ein Himmel, wo das Heer der Liebessterne strahlt;
Ein scharf geschliffen Schwert, das tiefe Wunden hauet,
Ein Rosenstrauch, der auch im Winter Rosen bringt;
Ein Meer, worauf man der Sirenen Kräfte schauet,
Von denen das Gesäng bis in die Seele dringt.
Sie sind ein Schneegebirg, in welchem Funken glimmen,
Davon der härtste Stahl wie weiches Wachs zerfleußt;
Ein wasserreicher Teich, darinnen Fische schwimmen,
Davon sich sattsam ein verliebter Magen speist.
Sie sind der Jugend Lust, und aller Kurzweil Zunder,
Ein Kranz, in welchem man die Keuschheitsblume sieht;
Sie kürzen Langezeit, und stiften eitel Wunder,
Weil beides Glut und Schnee auf ihrem Throne blüht.
Sie sind ein Blasebalg, ein Feuer aufzufachen,

Das durch kein Mittel nicht kann werden ausgelöscht.
Zwei Beete, wo Rubin und Marmel Hochzeit machen,
Wo süße Mandelmilch der Rosen Scharlach wäscht.
Ein werthes Heiligthum, das keusche Lippen küssen,
Vor dem sich Herz und Knie in tiefster Demuth neigt;
Ein Meer, aus dem sich Lust und Lieblichkeit ergießen;
Ein Bergwerk, dessen Grund zwei Demantsteine zeigt. u. s. w.

### 4) von v. Lohenstein († 1683).

### Siegeskranz der auf dem Schauplatze der Liebe streitenden Röthe. (abgekürzt)

Schwarz.

Ihr Schwestern, unser Glanz führt in sich Anmuthsquellen,
Nährt Zunder reiner Brunst, hat Oele süßer Glut.
Doch können wir uns nicht in gleichen Reihen stellen;
Der steht der Vorzug zu, die größte Wunder thut.
Welch Richter soll nun nicht für mich sein Urtheil fällen?
Mein Stral zermalmet Erz, macht brennend Eis und Flut.
Wenn kalte Seelen soll'n der Liebe Wirkung fühlen,
Muß mein liebängelnd Blitz aus meinen Wolken spielen.

Weiß.

Kein düstrer Schatten gleicht sich hellen Sonnenstralen;
Mein Glanz tilgt deinen Dunst, mein Schimmer deine Nacht.
Der schöne Himmel muß mit meinem Silber prahlen;
Schau, wie die weiße See mit meinen Perlen lacht.
Narziß und Lilie muß den Schoos der Erde mahlen;
Was schön ist in der Welt, wird weiß ans Licht gebracht.
Aus der verspritzten Milch der Juno mußten werden
Die Milchstraß' im Gestirn, und Lilien auf der Erden.

Roth.

Gebt Schwestern mir den Preis im holden Liebeskriege;
Der Liebe Glut läßt sich in Schnee nicht hüllen ein.

Die Purpurmuſchel war der Venus erſte Wiege;
Cupido muß geſängt mit rothen Flammen ſeyn.
Selbſt die Natur ſteckt aus Merkmale meiner Siege,
Des Himmels Garten blümt der Sterne rother Schein.
Mit Roſen prangt die Welt, das Waſſer mit Korallen,
Wenn alle drei verliebt einander woll'n gefallen.

Schwarz.

Sagt, wie ihr dort und da geborgte Farben nehmet;
Wenn ihr entfärbt ſeyd, ſcheint mein nie erbleichend Licht.
Der Schnee erblaßt vor mir, die Röthe ſteht beſchämet,
Wenn ein verliebter Stral aus ſchwarzen Augen bricht.
Aus dieſen Wolken wird der Liebe Blitz gefämet;
Es fährt aus heller Luft, aus Regenbogen nicht.
Der Liebe Zeughaus iſt in dieſe Nacht gebauet,
Wo man mehr Sonnenſchein, als nicht am Tage, ſchauet.

Weiß.

Wenn meine Lilien gleich nicht woll'n den Roſen weichen,
Da, wo die Braut von ſich der Liebe Samen ſtreut;
So muß mein Silber doch nur vor der Röth' erbleichen,
Wo ihren reinen Geiſt der ſüße Trieb erfreut.
Jedoch ich werde noch des Ruhmes Zweck erreichen,
Wenn, ſüßes Paar, mein Trieb euch noch was Luſt verleiht.
Weil ſich mein Schnee nicht wird von euern Gliedern trennen,
Wird ſüßer Liebesreiz in euern Herzen brennen.

Roth.

Kommt, Schweſtern, kränzet mich mit Roſ- und Myrthen-Zweigen;
Komm, Venus, opfere den goldnen Apfel mir.
Weil meine Flamme muß die Liebesfackel zeugen;
So zieht ihr Nymphen mich jetzt allen Farben für.
Es kann die keuſche Braut nicht meinen Trieb verſchweigen,
Der Wangen Röthe mahlt den Liebſten ab in ihr.

Ja morgen wird die Braut durch Schamröth' uns entdecken,
Daß ſtarke Liebeskraft im Rothen müſſe ſtecken.

### 5) von Joh. Nic. Götz († 1781).

### Die Welt.

Die Welt gleicht einer Opera,
Wo jeder, der ſich fühlt,
Nach ſeiner lieben Leidenſchaft
Des Lebens Rolle ſpielt.
Der Eine ſteigt die Bühn' hinauf
Mit einem Schäferſtab;
Ein Andrer, mit dem Marſchallsſtab,
Sinkt, ohne Kopf, herab.
Wir armer guter Pöbel ſtehn
Verachtet, doch in Ruh,
Vor dieſer Bühne, gähnen oft,
Und ſehn der Fratze zu.
Die Koſten freilich zahlen wir
Fürs ganze Opernhaus;
Doch lachen wir, mißräth das Spiel,
Zuletzt die Spieler aus.

### 6) von Gotter († 1797).

### Die Neuvermählte an ihrem Hochzeitballe.

Leicht ſchwebt durch die Reihen, die ſtaunend ſich trennen,
Leicht ſchwebt ſie am Arme des Liebenden hin,
Gott Hymens jüngſte Prieſterin.
Kaum wagen's die Mädchen, ſie Schweſter zu nennen;
Mit forſchenden Blicken und trauterem Sinn
Umarmen die Weiber die neue Geweihte;
Die Männer beneiden dem Sieger die Beute;
Den Jünglingen drängen, im Taumel der Luſt,
Sich Seufzer der Sehnſucht aus klopfender Bruſt.

So feiert, im Schauspiel, das Jauchzen der Menge,
Bewillkommnen Tänze, begrüßen Gesänge
Ein glückliches Paar, im entscheidenden Act.
O schwebt, von gefühlvollen Zeugen umgeben,
So leicht und harmonisch auf Blumen durchs Leben;
Den Ton gebe Freundschaft, und Liebe den Tact!

## 7) von Schubart († 1791).

### Die Messiade.

Willst du dich auf gen Himmel schwingen,
Und hören, was die Engel singen,
Und hören, was Jehova spricht;
So lies dies himmlische Gedicht!

Willst du den Mittler hangen sehen,
Ach, auf des Schädelberges Höhen,
Mit jammerbleichem Angesicht;
So lies dies christliche Gedicht!

Willst du in Glut und Schwefelmeeren
Das Brüllen der Satane hören,
Gedrückt vom Fluch und vom Gericht;
So lies dies schreckliche Gedicht!

Willst du gesalbte Männer, Frauen,
Und Mädchen, gleich den Engeln, schauen,
Getreu der gottgeweihten Pflicht;
So lies dies heilige Gedicht!

Willst du, bei Harmonie der Sphären,
Die teutsche Sprache donnern hören
Mit felsensplitterndem Gewicht;
So lies dies Vaterlandsgedicht!

Willst du in süßen Sympathieen,
Voll Ahnung jenes Lebens, glühen,
Und wünschen, daß dein Auge bricht;
So lies dies göttliche Gedicht!

## 8) von Jean Paul.

— Die Pyrenäen ruhten groß, halb in Nächte, halb in Tage gekleidet, um uns, und bückten sich nicht, wie der veraltende Mensch, vor der Zeit, sondern erhoben sich ewig, und ich fühlte, warum die Alten die Gebirge für Giganten hielten. Die Häupter der Berge trugen Kränze und Ketten von Rosen aus Wolken gemacht. Aber so oft sich Sterne aus dem leeren tiefen Aethermeere herausdrängten, und aus den blauen Wolken glänzten; so erblichen Rosen an den Bergen und fielen ab. Nur das Mittagshorn schaute, wie ein höherer Geist, lange der tiefen einsamen Sonne nach und glühte entzückt. Ein tieferes Amphitheater aus blühenden Citronenbäumen zog uns mit Wohlgerüchen auf die eingehüllte Erde zurück, und machte aus ihr ein dunkles Paradies. Und die Nachtigallen wachten in den Rosenhecken am Wasser auf, und zogen mit den Tönen ihres kleinen Herzens tief in das große menschliche. Und glimmende Johanniswürmchen schweiften um sie von Rose zu Rose; und im spiegelnden Wasser schwebten nur fliegende Goldkörner über gelbe Blumen. — Aber da wir gen Himmel sahen, schimmerten schon alle Sterne, und die Gebirge trugen, statt der Rosenketten, ausgelöschte Regenbogen, und der Riese unter den Pyrenäen war statt der Rosen mit Sternen gekrönt. — O müßte dann nicht jeder entzückten Seele seyn, als falle von der gedrückten Brust die irdische Lust, als gebe uns die Erde aus ihrem Mutterarme reif in die Vaterarme des unendlichen Genius, — als sey das leichte Leben verweht? — Wir kamen uns wie Unsterbliche, und erhabener vor; wir wähnten, das Sprechen über die Unsterblichkeit habe bei uns den Anfang der unsrigen bedeutet.

## 9) von Oehlenschläger.

### Johannes in der Wüste.

Fort, fort, ihr Otterngezüchte, fort!
Verpestet mit Nebeln nicht die heilige Luft!
Fort! Suchet im Moore den Wohnungsort!
Nistet tief, tief in der Felsenkluft!
Aber fort, daß der Blüthenduft
Samenschwanger befruchte den Ort.
Flieht, gehorcht meinem Wort.

In euern Nebeln nistet nur Laster und Tod;
Ihr verschleiert das steigende Morgenroth,
Erstickt, wie Herodes, die Kindelein,
Damit der Heiland nicht soll gedeihn.
Aber er gedeiht! ich künd' es euch an.
Fort! daß er wachsen und blühen kann!

Brauset, ihr Eichen, und schüttelt das lockige Haar.
Krachet tief in die mächtigen Wurzeln hinein;
Laut will ich zornig im Winde schrein,
Damit das Gesindel verzage gar.

Es sterbe, was nicht befördert des Lebens Heil.
An Baumes Wurzel lieget das Beil,
Und welcher Baum der nicht gedeiht —
Den hau' ich um und werf' ihn weit;
Weit, ohn' alle Barmherzigkeit!

Fort vom Ort!
Ihr Schlangen, ihr Molch', ihr Kröten!
Bald wird Sonne die Luft erwärmen, erröthen,
Wecken im Waldsgrün unzählige Flöten,
Euch mit euern Dünsten tödten.
Darum flieht
Weit vom Gebiet.
Fort, gehorcht des Zornes Lied!

## 10) von Ludw. Tieck.

### Bruchstück aus der „Frühlingsreise."

— Nie vergißt der Frühling wieder zu kommen,
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der Wiese sind.
Kaum ist dem Winter die Herrschaft genommen;
So erwacht und lächelt das goldne Kind.

Dann sucht er sein Spielzeug wieder zusammen,
Das der alte Winter verlegt und verstört;
Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.
Er rührt den Obstbaum mit röthlicher Hand;
Er klettert hinauf die Aprikosenwand;
Wie Schnee die Blüthe noch vor dem Blatt ausdringt;
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.

Dann geht er, und schläft im waldigen Grund,
Und haucht den Athem aus, den süßen;
Um seinen zarten rothen Mund
Im Grase Viol' und Erdbeer sprießen.
Wie röthlich und bläulich lacht
Das Thal, wann er erwacht!

In den verschloßnen Garten
Steigt er über's Gitter in Eil,
Mag auf den Schlüssel nicht warten;
Ihm ist keine Wand zu steil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er schneidet das Buxbaum-Gehege,
Und feiert auch am Abend nicht;
Er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: wo säumen die Spielkameraden,
Daß sie so lange in der Erde bleiben?
Ich habe sie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.

Die Lilie kommt und reicht die weißen Finger;
Die Tulpe ſteht mit dickem Kopfputz da;
Die Roſe tritt beſcheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich iſt nun geſtickt:
Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor.
Da danken die Menſchen, da jauchzt der Vögel ganzes Chor;
Denn alle fühlen ſich beglückt.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen,
Und ſcheidet und ſagt: ich muß nun gehn;
Da ſterben ſie alle an ſüßem Verlangen,
Daß ſie mit welken Häuptern ſtehn.

Der Frühling ſpricht: Vollendet iſt mein Thun,
Ich habe ſchon die Schwalben herbeſtellt,
Sie tragen mich in eine andre Welt;
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.

Ich bin zu klein, das Obſt zu pflücken,
Den Stock der ſchweren Traube zu entkleiden,
Mit der Senſe das goldene Korn zu ſchneiden;
Dazu will ich den Herbſt euch ſchicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind,
Und nicht zur ernſten Arbeit geſinnt;
Doch wenn ihr des Winters überdrüſſig ſeyd,
Dann komm' ich zurück zu eurer Freud',
Die Blumen, die Vögel, nehm' ich mit mir,
Wann ihr erntet und keltert, was ſollen ſie hier?
Ade! Ade! iſt die Liebe nur da,
So bleibt euch der Frühling ewiglich nah!

### 11) von Schink.

#### Tyrannentod.

Das Angeſicht vom Schrecken bleich,
Von Nacht das Aug' umgeben,

Lag ein Tyrann in kaltem Schweis,
Und rang mit Tod und Leben.
Starr ſtand das Hofgeſind' um ihn,
Still, wie des Grabes Höhle.
Er aber zuckte, röchelte,
Und ſträubend floh die Seele.

Als ſie empor fuhr, ſchwebt' auf ſie
Mit blutigem Gefieder
Aus düſterm, nächtlichem Gewölk
Ein Todesengel nieder.
Dem hochgeſchwungnen Schwert entfuhr
Ein ganzes Meer von Flammen.
„Mir nach — erſcholl des Rächers Ruf —
Und höre dich verdammen!"

Sie folgte. Abermals rief's laut:
„Hier weile! Dir vorüber
Gehn deines Lebens Thaten jetzt,
Sieh, und verzweifle drüber.
Der Spiegel der Vergangenheit
Sinkt deinen Augen nieder,
Und jede That des Unrechts kehrt
In dein Gedächtniß wieder!"

Alſo geſchah's. Geſchändeter,
Erwürgter Unſchuld Jammer;
Entweihete Myſterien
In ſtiller Tugend Kammer;
Hier eine Kindesmörderin,
Dort, zugeſellt den Todten,
Ein überſchmeichelt treues Weib
Umſchwebten den Deſpoten.

Dann ſah er ſich auf ſeinem Thron,
Und an des Thrones Füßen
Ein bleiches ausgemergelt Volk

Für seine Prachtsucht büßen.
Er trank der Unterthanen Fleiß
Aus funkelnden Pokalen,
Fraß seines Landes fettes Mark
Bei seinen Königsmahlen!

Sah ein unendlich Leichenfeld
Im ungerechten Kriege;
Vernahm des Elends Angstgeschrei
Bei jedem seiner Siege;
Geheul um ihn, und Ströme Bluts,
Und Schädel, halb gebrochen,
Wollt' er entfliehn, und stürzt', und sank
Bleich unter Todtenknochen.

„Verdammt, rief jeder Schädel laut.
Fluch, rauschte jede Welle
Des Blutstroms um ihn, Ungeheu'r!
Hinab, hinab zur Hölle!"
Er stürzt, umzischt vom Rächerschwert,
Umblitzt von seinen Flammen;
Und alle Knochen rasselten
Hoch über ihm zusammen!

## 66.

### d) Die Parabel und Paramythie *).

Die Parabel enthält die Darstellung einer Handlung, die das Sinnbild einer höhern Wahrheit der Vernunft oder eines sittlichen Grundsatzes

*) Die Allegorie und Vision, die, als selbstständige dichterische Ganze betrachtet, auch hier aufgeführt werden konnten, sind bereits, in der Lehre von den Tropen, Th. 1. S. 461 und 465 theoretisch und practisch erläutert worden.

in sich einschließt, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. So wie das Gleichniß aus einer fortgesetzten und durchgebildeten Vergleichung entsteht; so die Parabel aus einem völlig durchgebildeten Gleichnisse. Sie trägt den Charakter des Epischen, weil sie eine Handlung in den Mittelpunct der Darstellung stellt; allein sie ist auch der didactischen und lyrischen Dichtkunst nahe verwandt, weil sie die Handlung nicht ihrer selbst wegen, wie der epische Dichter, sondern als Versinnlichung einer Vernunftwahrheit oder eines ewig gültigen Grundsatzes der Sittlichkeit, unter der bildlichen Hülle darstellt, und weil dieser von der selbstthätigen Einbildungskraft bewirkten freien Versinnlichung eine hohe Bewegung des Gefühlsvermögens zum Grunde liegt, ohne welche die Parabel überhaupt nicht das Gepräge der Dichtkunst tragen könnte. Dadurch unterscheidet sich denn auch die Parabel wesentlich von der Allegorie und der Fabel. Denn die Allegorie (Th. 1. S. 461) nennt den eigentlichen Gegenstand, der versinnlicht werden soll, nicht selbst, sondern läßt ihn unter einem ihm völlig entsprechenden Bilde erscheinen; auch ist es nur zufällig, wenn die Allegorie eine Vernunftwahrheit oder einen sittlichen Grundsatz versinnlicht, weil sie auf gleiche Weise auch das Gegenbild von etwas Mythischen, Geschichtlichen u. s. w. ästhetisch vollendet aufstellen kann. Noch bestimmter unterscheidet sich die Parabel von der Fabel (§. 49.), deren eigenthümlicher Charakter auf der Versinnlichung menschlicher Handlungen und Zustände in dem, der menschlichen Freiheit verwandten, Kreise des Instinkts beruht.

Die Paramythie, von Herder mit diesem Namen belegt, und (in s. zerstreuten Blättern)

in vielen gelungenen Formen ausgeprägt, enthält die ästhetisch vollendete Darstellung eines Individuums, einer Begebenheit, oder einer Handlung, die den orientalischen oder griechischen Mythen des Alterthums angehören, mit einer modernen Deutung und Beziehung. Die Paramythie hat durchgehends eine epische Unterlage; allein gewöhnlich waltet in ihr der Ton des Gefühls noch stärker vor, als in der Parabel.

Beiden, der Parabel und Paramythie, ist es wesentlich, daß ihr Ausdruck natürlich, einfach und ungekünstelt sey, damit auch der Verstand und das Gefühl des Volkes und der Jugend den gemeinten Gegenstand, oder die versinnlichte Wahrheit, unter der sinnbildlichen Hülle sogleich wiedererkenne, und diese, vermittelst der vollendeten ästhetischen Form, einen desto tiefern Eindruck auf das Gefühlsvermögen hevorbringe.

## 67.

## Beispiele der Parabel und Paramythie.

### a) der Parabel.

#### 1) von Krummacher.

#### Der Blinde.

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupte in den Stralen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, und ihr Glanz senkte sich auf die dunkeln Globen seines Angesichts, das er unverwandt ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer! rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf, und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet. Aus dir strömet ewige

Fülle, Leben und Wärme, und nie verſieget deine Kraft! Wie groß muß der ſeyn, der dich gebildet hat!

So ſprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm ſtand. Und es befremdeten ihn die Worte des Blinden. Deshalb begann er und fragte: Wie kannſt du das Geſtirn des Tages bewundern, und ſieheſt es nicht?

Da antwortete der Blinde und ſprach: Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt und der Glanz der Sonne mir verſchloſſen ward, nahm ich ſie in meine Seele auf! Jedes Gefühl ihrer Nähe läſſet ſie in mir ſelbſt aufgehen, und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber ſchauet ſie nur, wie alles, was ihr täglich ſehet, mit leiblichem Auge!

## 2) von Hamann.

### Frage und Antwort.

„Wie kömmt's doch, daß von allen Blumen, die
Auf Feld und Anger blühn, ſo wenig nur
Den Wohlgeruch, den ſüßen Duft uns weihn,
Der dieſes Veilchen hier ſo werth uns macht?
Sie trinken alle doch denſelben Thau,
Denſelben Stral der Sonne und des Monds;
Sie ſproſſen alle ja aus Einem Schoos,
Und Eine Mutter iſt es, die ſie nährt!" —
So ſprach der Jüngling zu dem weiſen Mann.
„Wie kommt's, mein Sohn, erwiedert der, daß von
Den Menſchen nicht ein Jeder Wohlgeruch
Zum Himmel ſchickt durch edle, gute That?
Hat die Natur doch Keinen je verſäumt!
Es leuchtet Jedem ja die Sonne mild,
Und milder noch der Mond. Für Jeden ſchmückt
Die Erde ſich mit goldner Frucht. Es wölbt

Für Jeden ſich der blaue Aether, weht
Mit kräft'gem Lebenshauch um ſeine Stirn.
Es flimmert Jedem doch der Stern des Rechts,
Und Jedem ſchallt die Stimme des Gefühls!"

## b) der Paramythie.

### 1) von v. Herder.

### Der ſterbende Schwan.

„Muß ich allein denn ſtumm und geſanglos ſeyn? ſprach ſeufzend der ſtille Schwan zu ſich, und badete ſich im ſtillen Glanze der ſchönſten Abendröthe; beinahe ich allein im ganzen Reiche der gefiederten Schaaren. Zwar der ſchnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o ſanfte Philomele, beneide ich ſie, wenn ich, wie feſtgehalten durch dieſelbe, langſamer meine Wellen ziehe, und mich im Abglanze des Himmels trunken verweile. — Wie wollte ich dich ſingen, goldene Abendſonne! dein ſchönes Licht und meine Seligkeit ſingen, mich in den Spiegel deines Roſenantlitzes niedertauchen und ſterben."

Stillentzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er ſich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Geſtalt, die am Ufer ſtand, ihn freundlich zu ſich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgenſonne, der ſchöne Phöbus. „Keuſches, liebliches Weſen, ſprach er, die Bitte iſt dir gewährt, die du ſo oft in deiner verſchwiegenen Bruſt nährteſt, und ſie konnte dir nicht eher gewährt werden."

Kaum hatte er das Wort geſagt; ſo berührte er den Schwan mit ſeiner Leier, und ſtimmte auf ihr den Ton der Unſterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's, und aufgelöſet und ergoſſen ſang

er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besingend die schöne Sonne, den glänzenden See, und sein unschuldiges seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in süßen entschlummernden Tönen, bis er sich — im Elysium wieder fand, am Fuße des Apollo in seiner wahren himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflöfete; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört, und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles, hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen konntest, giebt dir der Augenblick deines Todes!

### 2) von v. Herder.

## Die Sterne.

Müde und matt war Daniel von seinen Gesichten der Zukunft, die ihm so oft seine Kraft genommen, und ihn mit Schauder erfüllet hatten; als endlich Einer aus dem Rathe der Wächter zu ihm sprach: „Gehe hin, Daniel, und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufstehest in deinem Theile am Ende der Tage!"

Gelassen hörte Daniel das räthselhafte Wort und sprach zu dem Manne, der neben ihm stand: „Meinest du, Herr, daß diese Gebeine werden wieder grünen?" Und der himmlische Bote nahm ihn bei der Hand, und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. „Viele,

sprach er, so unter der Erde schlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne." — Er sprachs, und berührte ihn mit seiner Rechte, und Daniel entschlief unter dem Anblicke des Himmels und seiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

## 68.

### e) Der Dialog und Monolog.

Obgleich der Dialog und Monolog nach ihrer Abwechselung und Aufeinanderfolge, und beide durchgeführt nach dem Gesetze der Form, eine Grundbedingung der äußern Ankündigung der dramatischen Dichtkunst sind; so beschränken sie sich doch keinesweges allein auf die dramatische Form. Sie können eben so in die epische, wie in die didactische und lyrische Dichtkunst abwechselnd eingelegt werden, um eine höhere Mannigfaltigkeit der Form und ein verstärkteres Interesse an derselben zu vermitteln; sie können auch zur ästhetischen Selbstständigkeit erhoben und als größere, für sich bestehende Kunstformen, durchgeführt werden. Nach dieser ästhetischen Durchführung und Gestaltung unterscheiden sie sich völlig von der blos mündlichen Unterhaltung; und je nachdem durch sie entweder unmittelbare Gefühle, oder Ideen und Wahrheiten der Vernunft, oder wichtige Vorgänge des menschlichen Lebens versinnlicht werden, nähern sie sich bald mehr der lyrischen, bald mehr der didactischen, bald mehr der epischen Dichtkunst.

Erscheint der Dialog als eine selbstständige Kunstform; so wird durch ihn entweder eine

reichere Mannigfaltigkeit, Schattirung und Abwechselung im Tone und Ausdrucke derselben Gefühle, oder die Versinnlichung gewisser einander entgegengesetzter Gefühle, Wahrheiten oder Thatsachen (die Versinnlichung eines ästhetisch durchgeführten Antagonismus) beabsichtigt und bewirkt, weil die Verschiedenheit und der Contrast dieser Gefühle, Wahrheiten und Thatsachen durch ihre Gegeneinanderstellung am bestimmtesten vergegenwärtigt wird.

So wie aber die poetische Epistel gegen den zum Sprachgebiete der Prosa gehörenden Brief sich verhält; so verhält sich auch der ästhetische Dialog zum gewöhnlichen Gespräche bei der mündlichen Unterhaltung. Je specieller nämlich der prosaische Brief und die mündliche Unterhaltung sind; desto mehr entsprechen sie ihrem Zwecke. Dagegen stellen die poetische Epistel und der ästhetische Dialog idealisirte Menschen auf, die namentlich im Dialoge als Repräsentanten der gesammten Menschheit, oder doch als Repräsentanten einzelner Gattungen, Klassen und Stände derselben geschildert werden. Daher kann der Dialog eben so das Gefühl der Liebe, nach seiner verschiedenartigen Ankündigung in den beiden Geschlechtern der Menschengattung, wie den Kampf zweier einander entgegengesetzten (religiösen oder politischen) Ansichten und Systeme darstellen, so, daß die schöpferische Einbildungskraft des Dichters besonders an der glücklichen Erfindung, gelungenen Haltung und erschöpfenden gegenseitigen Stellung und Durchführung der Eigenthümlichkeit der einander entgegengesetzten Individuen und Charaktere, nach der Ankündigung ihrer Gefühle, Grundsätze, Ansichten und Meinungen, erkannt wird. Ob nun gleich

durch die ästhetische Versinnlichung dieses Antagonismus menschlicher Gefühle, Grundsätze und Handlungen das gemischte Gefühl der Lust und Unlust in dem Anschauenden angeregt und unterhalten wird; so soll sich doch dasselbe, in dem Augenblicke der Vollendung der Form, durch die an die Stelle dieses Antagonismus getretene Harmonie, in ein siegendes Gefühl der Lust auflösen.

Der Monolog, als eine selbstständige ästhetische Form, beruht auf der Versinnlichung und vollendeten Durchführung eines stark angeregten Gefühls, oder einer mächtig emporstrebenden Leidenschaft. Denn nur eine hohe Bewegung des Gefühls- oder des Bestrebungsvermögens kann den Zustand bewirken, daß der Mensch, der allein ist, durch lautes Sprechen sein inneres subjectives Leben gleichsam objectivisirt, weil er der Sprache bedarf, um dem Drange und Kampfe in seinem Innern Luft zu machen. — Ob nun gleich auch jedes Gebet als ein in sich vollendeter Monolog betrachtet werden kann (und Reinhard, Zollikofer, Marezoll u. a. treffliche Gebete in diesem Sinne aufgestellt haben, die aber zunächst zur Sprache der Beredsamkeit gehören); so findet sich doch der Monolog am häufigsten in der dramatischen Dichtkunst, wo derselbe, sobald ihn die schöpferische Kraft des Dichters an den rechten Ort versetzt und zur ästhetischen Gediegenheit erhebt, von hoher psychologischer und dramatischer Wirkung ist. (Viele Idyllen Geßners gehören in den Kreis der Monologe. Unter den neuern Tragikern sind die Monologe Schillers in den Räubern, im Fiesko, im Wallenstein, in der Jungfrau von Orleans, — Göthe's, Müllners u. a. allgemein bekannt.)

## 69.

## Beispiele des Dialogs und Monologs.

### a) des Dialogs.

### 1) von Kosegarten († 1818).

### Das Geständniß.

Theon und Theano.

Theano.

Weg ist sie, Gottes Sonne! Wohlthuns müde,
Und wie die Tugend ruhig, schlief sie ein.
O wiegte diese Ruh, o lullte dieser Friede
Mich in den langen Schlummer ein!

Theon.

Schön sank sie hin, die Starke, Hohe, Große,
Und steigt bald wieder schimmernder empor.
So blüht Theano einst aus der Verwesung Schooße
Verschönert und verjüngt hervor.

Theano.

Wie glüht der Westen! Theon sieh, wie wallen
Die rothen Fluten um der Sonne Grab!
Es regnet Rosen, Theon; Diamanten fallen
Aus jenem Duftgewölk' herab.

Theon.

Und regnen einstens diese Rosen, fallen
Des Thaues Perlen einst auf meinen Stein;
Wird auch Theano wohl zu Theons Hügel wallen
Und Blumen auf den stillen streun?

Theano.

Wie sagst du, Theon? — Ach die klare Bläue,
Die, wie ein wogend Lichtmeer, uns umschwillt!
Wie diese lautre Flut, wie diese Füll' und Treue
Des matten Herzens Lechzen stillt!

Theon.

Dies matte Herz lechzt, Beste, nach dem Lande,
Wo das Verhängniß sich der Lieb' erbarmt;
Wo alles Zwanges los, und ledig aller Bande
Sich selig Seel' und Seel' umarmt.

Theano.

Siehst du den regen Punct hoch in den Lüften?
Hörst du der Lerche wirbelnd Abendlied?
Jetzt schweigt sie, kreist herab auf thauberauschte Triften,
Und sinkt ins hochbegraste Ried!

Theon.

Die Glückliche! Sie lebt ein seligs Leben.
Ihr kürzt den Tag, die süße Harmonie;
Die süßre Nacht verwallt ihr zephyrleicht und eben
Am Busen der geliebten Sie.

Theano.

Zurück du Rascher! Morde nicht das Veilchen,
Von Thau und Düften schwer hinabgedrückt!
Verstreue deinen Duft, verblühe, frommes Veilchen,
Von meinem Finger ungepflückt.

Theon.

Du wolltest Florens Lieblingskind verachten?
Mißgönnen wolltest ihm den Stolz, die Lust,
Sein Leben auszublühn, sein Daseyn auszuschmachten
An eines Engels reiner Brust?

Theano.

Wie meinst du, Theon? — Theon, welche Frische!
In Amboina's Würzen schwebt die Luft!
Die kleebeblümte Flur, die thaubesprengten Büsche,
Sie träufeln Balsam, strömen Duft.

Theon.

Es ist der Liebe Hauch, der um uns säuselt,
Es ist der Liebe Athem, der uns kühlt,

Der Liebe Liſpel iſts, der deine Locken kräuſelt,
Und fächelnd um die Wangen ſpielt!

Theano.

Ja wohl iſts Abglanz einer ew'gen Güte,
Die in den rothen Wolken dort ſich mahlt.
Wohl iſt es Kraft und Huld, die uns aus jeder Blüthe,
Aus jedem Halm entgegen ſtralt!

Theon.

Und die mir ſtralt in dieſer Wangenblüte,
In dieſer Augen himmelblauem Licht;
O wandelloſe Huld, o anſpruchsloſe Güte,
Die jedem dieſer Züg' entſpricht!

Theano.

Ja ſchön biſt du, du unſers Lebens Wiege
Und einſtens unſer Grab! — Ach wenn ich nun
An deiner kalten Bruſt, du gute Mutter, liege;
So laß mich ſchuldlos an dir ruhn!

Theon.

Ja ſchön iſt unſer Stern im Frühlingsgrüne.
Doch ſchöner iſt ein menſchlich Angeſicht,
Wann leiſ' aus jedem Zug', und laut aus jeder Miene
Der Seele hohe Schönheit ſpricht.
Die Flur erſchließt ſich lauen Regengüſſen,
Der Blume Kelch dem jungen Morgenlicht;
So fühlt zu ſolcher Huld mein Herz ſich hingeriſſen,
Und liebte gern und — darf es nicht.

Theano.

Und darf nicht, Theon? — Wonne, Theon, Wonne!
Sie ſchlägt die Sängerin, die Nachtigall!
Entzücken, das mich ſchwillt, biſt du noch Erdenwonne?
Biſt du nicht Eden, ſel'ges Thal?

Theon.

Ja Eden iſt es. Wo du weilſt, iſt Eden,
Und wo du lächelſt, blüht Elyſium —

Ach lächle nicht ſo hold; dein Lächeln täuſcht den Blöden,
Und wandelt ihn zum Helden um.
Horch, wie ſie flötet! Weckt kein leiſes Sehnen,
Kein ſüßes Ahnen dieſer Ton in dir?
Du wendeſt dich? du weinſt? Was deuten dieſe Thränen,
Was weiſſagt dies Erblaſſen mir?
Nein, länger, länger duld' ichs nicht. Zu brechen
Droht dieſes Herz, zurückgedrängt in ſich —
Laß, theure Seele, laß das große Wort mich ſprechen:
Theano, ach, ich liebe dich!

## 2) von v. Schiller.

### Brutus und Cäſar.

Brutus.

Sey willkommen, friedliches Gefilde,
Nimm den letzten aller Römer auf.
Von Philippi, wo die Mordſchlacht brüllte,
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.
Caſſius, wo biſt du? — Rom verloren?
Hingewürgt mein brüderliches Heer?
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Cäſar.

Wer mit Schritten eines Niederſiegten
Wandert dort vom Felſenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten,
Das iſt eines Römers Gang! —
Tiberſohn, von wannen deine Reiſe?
Steht ſie noch die Siebenhügelſtadt?
Oft geweinet hab' ich um die Waiſe,
Daß ſie nimmer einen Cäſar hat!

Brutus.

Ha! du mit der drei und zwanzigfachen Wunde!
Wer rief, Todter, dich ans Licht?

Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner! — triumphire nicht!
Auf Philippi's eiſernem Altare
Raucht der Freiheit letztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zum Minos — Kreuch in deine Flut!

Cäſar.

O, ein Todesſtoß von Brutus Schwerte;
Auch da — Brutus — du?
Sohn, es war dein Vater — Sohn — die Erde
Wär' gefallen dir als Erbe zu.
Geh — du biſt der größte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt dein Eiſen drang;
Geh, — du weißt's nun, was an Lethe's Strande
Mich noch bannte; —
Schwarzer Schiffer, ſtoß vom Lande!

Brutus.

Vater, halt — im ganzen Sonnenreiche
Hab' ich Einen nur gekannt,
Der dem großen Cäſar gleiche;
Dieſen Einen haſt du Sohn genannt.
Nur ein Cäſar mochte Rom verderben;
Nur nicht Brutus mochte Cäſar ſtehn!
Brutus will Tyrannengut nicht erben.
Wo ein Brutus lebt, muß Cäſar ſterben;
Geh du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn!

## b) des Monologs.

### von Heydenreich († 1801).

### Lebewohl an die Jugend. (abgekürzt)

Sie iſt verſchwunden die blühende Zeit des Lebens, die Periode des Frohſinns und harmloſer Heiterkeit. — Welche unvergeßliche, genußvolle Stunden hat ſie mir

gewährt! Stunden, nach denen noch im ſpäten Alter dieſes Herz ſich zurückſehnen wird.

Wie war alles um mich her ſo lachend und heiter! Welches ſchöne Bündniß knüpfte der Zauber der Hoffnung zwiſchen Gegenwart und Zukunft! Mit Freude begrüßte der Jüngling den Morgen, und mit lieblichen Schwärmereien ſagte er dem ſinkenden Tage das Lebewohl.

Jetzt bin ich Mann, und ſehe zurück in das entſchwundene Gefilde der Vergangenheit; die Erinnerung ſtellt mir ihre Scenen mit lebhaften Zügen dar. Es war der wichtigſte Zeitraum des Lebens, der Zeitraum, von welchem das Glück der übrigen Lebensalter am meiſten abhängt; der Zeitraum, in welchem der Menſch eine Richtung bekommt, die ihn meiſtens ſein ganzes irdiſches Daſeyn hindurch begleitet.

Dichter, ihr nennt die Jugend einen Traum; aber ſie iſt es nur zum Theil. Träume ſind die Freuden des Jünglings; aber keine Träume ſeine Thaten. O dieſe Thaten haben ein ewiges unveränderliches Daſeyn im ſittlichen Reiche; ſie verſchwinden nicht, bekommen durch keinen Zauber der Phantaſie und Erinnerung eine andere Geſtalt; ihre Verwandlung iſt auch für die Allmacht eines Gottes nicht möglich.

Habe ich dich oft entweiht, edle Blütenzeit des Lebens; was kann ich mehr, als mit Reue an deine Grenze knieen, und mit Thränen mir ſelbſt die Tilgung jedes Fleckens ſchwören, der die Menſchheit herabwürdigt. Kann ich mehr, als mit Vorſätzen, in der Laufbahn der Männlichkeit fortſchreiten, feſt und innig genug, um mir das Leben unerträglich zu machen, wann ich ſie je verließe? —

Lebe denn wohl, holder Morgen des Lebens! Schwebe mir oft vor im Bilde der Erinnerung, und führe die beſeligende Hoffnung mit dir, daß jenſeits des Grabes

dem Erweckten eine Jugend aufdämmert, schöner noch, als diese. —

## 70.

### f) Die Satyre.

Da das Satyrische, als ästhetische Eigenschaft, bereits (Th. 1. S. 413) unter den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form aufgeführt und mit zwei Beispielen belegt worden ist; so muß hier der Satyre als einer selbstständigen dichterischen Form gedacht werden, deren ästhetischer Charakter auf der Verbindung derjenigen Merkmale, an welchen das Satyrische als Eigenschaft des Schönen erkannt wird, zur vollendeten Einheit der Form beruht. Die Satyre enthält nämlich die Versinnlichung des Contrastes, in welchem gewisse bestimmte Unvollkommenheiten der intellectuellen und sittlichen Welt zu den höchsten Idealen des Wahren, Schönen und Guten stehen, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Da jedes Ideal höher steht, als die Wirklichkeit; so muß schon an sich die Wirklichkeit, bei dem Zusammenhalten mit dem Ideale, jedesmal verlieren, noch mehr aber, wenn die dichterisch geschilderte Wirklichkeit einen reichhaltigen Stoff in Hinsicht der Verirrungen des menschlichen Verstandes oder der menschlichen Freiheit darbietet. Nothwendig muß die Versinnlichung des hoch über den Kreisen des menschlichen Lebens stehenden Ideals ein Gefühl der Lust, so wie die Ankündigung der menschlichen Verirrungen von diesem Ideale ein Gefühl der Unlust anregen und lebendig erhalten, bis dieses gemischte Gefühl der Lust und Unlust zuletzt, im

Augenblicke der Vollendung der ästhetischen Form, bei dem entschiedenen Siege des Ideals über alles Unvollkommene, Beschränkte und Unsittliche, das im Contraste mit dem Ideale in der Wirklichkeit erscheint, in einem Uebergewichte des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust endigt. — Soll die Satyre diese Wirkung hervorbringen; so muß der Stoff derselben ästhetisch darstellbar seyn, und die Form als vollendete Einheit erscheinen. Es ist aber nicht jede Unvollkommenheit der intellectuellen Welt, und nicht jede Verirrung der sittlichen Freiheit ästhetisch darstellbar, obgleich die letztern dem Gebiete der philosophischen Sittenlehre angehören; vielmehr sind nur diejenigen Unvollkommenheiten und Verirrungen des Menschen ein ästhetischer Stoff für die Satyre, welche von dem Dichter zur Einheit der Form erhoben werden, und das Anwogen des Gefühls der Lust und der Unlust gegen einander bewirken können. Da dies bei dem Pasquill nicht möglich ist; so wird das Pasquill ganz von der Satyre ausgeschlossen. Eben so wird die persönliche Satyre nur selten gelingen, nnd Liscov's Satyren stehen deshalb im Ganzen so tief, weil sie fast durchgehends persönlich waren. Der dichterische Gehalt der Satyre beruht vielmehr darauf, daß sie im Allgemeinen den Abstand der Wirklichkeit von dem Ideale versinnlicht, und die entarteten Individuen, Stände nnd Klassen des menschlichen Geschlechts, meistens unter angenommenen Namen, nach ihren Fehlern schildert, und dadurch als Vertreter der beeinträchtigten Rechte der Sittlichkeit erscheint. — Dem Tone nach kann die Satyre bald strafend, bald lachend seyn, je nachdem sie den Gegensatz des Ideals und der Wirklichkeit entwe-

der mit der Geiſel des bittern Ernſtes, oder mit der Geiſel des ſchneidenden Spottes hervorhebt; auch wird die Satyre unter beiden Ankündigungen das gemiſchte Gefühl der Luſt und der Unluſt, und zuletzt den völligen Sieg des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt bewirken, ſobald die ſchöpferiſche Kraft des Dichters ſie zur Einheit und äſthetiſchen Vollendung der Form erhob.

## 71.

## Beiſpiele der Satyre.

### 1) von Rachel († 1669).

#### Probe einer böſen Sieben. (abgekürzt)

Nichts Beſſers, als ein Weib, iſt, wie mich dünkt,
auf Erden;
Auch kann nicht Böſers, als ein Weib, gefunden werden.
Sie träget beiderlei, Kreuz, Unglück, Glück und Heil,
Milch, Honig, Gift und Gall in ihrem Buſen feil,
Und hat in einer Hand, gleichwie die Kinder pflegen,
Zu ſpielen Pinkewink, Luſt, Leben, Fried' und Segen,
Und in der andern Hand Zorn, Tod, Fluch, Haß und Zank.
Ach, ſolches Pinkewink bringt Schmerz ſein Lebelang.
Wer dieſe Hand ergreift; der kriegt nicht nur die Hände,
Ja vielmehr Haus und Hof voll Kreuz und voll Elende.
Was ſag' ich Haus und Hof? Es muß was Mehrers ſeyn,
Iſt doch die ganze Welt vor Weiberzorn zu klein.
Wann der, wie oft geſchieht, hat überhand genommen;
So ſoll der Teufel ſelbſt aus ſeiner Hölle kommen,
Und hohlen jedermann, auf den ſie zornig ſind,
Hund, Katze, Kuh und Kalb, Knecht, Magd, Mann
und das Kind.
Da hebt das ganze Haus vom Keifen an zu ſauſen,

Als wie die wüſten Wind' im wilden Meere brauſen.
Ihr Rachen thut ſich auf, wirft Feuer aus und Gift;
Die Zähne beißen ſich, die braune Zunge kifft,
Die donnert, hagelt, flucht, läßt nichts ſonſt von ſich ſpüren,
Und machet ein Geſchrei, als zwanzig Bauern führen.
Sie hüpft, ſie rennt, ſie ſpringt, als wie ein raſend Pferd,
Iſt gleich die Sach' oftmals nicht eines Dreiers werth.
Wenns hoch kommt, iſt die Katz' ihr in den Topf gekrochen,
Und hat den Topf geleckt und ungefähr zerbrochen;
Die Köchin hat das Fleiſch verſalzen und verwürzt,
Auch iſt der Eſſigkrug beim Ofen umgeſtürzt.
Wann nun der frommen Frau die Bosheit iſt vergangen;
So kommt ihr wieder an ein Sehnen und Verlangen
Nach Hoffahrt. Iſt dies nicht, ſpricht ſie, die neuſte Tracht?
Man hat ſie nur jetzund aus Frankreich mitgebracht,
Mein herzer Mann, ſeht doch, wie ſchön ſteht der die Mütze;
Mein Herzensmännchen ſeht, wie hübſch iſt dieſe Spitze.
Mein Rock iſt hier ganz kahl, ich muß mich drinnen ſchämen!
Was werd' ich immermehr für Farbe wieder nehmen?
Roth, grün, blau, gelb und ſchwarz, die ſind gar zu gemein;
Wenn ich was haben ſoll, ſo hab' ichs gern allein.
Dem armen Mann wird bang. Er ſitzt dort, wie auf Kohlen;
Was hilfts? Sie läßt nicht ab, er muß den Beutel hohlen.
Ob er ſich noch ſo ſehr mit vielen Worten wehrt;
So muß er geben her, ſo viel ſie nur begehrt.
Nun Beutel, ei, ei, ei; jetzt wirſt du müſſen ſchwitzen;
Gieb Geld zur neuen Pracht; gieb Geld zur Müz' und Spitzen,
Gieb ganz her, was du haſt, die Frau hält ſtürmiſch an;
Ach gieb, gieb bald! ſollt' auch der letzte Heller dran.
Wann nur der Kaufmann hat das Geld; ſo ſitzt die Docke,
Und ſperrt ſich, prangt und prahlt in ihrem bunten Rocke.

Das Maul wacht endlich auf, will auch versorget seyn:
Wo ist das beste Bier? wo ist der beste Wein?
O Mann, seyd doch nicht so ein arger Pfenningdrucker;
Gebt Geld! ich hätte gern Citronen, Wein und Zucker.
Mir ist fürwahr nicht wohl, mir schaudert gar die Haut;
Ich aß zuvor zu viel fett Fleisch und Sauerkraut.
Geh Magd, und laß mir stracks ein gut paar Kuchen backen.
Der arme Mann sitzt dort, und klauet sich im Nacken.
Doch wann er freundlich ist; so krieget er den Rand
Vom Kuchen, und was sonst daran ist abgebrannt.
Dies alles ging noch hin, als: Banketiren, trinken,
Auch keifen, wenn sie nur den Hund nicht ließe hinken.
Bald blökt das Reh, bald kräht ein junger stolzer Hahn;
Es find't sich auch wohl oft ein Kammercapellan,
Der sich mit dieser Frau sein Tag und Nacht ergötzet,
Wodurch dem armen Mann ein Horn wird aufgesetzet,
Und ihm in seinem Hut zehn Krempen machet ein;
Doch muß der gute Mann damit zufrieden seyn.
Dies ist die Probe nun an einer bösen Sieben,
Wie sie auf der Capell der Laster abgetrieben!

## 2) von Benj. Neukirch († 1729).

### Auf einen neuen Doctor. (abgekürzt)

Zum öftern hab' ich schon der Thorheit nachgedacht,
Warum die kluge Welt erkaufte Narren macht,
Und jüngst hat ein Athen, wo große Männer leben,
Dir dummen Eselskopf den Doctorhut gegeben.
Du bist kein Philosoph; als Weiser thätest du
Dies andern, was du willst, das man dir selber thu;
Du würdest deine Frau nicht, wie der Teufel, plagen,
Und, wie ein Lumpenhund, dich mit den Mägden schlagen.
Du bist kein Weltmann nicht; dieweil du nicht verstehst,
Warum du deiner Frau zur linken Seite gehst;

Das heißt: du ſollſt dein Weib nicht treiben, ſondern führen,
Und ſie mit Höflichkeit, nicht mit Gewalt regieren.
Du biſt kein Medicus; ſonſt nähmſt du in der Pein
Ein treibendes Klyſtier für deine Würmer ein.
So haſt du auch nicht viel in Gottes Wort vergeſſen;
Sonſt würdeſt du dein Thun nach dem Gewiſſen meſſen.
Du biſt auch kein Juriſt; denn wer das Recht erklärt,
Der weiß wohl, daß das Weib nicht einen Mann ernährt,
Und daß, ſoll eine Frau der Haushaltung befehlen,
Man ihr die Krüge nicht muß aus der Kammer ſtehlen.
Was Henker biſt du denn? — Ein Narr, der nichts gelernt;
Ein Flegel, der nur driſcht, was Andre eingeernt.
Und gleichwohl biſt du doch ein großer Doctor worden?
Erhabner Eſelskopf, man kommt nicht in den Orden,
Wo man bei dieſer Zeit nicht Künſte mit ſich bringt,
Und, wenn die Kunſt gebricht, von großer Zahlung ſingt.
Wie geht es denn nun zu? — Das Geld hat dich erhoben;
Das Geld, das dir, wie Koth, oft in der Hand verſtoben,
Das deines Vaters Fleiß mit vieler Müh gehegt,
Und du ſchon, eh er ſtarb, mit Schanden angelegt.
Drum fingſt du nach der Zeit dich endlich an zu grämen,
Und dachtſt, ich muß mir nur ein liebes Weibchen nehmen,
Die, weil ich armer Schelm in Büchern nichts gethan,
Und alles Geld verſchluckt, mich noch erhalten kann.
Das Glücke war dir hold, du wurdeſt angenommen;
Dein Titel hat ein Weib, nicht aber du bekommen.
Nun haſt du, was du willſt; du lebſt, wie dir's gefällt,
Die Frau ernähret dich, ihr Vater ſchafft dir Geld;
Die Braten müſſen dir faſt in die Gurgel fliegen.
Du kannſt den ganzen Tag im Bette ſchnarchend liegen.

Du bist mehr Katz' und Aff', als einem Menschen gleich,
Die Lippen hängen dir, die Wangen werden bleich,
Dein Kinn ist zugespitzt, gleichwie die Bauernhüte,
Die Nase kommt mir vor, wie eine Krämertüte,
In welche man ein Pfund Rosinen schütten kann.
Dein Gang ist abgeschmackt, und jedes Wort zeigt an,
Daß du ein garstigs Thier in deinem Busen trägest,
Und dennoch brummest du, wenn du dich schlafen legest;
Du brummest, wann du wachst; du brummest, wann du stehst;
Du brummest, wann du frißt; du brummest, wann du gehst.
Ihr Musen, was habt ihr in euerm Rath gedacht,
Als ihr ein solches Thier zu einem Doctor macht?
Ach, hört doch einmal auf der Erde vorzulügen,
Sonst wird der beste Mann kein schönes Weibchen kriegen.

### 3) von Rabener († 1771).

### Ein Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen. (abgekürzt)

— Mir träumte, ich sey gestorben. Ich sah den Körper, von dem sich meine Seele getrennt hatte, mit eben der Gleichgültigkeit liegen, mit welcher man eine abgelegte Redoutenmaske ansieht. Ich werde nicht gern sehen, wenn mir jemand hierin widersprechen, und läugnen wollte, daß eine Seele ihren Körper so gleichgültig ansehen könnte. Bei mir ist dies gar nicht unwahrscheinlich, besonders da mein Körper eben nicht so gebaut gewesen, daß er mich zu einer merklichen Eigenliebe bewogen hätte. Ich berufe mich hierin auf den guten Geschmack meiner verstorbenen Frau, welche in ihrem Leben viele Körper gekannt hat, in deren Umgange sie weit mehr Annehmliches und Artiges zu finden

vermeinte, als bei mir. Ich verlange alſo, daß man wenigſtens meiner Frau glaube, wenn auch mein Zeugniß verdächtig ſeyn ſollte. In Sachen, welche die Körper und Menſchengeſichter angehen, kann man dem Ausſpruche ſolcher Frauenzimmer, wie mein liebes Weib war, ſicher trauen; in andern Dingen hingegen, welche den Verſtand betreffen, bin ich gar wohl zufrieden, daß man gründliche Beweiſe fordere.

Sobald ich meinen erblaßten Körper vor mir ſah; ſo eilte ich zu meinem Schreibepulte. Das habe ich gedacht, wird die erbitterte Chloris aus Rachbegierde rufen; die mürriſchen Gelehrten werfen uns beſtändig den Nachttiſch vor, und vielmals begehen ſie doch vor ihrem Schreibepulte eben diejenigen Schwachheiten, welche man an uns vor unſerm Nachttiſche kaum wahrnehmen wird. Mit ihrer Feder und Dinte treiben ſie mehr Eitelkeiten, als wir mit unſrer Schminke und mit dem Brenneiſen. In ihren Schriften bewundern ſie vielmals ihre prächtige Größe und gelehrte Schönheit mehr, und doch mit weniger Gewißheit, als wir uns in Spiegeln. Ihre Eigenliebe, ihr Stolz, ihre Begierde, Andern zu gefallen, ihre Eiferſucht — —

Es iſt alles wahr, Chloris; aber jetzt will ich weiter erzählen. Auf meinem Pulte lag der Entwurf zu einer Schrift, welchen ich noch am Abende vorher zu Papiere gebracht hatte. Ich wollte mich mit aller der Hitze, welche mir und vielen Gelehrten ſo natürlich iſt, der Feder bemächtigen, um zum Troſte meiner kritiſchen Mitbrüder dieſe wichtige Schrift zu Stande zu bringen. Allein, wie groß war mein Entſetzen, da meine abgeſchiedene Seele, als ein Geiſt, nicht vermögend war, die Feder aufzuheben, noch weniger aber zu ſchreiben! Siebenmal, und noch ſiebenmal bemühte ich mich, zu ſchreiben; aber allemal umſonſt. Ich ſchlug die Hände

über dem Kopfe zusammen, und bedauerte wegen dieses unersetzlichen Verlustes meiner entworfenen Schrift den Verleger, mein Vaterland, die Nachwelt; ja ich würde sagen, daß ich mich selbst bedauert hätte, wenn es unter uns Gelehrten eingeführt wäre, in diesem Puncte offenherzig zu seyn. Genug, ich sah, daß es mit meiner Gelehrsamkeit aus war, weil ich nicht mehr schreiben konnte. Das Einzige, was ich zu meiner Beruhigung that, war, daß ich zum Bücherschranke eilte, und mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit alle diejenigen Bücher übersah, welche durch meine unermüdeten Hände ihr Daseyn erhalten hatten.

Vielleicht würde ich in dieser Stellung noch lange geblieben seyn, wenn ich nicht das freudige Schrecken wahrgenommen hätte, welches meine ungeduldigen Erben überfiel. Sie eilten so hungrig zu meinem Bette, als wenn ein Raub auszutheilen wäre. Ist er todt? ist er auch wirklich todt? schrieen sie. Ja, endlich einmal ist er im Ernste todt. Geschwind schickt nach dem Sarge, daß wir ihn unter die Erde bringen, — antwortete ein Vetter von mir, und eine Muhme, welche durch mein Absterben alle diejenigen Tugenden zu erben hoffte, welche gewisse gründliche Liebhaber bei ihr zeither vergebens gesucht, und ihr um deswillen die Freiheit zu ihrem großen Verdrusse nicht geraubt hatten. Diese Muhme vergoß viele Thränen, und seufzte mit lauter Stimme: Der ehrliche Vetter! Tröste ihn Gott! Es ist ihm recht wohl! Wir wollen ihm seine Ruhe gönnen!

Dieses war die Losung zum Plündern. Den ersten Sturm hatte meine Geldcasse auszustehen. Meinen Kleidern und meinem Geräthe ging es eben so. Bis hieher hatte ich meinen Erben ganz gelassen zugesehen. Als ich aber merkte, daß es über meine Papiere hergehen sollte; so fing ich an zu zittern. Alles ward aufs sorgfältigste

durchgeſucht. Gegen alle Briefe, in denen die Worte ſtanden: leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe, hatten ſie eine andächtige Ehrfurcht. Endlich traf die Reihe meine gelehrten Concepte, welches mich recht wüthend machte. Ich eilte voll Verzweiflung hinzu, ſie zu vertheidigen. Vielleicht aber würde ich dennoch unvermögend geweſen ſeyn, wenn nicht meiner Schweſter Sohn, ein Meiſter von ſieben freien Künſten, wider ſeinen Willen mir beigeſtanden, und das ganze Paket unter den Tiſch geworfen hätte, mit der Verſicherung: es ſey nur Maculatur. Der Ignorant!

Als meine Erben noch mit dieſer Hausſuchung beſchäftigt waren, merkte ich einen Haufen von Bedienten, welche im Namen ihrer Herrſchaften ein gewiſſes Compliment herſagen mußten, das ſie das herzliche Beileid nannten. Die Bekümmerniß über meinen Tod mochte in der ganzen Stadt gleich ſtark und allgemein ſeyn; denn ihre Formulare endigten ſich alle mit den Worten: daß der Himmel den betrübten Hinterlaſſenen dieſen empfindlichen Verluſt durch anderweitige Glücksfälle reichlich erſetzen möchte!

Nunmehr ward alles zu meiner Beerdigung veranſtaltet. Man eilte damit ganz ungewöhnlich, und gab Geld über Geld, mich aus dem Hauſe zu bringen. Dieſes geſchah unter einer anſehnlichen Begleitung.

Man brachte meinen Körper in die Kirche, mit Beobachtung aller der kläglichen Gebräuche, ſo diejenigen verdienen, welche ein rühmliches Ende nehmen und Mittel hinterlaſſen. Zuletzt trat noch ein Redner auf, welchem meine Erben in einem verſiegelten Päckchen vorher alle meine Tugenden begreiflich gemacht hatten. So zufrieden ich jederzeit in meinem Leben mit mir ſelbſt geweſen bin; ſo zweifelhaft war ich doch bei dieſer Lob- und Trauerrede, ob ich es auch wirklich ſey, welchen er

meine. Ich sah mich in der ganzen Kirche um, in der Meinung, vielleicht noch eine andere Leiche zu finden, auf welche alle diese Lobeserhebungen gehen sollten; ich fand aber dergleichen nirgends, und merkte, daß ich es selbst im ganzen Ernste seyn müßte. Er nannte mich einen großen, berühmten, gründlich gelehrten Mann, eine Stütze der Wissenschaften, seinen Mäcenaten. Und das mochte noch gehen. Für zwölf Ducaten war es eben nicht zu viel. Endlich aber machte er es zu arg. Er schwor, und er schwor mit einer solchen Heftigkeit, daß er ganz braun im Gesichte ward; er schwor, sage ich, daß ich zwar ein großer Gelehrter, aber noch ein größerer Menschenfreund, ein starker Beförderer der schönen Künste und Wissenschaften, aber noch ein weit stärkerer Vertheidiger der Wittwen und Waisen gewesen wäre. Meine vergnügte und beglückte Ehe sey eine sichtbare Vergeltung dieser seltenen Tugenden gewesen. „Brechet hervor! rief er, brechet aus eurer Gruft hervor, ihr vermoderten Gebeine der weiland hochedelgebohrnen Frauen, Frauen" — Himmel, wie erschrack ich, daß er meine verstorbene Frau citirte. Ich floh, ohne mich umzusehen. Ich floh vor Angst zur Kirche hinaus, und aus Furcht, die hochedelgebohrnen Gebeine möchten mir nachkommen, schwang ich mich in die Höhe. — —

## 4) von Joh. Dan. Falk.

### Jeremiade des ehrwürdigen Paters Joseph Hyacinth Ignatius. (abgekürzt)

Mein lang verhaltner Groll bricht endlich aus!
Leer ist der Tempel, voll das Opernhaus;
Kein Fürst vertauscht mit frommem Pilgerstabe
Sein Diadem, und wallt zum heil'gen Grabe.
Der Schloßbarbier scherzt über Salomo's

Enthaltsamkeit, und über Jericho's
Kriegsexpedition und alte Mauern;
Ihm wiehern Beifall halbberauschte Bauern.
O was erleb' ich noch für Herzeleid!
Irrglaube herrscht im Lande weit und breit.
Wem liegt noch was an seinem Seelenheile?
Nur selten labt mich eine Wildpretskeule,
Ein Eberskopf, vom Schloßhof oder Amt
Mir zugesandt im sauern Predigtamt.
Wer kümmert sich um Gott und seine Diener?
Vor Zeiten weckte mich der Gäns' und Hühner
Geschnatter oft noch vor dem Morgenroth;
Jetzt in Gehöft' und Stall ist alles todt.
Und präparir' ich mich aus der Postille,
Stört mich nicht mehr das liebliche Gebrülle.
Beglückter Mann, der fest am Glauben hält!
Groß ist sein Erbtheil schon in dieser Welt.
Voll Demuth nimmt er den Verstand gefangen;
Ihn quält kein Zweifel, roth sind seine Wangen;
Sanft ist sein Morgenschlaf und frisch sein Blut,
Er liest nur wenig, und verdauet gut.
Der Atheist wälzt schlaflos sich im Bette,
Und grübelt, und vertrocknet zum Skelette.
Uns tränkt der Herr mit seinem Segensborn,
Giebt unsern Bäumen Obst, dem Acker Korn,
Giebt unserm Tische Fleisch, dem Becher Trauben,
Dem Bett' — ihr wißt wohl was — dem Geiste Glauben.
Selbst David war ja nicht von Schwachheit rein;
Wie? und ich Staub, ich Wurm, ich sollt' es seyn?
Die Liebe lauscht am Thron' und am Altare;
Ich war erst dreißig, Klärchen sechszehn Jahre.
Ihr Vater starb, ich nahm mich ihrer an.
Und welcher Pfarrherr hätt' es nicht gethan?
Die sanftgewölbte Brust, die schwarzen Haare,

Der Rosenmund — vor seinem Stufenjahre,
Wen ließe wohl ein solch Madonnchen kalt?
Und wie gesagt, ich war erst dreißig alt:
Da trat die holde Dirn' herein ins Zimmer,
Mit einer Anmuth, ich vergeß' es nimmer,
Bot sie mir guten Tag, vor Schüchternheit
Erröthend. Ich sprang gleich voll Freundlichkeit
Entgegen ihr. — Mit sanftgebognem Nacken
Trat sie zurück. Ich kniff sie in die Backen.
Sie pflückt' am Schürzchen, sah zur Erde hin.
Lieb Klärchen, werde meine Schaffnerin,
So bat ich sie, mit lauten Herzensschlägen;
Mein schönes Klärchen hatte nichts dagegen.
Den Sonntag nickt' ich ihr blos freundlich zu.
Den Montag hieß ich sie vertraulich Du.
Den Dienstag küßt' ich sie. Roth sah sie nieder;
Die Mittwoch küßte sie mich zärtlich wieder.
Den Donnerstag drang sie auf einen Schwur;
Ich schenkt' ihr Freitags eine Perlenschnur;
Sonnabends wagt' ich kleine Schäkereien,
Allein sie weint', und wollt' um Hülfe schreien.
Drob ward ich Sonntags etwas aufgebracht.
Es war gerade tief um Mitternacht,
Da zog ein Wetter auf; ich lag im Bette.
Es blitzt; drauf knarrt die Thür; im Nachtcorsette,
Ein Lämpchen in der Hand — zwölf mocht' es seyn —
Schlüpft sie, gleich einer Heiligen, herein.
Herr Pater, sprach das holde Kind mit Zittern:
Ich bin nicht gern allein bei Ungewittern;
Ich hab' euch wach geglaubt, verzeiht! — Ich bot
Ihr liebreich meine Hand; sie ward blutroth
Und sträubte sich. Ich zog sie sanft herüber;
Die Lamp' erlosch, der Donner ging vorüber.
Der Mond schien hell; sie seufzte zärtlich, ach!

Der Geiſt war willig, doch das Fleiſch war ſchwach.
Neun Monden drauf that Klärchen eine Reiſe;
Denn kurz — es ging ihr nach der Weiber Weiſe.
Indeſſen ſtieß kein Beichtkind ſich daran.
Ich blieb ein unbeſcholtner, heil'ger Mann.
Nun wuchs mein Muth; nun ward ich täglich freier;
Mein Dorf gab Stoff zu ſüßem Abenteuer,
Und manches giftiges und faul Geſchwätz,
Ihr Brüder, muß der Lehrer im Geſetz
Um Chriſti und der Kirche willen leiden.
Deiſterei macht Alt und Jung zu Heiden.
O heil'ger Nepomuk, Dominicus,
O Auguſtin, o Sanct Ignatius,
Laßt eure Söhne Gnade vor euch finden!
Schützt uns den Glauben — und die fetten Pfründen!
O dreimal heil'ge Inquiſition,
Biſt du auf ewig unſrer Erd' entflohn?
O holde Himmelstochter, ſteig' hernieder!
Bau' die in Schutt zerfall'nen Klöſter wieder!
Gebenedeite, komm' im Blutgewand,
Mit Beil und Folterzang' in deiner Hand!
Furchtbare Glaubensrächerin, erſchein',
Und Aſche, Todtenſchädel und Gebein
Bezeichne deinen Schritt. O welch ein Schimmer!
Du ſteigſt herab. Ein klägliches Gewimmer
Tönt aus den Grüften der Gewürgten hohl,
Und dumpf entgegen dir, von Pol zu Pol.
Wohin ich ſchau, da ſchlagen knatternd Flammen
Rund über Ketzerleichname zuſammen.
Triumph! hier wird der Gotteslängner Kant,
Dort Pred'ger Zöllner in Berlin verbrannt.
Hier ſchleppt man Maimon aus der Synagoge;
Dort bebt am Holzſtoß Trapp der Pädagoge.
Mit ihnen lodert manch verruchtes Buch

Empor, dem Herrn ein lieblicher Geruch.
Vertilgt auf ewig sind die Menschenrechte;
Wohin ich schau', Bartholomäusnächte.
Herr Schirach wird beim Papst Historicus,
Und hat den Vortritt beim Pantoffelkuß.
Von Predigtstößen schwitzt nun Preß' an Presse;
Statt Mara psalmodir' ich eine Messe.
Der heil'ge Vater herrscht vom Tajostrom
Bis an den Rhein. Nun wimmelt es in Rom
Von Indianern, Galliern und Polen,
Die sich Reliquien und Ablaß hohlen. —
O Augustin, o heil'ger Busenbaum,
Gewähr' Erhörung diesem schönen Traum!

## 72.

### g) Die Parodie und Travestirung.

Obgleich die Parodie und Travestirung als selbstständige ästhetische Ganze sich ankündigen, und auch als solche beurtheilt werden; so unterscheiden sie sich doch von allen andern dichterischen Formen dadurch, daß sie ein bereits vorhandenes dichterisches Kunstwerk mit einem ernsthaften Charakter voraussetzen, und ihr ästhetischer Treffpunct und Gehalt von dem Verhältnisse abhängt, in welches sie, als spätere Kunstwerke, zu dieser bereits vorhandenen Kunstform treten. Soll aber die Parodie und Travestirung von ästhetischer Wirkung seyn; so muß das parodirte oder travestirte Kunstwerk sowohl nach seiner Grundidee, als nach seiner Haltung und Durchführung, ja selbst nach vielen einzelnen Stellen und Ausdrücken so bekannt seyn, daß der Leser der Parodie und Travestirung sogleich dasselbe sich vergegenwärtigt. Denn eben diese stillschwei-

gende Vergleichung beider Kunstformen durch die Einbildungskraft vermittelt das hohe Interesse an der Parodie und Travestirung, sobald nämlich beide in ästhetischer Hinsicht als vollendete Formen sich ankündigen. —

Bei mancher äußern Verwandtschaft, sind Parodie und Travestirung doch, ihrem Wesen und Charakter nach, von einander verschieden. In der Parodie wird der Gegenstand des ernsthaften dichterischen Kunstwerkes verändert, aber der Mechanismus und der Ton der dichterischen Form beibehalten, so daß unter dieser nur wenig veränderten äußern Hülle und Einkleidung ein andrer Stoff dargestellt und zur Selbstständigkeit der Form erhoben wird. Ob nun gleich die Parodie auch für den, der den verglichenen Gegenstand nicht kennt, als ein für sich bestehendes dichterisches Kunstwerk ästhetischen Werth behaupten muß; so beruht doch das eigentliche Wohlgefallen an dem dichterischen Charakter der Parodie auf der stillschweigenden Vergleichung beider Kunstwerke, und auf der Gleichstellung beider in Hinsicht ihres ästhetischen Gehalts. Der von dem Dichter der Parodie gewählte Gegenstand kann aber entweder wieder ein ernsthafter, oder er kann ein komischer und ironisch gehaltener Stoff seyn, sobald er nur ein glücklich getroffenes und durchgeführtes Gegenbild von dem Gegenstande in dem frühern Kunstwerke enthält. Im Gegensatze der Parodie behält die Travestirung den Gegenstand des ernsthaften Kunstwerks bei, verändert aber, durch die Verwandlung der ernsthaften Form in eine komische, dessen Darstellung und Durchführung so, daß, durch die ästhetische Vollendung dieser neuen komischen Form, der bis dahin blos ernsthaft

geschilderte Gegenstand selbst, vermittelst der neuen Einkleidung und Versinnlichung, als ein komischer Stoff erscheint, der Lachen erregt, und durch dessen sinnlich vollendete Darstellung ein reines Gefühl der Lust bewirkt und erhalten wird.

Die Zahl der Parodieen ist in der teutschen Literatur weit größer, als die Zahl der Travestirungen, obgleich nur wenige Parodieen, in dem aufgestellten Sinne, zu den durchgängig gelungenen gerechnet werden können. In dramatischer Hinsicht ist Mahlmanns Herodes vor Bethlehem eine sehr treffende Parodie von Kotzebue's Hussiten vor Naumburg. Unter den Travestirungen der Teutschen behauptet, bei vielen einzelnen Derbheiten und metrischen Härten, Blumauers (nicht vollendete) travestirte Aeneis doch den Charakter des Hochkomischen und vieler gelungenen Schilderungen. Kotzebue travestirte selbst sein Trauerspiel Octavia. Ungleich tiefer in ästhetischer Hinsicht stehen die travestirte Jungfrau von Orleans, so wie der travestirte Hamlet und Nathan der Weise.

Wenn manche Theoretiker im Allgemeinen gegen alle Parodieen und Travestirungen sich erklärten, weil durch sie ein gefeiertes Kunstwerk in den Kreis des Lächerlichen gezogen würde, und dadurch an seinem ästhetischen Werthe verlöre; so beweiset eine solche Behauptung zu viel. Denn der psychologische Grund des Wohlgefallens an der Parodie und Travestirung ist der Grund des Wohlgefallens am Komischen und Lächerlichen überhaupt, und also an sich in der menschlichen Natur gegründet, und keineswegs verwerflich. Selbst das ernsthafte Kunstwerk, das parodirt und travestirt wird, kann an sich dadurch nicht verlieren, weil ihm ein selbstständ-

diger äſthetiſcher Werth und Charakter zukommt, und weil nur ein vollendetes, und ein in der Nationalliteratur entweder hoch ſtehendes, oder doch allgemein bekanntes, Kunſtwerk mit Erfolg parodirt und traveſtirt werden kann. Denn blos in dem einzigen Falle dürfte das parodirte und traveſtirte Kunſtwerk an äſthetiſchem Werthe verlieren, wenn die Parodie und Traveſtirung als Kunſtform höher ſtände, und dadurch das ältere Kunſtwerk gleichſam verdrängte, oder doch tief in Schatten ſtellte. Wird aber ein an ſich unvollendetes und nur mittelmäßiges Kunſtwerk parodirt und traveſtirt; ſo hindert dadurch der Dichter der Parodie und Traveſtirung ſelbſt die beabſichtigte äſthetiſche Wirkung, wenn auch ſeine Kunſtform äſthetiſch höher ſtände, als die parodirte und traveſtirte. Denn nur dann würde die Vergleichung der Parodie und Traveſtirung mit einem ſolchen früher vorhandenen parodirten und traveſtirten Kunſtwerke ein reines Wohlgefallen gewähren, wenn der Dichter eben die äſthetiſche Unvollkommenheit der ältern Kunſtform zum Treffpuncte ſeiner Parodie oder Traveſtirung gemacht, und dieſe Unvollkommenheit mit ſiegreichem Erfolge innerhalb ſeiner neugeſchaffenen dichteriſchen Form verſinnlicht hätte. — Abgeſehen daher von vielen unreifen und mißlungenen Parodieen und Traveſtirungen, gewähren die, welche in gelungenen Parodieen und Traveſtirungen neue dichteriſche Formen ins Daſeyn rufen und zur äſthetiſchen Einheit erheben, dem Kreiſe der Nationalliteratur eine wahre Bereicherung und Erweiterung.

## 73.

## Beispiele derselben.

### a) Parodieen.

#### 1) von Gittermann.

### Ein Wort, keins von Schillers drei Worten.

Ein Wort verkünd' ich euch inhaltsschwer,
Es gehet von Munde zu Munde.
Zwar stammet es nur von außen her,
Das Herz giebt nicht davon Kunde.
Und doch regiert es die ganze Welt
Mit allgewaltiger Macht — das Geld.

Es tastet des Menschen Freiheit an;
Es drohet sogar der Tugend;
Umringt mit Sorgen und Grämen den Mann,
Verleitet die liebe Jugend;
Verbittert das Leben, erschweret den Tod,
Ein reger Zunder unendlicher Noth.

Des einzigen Wortes bedarf es nur,
Um alle Verbrechen zu kennen,
Um alles Elend, das Mutter Natur
Nicht schuf, auf einmal zu nennen.
Ein Wort — ein einziges Wort: das Geld,
Begreifet das Unheil der ganzen Welt.

So ist es, so bleibt es, wie es war
Auf diesem Ringe voll Schmerzen!
Nur walte nie das Wort, voll Gefahr
Allherrschend in euern Herzen.
Der Mensch verliert seinen ganzen Werth,
Sobald sein Herz das Geld begehrt!

### 2) von Bretschneider.

Parodie auf Göthe's: Kennst du das Land ꝛc.

Siehst du das Licht? das jenseits unbegrenzt
Aus tausend Welten auf uns niederglänzt,
In das der Nächte Finsterniß nie dringt,
Das rein und frei sich durch den Aether schwingt;
Siehst du das Licht? — Dahin, dahin,
Laß aus des Lebens banger Nacht uns fliehn!

Siehst du das Blau? das jeden Stern umschließt,
Den Aether, der durch alle Welten fließt,
Der nie getrübt, von keinem Sturm bewegt,
Den Stral des reinsten Lichtes trinkt und trägt;
Siehst du das Blau? — Dahin, dahin,
Laß aus des Lebens Nebelluft uns fliehn!

Siehst du den Stern? der dort so hell uns glänzt,
Wo keine Nacht des Lebens Traum begrenzt,
Wo keines Truges Gaukellicht uns scheint,
Kein Donner rollt, kein liebend Auge weint;
Siehst du den Stern? — Dahin, dahin,
Laß aus des Lebens Thränenthal uns fliehn!

### 3) von einem Ungenannten.

(Es stand diese Parodie von Voßens: Bekränzt mit Laub ꝛc. im Hamburg. Corresp. 1819, St. 33.)

Am Rhein, am Rhein gedeihen gute Stände;
Gesegnet sey der Rhein!
Da schwingt die Willkühr keine Feuerbrände;
Da herrscht Gesetz allein.

Die Fürsten sind der treuen Stämme Väter,
Ihr Heil beglücket sie,
Und nimmer stören feile Volksverräther
Die schöne Harmonie.

Der Völker Liebe schirmet ihre Rechte
Bei drohender Gefahr;
Denn Undank wohnet nur im feigen Knechte,
Der niemals Bürger war.

Vergebens tobt der Herr Feudalphilister;
Denn Fürst und Volk sind wach;
Und hülfen ihm der Kukuk und sein Küster,
Er wäre doch zu schwach!

Wohl manche Länder zum Exempel haben
Ein Ding, sieht aus wie Stand,
Ists aber nicht; — mit solchen Bettlergaben
Beglücket man kein Land.

Wann Fürstenrecht und Bürgerrecht sich einet,
Nur dann gedeiht der Staat;
Wo man nicht sä't und nur zu säen scheinet,
Da reifet keine Saat.

So wollen wir's am Rheine nimmer halten,
Auch unsre Fürsten nicht;
Bei uns soll Recht und Bürgerfreiheit walten; —
Nur Recht gebahr die Pflicht.

Am Rhein, am Rhein gedeihen gute Stände;
Da herrscht Gesetz allein;
Da schwingt die Willkühr keine Feuerbrände;
Gesegnet sey der Rhein!

### 4) von Müchler.

### Trinklied (aus dem Weinkeller).

Parodie auf: In diesen heilgen Hallen ꝛc.

In dieses Kellers Hallen
Weiß man vom Durste nicht;
Ein frohes Lied zu lallen,

Ist jedes Zechers Pflicht;
Hier leert er manchen Schoppen aus,
Und wanket dann berauscht nach Haus.

In diesen kühlen Mauern
Kauft jeder Wein für Geld,
Bald süßen und bald sauern,
Wie jedem es gefällt.
Doch trinkt er nicht vom besten Wein,
Verdient er nicht, hier Gast zu seyn.

### 5) von einem Ungenannten.

### Freudenlied der Jünger Lavaters in Bremen 1787 *).

Parodie auf das alte Kirchenlied: Wie schön leucht't uns der Morgenstern ꝛc.

Wie schön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater,
Mit seinen Geistesgaben!
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,
Thut blöde Seelen laben.
Wunder,
Zunder
Zum Magismus,
Prophetismus,

*) Lavater befand sich im Jahre 1787 in Bremen, wo er zum Mysticismus und selbst zum Katholicismus sich hinzuneigen schien. — Bekanntlich parodirte selbst Semler das Lavater'sche Gedicht vom Jahre 1785: Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche: „Der kennt noch nicht dich Jesus Christus, wer deinen Schatten nur entehrt" ꝛc.

Zauberkuren
Zeigen seines Fingers Spuren.

Was war das für ein Freudenschein,
Als er trat mitten zu uns ein,
Die Jünger hier zu grüßen!
Im liebetrunkenen Genuß
Kam Herz und Seele zum Erguß,
In Eins mit ihm zu fließen.
Kinder,
Sünder,
Matadoren,
Weise Thoren,
Groß und Kleine
Taumelten, als wie vom Weine.

Da ward mit sonderlicher Ehr',
Als wenn's der Dalailama wär,
Dem theuern Gast hofiret.
Das Institut, das große Faß
Man ihm zu zeigen nicht vergaß,
Und was nur Bremen zieret.
Damen,
Kamen,
Wo er weilte,
Wo er eilte,
Ihm entgegen,
Bettelten um Kuß und Segen.

Mit Segen und mit neuer Lehr'
Die Kirchen, Häuser, Gassen er
Thät mildreich überschwemmen.
Gleich wie Papst Pius thät in Wien,
Also agiren sah man ihn
In unserm lieben Bremen.
Leise,

Weise,
Im Gedränge
Von der Menge
Hinzuschreiten,
Thät man ihm zur Demuth deuten.

b) Bruchstück aus Blumauers travestirter Aeneide.

(Der geflüchtete Aeneas wird durch einen, von der Juno veranlaßten, Sturm nach Afrika verschlagen.)

— — Herr Zeus saß — salva venia —
So eben frisch und munter
Auf seinem Leibstuhl, und da sah
Er auf die Welt herunter;
Denn das war ja der Augenblick,
An dem er mit der Menschen Glück
Sich abzugeben pflegte.

Frau Venus kam, und machte da
Dem Donnerer Visite;
Denn da versagte der Papa
Ihr niemals eine Bitte. —
„Ach, Herr Papa, so fing sie an,
Was hat mein Sohn euch denn gethan,
Daß ihr so sehr ihn hudelt?"

„Er soll, nicht wahr, ich merk' es schon,
Italien nicht finden?
Versprachт ihr mir nicht selbst, er soll
Noch Roms Triregnum gründen?
Und weil ihr da des Leibes pflegt,
Geht euer Weibchen her, und neckt
Mir meinen armen Jungen."

Der Alte schnitt ein Bocksgesicht,
Und küßt' ihr sanft die Wange:

„Mein Kind, bekümmre dich nur nicht,
Mir ist für ihn nicht bange.
Wird nicht dein Sohn der Großpapa
Der Datarie und Curia;
So heiß mich einen Schlingel!“

„Und daß du so gerade hier
Mich trafst, soll dich nicht reuen;
Ich will auf meinem Dreifuß dir
Ein Bischen prophezeien:
Gieb Acht! Für's erste baut dein Sohn
In Latium sich einen Thron,
Und stiftet die Lateiner.“

„Hierauf kommt Romulus, und den
Wird eine Wölfin säugen.
Drum wird er einen mächtigen
Instinkt zum Rauben zeigen.
Das wird ein Kerl nach meinem Schlag,
Der schiebt die halbe Welt in Sack,
Und schenkt sie seinen Römern.“

„Nach diesem wird ein Reich entstehn,
Das hat nicht Weib, noch Kinder,
Und dennoch wird die Welt es sehn;
Es dauert drum nicht minder.
Ja, was noch weit unglaublicher,
Es wird sich, wie das Sternenheer
Am Firmament, vermehren.“

„Der aber dieses Reich regiert,
Wird sehr die Welt kuranzen;
Ein jeder fromme König wird
Nach seiner Pfeife tanzen.
Er hält von andrer Leute Geld
Ein großes Kriegsheer, und die Welt
Küßt ihm dafür den Stiefel.“

„Ihn werden Völker auf den Knie'n
Wie einen Gott verehren.
Thut's einer nicht; so wird er ihn
Durch Feuer Mores lehren.
Auch trägt er einen größern Hut,
Als ich, und blitzt sogar; — doch thut
Sein Blitzen wenig Schaden."

„Weil nun die Welt gewohnt schon ist,
Von Rom zu dependiren;
So wird, so lang man Füße küßt,
Dieß Reich nicht exspiriren.
Der Römer Herrschsucht — kurz und gut —
Steckt nun einmal in ihrem Blut.
So les' ich in den Sternen." —

„Was deinem Sohne heut geschah,
Soll nicht mehr arriviren;
Er soll sich jetzt in Afrika
Ein Bischen divertiren.
Merkur! geh nach Karthago hin,
Und sag: ich ließ der Königin
Den Mann recommandiren." —

## 74.

### h) Der Roman, das Mährchen und die Novelle.

Wenn der ästhetische Charakter des Romans nach der Mehrheit von Romanen bestimmt werden sollte, die seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, in Teutschland verbreitet wurden; so würde allerdings der dichterische Gehalt desselben nicht hoch anzuschlagen seyn. Denn unter der Unzahl von Romanen in der teutschen Literatur sind es im Ganzen

nur wenige, die wirklich das dichterische Gepräge an sich tragen, und unter der vollendeten Einheit einer ästhetischen Form sich ankündigen. Zu diesem ästhetischen Charakter des Romans darf übrigens Metrum und Reim nicht gerechnet werden, weil sonst alle Romane, die des Sylbenmaases und Reimes ermangeln, von dem Kreise dichterischer Formen ausgeschlossen werden müßten. Eben so wenig darf man den dichterischen Charakter des Romans nach den ältesten Formen desselben auf teutschem Boden bestimmen; denn diese waren, in der zweiten Hälfte und gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, theils prosaische Umarbeitungen früherer epischer Gedichte; theils Darstellungen, die aus den Ereignissen der Zeit und des teutschen Volkes selbst hervorgingen; theils Erzählungen, die den unverkennbaren Stempel ihres ausländischen Ursprungs verrathen. Selbst die Behandlung der eigentlichen Geschichte war in jenen Zeiten nicht selten reichhaltig mit Mythen und Fabeln ausgestattet, so daß, unter diesen Verbrämungen, der unterscheidende Charakter zwischen Geschichte und Roman nicht streng festgehalten ward. Zu den ältesten romantischen Darstellungen in teutscher Sprache gehören die Meluſine, die Magelone, und der Kaiſer Octavianus, welche, mit Einschluß des Tristan, des Flos und der Blankeflos, und mehrerer andrer, im sechszehnten Jahrhunderte unter dem Titel: das Buch der Liebe (zu Frankfurt am Main, 1587 in Folio) zusammengedruckt wurden. Eben so gehört zu den volksthümlichen Romanen des funfzehnten Jahrhunderts der Till Eulenſpiegel, der wahrscheinlich zuerst niederteutsch geschrieben, dann aber ins Hochteutsche übersetzt, und vielfach bearbeitet ward. Noch ent-

ferner von dem Ideale einer ästhetisch vollendeten Dichtung waren in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die überspannten Romane des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig: seine durchlauchtigste Syrerin Aramena, und seine römische Octavia, so wie die asiatische Banise des Heinrichs Anselm von Ziegler und Kliphausen. Nur der Anfang des ersten Buches dieser asiatischen Banise stehe hier als Beleg, wie in jener Zeit der Charakter des Romans aufgefaßt und gehalten ward.

„Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere die Pracht deiner goldbedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert, oder nicht solchen nach äußerstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes, gebührend verhindert haben. Wollten die Götter, es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken, und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluten werden. Ich wollte mit tausend Keulen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns, nach dem Herzen des vermaledeiten Blunthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann, sammt seinem Götter- und Menschenverhaßten Anhange, überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken übrig bliebe. Doch ach, wie irre ich? was rede ich? Sollte wohl solche Rache ohne Unterschied und ohne einiges Bedenken vollzogen werden? Wo bliebe dann die überirdische Banise? um derentwillen einig und allein der Himmel noch die abscheulichste Strafe über Pegu zurück hält, und welche das gütige Verhängniß noch sonder Zweifel von dem ganzen kaiserlichen Stamme wird übrig, ach wer weiß, ob nicht in der Hand eines

grausamen Besitzers, gelassen haben, um so viel mehr die geschlagenen Gemüther der fast entseelten treuen Unterthanen wieder aufzurichten, und zu erinnern: es sey noch ein Stern vorhanden, welcher leicht wiederum zu einer Sonne werden könnte, wenn man ihm aus seiner jetzigen Finsterniß zu seinem vorigen Glanze verhülfe. Auf derowegen Prinz von Ava; erinnere dich desjenigen, womit du Banisen verpflichtet bist, und wisse, daß du die glückselige Besitzung einer so himmlischen Schönheit nicht eher würdig genießen kannst, du habest dich denn durch wirkliche Rache an ihren Feinden sattsam um sie verdient gemacht. Ach aber, was schwärmst du noch weiter, unglückseliger Prinz! Erinnerst du dich nicht, daß du zwar ein König vom Stande, doch nicht vom Lande bist?" u. s. w.

Der Roman jener Zeit stand übrigens eben so weit von dem Ideale des Romans ab, wie überhaupt der Charakter der Dichtkunst jenes Zeitalters von den Forderungen des Gesetzes der Form an jedes vollendete dichterische Erzeugniß; auch ward diesem Mangel weder durch den vielgelesenen Simplicissimus des Samuel Greifenson, der unter dem Namen Schleifheim von Sulzfort auftrat, noch durch die vielen, dem brittischen Robinson des Daniels de Foe nachgebildeten, Robinsonaden, noch durch Schnabels vielgepriesene Insel Felsenburg, und durch ähnliche Romane des angehenden achtzehnten Jahrhunderts abgeholfen. Erst als seit dem Jahre 1740 die teutsche Sprache, und namentlich die teutsche Dichtkunst einen Riesenschritt vorwärts that, erhielt die Nationalliteratur unsers Volkes allmählig Romane, die einen echten dichterischen Charakter trugen, wenn gleich — bei der weit verbreiteten Lesesucht unter allen Ständen — des Mittelgutes

Geschwister- und Freundesliebe — enthalten, so daß die dargestellten Individuen und Handlungen an diesem gemeinsamen Ausdrucke der Gefühle erkannt werden. Romane dieser Art verdienen, sobald ihre ästhetische Form vollendet ist, wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Ausdrucke der höchsten und reinsten individuellen Gefühle in den einzelnen Erzeugnissen der lyrischen Form der Dichtkunst, die Benennung: lyrische Romane. Zu ihnen gehören die idealisirten Schilderungen hoher Leidenschaft, die vollendeten Familiengemälde, und alle sogenannte sentimentale Romane (z. B. Werthers Leiden; Siegwart; Sophiens Reise von Hermes; Ewalds Rosenmonde; Heinse's Ardinghello; viele Romane von Jean Paul, Lafontaine u. a.).

Im Gegensatze des lyrischen Romans, hat der didactische Roman die Aufgabe, den Menschen, wie er seyn soll, und das menschliche Leben überhaupt nach seiner idealischen Haltung und Ankündigung darzustellen. Er will so wenig, wie das Lehrgedicht, im eigentlichen Sinne belehren, und den Verstand durch Mittheilung von Begriffen aufklären; allein die im Dichter aufgeregten Gefühle veranlaßten seine Einbildungskraft, ein Ideal des Menschen und des Lebens zu zeichnen, wie sie in der Wirklichkeit nicht getroffen werden, um, nach diesem Vorbilde, die Wirklichkeit zu gestalten, das menschliche Leben von seinen Unvollkommenheiten, Beschwerden und von den Folgen der Verirrungen der menschlichen Freiheit zu befreien, und die ganze Denkart und Handlungsweise der Menschen zu einer Höhe hinaufzuläutern, die ihrer sittlichen Würde entspricht. So wie nun die Schöpfung, Haltung und Durchführung solcher idealisirter menschlicher Charaktere

der Einbildungskraft blos nach ihrem Zusammenhange mit dem tief bewegten Gefühlsvermögen möglich ist; so wird auch die vollendete Einheit eines didactischen Romans wieder tief auf das Gefühlsvermögen wirken, und ein reines Wohlgefallen an der gediegenen dichterischen Form vermitteln. (Zu den didactischen Romanen rechnen wir: den Grandison, die Clarissa, Wielands Agathon, Fr. Heinr. Jacobi's Woldemar, Meyers Dya-Na-Sore, Engels Lorenz Stark u. a.)

Der epische Roman endlich beruht auf der Darstellung von Individuen, Ereignissen und Handlungen unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Bei dem epischen Romane müssen aber mehrere Untergattungen unterschieden werden. Denn er kann, wenn er einen Helden im Kampfe mit seinem widrigen Schicksale schildert, und ihn zuletzt entweder über dasselbe siegen, oder demselben unterliegen läßt, so nahe an den Epos grenzen, daß beinahe blos der Abgang des Metrums den epischen Roman von dem eigentlichen Epos unterscheidet. (So z. B. Klingers Raphael de Aquilas und sein Giafar der Barmecide; Schillers Geisterseher u. a.) Er kann ferner große und gefeierte Individuen des Alterthums oder der neuern Zeit idealisirt darstellen, und ihnen, unter der ästhetischen Form, viele psychologische Ansichten abgewinnen. (So z. B. Hallers Alfred; Feßlers Marc Aurel, sein Attila, Matthias Corvinus; — Karl der Große u. a.) Er kann aber auch bisweilen nur eine ins Große gesponnene Erzählung von Ereignissen des gewöhnlichen Lebens unter einem ernsthaften oder komischen Gewande seyn (z. B. Müllers Siegfried von Lindenberg; Anton Walls [Heyne]

Amathonte, Corane, das Lamm unter den Wölfen; Musäus physiognomische Reisen; viele Romane von Friedr. Laun [Schulz] u. a.). Er kann endlich unter der humoristisch-satyrischen Einkleidung sich ankündigen (z. B. Hippels Lebensläufe nach aufsteigender Linie; Noldmanns Aufklärung in Abyssinien, und die Papiere des Etatsraths von Schafkopf von Knigge; Jean Pauls Fibels Leben, der Komet; Hoffmanns Elixiere des Teufels u. a.)

## 76.

## Schluß.

Zu dem Kreise des Romans gehören auch das Mährchen und die Novelle.

Der unterscheidende Charakter des Mährchens beruht theils auf der völligen Erdichtung des Stoffes, ohne denselben entweder ganz oder theilweise aus den Begebenheiten der Wirklichkeit zu entlehnen und dichterisch zu gestalten; theils auf der Einmischung überirdischer Wesen in die Verwickelung und Entwickelung der ästhetisch durchgeführten und zur Einheit der Form erhobenen Handlung. So wie der epische, und theilweise selbst der dramatische Dichter höhere Kräfte und Wesen mit dem Kreise der Menschheit in Verbindung und Wechselwirkung bringen darf; so auch der Dichter des Romans, der dabei, wie der epische und dramatische Dichter, nur an das Gesetz des ästhetischen Causalzusammenhanges gebunden ist, weil der thatsachlich unerklärbare Zusammenhang zwischen der Geisterwelt und der Welt freier Wesen zu dem unermeßlichen Gebiete des Möglichen gehört, über welches der Dichter, unter der Bedingung der ästhetischen Dar-

stellbarkeit des Stoffes, eben so frei, wie über den Kreis des Wirklichen gebietet. Die reichste Quelle und die ansprechendste Form des Mährchens ist das sogenannte Volksmährchen, wo der Stoff der Darstellung aus dem einheimischen Sagenkreise des vaterländischen Volkes entlehnt ist.

Die Novelle ist an sich ein abgekürzter Roman, oft selbst im metrischen Gewande. In dem Worte selbst liegt kein, seinem Wesen nach von der allgemeinen Bezeichnung des Romans abweichender, Begriff; allein nach den ästhetischen Erzeugnissen zu urtheilen, die unter dem Namen der Novelle sich ankündigen, verstehen die Dichter derselben solche romantische, bald kürzere, bald längere, Erzählungen, in welchen die dargestellten Individuen unter sehr verschiedenartigen Verhältnissen des Lebens und nach einem oft räthselhaften Gange ihres Schicksals erscheinen. Wenn die Erfinder der Novellen, die Spanier und Italiener, zunächst unter diesem Namen scherzhafte Liebesabenteuer schilderten; so haben die Teutschen diesen Namen im weitern Sinne gebraucht, und nicht selten ernsthafte und sentimentale Kunstformen unter dieselbe Bezeichnung gebracht.

## 77.

### i) Das Sinngedicht und Epigramm.

Die Benennung und Form des Epigramms ist griechischen Ursprungs; es enthielt eine sinnvolle kurze Ueberschrift oder Aufschrift auf Tempeln, Gebäuden, Kunstwerken u. s. w. — In der neuern Dichtkunst beruht der Charakter des Epigramms auf der Versinnlichung Eines hervorstechenden Gedankens, in der möglichst kleinsten, aber ästhetisch voll-

endeten Form der Darſtellung. Nur Ein Gedanke darf in dem Epigramme herrſchen; dies ſey nun ein in Worte gekleidetes Gefühl; oder ein von der Einbildungskraft und dem Witze hervorgehobener Begriff; oder ein beſtimmt bezeichnetes Individuum oder Ereigniß. Dieſer Gedanke muß aber hervorſtechend (frappant) ſeyn, und vermittelſt der Form verſinnlicht, ſo wie durch die äſthetiſche Vollendung der Form dem Gefühle ſo nahe gebracht werden, daß im Bewußtſeyn ein unmittelbares Wohlgefallen an der Einheit der äſthetiſch vollendeten Form ſich ankündigt. Zugleich muß die Form des Epigramms, ſo weit es der darzuſtellende Gedanke verſtattet, die möglichſt kleinſte ſeyn, weil der Eine im Epigramme herrſchende Gedanke ſeine Kraft und Wirkung bei einer weitern Ausführung verlieren würde. Endlich muß der äſthetiſche Treffpunct (Pointe) im Epigramm, wo möglich, auf den Schluß fallen, ſo wie Leſſing die äſthetiſche Vollkommenheit des Epigramms in zwei Puncte: Erwartung und Aufſchluß ſetzte. Das Epigramm gehört zu den gemiſchten dichteriſchen Formen, weil ſein Stoff eben ſo gut individuelle Gefühle, wie Begriffe des Verſtandes, und einzelne Handlungen und Thatſachen verſinnlichen kann.

Man unterſcheidet, nicht ohne Grund, zwiſchen dem eigentlichen Sinngedichte, und dem Epigramme im engern Sinne. In dem eigentlichen Sinngedichte wird ein ſinnvoller Gedanke anſchaulich, neu, kurz und treffend dargeſtellt, ohne die beſtimmte Abſicht, dadurch zu loben oder zu tadeln. Dagegen erſcheint im Epigramme, im engern Sinne, Ein Gedanke, der, als Ausdruck des Witzes, entweder loben, oder tadeln, oder im

Allgemeinen spotten soll. Das lobende Epigramm enthält das verdiente, und durch die Thätigkeit der Einbildungskraft ästhetisch versinnlichte, Lob eines Individuums, oder einer Handlung und Thatsache. Das tadelnde Epigramm vergegenwärtigt, unter der Einheit einer vollendeten Form, bald die intellectuellen ästhetischen Mängel, Irrthümer und Thorheiten, bald die sittlichen Fehler, Verirrungen und Gebrechen der Menschen. Nicht selten ist es durch bittern Witz gewürzt, und heißt auch das Strafgedicht. Das spottende Epigramm endlich enthält den Ausdruck eines leichten, mit Gewandtheit dargestellten, Witzes über irgend einen Gegenstand, den man von seiner schwachen Seite ergreift.

## 78.

## Beispiele des Sinngedichts und Epigramms.

### a) des Sinngedichts.

#### 1) von v. Logau († 1655).

##### Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit, durch Welt und Grab,
Wandert in die Ewigkeit.

#### 2) von Heydenreich († 1801).

##### Das Leben, ein Traum.

Brüder, ein Traum ist unser kurzes Leben,
Aber ein Traum von großer wahrer Bedeutung.
Prüfe dein Leben, und du siehst prophetisch
Vor dir die Zukunft!

3) von Conz.

### Die Bewährung.

Der Demant wird nur an dem Demant hell;
Der große Geist nur an dem Großen groß;
Das reine Herz bewährt sich nur am Reinen.

4) von J. Geo. Jacobi († 1814).

### Grabschrift zweier Schwestern, welche im blühendsten Alter bald nach einander starben.

Sie flochten unschuldsvoll am Kranz der Jugendfreude;
Da ließ ein Engel sie die bessern Kränze sehn,
Ließ seine Frühlingspalme wehn;
Und sie umarmten sich. „Komm Schwester," sagten beide,
„Der Engel winkt uns, heimzugehn!"

5) von v. Schiller († 1805).

### Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

6) von Pfeffel († 1809).

### Das Epheu.

Seht diesen Eichenstamm; gestürzt vom Ungestüm
Des Wettersturms, liegt er im traurigen Gefilde;
Um ihn schlang Epheu sich, und fiel und starb mit ihm.
O Freundschaft! dich erkennt mein Herz in diesem Bilde!

7) von Klamor Schmidt († 1824).

### An die sterbende Agathe, als sie sagte: „Wir sehen uns zum letztenmale!"

Dein Gott so groß! dein Geist so schön!
Wie könnten wir zum letztenmal uns sehn!

8) von Klinkicht († 180 .).

### Mit der Zeit fortgehen.

Fortgehst du mit der Zeit? Wie wenig thust du dann!
Der Weise geht der Zeit voran.

9) von Mnioch.

### Philosophieen und Philosophie.

Wie es den Philosophieen ergehen wird? — Nun Freund,
sie gehen
Um die Philosophie — diese doch dreht sich um sich.

10) von einem Ungenannten.

### Friedrich der Einzige.

Auch Friedrich führt im Götterſaale
Sein Genius zu Lethe's Schale.
Nein, sprach der hohe Schatten, die
Trinkt nur ein Nero, Friedrich nie!

## β) des Epigramms.

1) von Flemming († 1640).

### Grabschrift eines Hundes.

Die Diebe fuhr ich an, die Buhler ließ ich ein;
So konnten Herr und Frau mit mir zufrieden seyn.

2) von v. Logau († 1655).

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

3) von Christian Gryphius († 1706).

### Sieben Eigenschaften des Prügels.

Daß die Hunde sich verlieren,
Narren sich als klug aufführen,

Kinder etwas Gutes faſſen,
Schläfer von dem Schlaf' ablaſſen,
Müßiggänger Fleiß erzeugen,
Eitle Prahler ſtille ſchweigen,
Säufer nicht ſtets trunken bleiben —
Iſt dem Prügel zuzuſchreiben.

### 4) von Wernike († um 1720).

#### Segen eines Biſchoffs.

Ein Bauer nahm den Hut nicht ab,
Als man dem Volk den Segen gab.
Wie nun der Biſchoff dieſes ſchaute,
Und mit der Kirchenbuß' ihm draute;
So ſagt er: Iſt der Segen gut;
So geht er wohl durch meinen Hut.

### 5) von Wernike.

#### Römiſche Beichtbuße.

Es fand ſein zartes Weib ein Ehmann in Gefahr,
Und wollte, weil es ſo zu Rom gebräuchlich war,
Aus großer Liebe ſich bequemen,
Die Ruthenſtreich' ihr abzunehmen,
Die in der Beicht' ein Mönch ihr heilig auferlegte.
Als nun der Pater ihm den Rücken luſtig fegte;
So rief ſein Weib: Haut zu, Herr Pater, denn ich bin
Gar eine große Sünderin.

### 6) von Leſſing († 1781).

#### An Einen.

Du ſchmähſt mich hinterrücks? Das ſoll mich wenig kränken.
Du lobſt mich ins Geſicht? Das will ich dir gedenken!

7) von Lessing.

Auf einen Brand zu **.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell sprang, zum Löschen oder Retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand,
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

8) von Bürger († 1794).

Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugethan,
Fing Ursula am Sonntagsmorgen an.
Nun will ich in die Predigt gehen,
Und Wunders halber sehen,
Ob ich nicht da ein wenig nicken kann.

9) von Karl Fr. Kretschmann († 1809).

Der gefundene Reim.

Längst schon suchte Mäv einen Reim auf Muse.
Endlich kam sein Weib, und der Reim — Meduse.

10) von Kretschmann.

Auf Maladett, den Wucherer.

Viel Silber hat sein grauer Schopf,
Viel Gold sein Kasten aufzuweisen;
Die Nase Kupfer; Blei sein Kopf;
Die Stirn viel Erz; das Herz viel Eisen.
Kurzum, der ganze Maladett
Ist Satans Stufenkabinett.

11) von Pfeffel († 1809).

Auf Radulphs Grab.

In dieser Marmorgruft
Verwesen Radulphs kalte Reste;

Er war Minister — sonst verwes'te
Er in der freien Luft!

### 12) von Haug.

#### Erhörung.

„Minister wär' ich nun durch Schmeichelei und Kosten,
Ach, und Minister seyn, fällt unser Einem schwer.
O, gieb mir, guter Gott, Verstand zu diesem Posten!"
Da gab der gute Gott ihm einen Secretair.

### 13) von Buddeus († 18..).

#### Eigene Grabschrift, wenige Tage vor seinem Tode gemacht.

Ich habe geliebt, geträumt und gewacht,
Gescherzt, getrunken, geweint und gelacht,
Mich glücklicher oft, als ein Kaiser, gedacht;
Auch, Gott verzeih mir's, viel Verse gemacht.
Hier hat man mich endlich zum Schweigen gebracht,
Bis diese stumme Gesellschaft erwacht.

### 14) von Herklots.

#### Goldmacherei.

Im Menschenblut, versichert ein Adept,
Kann man den echten Keim des Goldes finden.
Hat er geglaubt, was Neues zu ergründen?
Das ist ein altes fürstliches Recept.

### 15) von Weißer.

#### Ueber das Verbot des Bettelns in Teutschland.

Wie grausam ists von dir, Germania,
Das Betteln deinem Volke zu verwehren;
So raubst du deinen besten Köpfen ja
Das letzte Mittel, sich zu nähren.

### 16) von einem Ungenannten.

#### Raub eines Diploms.

Ach, ihm ward geraubt, worauf er Alles baut:
Ehre, Glanz und Ruhm — kurz — seine Eselshaut.

17) von einem Ungenannten.

Der Censor.

Der Herr der Welten sprach: „Auf dieser Erde
Sey Wort und Schrift des Geistes Zeuge!"
Ein kleiner Censor sprach im Zorn: „Es werde
Hier alles stumm, und jeder schweige!"

18) von einem Ungenannten.

Katechisation.

Prediger. Wie denkst du dir das Paradies, mein Kind?
Mädchen. Als Garten, wo verbot'ne Früchte sind.

19) von einem Ungenannten.

Auf einige Romanenschreiberinnen.

Verschont mit Schriften uns, ihr lieben zarten Puppen;
Zum mündlichen Geschwätz leihn wir euch gern das Ohr.
Kocht, wenn's nicht anders ist, kraftlose Wassersuppen;
Nur setzt sie uns nicht auch in euern Büchern vor.

20) von Bouterwek.

Die neue Epoche.

Pfeif', o Vortrefflicher, mit uns aus Einem Loche;
Dann machst du alle Tag' Epoche.

21) von v. Knaw.

Parallele zwischen dem Zeitungsschreiber Matz und dem Pastor Stentor.

Sie gleichen sich natürlicher und schöner,
Als je zwei Menschen auf der Welt;
Sie lügen beiderseits für Geld,
Von dieser Welt lügt Matz — und Stentor lügt von jener.

79.

k) Das Räthsel, die Charade, der Logogryph, und das Anagramm.

Mehr als leichte Spiele des Witzes, die für

den Augenblick ein unmittelbares Wohlgefallen erregen, denn als tief im Gefühlsvermögen begründete dichterische Formen, müssen das Räthsel, die Charade, der Logogryh und das Anagramm betrachtet werden. Nie wird man sie mit den höhern Erzeugnissen der lyrischen, didactischen und epischen Dichtkunst auf gleiche Linie des ästhetischen Gehalts stellen können, wenn gleich ihre Stoffe bald der einen und bald der andern dieser drei Klassen der Dichtkunst nahe verwandt sind.

Das Räthsel enthält innerhalb einer kleinen dichterischen Form die ästhetische Darstellung eines Gegenstandes, der in der Form nicht genannt, aber nach seinen gesammten wesentlichen Merkmalen genau bezeichnet wird, um an diesen angegebenen Merkmalen erkannt und errathen werden zu können.

Die Charade, oder das Sylbenräthsel, ist eine Abart des Räthsels, in welcher zuerst die einzelnen Sylben des Wortes, durch welches der nicht genannte Gegenstand bezeichnet wird, und dann das Ganze selbst nach den ihm eigenthümlichen Merkmalen in der ästhetischen Form versinnlicht werden müssen, damit man den unter der Hülle verborgenen Gegenstand errathe.

Der Logogryph, oder das Buchstabenräthsel, enthält eine ganze Kette von Räthseln, die alle auf ein Hauptwort führen, dessen Sylben einzeln darin geschildert sind, so wie dessen Buchstaben, nach ihrer Versetzung, andere Wörter bilden, die gleichfalls in dem Logogryphe bezeichnet werden.

Das Anagramm endlich, oder das Worträthsel, behauptet seine Eigenthümlichkeit dadurch, daß, nach der völligen Versetzung der Buchstaben eines Wortes, ein völlig neuer Begriff, mit einer

von der ursprünglichen Bezeichnung des Wortes wesentlich verschiedenen Bedeutung, entsteht.

## 80.
## Beispiele derselben.

### α) des Räthsels.

#### von Müchler.

Mein Vaterland ist nicht der kalte Norden;
Denn ich gedeih' und reif' im wärmern Süden nur.
So lieblich ich auch bin, so zeigt doch meine Spur
Verwüstung, Blutvergießen, Morden.
Doch schmück' ich oft des schönsten Mädchens Haar,
Und schimmere an ihrem Hals und Busen;
Es brachte selbst ein Priester teutscher Musen
Als Weihgeschenk mir eine Ode dar.
Vor meinem Glanz muß selbst der Purpur weichen;
Der Kühnste wird durch meine Glut geschreckt;
Und wehe dem, der einmal mich geschmeckt;
Denn nichts erlös't ihn aus des Todes Reichen.

(Die Granate.)

### β) der Charade.

#### 1) von einem Ungenannten.

Die erste Sylbe fällt vom Himmel;
Die zweite Sylbe steigt gen Himmel;
Das Ganze ist eine Stadt.

(Schneeberg.)

#### 2) von Langbein.

Wenn Regen rauscht und Wind und Wetter weht,
Mag man sich gern zur ersten Sylbe retten.
Nur die erschreckt kein Sturm, auf deren Ruhebetten
Die zweite steht.
Zählt Mancher auch zu den vom Glück erhalt'nen Gaben
Das Eigenthum der ersten nicht;
So kann doch wohl der arme Wicht
An seiner Frau das Ganze haben.

(Hauskreuz.)

### γ) des Logogryphs.

von Friedr. Kind.

Ein Fischchen blieb an einer Angel hangen;
Bald ward ich selbst in einem Netz gefangen:
Weg war mein Herz, dahin war meine Ruh.
Man zog das Netz nicht zu; nein, es ward aufgeschlagen. —
Ich soll den Fisch, ich soll das Netz dir sagen?
Setz nur zu sieben noch den achten zu!
Du räthst es nicht? Nimm von den achten wieder
Drei vorn hinweg; so tönt es süße Lieder.
Nimmst du noch eins; so sind sie weiß und rund,
Doch zu gewisser Zeit auch gelb, roth oder bunt.
(Schleier, Schleie, Leier, Eier.)

### δ) des Anagramms.

1) von Heyne († 1812).

Austria — vastari.
(Aus Heyne's Leben von Heeren.)

2) von Fr. Kind.

Drei Sylben — o geliebte Wohnung!
Oft in der Fremde dacht' ich dein,
Und wünschte nichts mir zur Belohnung,
Als umgekehrt die Drei zu seyn.
Daß man das Wort noch mehr muß lieben,
Hat Iffland und ein Freiherr es geschrieben,
Hat Iffland drin der teutschen Welt
Zwei wack're Teutsche dargestellt.
(Vaterhaus —
Schauspiel von Iffland;
Der Hausvater vom Freih.
v. Gemmingen.)

Ende des dritten Theiles.

Das

# Gesammtgebiet

der

# teutschen Sprache,

nach

Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit

theoretisch und practisch dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

---

Vierter Band.

Sprache der Beredsamkeit.

---

Leipzig, 1825.

J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

# Vorrede.

Der dritte und vierte Theil dieſes Werkes, welche zuſammen ausgegeben werden, haben die Beſtimmung, das Geſammtgebiet der Sprache der Dichtkunſt und der Sprache der Beredſamkeit, als ſelbſtſtändige Ganze, nach demſelben Charakter und Plane durchzuführen, wie es im zweiten Theile mit dem Geſammtgebiete der Sprache der Proſa geſchah, und wie die allgemeinen Grundſätze für alle drei ſelbſtſtändige Formen der Sprachdarſtellung — für Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit — in der, im erſten Theile enthaltenen, Philoſophie der Sprache aufgeſtellt wurden.

Was ich, in Beziehung auf die durchgängige Verbindung der Theorie und Praxis, in dieſem Werke beabſichtigte, ſprach ich in der Vorrede zum erſten Theile aus. Es würde unnöthig ſeyn, dies hier zu wiederhohlen, nachdem be-

reits die Stimmen geachteter Männer in öffentlichen Blättern, bei Beurtheilung der beiden ersten Theile, dafür sich erklärt haben. Namentlich ging ich bei der Auswahl der Beispiele für die einzelnen Formen der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit bis in das zwölfte Jahrhundert zurück, um in geschichtlicher und ästhetischer Hinsicht den Standpunct der Fortbildung der teutschen Sprache in den verschiedenen Jahrhunderten zu versinnlichen, und den ersten kräftigen Jugendton der Dichter und Redner des Mittelalters mit den Fortschritten der Dichtkunst und Beredsamkeit im ausgehenden funfzehnten und im sechszehnten, so wie mit den Rückschritten beider im siebenzehnten und im beginnenden achtzehnten, besonders aber mit dem erneuerten und unaufhaltbaren Fortschreiten beider zur Classicität seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, vergleichend zusammen zu stellen. Denn ob ich gleich die uns erhaltenen Ueberreste der teutschen Sprache aus den Zeiten des Mittelalters um keinen Preis hingeben möchte; so bin ich doch weit davon entfernt, dieselben über ihren innern Gehalt zu erheben. Sie sind und bleiben der größten Aufmerksamkeit und Theilnahme werth; sie bedürfen noch manches kritischen Bearbeiters, um genießbarer und theilweise geschichtlich verständlicher zu werden; allein daß die Sprache selbst, nach ihren drei Grundformen, erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zur Classicität sich erhob, und daß erst seit

dieſer Zeit die Zahl der Muſterſchriften ſich vermehrte, bedarf wohl für alle Sachkundige keines weitern Beweiſes.

Da übrigens die urſprüngliche Berechnung der vier Theile dieſes Werkes auf ungefähr 100 Bogen, wegen der gleichmäßigen Behandlung und Durchführung der einzelnen Formen und Gegenſtände, ſchon um dreizehn Bogen überſchritten werden mußte, ohne den Preis des Ganzen zu erhöhen; ſo ſah ich mich genöthigt, beſonders in der zweiten Abtheilung des vierten Theiles, die Aufnahme der Beiſpiele etwas zu beſchränken, damit das Werk nicht die feſtgeſetzte Bogenzahl zu ſehr überſtiege.

Was aber dieſen vierten Theil überhaupt betrifft, der die Sprache der Beredſamkeit als ein ſelbſtſtändiges, von der Sprache der Proſa weſentlich verſchiedenes, Ganzes behandelt; ſo mögen die, in der Einleitung zu dieſem Theile aufgeſtellten, Grundſätze meine eigenthümliche Anſicht der Sprache der Beredſamkeit rechtfertigen. Es würde mir eine hohe Befriedigung gewähren, wenn unbefangene Forſcher, dieſer Darſtellung des ſelbſtſtändigen Charakters der Sprache der Beredſamkeit ihre Prüfung und ihre Zuſtimmung nicht verſagten. Wenigſtens bin ich mir bewußt, den ſelbſtſtändigen Charakter der Sprache der Beredſamkeit, gleichmäßig, wie den Charakter der Proſa und Dichtkunſt, im urſprünglichen Weſen des menſchlichen Geiſtes aufgeſucht, und die eigenthümliche Ankündigung dieſes ſelbſtſtän-

digen Charakters im Umfange der Sprache durch die mitgetheilten Beispiele aus gediegenen religiösen und politischen Rednern, nachgewiesen zu haben.

Daß übrigens nicht ganze Reden, sondern nur Bruchstücke aus religiösen und politischen Reden mitgetheilt werden konnten, verstand sich von selbst, weil eine vollständig aufgenommene Rede oft mehr als einen Bogen gefüllt haben würde. Doch galt mir dabei als Gesetz, daß jedes aufgenommene Bruchstück wenigstens so viel enthalten mußte, theils die Eigenthümlichkeit des Redners bestimmt zu versinnlichen, theils das, was er, dem Stoffe nach, darstellen wollte, unter allgemeinen und sichern Umrissen erkennen zu lassen. Nur bei der Festhaltung dieses Grundsatzes war es möglich, eine mannigfaltige und reichhaltige Beispielsammlung aus dem allmähligen Anbaue der Sprache der Beredsamkeit, nach der Folge der Jahrhunderte, mit der aufgestellten Theorie durchgehends zu verbinden.

Leipzig, am 16 Septbr. 1825.

Pölitz.

# Inhalt des vierten Theiles.

## Das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit.

### Einleitung.


1. Vorbereitende Begriffe. . . . . S. 1
2. Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Beredsamkeit. . . . . 3
3. Verhältniß des menschlichen Bestrebungsvermögens zur Sprache der Beredsamkeit. . . 5
4. Fortsetzung. . . . . 8
5. Verhältniß der Sprache der Beredsamkeit zur Sprache der Prosa und Dichtkunst. . . . 16
6. Verhältniß der Einbildungskraft zur Sprache der Beredsamkeit. . . . . 19
7. Das Gesetz der Form in Beziehung auf die Sprache der Beredsamkeit, und mit Hinsicht auf die sogenannten rhetorischen Figuren. . . 21
8. Die Technik der rednerischen Form. . . . . 24
9. Die Sprache der Beredsamkeit als schöne Kunst. 26
10. Grundbedingungen der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit. . . . . 31
11. Fortsetzung. . . . . 35
12. Schluß. . . . . 39
13. Die drei Schreibarten in der Sprache der Beredsamkeit. . . . . 45

14. Eintheilung der einzelnen Gattungen und Klassen der Reden. . . . . S. 48

1) Vom Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht.

15. Der Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht. . . . . 50
16. a) Die Erfindung des Thema. . . . . 50
17. Fortsetzung. . . . . 62
18. Fortsetzung. . . . . 54
19. Beispiele der Erfindung des Thema von Reinhard, v. Ammon, Tzschirner, Marezoll. . . . . 58
20. b) Die Eintheilung und Anordnung des Ganzen. 60
21. Fortsetzung. . . . . 62
22. Beispiele der Ausführung der einzelnen Theile der Rede. . . . . 67
A) Beispiele des Eingangs.
α) aus der religiösen Beredsamkeit, von Reinhard, Balth. Münter. . . 67
β) aus der weltlichen Beredsamkeit von Fr. Jacobs, Posselt. . . . . 71
23. B) Beispiele des Thema und der Disposition, nach Partition und Division. . . . 78
24. C) Beispiele des Schlusses der Rede, von Starke, Reinhard, v. Schmidt-Phiseldek. . . . . 81
25. c) Die stylistische Form der Darstellung. . . 87

2) Die religiöse Rede.

26. Begriff der religiösen Rede. . . . . 90
27. Eintheiluug der religiösen Reden. . . . . 91
28. a) Eintheilung nach ihrem Inhalte . . . . 91
Dogmatische, moralische, gemischte.
29. Fortsetzung. . . . . 92
Geschichtliche, politische, naturgeschichtliche, psychologische.
30. b) Eintheilung nach ihrer Form. . . . . 95
Predigten, Homilieen, eigentliche Reden.
31. Beispiele aus der religiösen Beredsamkeit der Teutschen.

a) aus der Zeit des Mittelalters bis auf Luther, von einem Ungenannten aus dem 12ten Jahrhunderte; von dem Franziskaner Berthold im 13ten Jahrhunderte; von Joh. Tauler im vierzehnten Jahrhunderte; von Joh. Geiler von Kaisersberg im funfzehnten Jahrhunderte. . . . . S. 100

32. Fortsetzung. Beispiele aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte von Luther, Zwingli, Matthesius, Museulus, und Abraham a Sancta Clara. . . . 110

33. Fortsetzung. Beispiele aus dem achtzehnten Jahrhunderte von Aug. Herm. Francke, v. Mosheim, Sack, Jerusalem, J. Andr. Cramer, Zollikofer. . . . . 132

34. Fortsetzung. Beispiele aus dem letzten Viertheile des achtzehnten, und dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts, von Reinhard, Henke, Demme, Ammon, Dinter. . . . . 167

35. Fortsetzung. Beispiele aus dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderte von Marezoll, Schleiermacher, J. Aug. Heinr. Tittmann, Tzschirner, Bretschneider, Schott, Röhr, Dräseke. . . . 201

36. Beispiele aus der eigentlichen religiösen Rede von Spalding, von Herder, Löffler, Böttiger. . . . . 243

3) Die politische Rede.

37. Begriff der politischen Rede. . . . . 260

38. Eintheilung der politischen Reden. . . . . 262

39. a) Politische Reden in Beziehung auf das innere Staatsleben. . . . . 263

40. b) Politische Reden in Beziehung auf das äußere Staatsleben. . . . . 268

41. Ueber den Inhalt und Geist der politischen Reden. 271

42. Ueber die Form der politischen Reden. . . . 274

43. Fortsetzung. . . . . 278

44. Ueber die politische Beredsamkeit bei den Teutschen. 279

45. Beispiele der ältern politischen Beredsamkeit

bei den Teutschen, von v. Hoffmannswaldau, Christian Weise, v. Kayn, Rothmahler. . . . . S. 280
46. Beispiele der politischen Beredsamkeit aus der zweiten Hälfte des achtzehnten und dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts vom Könige Max. Joseph von Bayern, Freih. v. Aretin, vom Großherzoge Ludwig von Baden, v. Rotteck. . . 290
47. Fortsetzung. Beispiele von Fichte, Rehfues, v. Feuerbach. . . . . 303

4) Die Ergänzungsklasse der gemischten Reden.

48. Begriff der gemischten Reden. . . . . 318
49. Gattungen und Arten derselben. . . . . 319
50. Beispiele aus den gemischten Reden von Mörlin, Danz, Leisewitz. . . . . 325

---

## Berichtigungen.

Im dritten Bande:

S. 248 Z. 3 v. o. l. milde st. wilde
S. 476 Z. 10 v. u. l. Claudius st. Voß

Im vierten Bande:

S. 103 Z. 2 v. u. l. gott
S. 125 Z. 2 v. o. l. auflehnen

# Das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit.

## Einleitung.

### 1.

### Vorbereitende Begriffe.

Wenn das menschliche Bewußtseyn nicht täuscht; so giebt es drei Vermögen des menschlichen Geistes, die, nach ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit, so wie nach ihrer Verschiedenheit von einander, in den einzelnen Zuständen sich ankündigen, deren wir uns bewußt werden: das Vorstellungs-, das Gefühls- und das Bestrebungsvermögen. So wie aber im Bewußtseyn die Gesammtheit aller Vorstellungen den Umfang des individuellen Vorstellungsvermögens, die Gesammtheit aller Gefühle den Umfang des individuellen Gefühlsvermögens, und die Gesammtheit aller Bestrebungen den Umfang des individuellen Bestrebungsvermögens bildet; so entspricht auch, innerhalb des abgeschlossenen Kreises der Sprachdarstellung, das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa dem Gesammtgebiete der menschlichen Vorstellungen, das

Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst dem Gesammtgebiete der menschlichen Gefühle, und das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit dem Gesammtgebiete der menschlichen Bestrebungen. Denn obgleich jeder einzelnen Darstellung durch Sprache zunächst die Vorstellung des dargestellten Gegenstandes vorausgeht, weil Gefühle und Bestrebungen nicht eher durch Sprache dargestellt werden können, als bis sie vorher als Vorstellungen zum Bewußtseyn gelangten; so muß doch bei dem vermittelst der Sprache darzustellenden Stoffe wesentlich unterschieden werden, ob er ursprünglich aus dem Vorstellungsvermögen, oder aus dem Gefühlsvermögen, oder aus dem Bestrebungsvermögen stammt, weil der ursprüngliche Charakter der unmittelbaren Gefühle und Bestrebungen, selbst durch den Eintritt in den Kreis der Vorstellungen, nicht ganz verwischt werden und verloren gehen kann.

Ist daher das Bestrebungsvermögen ein ursprüngliches und selbstständiges Vermögen des menschlichen Geistes, das einen von dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen verschiedenen, und im Bewußtseyn wahrnehmbaren, Charakter nach allen seinen Ankündigungen behauptet; so ist auch die Sprache der Beredsamkeit eine selbstständige Urform der Sprachdarstellung, die mit der Sprache der Prosa und Dichtkunst auf gleicher Linie der Selbstständigkeit und Bedeutsamkeit stehet, und deren eigenthümliche Ankündigung nie mit der Ankündigung der Sprache der Prosa und Dichtkunst verwechselt werden darf, obgleich auch für die Sprache der Beredsamkeit, wie für die Sprache der Prosa und Dichtkunst, das Gesetz der Form der höchste Maasstab aller stylistischen Vollendung bleibt.

Wenn nun auch im Gesammtumfange der Sprache die einzelnen selbstständigen Gebiete der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit so nahe an einander grenzen, wie die drei Vermögen des menschlichen Geistes selbst innerhalb des Bewußtseyns, und in jenen Sprachgebieten bisweilen eben so unmerkliche Uebergänge aus dem einen in das andere statt finden können, wie es mit den einzelnen Zuständen der drei geistigen Vermögen geschieht; so muß doch in der Philosophie der Sprache eben so scharf das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit von dem Gesammtgebiete der Prosa und Dichtkunst unterschieden werden, wie in der Philosophie selbst die ursprüngliche Ankündigung, und die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit des Bestrebungsvermögens von dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen unterschieden wird.

## 2.

## Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Beredsamkeit.

Wenn der eigenthümliche Charakter der Prosa auf der Darstellung der unmittelbaren Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens, und der eigenthümliche Charakter der Dichtkunst auf der Darstellung der unmittelbaren Zustände des menschlichen Gefühlsvermögens vermittelst der Sprache beruht; so beruht der eigenthümliche Charakter der Sprache der Beredsamkeit auf der Darstellung der Zustände des selbstständigen menschlichen Bestrebungsvermögens, oder auf der Versinnlichung der individuellen Bestrebungen und Triebe, vermittelst der vollendeten Einheit einer stylistischen Form.

Nach dieser Begriffsbestimmung unterscheidet sich die Sprache der Beredsamkeit theils nach ihrem Ursprunge, theils nach ihrer Ankündigung innerhalb der Sprachdarstellung, theils nach ihrem eigenthümlichen Zwecke, wesentlich von der Sprache der Prosa und Dichtkunst, und kann, sobald man ihren Charakter mit Bestimmtheit auffaßt und festhält, mit beiden nicht verwechselt werden. Denn nach ihrem Ursprunge stammt die Sprache der Beredsamkeit weder unmittelbar aus Vorstellungen, noch unmittelbar aus Gefühlen, sondern aus den menschlichen Bestrebungen und Trieben. Nach ihrer Ankündigung innerhalb der Sprache, können diese Bestrebungen und Triebe nie die Farbe und den Ton verläugnen, unter welchen sie im Bewußtseyn, nach ihrer Verschiedenheit von Vorstellungen und Gefühlen, wahrgenommen werden, und welche nothwendig auch der Sprache der Beredsamkeit das ihr eigenthümliche Gepräge, im Gegensatze der Prosa und Dichtkunst, ertheilen. Eben so behauptet die Sprache der Beredsamkeit ihren eigenthümlichen Zweck, der weder auf die Belehrung und Ueberzeugung des Verstandes und der Vernunft, wie die Sprache der Prosa, noch auf die tiefe Bewegung und Erschütterung des Gefühls, wie die Sprache der Dichtkunst, sondern unmittelbar auf die Belebung und Bestimmung des Willens zu Handlungen berechnet ist, die in Angemessenheit zu den im Bewußtseyn des Redners anfgeregten Bestrebungen und Trieben erfolgen sollen.

Die Sprache der Beredsamkeit erscheint daher im Gesammtgebiete der menschlichen Sprache überhaupt eben so selbstständig und eigenthümlich, wie die Sprache der Prosa und der Dichtkunst. Sie

ist von diesen weder abhängig, noch ihnen untergeordnet, sondern beiden gleichgeordnet (coordinirt). Sie ist, zur Vollendung der Mittheilung durch Sprache, eben so nöthig und unentbehrlich, wie die Prosa und Dichtkunst, weil sie, die aus dem Bestrebungsvermögen stammt, wieder zunächst auf das Bestrebungsvermögen wirken soll. Denn wenn die Prosa das Vorstellungsvermögen beschäftigt und belehrt, und die Dichtkunst das Gefühlsvermögen bewegt und rührt; so soll die Beredsamkeit unmittelbar auf die menschlichen Bestrebungen und Triebe wirken, und den menschlichen Willen zu freien Handlungen beleben.

## 3.

### Verhältniß des menschlichen Bestrebungsvermögens zur Sprache der Beredsamkeit.

Es ist in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des geistigen Wesens (Th. 1. S. 155 f.), nächst dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen, ein drittes selbstständiges Vermögen begründet, dessen Eigenthümlichkeit, nach seiner Ankündigung im Bewußtseyn, in der Verwirklichung der Gegenstände der menschlichen Vorstellungen und Gefühle durch freies Handeln besteht. Wenn daher die beiden andern geistigen Vermögen zunächst nach innen gerichtet sind; so ist das Bestrebungsvermögen, in Hinsicht seiner Ankündigung und Wirksamkeit, nach außen gerichtet. Es will das, was im Bewußtseyn Vorstellung oder Gefühl war, durch eine nach außen gehende Thätigkeit in den Kreis der Wirklichkeit versetzen, und durch eine unvertilgbare Handlung in der Sinnenwelt ausführen. Be-

vor aber dies geschehen kann, muß, in Angemessenheit zu der vorausgegangenen Vorstellung oder zu dem wahrgenommenen Gefühle, ein von beiden verschiedener, und die freie Handlung vermittelnder, geistiger Zustand im Bewußtseyn wahrgenommen werden, der, nach seiner verschiedenartigen Ankündigung, bald Hang und Neigung, bald Bestrebung, Trieb und Begierde genannt wird. Ob nun gleich der Hang und die Neigung nicht unmittelbar in freie Handlungen übergehen; so liegen sie doch im Bewußtseyn der Bestrebung, und der Steigerung der menschlichen Bestrebungen zum Triebe und zur Begierde, zum Grunde. Denn mit der Vorstellung eines Gegenstandes muß sich die Theilnahme an denselben, oder ein Gefühl der Lust oder der Unlust, vergesellschaften, wenn im Bewußtseyn das Streben sich ankündigen soll, daß etwas geschehe, oder daß es nicht geschehe. In der ersten Hinsicht begehren, in der zweiten verabscheuen wir. Erfolgt nun eine äußere Thätigkeit in Angemessenheit zu diesem innern Begehren oder Verabscheuen; so nennen wir diese Thätigkeit eine Handlung. Der innere zureichende Grund der Möglichkeit der Handlung aber ist die Freiheit des Willens, oder die Selbstbestimmung des menschlichen Geistes zu einer Thätigkeit, die unabhängig von dem Einflusse der Naturkräfte erfolgt. Bei jeder Handlung wird also zweierlei unterschieden: eine innere Thätigkeit der Freiheit, — das Bestreben, das Wollen der Verwirklichung eines bestimmt gedachten Gegenstandes; und eine äußere, diesem Wollen angemessene Thätigkeit — die Handlung selbst. — Mehr bedarf es für den Beweis der Selbstständigkeit des menschlichen

Beſtrebungsvermögens nicht; denn die Lehre von dem überſinnlichen Vermögen der menſchlichen Freiheit gehört nicht der Philoſophie der Sprache, ſondern der Metaphyſik an.

Allein für die Ankündigung der menſchlichen Beſtrebungen und Triebe durch freie Handlungen, und für die Aufregung von Beſtrebungen und Trieben, ſo wie für die Veranlaſſung von menſchlichen Handlungen durch die Kraft der Sprache der Beredſamkeit, iſt die Eintheilung des menſchlichen Beſtrebungsvermögens in das ſinnliche und geiſtige, oder in das niedere und höhere, von großer Wichtigkeit. Denn das ſinnliche oder niedere Beſtrebungsvermögen iſt auf die Verwirklichung des Zweckes der ſinnlichen Natur, auf die Beförderung, Begründung und Erhaltung der individuellen Glückſeligkeit, dagegen das geiſtige oder höhere Beſtrebungsvermögen auf die Verwirklichung des Zweckes der geiſtigen Natur, auf die Beförderung, Begründung und Erhaltung der reinen Sittlichkeit gerichtet. Ob nun gleich der Zweck der Glückſeligkeit, an ſich betrachtet, nicht verwerflich, ſondern in den urſprünglichen Anlagen und Kräften der ſinnlichen Natur begründet iſt; ſo iſt er doch, im Gegenſatze des höhern Zweckes der Sittlichkeit, der aus der geiſtigen Natur des Menſchen ſtammt, der niedere Zweck, der, wenn er weder dem handelnden Individuum, noch andern Weſen nachtheilig und verderblich werden ſoll, in jedem Falle dem höhern Zwecke der Sittlichkeit untergeordnet werden muß, weil der Zweck der Sittlichkeit unbedingte, der Zweck der Glückſeligkeit aber nur bedingte Gültigkeit behauptet.

## 4.

## Fortsetzung.

Aus diesem im Wesen des menschlichen Geistes begründeten Verhältnisse des niedern zum höhern Bestrebungsvermögen folgt für die Sprache der Beredsamkeit, daß sie zwar eben so auf das sinnliche, wie auf das geistige Bestrebungsvermögen wirken, und eben so den Zweck der Glückseligkeit, wie den Zweck der Sittlichkeit berücksichtigen darf, daß sie aber, nach allen von ihr beabsichtigten und hervorgebrachten Wirkungen auf den Willen Andrer, an das ewige Gesetz im menschlichen Geiste selbst — an das Gesetz der Unterordnung des Zweckes der Glückseligkeit unter den Zweck der Sittlichkeit — gebunden ist. Denn alles, was durch Sprache nach außen dargestellt wird, ist abhängig von den vorausgegangnen innern Zuständen des Bewußtseyns, und nicht umgekehrt; und die Art und Weise, wie der Redner nach außen sich ankündigt, ist ein Wiederschein seiner Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, ein treues Abbild des Zustandes seines Bestrebungsvermögens, der seiner Sprachdarstellung in der Form der Beredsamkeit vorausging.

Das Festhalten dieses Standpunctes ist von unermeßlichen Folgen für die Ausmittelung und Bestimmung des wahren Wesens und der unmittelbaren Wirkungen der Sprache der Beredsamkeit. Wäre man nämlich von diesem Standpuncte ausgegangen; so würde man nie das Wesen der Beredsamkeit in die genau berechnete Kunst der Ueberredung und Täuschung Andrer gesetzt, oder den Werth und die Wirksamkeit der Sprache der

Beredſamkeit unter den Werth und die Wirkſamkeit der Sprache der Dichtkunſt geſtellt haben. Denn zugeſtanden, daß die Sprache der Beredſamkeit auf gleiche Weiſe, wie alles Gute und Treffliche in der menſchlichen Natur, für bloße ſinnliche Zwecke entwürdigt und entweiht werden kann; ſo liegt dieſe Verirrung und dieſer Mißbrauch weder in ihrem urſprünglichen Weſen, noch in ihrer eigenthümlichen Beſtimmung. Sie kann und ſoll vielmehr — ohne doch den Zweck der Glückſeligkeit darüber zu vernachläſſigen — den höhern Zweck der menſchlichen Natur, den Zweck der Sittlichkeit, zunächſt befördern; der Ton und die Farbe ihrer Sprache ſoll aus einem rein ſittlichen Gemüthe ſtammen, dem nichts Höheres gilt, als die Verwirklichung reiner Sittlichkeit; die ganze Kraft und Fülle der Sprache der Beredſamkeit ſoll daher aufgeboten werden, das Beſtrebungsvermögen Andrer zu Handlungen zu beſtimmen, die dem Zwecke der Sittlichkeit angemeſſen ſind.

Aus dieſem Standpuncte betrachtet, ſteht die Sprache der Beredſamkeit in der unmittelbarſten und wohlthätigſten Verbindung mit dem Endzwecke des menſchlichen Daſeyns überhaupt. Denn dieſer Endzweck, wenn er gleich ein aufgeklärtes und gebildetes Vorſtellungsvermögen, ſo wie ein tiefes und geläutertes Gefühlsvermögen vorausſetzt, hängt doch weder zunächſt vom Vorſtellungsvermögen, noch vom Gefühlsvermögen, ſondern von der Thätigkeit des Beſtrebungsvermögens ab, und alſo von der Gewalt der Sprache der Beredſamkeit auf den menſchlichen Willen, der für die Verwirklichung des Ideals des Sittlich-Guten gewonnen, erhoben und begeiſtert werden ſoll.

Mißbraucht daher ein Redner die ihm gegebene Kraft der Sprache der Beredsamkeit zur Aufregung unlautrer Absichten und Triebe, und zur Erstrebung blos sinnlicher oder verderblicher Zwecke; so trägt die ursprüngliche Bestimmung der Sprache der Beredsamkeit davon so wenig die Schuld, als wenn ein Mensch, ausgestattet mit Freiheit des Willens, von dem Zwecke der Sittlichkeit sich absichtlich entfernt, oder wenn der einzelne Dichter die hohe Weihe der Dichtkunst so weit verkennt, daß er den Glanz der dichterischen Farbengebung zur Schilderung der gröbsten Sinnlichkeit mißbraucht.

Der unmittelbare und hohe Zweck der Sprache der Beredsamkeit steht und fällt vielmehr mit dem höchsten Zwecke des Menschen, mit dem Zwecke der Sittlichkeit. Beide, der religiöse und der politische Redner, haben keine höhere Aufgabe, als die Verwirklichung des Zweckes der Sittlichkeit durch die ganze Kraft und Stärke der Sprache der Beredsamkeit: der erste in dem heiligen Kreise des religiösen, der zweite in dem heiligen Kreise des bürgerlichen Lebens. Von diesem großen Ziele entfernt sich gleich weit der Baalspfaffe, der, durch trügerische Sophismen und verschrobenen Mysticismus, den Aberglauben, den Unglauben und die sittlich optische Täuschung an die Stelle der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit setzt, wie der Demagog, der in der gewaltsamen Umkehrung aller Formen des innern und äußern Staatslebens das Wohl der Reiche und der Völker sucht, und die Masse zu Bestrebungen, Trieben und Handlungen aufregt, welche eben so den Staat, wie der Aberglaube und der Mysticismus das Kirchenthum gefährden. Mögen daher auch politische Redner

des Alterthums und der neuern Zeit das wahre Wesen der Sprache der Beredsamkeit verkannt, und die Kraft der Sprache für bedenkliche und selbst gefährliche politische Zwecke aufgeboten haben; so stehen diesen entarteten Führern der Völker hundert andre entgegen, welche dem Ideale des vollkommenen Staates in ihrer Brust nach außen die ganze Sonnenglut der gediegenen Sprache der Beredsamkeit ertheilten, und die Mehrzahl der Unverdorbenen unwillkührlich auf ihre Seite brachten. Mögen, auf ähnliche Weise, geistliche Redner dem Aberglauben, dem todten Glauben, der Scheinheiligkeit, der Unduldsamkeit und der Verfolgungssucht der Andersdenkenden das Feuer der redneriſchen Begeisterung ertheilen, und zur Erneuerung der Gräuelscenen der Inquisition die leicht zu überredende Masse des Volkes fortreißen; so stehet solchen Eiferern eine ehrwürdige Zahl von religiösen Rednern gegen über, die dem Heiligen in ihrer Brust die unwiderstehliche Kraft der Sprache der Beredsamkeit zu ertheilen, und, vermittelst derselben, auf den Willen ihrer Leser und Zuhörer für die Ergreifung der Zwecke des sittlich-religiösen Lebens zu wirken verstehen. — Denn so hoch der Zweck der Sittlichkeit über dem Zwecke der Sinnlichkeit, so hoch das geistige Leben über dem physischen Leben steht; so hoch steht auch der für Heiligkeit des Sinnes und Lebens, für Unsterblichkeit und Gott begeisterte religiöse Redner, und der für die Verwirklichung der Herrschaft des Rechts auf dem ganzen Erdboden, in dem innern Staatsleben und in der gegenseitigen Wechselwirkung und Verbindung der einzelnen Staaten und Völker, ergriffene politische Redner, über denen, welche den sinnlichen Lüsten und Begierden schmei-

cheln, es gelte nun dieser Mißbrauch der Sprache der Beredsamkeit entweder der kirchlichen oder der bürgerlichen Trugwelt der Sinnlichkeit.

Diese Verständigung über das Wesen, die Bestimmung und die hohe Wirksamkeit der Sprache der Beredsamkeit war — am Eingange der Theorie derselben — um so nöthiger, je häufiger, bis auf die neuesten Zeiten herab die Redekunst — oder die Fertigkeit in der Handhabung der Sprache der Beredsamkeit — von vielen Aesthetikern bald tiefer, als die übrigen Künste gestellt, und hinter diese zurückgesetzt, bald, in ihren Theorieen, blos als eine Zugabe zur Sprache der Prosa, mit einigen oberflächlichen und schielenden Bemerkungen über ihren Unterschied von der Prosa, behandelt ward. Wie, sollen wohl politische Redner, wie Demosthenes, Cicero, Pitt, Burke, Fox, Sheridan, Canning, Brougham, Royer-Collard (gegen das Sacrileggesetz), — oder religiöse Redner wie Massillon, Flechier, Saurin, Tillotson, Joh. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, Ammon, Marezoll, Tzschirner, Bretschneider, Röhr, Schuderoff u. a. in ästhetischer Hinsicht tiefer stehen, als die gefeierten Dichter Griechenlands, Roms, Frankreichs, Britanniens und Teutschlands? Soll die Sprache der Beredsamkeit nicht auf gleicher Linie und Höhe mit der Sprache der Dichtkunst erscheinen? Vielleicht deshalb, weil thatsachlich die Zahl der Meisterstücke in derselben kleiner, und der Kreis der gediegenen und vollendeten politischen und religiösen Redner beschränkter ist, als der Kreis der classischen

Dichter? — Es gehört zu den Sonderbarkeiten in der teutschen Literatur, daß das Wesen der Sprache der Beredsamkeit schon von Gottsched ziemlich richtig aufgefaßt, in späterer Zeit aber wieder verkannt ward. Gottsched sagt (in s. ausführl. Redekunst, S. 76) bereits vor mehr als 80 Jahren: „Wir müssen unter der Beredsamkeit eine Geschicklichkeit verstehen, seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem, was man will, zu bewegen. Auf Ueberredung muß die ganze Bemühung des Redners abzielen; diese muß er zu erreichen im Stande seyn, wenn er diesen Namen mit Recht führen will. Sie schließt die Bewegung der Gemüther in sich. Ein Redner ist also nicht zufrieden, wenn man ihn gern höret, wenn man seine schöne Schreibart lobt, seine Gedanken und sinnreichen Ausdrücke erhebet. Er gehet viel weiter, und fordert ungleich mehr von seinen Zuhörern. Man soll ihm in seinem Vortrage vollkommen beipflichten; man soll mit ihm einerlei Meinung annehmen; man soll das für wahr und für falsch halten, was er dafür hält; man soll endlich lieben und hassen, zürnen und beneiden, frohlocken und trauern, hoffen und fürchten, suchen und fliehen, ja thun und lassen, was und wie es ihm gefällt. Wer diese Absichten nicht hat, wenn er redet, oder auch die gehörigen Mittel dazu nicht in seiner Gewalt hat; der rühmt sich umsonst einer wahren Beredsamkeit.“ Bald darauf (S. 87) sagt er: „Weiter schließen wir von dem Namen eines Redners alle bloße Stylisten aus, die zwar in dogmatischer, historischer und epistolischer Schreibart sehr geschickt ihre Gedanken zu entwerfen

wissen, aber demungeachtet keins von den Stücken in ihrer Gewalt haben, welche wir zur Beredsamkeit fordern." — Wie wenig befriedigt doch Kant (in s. Kritik der Urtheilskraft, S. 205), wenn er die Beredsamkeit für die Kunst erklärt, „ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben," und (S. 215) die Beredsamkeit tief unter die Dichtkunst setzt. — Der in vielfacher Hinsicht um die Philosophie verdiente Maaß kannte (in s. Grundriß der reinen Rhetorik, 2te Aufl. S. 11) nur einen Unterschied zwischen Dichtkunst und Rhetorik, nicht aber zwischen Prosa und Rhetorik. Er sagt ausdrücklich: „Die Lehre von der Schönheit der prosaischen Reden ist die Rhetorik, und die Kunst, schöne prosaische Reden hervorzubringen, die Beredsamkeit in der engern Bedeutung." — Adelung (über den Styl, Th. 2. S. 183) erklärte die Beredsamkeit „für die Fähigkeit, Andre auf eine wirksame Art zu überreden." — Heydenreich drang tiefer ein. Bereits in s. Systeme der Aesthetik (Th. 1. S. 217) versuchte er eine feste Grenzlinie zwischen Beredsamkeit und Dichtkunst zu ziehen. Schärfer faßte er diesen Gegenstand in dem Artikel: Beredsamkeit (in dem kurzgefaßten Handwörterbuche über die schönen Künste, Lpz. 1794. 8. Th. 1. S. 143), wo er die Beredsamkeit bezeichnet als „die Fertigkeit, ein Ganzes von Vorstellungen dem Erkenntnißvermögen so darzustellen, daß man zu gleicher Zeit auf Bestrebungsvermögen, Gefühlsvermögen und Geschmack eine der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Vorstellungen nicht nach-

theilige, zweckmäßige und harmonische Wirkung hervorbringe." Dagegen stimmt Schott (Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit, Lpz. 1815. 8. 2te Aufl.) der, in diesem Werke aufgestellten, Ableitung der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit aus den drei geistigen Vermögen bei, und bezeichnet (S. 7) die eigentliche Beredsamkeit dahin, welche aus dem Zustande des innigen Bestrebens hervorgeht, und auf das Begehrungsvermögen Andrer einen kräftigen Einfluß zu gewinnen sucht, damit zwischen den Bestrebungen des Redenden und den Bestrebungen Andrer Einheit entstehe." Ihm ist (S. 10) Rede „eine zusammenhängende Darstellung unsrer Vorstellung in Worten, welche ganz dazu geeignet ist, durch eine gleichmäßige Beschäftigung des Verstandes und der Vernunft auf der einen, und der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens auf der andern Seite den menschlichen Willen zu bestimmen, oder das ganze Gemüth für einen Gegenstand zu gewinnen. Die Beredsamkeit (die Kunst der Rede) liegt daher zwischen der eigentlichen Prosa und der Poesie mitten inne." — Einen gehaltvollen Commentar zu diesem Compendium bearbeitete Schott in folgendem Werke, wovon erst zwei Theile (1818 und 1824) erschienen sind: Die Theorie der Beredsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange dargestellt. Hauptsächlich gehört (Th. 1. S. 35) hieher: „Entwickelung der Prosa, Poesie und Beredsamkeit aus dem menschlichen Gemüthe." — Weit weniger genügt in Hinsicht auf das Eindringen in das wahre Wesen

und in den selbstständigen Charakter der Sprache der Beredsamkeit: Arn. Mallinckrodt, über Beredsamkeit überhaupt, und über geistliche, Staats- und gerichtliche Beredsamkeit insbesondere. Schwelm, 1821. 8.

## 5.

## Verhältniß der Sprache der Beredsamkeit zur Sprache der Prosa und Dichtkunst.

Die wesentliche Verschiedenheit der Sprache der Beredsamkeit von der Sprache der Prosa und Dichtkunst ergiebt sich aus der im Bewußtseyn wahrgenommenen Verschiedenheit des Bestrebungsvermögens von dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen. Denn diese Verschiedenheit (§. 3) beruht nicht blos auf der Verschiedenheit ihres Ursprungs, sondern auch auf der Verschiedenheit ihrer Ankündigung innerhalb der Sprache, und auf der Verschiedenheit ihres Zweckes. Allein, dieser Verschiedenheit ungeachtet, stehet doch auch die Sprache der Beredsamkeit mit der Sprache der Prosa und Dichtkunst in einer gewissen Verwandtschaft und Verbindung, weil die Sprache der Beredsamkeit ihren eigenthümlichen Zweck, auf das Bestrebungsvermögen zu wirken und freie Handlungen zu veranlassen, nicht erreichen kann, wenn sie nicht zugleich den Verstand und die Vernunft von dem zu verwirklichenden Gegenstande belehrt und überzeugt, und diesen Gegenstand sodann der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen so nahe bringt, daß beide von demselben angesprochen und in eine gleichmäßige Bewegung gesetzt werden, bevor die Hauptwirkung der

Sprache der Beredsamkeit auf das Bestrebungsvermögen — die Vermittelung eines freien Handelns, um den erstrebten Gegenstand zu verwirklichen — erfolgt. Weil nun zu diesem Erfolge alle drei geistige Vermögen wirksam seyn müssen, wiewohl das Bestrebungsvermögen dabei die entscheidende und überwiegende Wirksamkeit äußert; so ergiebt sich daraus von selbst, daß die Sprache der Beredsamkeit, sobald sie unter einer vollendeten stylistischen Form sich ankündigen soll, größern Schwierigkeiten unterworfen sey, als die Erreichung der Classicität in der Sprache der Prosa und Dichtkunst, weil sie eine völlig gleichmäßige Bildung aller drei geistigen Vermögen verlangt. Es erscheint daher aber auch die Sprache der Beredsamkeit, in ihrer vollendeten Gediegenheit, als die Krone der stylistischen Darstellung, und selten wird ein Classiker in der Sprache der Beredsamkeit getroffen werden, der nicht zugleich in der Sprache der Prosa, oder der Dichtkunst, als Schriftsteller sich ausgezeichnet, und eben durch diese, früher in der Sprache der Prosa oder Dichtkunst bewährte, Gediegenheit zur Classicität in der Sprache der Beredsamkeit sich vorbereitet hätte.

Denn sobald wir die Meisterwerke in der Sprache der Beredsamkeit näher betrachten; sobald erhellt auch, daß sie alle drei geistige Vermögen in eine harmonische Thätigkeit bringen, weil die unmittelbar beabsichtigte Wirkung auf das Bestrebungsvermögen, in Beziehung auf das Vorstellungsvermögen nicht blos die Belehrung und Ueberredung, sondern die wirkliche Ueberzeugung von den Behauptungen und Forderungen des Redners, und eben so die Theilnahme des Gefühlsvermögens, d. h. die Auf-

regung eines Gefühls der Lust oder der Unlust durch die in der Sprache der Beredsamkeit vollendete stylistische Form, voraussetzt. Wenn denn nun auch für die Erzeugnisse der Sprache der Beredsamkeit nicht die Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens erfordert wird, welche die classischen Erzeugnisse der Sprache der Dichtkunst bezeichnet; so darf doch die Anregung der Thätigkeit des Gefühlsvermögens nicht von der Sprache der Beredsamkeit ausgeschlossen werden; nur daß sich die Stärke dieser Thätigkeit des Gefühlsvermögens theils nach dem, in der Rede behandelten, Stoffe, theils nach der individuellen geistigen Kraft des Redners, theils nach der größern oder geringern Reizbarkeit des Gefühls- und Bestrebungsvermögens bei den Zuhörern richtet. Daraus ergiebt sich für die wissenschaftliche Stellung der Sprache der Beredsamkeit zur Sprache der Prosa und Dichtkunst, daß bei dem, der über die Sprache der Beredsamkeit nach ihrer ganzen Fülle und Kraft gebieten will, die sichere Handhabung der Sprache der Prosa vorausgegangen seyn muß, so wie er auch dem Sprachgebiete der Dichtkunst nicht fremd seyn darf, wenn gleich der Redner, der eben so Dichter wäre, als Redner leicht in die Versuchung gerathen könnte, die beiden wesentlich von einander verschiedenen, und an sich selbstständigen Sprachgebiete der Dichtkunst und der Beredsamkeit mit einander zu verwechseln. Es hindert aber die wahre Classicität in beiden Sprachgebieten nichts mehr, als wenn entweder der Dichter rhetorisirt (d. h. wenn er, statt ausschließend das Gefühlsvermögen zu bewegen und zu erschüttern, zunächst auf das Bestrebungsvermögen einwirkt), oder wenn der Redner als Dichter erscheint

(wenn er, ſtatt unmittelbar das Beſtrebungsvermögen zu freien Handlungen zu beſtimmen, nur das Gefühlsvermögen beſchäftigt und aufregt). Der wahre Dichter wird daher daran erkannt, daß er, durch die Allgewalt der in ſeiner Individualität mächtig aufgeregten Gefühle, wieder zunächſt und ausſchließend auf das Gefühlsvermögen wirkt; ſo wie der wahre Redner, daß ſeine unmittelbare Thätigkeit der Aufregung des Beſtrebungsvermögens zur Vollbringung freier Handlungen gilt.

## 6.

## Verhältniß der Einbildungskraft zur Sprache der Beredſamkeit.

Von beſonderer Wichtigkeit iſt die Ausmittelung des Verhältniſſes der Einbildungskraft zur Sprache der Beredſamkeit. Denn obgleich kein vollendetes Erzeugniß des Styls, es ſey proſaiſch, oder dichteriſch, oder redneriſch, ohne Mitwirkung der Einbildungskraft an der claſſiſchen Form entſteht; ſo iſt doch der Antheil der Einbildungskraft an den gediegenen Formen der Proſa anders, als an den claſſiſchen Erzeugniſſen der Dichtkunſt und der Beredſamkeit. Die Einbildungskraft hat nämlich die doppelte Aufgabe zu löſen, daß ſie theils früher gehabte und dem Kreiſe der Wirklichkeit entſprechende Bilder wieder zu erneuern, theils ganz neue Urbilder hervorzubringen vermag, für welche in dem ganzen Kreiſe der Wirklichkeit kein Stoff und keine Aehnlichkeit vorhanden iſt. Sie erzeugt dieſe Urbilder oder Ideale, indem ſie die Ideen der Vernunft verſinnlicht, und die Ideen der Vernunft unter einer ſinnlich vollendeten Hülle

den drei geistigen Vermögen im Bewußtseyn vorhält. Weil aber die drei geistigen Vermögen an sich ursprünglich verschieden sind; so müssen auch die von der Einbildungskraft geschaffenen Ideale anders auf das Vorstellungs-, als auf das Gefühls- und Bestrebungsvermögen einwirken. Denn wenn sie dem Vorstellungsvermögen als die höchsten Endpuncte aller menschlichen Erkenntniß sich ankündigen; so erscheinen sie dem Gefühlsvermögen als die unermeßlichen Quellen der reinsten, tiefsten und gewaltigsten Bewegung der Gefühle, und dem Bestrebungsvermögen als die letzten Zielpuncte, deren Verwirklichung der menschlichen Freiheit geboten ist. Es idealisirt daher der Prosaiker, wenn er die wichtigsten Gegenstände und die Endpuncte der menschlichen Erkenntniß unter der Einheit einer vollendeten stylistischen Form darstellt; es idealisirt der Dichter, der durch die stylistische Vollendung seiner dichterischen Formen das Gefühlsvermögen mächtig bewegt und erschüttert; es idealisirt der Redner, der, durch die classische Vollendung seiner stylistischen Form in der Sprache der Beredsamkeit, Verstand und Vernunft von dem dargestellten Gegenstande überzeugt, das Gefühl für denselben gewinnt, zunächst aber den Willen bestimmt, den idealisch vorschwebenden Gegenstand durch freie Handlungen zu verwirklichen. Sind daher die Ideale die höchsten Erzeugnisse der menschlichen Einbildungskraft; so stehet auch die Einbildungskraft mit der Sprache der Beredsamkeit in einer wesentlichen und nothwendigen Verbindung, und behauptet auf dieselbe einen eben so starken Einfluß, wie auf die Sprache der Dichtkunst, weil in den von ihr vermittelten Idealen die höchsten Zielpuncte liegen, deren Ver-

wirklichung der Redner durch die Kraft der Sprache der Beredsamkeit beabsichtigt.

## 7.

## Das Gesetz der Form in Beziehung auf die Sprache der Beredsamkeit, und mit Hinsicht auf die sogenannten rhetorischen Figuren.

Das Gesetz der Form gilt eben so unbedingt für alles durch Sprache Darstellbare und Dargestellte, wie das Sittengesetz für alle freie menschliche Handlungen. Das Gesetz der Form ist daher auch, nach seinen beiden Grundeigenschaften, der Richtigkeit und der Schönheit der Form, der höchste Maasstab für alle stylistische Gediegenheit und Vollendung in der Sprache der Beredsamkeit (Th. 1. S. 224 ff). Ob nun gleich in diesem Werke, wo die selbstständige Sprache der Beredsamkeit nach ihrem Zusammenhange mit der Sprache der Prosa und Dichtkunst, und nach ihrer mit beiden gemeinsamen Unterlage in der Philosophie der Sprache dargestellt wird, die in der Philosophie der Sprache vollständig durchgeführte Lehre von den untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und von den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form (Th. 1. S. 243.) nicht wiederhohlt werden kann; so muß doch daran erinnert werden, daß die Richtigkeit der redneriſchen Form, wie die der prosaischen und dichterischen, auf dem Daseyn der der Richtigkeit untergeordneten, Eigenschaften der Deutlichkeit, der Klarheit, der Reinheit, der Ordnung, der Treue, der Vollständigkeit, der Kürze und der logischen und grammatischen Einheit, —

und die Schönheit der redneriſchen Form (Th. 1. S. 276) auf der Anwendung der, der Schönheit untergeordneten, Eigenſchaften der freieſten Verſinnlichung des Stoffes, der Natürlichkeit, der Mannigfaltigkeit, der äſthetiſchen Einheit, der Schattirung, der Vertheilung von Licht und Schatten, des Kontraſtes, des Witzes und Scharfſinns, des Neuen, der edlen Einfalt, der Kraft, des Edlen und Würdevollen, des Großen, ja, in einzelnen Fällen, auch auf der Anwendung des Unerwarteten, des Kühnen, des Erhabenen und Feierlichen, des Pathetiſchen, des Rührenden, und ſelbſt des Humoriſtiſchen und des Satyriſchen beruht.

Hauptſächlich aber muß dem, noch in vielen Theorieen vorwaltenden, Irrthume entgegengewirkt werden, als ob die ſogenannten rhetoriſchen Figuren ausſchließend der Sprache der Beredſamkeit angehörten, weshalb ſie auch gewöhnlich blos in den Lehrbüchern der Rhetorik und Homiletik nach ihrem ganzen Umfange erörtert werden. Allerdings wird kein einziges Erzeugniß in der Sprache der Beredſamkeit ohne Anwendung einzelner oder mehrerer Figuren und Tropen getroffen werden; allein Figuren und Tropen gehören eben ſo gut zur äſthetiſchen Farbengebung in der Sprache der Proſa und Dichtkunſt, wie in der Sprache der Beredſamkeit, und deshalb ſind ſie — als gemeinſame Merkmale aller drei Grundformen der Sprachdarſtellung — in der Philoſophie der Sprache (Th. 1. S. 422) ausführlich entwickelt, und nicht blos der Einleitung in die Sprache der Beredſamkeit vorbehalten worden. Denn ſo wie ſie in ihrer Vereinzelung nur als armſelige Verbrämungen äſthetiſcher Vorſtellungen ſich ankündigen können; ſo erſcheinen

sie, in ihrer Gesammtheit betrachtet, als das Gesammtgebiet des bildlichen Ausdruckes in der Sprache selbst, und bestehen, nach dieser Ansicht, in einer vollendeten und in sich abgeschlossenen Bildersprache, welche zunächst durch die Thätigkeit der schöpferischen Einbildungskraft ins Daseyn gerufen, und vermittelst welcher der Zweck der höhern Versinnlichung und lebendigern Darstellung des Gegenstandes, so wie des tiefern Eindruckes auf das Gefühlsvermögen, beabsichtigt und erreicht wird.

Uebrigens wird nach dem Verhältnisse, in welchem die Einbildungskraft, und der von ihr ausgehende bildliche Ausdruck, zu der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit im Einzelnen stehet, der Gebrauch der Figuren und Tropen verhältnißmäßig am häufigsten und stärksten in der Sprache der Dichtkunst, sodann in der Sprache der Beredsamkeit, in der Sprache der Prosa hingegen in einem verminderten Grade statt finden, weil — wenn gleich keine stylistische Form, sie gehöre übrigens zur Prosa, Dichtkunst oder Beredsamkeit, ohne Mitwirken der Einbildungskraft entstehen kann, — die Thätigkeit der Einbildungskraft an der Sprache der Dichtkunst den meisten, an der Sprache der Beredsamkeit und Prosa aber nur einen verhältnißmäßigen Antheil hat, der in dem Sprachgebiete der Beredsamkeit zunächst von der höhern oder geringern Sinnlichkeit des behandelten Stoffes, von der Individualität des Redners, und von dem allgemeinen Zwecke der Sprache der Beredsamkeit überhaupt, so wie von dem besondern Zwecke jeder einzelnen Rede abhängt.

## 8.
## Die Technik der redneriſchen Form.

Wenn in Hinſicht auf die Anwendung der ſogenannten rhetoriſchen Figuren die Sprache der Beredſamkeit der Sprache der Dichtkunſt verwandter iſt, als der Sprache der Proſa; ſo ſteht dagegen in Hinſicht der äußern Technik der rhetoriſchen Form die Sprache der Beredſamkeit der Sprache der Proſa näher, als der Sprache der Dichtkunſt. Denn wenn das Eigenthümliche der Technik der dichteriſchen Form hauptſächlich (doch freilich nicht in allen Fällen) an dem Rhythmus, mit den von ihm abhängenden Geſtaltungen der verſchiedenen Sylbenmaaſe und des Reims, erkannt wird; ſo gehört der Numerus zunächſt der Sprache der Beredſamkeit und der Proſa, doch nach verſchiedenen Schattirungen im Einzelnen, an. Deshalb iſt der Gebrauch des Rhythmus in der Sprache der Beredſamkeit und der Proſa ein unverzeihlicher Verſtoß gegen den äſthetiſchen Charakter der rhetoriſchen und proſaiſchen Form, wodurch eine ſolche Form ſogleich das Gepräge des Claſſiſchen verliert (Th. 3. §. 7.).

Wenn aber auch der Rhythmus von der Sprache der Beredſamkeit nothwendig ausgeſchloſſen werden muß; ſo darf ſie doch keinesweges des Wohlklanges ermangeln, auf welchem der muſikaliſche Charakter alles durch Sprache Dargeſtellten beruht, der von der Sprache der Beredſamkeit in einem höhern Grade gefordert wird, als von der Sprache der Proſa, weil die Wirkung auf das Beſtrebungsvermögen, die ſie beabſichtigt, von der möglichſt freieſten Verſinnlichung des redneriſchen Stoffes abhängt. Der Wohlklang in der Technik der redneriſchen Sprachformen umſchließt drei we-

senkliche Bedingungen: den Klang (Euphonie), den Numerus und die Symmetrie. Der Klang beruht zunächst auf der Wahl und Stellung der einzelnen Wörter, nach dem in ihnen enthaltenen Verhältnisse der langen und kurzen Sylben gegen einander; nach der Abwechselung, Vertheilung und Aufeinanderfolge der einzelnen Wörter in Hinsicht ihres musikalischen Gehalts, und nach der Verbindung und Ründung der einzelnen Sätze, besonders in Beziehung auf ihren Schlußfall am Ende der Perioden. So wird der Klang die Grundlage der Melodie in der Sylben- und Wortfolge, und folglich auch die Grundlage des musikalischen Charakters in dem größern oder kleinern Umfange einer ästhetisch vollendeten redneriſchen Form. Er schließt daher alle Härten, allen Gleichklang in unmittelbar auf einander folgenden Buchstaben, Sylben und Worten, und alle Eintönigkeit (Monotonie), so wie alle zufällige, oder absichtliche Einmischung eines dichterischen Metrums, von sich aus. — Der Numerus entsteht, sobald der Wohlklang der einzelnen Sylben, Wörter und Sätze auf die Folge und Verbindung ganzer Perioden ausgedehnt, und nach dem Gesetze des Wohlklanges besonders die Stellung und Vertheilung der einzelnen Glieder einer Rede, namentlich der Vorder- und der Nachsätze in den einzelnen Perioden, berechnet und durchgeführt wird. Inwiefern durch den Numerus der ästhetische Periodenbau begründet wird; insofern stehet er dem grammatischen und logischen gegen über. Denn es können die einzelnen Wörter und Glieder einer Rede völlig richtig nach der allgemeinen Sprachlehre, und nach der empirischen Sprachlehre einer gegebenen Sprache, so wie nach den Gesetzen der Denklehre auf einander folgen, und

doch iſt es möglich, daß das Ganze des Wohlklanges ermangelt. So wenig nun auch die grammatiſche und logiſche Richtigkeit dem Numerus aufgeopfert werden darf; ſo gewiß hat es doch der Schriftſteller, welcher über die Sprache der Beredſamkeit gebietet, in den meiſten Fällen in ſeiner Gewalt, den äſthetiſchen Periodenbau mit dem grammatiſchen und logiſchen in Verbindung zu bringen, und das Geſetz des Wohllauts zu erfüllen, ohne das Geſetz der Wahrheit zu beeinträchtigen. Zugleich beruht auf dem Feſthalten des Numerus hauptſächlich die declamatoriſche Darſtellbarkeit einer redneriſchen Form. — Wird aber dieſer Numerus gleichmäßig feſtgehalten und durchgeführt in einer ganzen größern redneriſchen Form, ſo daß die ſämmtlichen einzelnen Theile derſelben, bei aller Mannigfaltigkeit und Abwechſelung in den auf einander folgenden Perioden, doch denſelben muſikaliſchen Charakter tragen; ſo iſt dies die in der Technik der redneriſchen Form wahrgenommene Symmetrie im Periodenbaue, inwiefern ſie auf dem innern Ebenmaaſe und Gleichgewichte aller einzelnen Theile eines größern redneriſchen Ganzen beruht, wodurch der an ſich todte Mechanismus der Wortverbindung und der Aufeinanderfolge der Sätze in einen lebensvollen, und in ſich nach allen einzelnen Theilen nothwendig zuſammenhängenden, Organismus der vollendeten redneriſchen Form übergeht.

## 9.

## Die Sprache der Beredſamkeit als ſchöne Kunſt.

So wie die Dichtkunſt in das Gebiet der ſchö-

nen Künſte und dadurch in die Aeſthetik — als wiſſenſchaftliche Darſtellung des Geſammtgebiets aller ſchönen Künſte — gehört; ſo auch die Redekunſt, welche, als Kunſt, zweierlei in ſich faßt: die ſtyliſtiſche Vollendung der einzelnen Erzeugniſſe in der Sprache der Beredſamkeit, und die ſinnlich vollkommene äußere Darſtellung dieſer Erzeugniſſe vermittelſt der öffentlichen Rede, welche die Declamation und Geſticulation in ſich einſchließt. — In einer ſyſtematiſchen Durchführung der Redekunſt muß daher eben ſo von der ſinnlich vollkommenen äußern Darſtellung der redneriſchen Kunſtformen durch freies Gebieten über die Sprache, als Inbegriff aller menſchlichen Laute und Töne, und über das ſie begleitende körperliche Gebärden- und Zeichenſpiel, wie von den Bedingungen der Claſſicität der ſtyliſtiſchen redneriſchen Form gehandelt werden, während in einem Werke, welches das Geſammtgebiet der teutſchen Sprache überhaupt umſchließt, nur das innere Weſen der Sprache der Beredſamkeit, nicht aber die äußere Darſtellung der redneriſchen Erzeugniſſe durch Declamation und Geſticulation, behandelt wird. Aus dieſem Grunde iſt es zweckmäßiger, in dem Geſammtgebiete der teutſchen Sprache die Benennung: Sprache der Beredſamkeit, ſtatt des Ausdrucks: Redekunſt, beizubehalten, weil der letzte Begriff mehr in ſich faßt, als der erſte. Weil aber das, was die Sprache der Beredſamkeit in Hinſicht auf die Bedingungen der Claſſicität der redneriſchen Formen enthält, den erſten und weſentlichſten Beſtandtheil der Redekunſt bildet; ſo darf auch die Theorie der Sprache der Beredſamkeit keinesweges von dem Gebiete der ſchönen Künſte ausgeſchloſſen werden.

Dadurch unterscheidet sich denn die Sprache der Beredsamkeit wesentlich von der Sprache der Prosa, welche, obgleich auch sie nach dem Gesetze der Form beurtheilt wird, doch nicht in den Kreis der schönen Kunst gezogen, und, in dieser Beziehung, weder der Sprache der Dichtkunst noch der Beredsamkeit gleichgestellt werden kann. Denn weil die Sprache der Prosa zunächst aus der Thätigkeit des menschlichen Vorstellungsvermögens stammt, wenn sie gleich die Mitwirkung des Gefühls- und Bestrebungsvermögens nicht ganz von sich ausschließt, kann sie nicht in das Gebiet der schönen Künste gezogen werden. Dagegen gehören die Dichtkunst und die Redekunst diesem Gebiete nach demselben Rechte an, nach welchem Tonkunst, Malerei, Plastik, Tanzkunst u. s. w. zum Kreise schöner Künste gerechnet werden. Doch unterscheiden Dichtkunst und Redekunst, als Künste, sich wesentlich dadurch von einander, daß in der Dichtkunst Gefühle unmittelbar den Stoff der Darstellung bilden, während in der Sprache der Beredsamkeit die Gefühle nur nach ihrem Zusammenhange mit den dargestellten Bestrebungen des Redners sich ankündigen. — Der Redner ist daher von dem Prosaiker und dem Dichter völlig verschieden; die Stimmung seines Geistes, der er folgt und die er durch die eigenthümliche Sprache der Beredsamkeit versinnlicht, ist ein von der geistigen Stimmung des Prosaikers und des Dichters ganz verschiedener Zustand. Mithin muß auch die erkennbare Form der äußern Darstellung dieses innern Zustandes des Redners einen ihm ganz eigenthümlichen Charakter an sich tragen, und diese äußere Form, — die Sprache der Beredsamkeit, — wird um so vollkommener und vollen-

deter seyn, je vielseitiger und gleichmäßiger der Geist nach den ihm einwohnenden drei Vermögen ausgebildet, und je reicher bereits die Sprache ist, in welcher er den classisch gehaltenen Ausdruck der in ihm zum Bewußtseyn gebrachten Zustände seines Bestrebungsvermögens niederlegt.

Uebrigens läßt sich nur daraus, daß die Sprache der Beredsamkeit die reichste Mannigfaltigkeit der stylistischen Darstellung, die vielseitigste Gewandtheit in der Anwendung der untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form, und das sicherste Festhalten der Mittellinie zwischen Prosa und Dichtkunst verlangt, die kleine Zahl der vollendeten Classiker in der Sprache der Beredsamkeit bei den Teutschen erklären, während das Sprachgebiet der Dichtkunst von einer ungleich größern Menge von Classikern angebaut ward, und selbst das Sprachgebiet der Prosa eine größere Zahl von Classikern besitzt, als die Sprache der Beredsamkeit. Aus dieser verhältnißmäßigen kleinern Zahl der Classiker in der Sprache der Beredsamkeit, im Gegensatze der Sprache der Dichtkunst und der Prosa, läßt sich zugleich die an sich befremdende Erscheinung erklären, daß auch die Theorie der Beredsamkeit bis jetzt verhältnißmäßig nicht so umschließend angebaut, und im Einzelnen nicht so durchgebildet ist, wie die Theorie der Prosa und der Dichtkunst, weil jeder vollständig durchgeführten Theorie ein vielseitiger und gleichmäßiger Anbau aller einzelnen in der Theorie aufgestellten Formen nothwendig vorausgehen muß. Denn durchgehends folgt im Gebiete schöner Künste die Theorie der Praxis, und große Geister in der Praxis (z. B. ein Mozart, Haydn, Cherubini u. a. in der

Tonkunst) bereichern das Gebiet der Theorie mit neuen Ansichten, Regeln und Formen.

Gehört, nach den aufgestellten Grundsätzen, die Sprache der Beredsamkeit in das Gebiet der Redekunst, und, zugleich mit der Redekunst, in das Gesammtgebiet der schönen Künste; so muß die Theorie der Beredsamkeit scharf von der Theorie des prosaischen Styls unterschieden werden, welche die Gesetze verzeichnet, nach welchen die zum Bewußtseyn gelangten Begriffe und Ideen des Verstandes und der Vernunft zur Einheit der stylistischen Form verbunden werden. Es ist daher eben so fehlerhaft, die Theorie der Beredsamkeit unter den einzelnen Abschnitten der Theorie des prosaischen Styls, und zwar als Untertheil des Lehrstyls aufzuführen, wie es fehlerhaft seyn würde, in die Theorie der Sprache der Beredsamkeit die Theorie des Lehrstyls, des geschichtlichen Styls, des Briefstyls und des Geschäftsstyls aufzunehmen. Durch die hervorstechende Wirksamkeit des Vorstellungsvermögens in der Sprache der Prosa, und durch die hervorstechende Wirksamkeit des Bestrebungsvermögens in der Sprache der Beredsamkeit sind bereits in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes im Bewußtseyn die Grenzen genau gezogen, welche in der Theorie der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit wissenschaftlich aufgestellt und festgehalten werden müssen. Wo also in der Sprachdarstellung die unmittelbare Wirksamkeit des Verstandes und der Vernunft, — oder auch nur des bloßen Gedächtnisses — erkannt wird; da gehört die stylistische Form in das Gebiet der Sprache der Prosa, von welcher übrigens die Theilnahme und Mitwirkung der beiden andern geistigen Vermögen an der Be-

gründung und Durchbildung der ſtyliſtiſchen Form nicht ausgeſchloſſen wird. Wo aber in der Sprachdarſtellung der unmittelbare Charakter und Ausdruck menſchlicher Beſtrebungen, und die beabſichtigte Wirkung der ſtyliſtiſchen Form auf die Belebung des menſchlichen Willens zu Entſchlüſſen und Handlungen nicht verkannt werden kann; da gehört die ſtyliſtiſche Form in das ſelbſtſtändige Gebiet der Sprache der Beredſamkeit.

## 10.

## Grundbedingungen der ſelbſtſtändigen Sprache der Beredſamkeit.

Nach dieſen, aus der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes ſelbſt und aus deſſen Ankündigungen im Bewußtſeyn abgeleiteten, Grundſätzen über das Weſen der Sprache der Beredſamkeit, und deren Verſchiedenheit von der Sprache der Proſa und Dichtkunſt, iſt es möglich, die allgemeinſten Ergebniſſe über den ſelbſtſtändigen und eigenthümlichen Charakter der Sprache der Beredſamkeit, nach ihrer Ankündigung im Geſammtgebiete der Sprache, neben der von ihr verſchiedenen Sprache der Proſa und der Dichtkunſt, — und, an der Spitze dieſer Ergebniſſe, den Begriff des Redners ſelbſt aufzuſtellen.

Redner iſt daher, wer über die Sprache der Beredſamkeit, nach dem aufgeſtellten Begriffe derſelben, in ihrem ganzen Umfange und für jeden Zweck des Lebens, wo die Sprache der Beredſamkeit angewandt werden kann, mit Sicherheit gebietet. Der Redner muß alſo, als erſte und unnachlaßliche Bedingung, die Zuſtände ſeines Beſtrebungsvermögens

zum deutlichen Bewußtſeyn erheben, und ſie vermittelſt der Sprache unter einer vollendeten Form darſtellen können, durch welche der Wille der Leſer oder Hörer zu feſten Entſchlüſſen gebracht, und zur Verwirklichung des von dem Redner Verlangten durch freie Handlungen beſtimmt wird.

Dieſe erſte und weſentlichſte Bedingung ſchließt aber mehrere andere Grundbedingungen in ſich ein.

Sie ſetzt zunächſt voraus, daß der Redner einen hohen Grad geiſtiger Bildung überhaupt erreicht habe, und daß namentlich die drei geiſtigen Vermögen gleichmäßig in ihm entwickelt ſeyen. Seine Vorſtellungen müſſen Deutlichkeit, Klarheit und Beſtimmtheit, ſeine Gefühle Innigkeit, Reinheit und Wärme, ſeine Beſtrebungen einen ſittlichen Zweck, und Kraft und Beharrlichkeit, ihn zu erreichen, haben. So wie die Armuth des Geiſtes in den Werken des Redners unaufhaltbar zurückſtößt; ſo auch die Halbheit und Schiefheit der Bildung der einzelnen, oder aller drei geiſtigen Vermögen.

Doch reicht die urſprüngliche glückliche Ausſtattung und gleichmäßige Entwickelung der drei geiſtigen Vermögen nicht aus, den Redner zu bilden. Denn vielſeitige und reichhaltige Kenntniſſe aus den verſchiedenſten Kreiſen des menſchlichen Wiſſens, beſonders aber philoſophiſche und geſchichtliche, als die Unterlage aller höhern Wirkſamkeit vermittelſt der Sprache der Beredſamkeit, muß der Redner ſich erworben haben, wenn er für die von ihm behandelten Gegenſtände Ueberzeugung und Entſchluß, und von ihnen die lebendigſte und anſprechendſte Verſinnlichung bewirken will. Nie hat es einen großen religiöſen und politiſchen Redner gegeben, der nicht entweder Philoſoph, oder Hiſtoriker, oder

beides zugleich war. Je mehr aber der Redner beides zugleich iſt; deſto mächtiger wird auch ſeine Rede wirken, ſobald ſie übrigens in ſtyliſtiſcher Hinſicht dem Geſetze der Form entſpricht. Der Philoſophie bedarf er, um nicht blos Begriffe aufzuſtellen und zu zergliedern, ſondern um Ideen aufzufaſſen, ihnen, wo möglich, das Gepräge der Neuheit zu geben, ſie unter ſich ſelbſt richtig und genau zu verbinden, und ihre Aufeinanderfolge mit Sicherheit anzuordnen, damit durch ihre Darſtellung Ueberzeugung bewirkt, und die Idee dem Kreiſe des Handelns und des wirklichen Lebens näher gebracht werde. Ohne Zurückführung des redneriſchen Stoffes auf Vernunftideen, wird jede Rede nur ins Flache und Breite übergehen, und ohne die ſichtbaren Spuren der Vernunftthätigkeit an der Geſtaltung der Rede wird dieſe des innern Zuſammenhanges und der organiſchen Einheit ermangeln. Allein gleich nothwendig ſind die geſchichtlichen Kenntniſſe, damit das von der Vernunft ausgehende Wort durch Beiſpiele erläutert, verſinnlicht und verſtärkt werde, und das, was aus dem Kreiſe der Wirklichkeit zurückſtralt in dem Spiegel der Geſchichte, durch ſeine lebendige Kraft zu ähnlichen Handlungen führe und begeiſtere. Soll aber der Redner in einzelnen Fällen dieſe Begeiſterung bewirken, und überhaupt ſeine Sprachform Leben, Fülle, Kraft und Feuer haben; ſo muß ſeine Einbildungskraft Antheil nehmen an der Hervorbringung und Geſtaltung der redneriſchen Form, damit er durch das Gleichmaas und die Fülle ſeiner Sprache, ſo wie durch die innere lebensvolle Verbindung aller einzelnen Theile der Rede, eben ſo auf die Mindergebildeten, wie auf die Gebildeten ſeiner Zu-

hörer wirke, wenn er gleich zunächst die Gebildeten im Auge behält, während er die Mindergebildeten an sich heraufzuziehen, für seinen Standpunct zu gewinnen und eben so ihre lückenvolle Erkenntniß, wie ihre mangelnde Thatkraft fortzubilden sucht. Nie darf aber die Einbildungskraft des Redners mit den Farben des Dichters zeichnen; nie darf seine Anwendung der Figuren und Tropen über den Reichthum des bildlichen Ausdruckes hinausgehen und in eine bloße Bildersprache verwandelt werden. Denn dies ist die gefährlichste Klippe, namentlich für den jungen, über eine lebendige Einbildungskraft gebietenden Redner, die er nur dann glücklich umschifft, wenn er sich neben dem darzustellenden Bilde jedesmal der Vernunftidee deutlich bewußt ist, die er unter der Hülle des Bildes zeichnet, und wenn er nicht, wie der Dichter, die Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens, sondern die Belebung, Aufregung und Spannkraft des Bestrebungsvermögens beabsichtigt. In dem Redner muß, bei aller Wärme des Gefühls und bei allem Feuer der Einbildungskraft, doch die Vernunft die Herrschaft über die Einbildungskraft, und die Idee das Uebergewicht über das versinnlichende Bild behalten. Denn ihm ziemt es nicht, blos an die Einbildungskraft seiner Zuhörer sich zu wenden. Sie sollen nicht reicher an Bildern, wohl aber reicher an richtigen Begriffen und bestimmten Ideen, und durch diese zu festen Entschlüssen und bestimmten Aeußerungen der Thatkraft gebracht werden. Nicht also in dem Schwalle rauschender Töne, nicht in dem Schellengeläute bunter Floskeln und Redensarten, nicht in der Häufung der Epitheten, nicht in der Dunkelheit stark gefärbter Bilder und gewaltsam gruppirter

Gegenstände besteht die Fertigkeit und Kunst des Redners, sondern in einer gleichmäßigen Wirksamkeit seiner Einbildungskraft mit der Vernunft, in einem gleichmäßigen Reichthume wahrer und tiefer Ideen und treffender und reicher Bilder, die nicht ihrer selbst, sondern der Ideen wegen da sind, und die, während die Idee mit unaufhaltbarer Kraft den Geist überzeugend ergreift, über das Ganze der Darstellung ein frisches, wohlthuendes Leben verbreiten.

## 11.

## Fortsetzung.

Bei dem Redner muß aber zu der gleichmäßigen Bildung seiner drei geistigen Vermögen, zu dem Reichthume seiner philosophischen und geschichtlichen Kenntnisse, und zu der harmonischen Thätigkeit seiner Einbildungskraft mit der Vernunft, eine genaue Menschenkenntniß überhaupt, besonders aber eine umschließende Kenntniß des bestimmten Kreises seiner Zuhörer hinzukommen. Der wahre Redner darf nicht Stubengelehrter seyn; er muß das menschliche Herz, nach seinen Licht- und Schattenseiten, und eben so nach seinen rechtlichen und sittlichen Neigungen, wie nach seinen Schwachheiten, Fehlern und Verirrungen, erforscht haben. Er muß zugleich die Welt kennen; d. h. er muß den Geist des Zeitalters, in welchem er lebt, nach seinen Hauptbestrebungen verstehen; er muß den Standpunct der Cultur der jetzt lebenden Völker richtig auffassen; er muß die Bedingungen und Ankündigungen ihres innern und äußern Lebens bestimmt sich vergegenwärtigen; er muß wissen, welche Thatsachen im Kreise der Ver-

gangenheit die Zustände der Gegenwart vermittelten und herbeiführten; er muß einen sicher berechneten Blick in die Zukunft thun, die aus der Gegenwart sich entwickeln wird; besonders aber muß er das Volk, unter welchem er lebt, nach allen seinen geistigen, sittlichen und bürgerlichen Verhältnissen und Bedürfnissen erforscht haben, und namentlich denjenigen Kreis von Menschen, welchem seine unmittelbare Thätigkeit angehört. Denn anders spricht der religiöse Redner in Teutschland, als in Spanien, anders in Schweden, als in Italien; anders spricht der teutsche Prediger in einer Universitäts- oder Hofkirche, als vor einer Landgemeinde. Dasselbe gilt von dem politischen Redner. Anders spricht ein Redner in dem brittischen Oberhause, als in der Pairskammer zu Paris; anders ein Mitglied der zweiten Kammer zu München, als ein Redner des Storthings zu Christiania. Anders sprach Demosthenes in Griechenland, als Cicero in Rom. — So gewiß der Redner seine geistige Individualität und das Volk nicht verläugnen kann, unter welchem er aufwuchs, gebildet ward, und zu welchem er spricht; so gewiß ist auch der größte Theil seiner Wirksamkeit durch die genaue Kenntniß des Culturgrades, der Sitten, der Verhältnisse und der Bedürfnisse seines Volkes und seines unmittelbaren Berufskreises bedingt. Damit wird aber nicht geläugnet, daß es nicht Gegenstände von allgemein menschlichem Interesse gebe, die eben so am Ohio wie an der Weichsel, eben so am Tajo wie an der Themse, eben so am Ganges wie an der Donau auf die Menschen wirken. Denn welche menschliche Brust fühlte sich nicht erhoben, wenn der religiöse Redner den Glauben an Weltregierung,

an Unsterblichkeit, an Vergeltung und an das Daseyn Gottes, und der politische Redner die hohe Idee der bürgerlichen Freiheit, oder die Idee der Freiheit des gegenseitigen Verkehrs unter allen gesitteten Völkern verkündigt? Deshalb wird auch der Redner seiner Wirkung desto mehr sich versichern, je mehr der besondere Gegenstand, welchen er behandelt, den Ideen der Vernunft nahe liegt, und auf die höchsten und allgemeinsten sittlichen oder bürgerlichen Interessen des ganzen menschlichen Geschlechts zurückgeführt werden kann. Mögen immer diese höchsten Ideen und Interessen der Menschheit nicht selbst in dem ausgesprochenen Worte des Redners vorkommen; so werden sie doch, als Grundtöne, in dem Gemüthe der Zuhörer mehr oder weniger angeregt werden, und gleichsam die stillschweigende Unterlage der von dem Redner in den Zuhörern vermittelten Gesinnungen, Ueberzeugungen und Entschlüsse bilden.

Soll aber der Redner die von ihm beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen; so muß die Versammlung, zu welcher er spricht, von der strengen Sittlichkeit seines Charakters und von seiner eignen Ueberzeugung von dem, was er sagt, durchdrungen seyn. Sey es also auch ein religiöser oder politischer Irrthum, den der Redner aufstellt und durchführt; so werden doch seine Zuhörer den Glauben an ihn nicht verlieren, und selbst die Andersdenkenden und Hellsehendern werden ihn nicht verkennen, sobald jeder weiß, der Redner spricht, wie er denkt, und giebt nichts, als was ihm als innige Ueberzeugung sich darbietet. Doch reicht dieser Glaube der Zuhörer an die intellectuelle Redlichkeit des Redners nicht aus, sobald

damit nicht die Ueberzeugung von der unbefleckten Reinheit und Güte seines Charakters sich verbindet. Denn diese ist es, welche eben so den Gebildeten, wie die Masse mit sich fortreißt. Der Mann, der Strenge der Sitten fordert, und die Gebrechen der Zeit mit starker Sprache rügt, wird nicht mißfallen, sobald alle wissen, daß er unerbittlich streng gegen sich selbst ist. Wer daher Reinheit der Gesinnung und des Wandels als Redner fordert, muß selbst der ernsten Stimme des Sittengesetzes folgen. Wer gegen Sklaverei und Leibeigenschaft sich erklärt, darf nicht seine Hausgenossen und Dienstboten mißhandeln. Wer Wohlthätigkeit empfiehlt, darf nicht geizig, wer Demuth und Bescheidenheit preiset, darf nicht aufgeblasen und eitel seyn. Wer die unbedingte Herrschaft des Rechts auf der Erde und in der Wechselwirkung der einzelnen Staaten verkündigt, darf nicht dem Despotismus schmeicheln, nicht die geheime Polizei empfehlen, nicht Kabinetsbefehle zur Beugung der Gerechtigkeitspflege entschuldigen, und nicht die Erhöhung der Steuern und Abgaben bis zum Drucke der einzelnen Volksklassen rechtfertigen. — Von einer Wirksamkeit aber, die nicht im Augenblicke des Haltens der Rede zu berechnen ist, und die in ihren Folgen oft über das lebende Menschengeschlecht hinausreicht (man denke an Pitt und Fox, an Zollikofer und Reinhard), ist die Kraft der Rede, sobald der politische und religiöse Redner die öffentliche Meinung für sich hat, daß er nie von seiner individuellen Ueberzeugung sich entfernt, und daß sein Leben selbst der sicherste Beleg zu den Wahrheiten ist, die er verkündigt, und zu den Pflichten und Rechten, deren Anerkennung und Verwirklichung er von Andern verlangt. Damit läßt sich

sehr gut vereinigen, daß der religiöse und politische Redner in einzelnen Fällen den Kreis, zu dem er spricht, noch nicht reif findet für gewisse Ideen und Ansichten, und daß er mit Jesu denkt: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es nicht ertragen.“ Er wird dann über Gegenstände schweigen, die noch nicht in den Gesichtskreis seiner Zuhörer fallen, und wofür noch kein anerkanntes Bedürfniß auf der von ihnen erreichten Stufe ihrer Cultur spricht; er wird aber nie das Gegentheil von dem sagen, was er denkt, und nie das öffentlich als Wahrheit aussprechen, was ihm als Irrthum erscheint. Er wird daher nie die Kraft der Beredsamkeit zu einem unedlen Zwecke mißbrauchen, sondern nur das empfehlen, wovon sein ganzes Wesen durchdrungen ist, und was er als das Beste und Wirksamste anerkennt. Er wird in seiner öffentlichen Ankündigung den Vorwurf vermeiden, daß er „weder kalt noch warm“ sey; denn jedesmal wird der Kreis seiner Zuhörer es wahrnehmen, daß er von seinem Gegenstande fest überzeugt und innig durchdrungen ist.

## 12.

## Schluß.

Wenn dies, in einem kurzen Umrisse, die innern Bedingungen des wahren Redners sind; so müssen sich an diese auch zwei äußere Bedingungen anschließen: die classische Vollendung der rednerischen Form, und die sinnlich vollkommene äußere Darstellung der Rede.

1) Da für die classische Vollendung jeder rednerischen Form das Gesetz der Form überhaupt als

allgemeinster und höchster Maasstab gilt; so gestaltet sich auch dessen Anwendung im Einzelnen nach der geistigen Individualität des Redners; nach dem Stoffe, den er behandelt; nach dem Zwecke, den er beabsichtigt; nach dem Culturgrade, auf welchem seine Zuhörer stehen, und nach dem jedesmaligen Verhältnisse, unter welchem eine religiöse oder politische Wahrheit ins wirkliche Leben eintreten soll. Allein unerläßlich bleiben zwei Forderungen. Die erste, daß die Sprache des Redners gleich weit von der Sprache der Prosa, wie von der Sprache der Dichtkunst abliege, und durchgehends den eigenthümlichen und selbstständigen Charakter der Sprache der Beredsamkeit behaupte, so mannigfaltig auch im Einzelnen die Schattirungen derselben seyn mögen; die zweite, daß jede Rede, selbst die freie (extemporirte), inwiefern sie unter dem Gesetze der Form stehet, — bei aller Verschiedenheit der Ausführung im Einzelnen — den beiden Grundeigenschaften des Gesetzes der Form, der Richtigkeit und der Schönheit, entsprechen muß. Denn weder blos das Vorhandenseyn der Richtigkeit, noch das bloße Vorhandenseyn der Schönheit der Form, ertheilt der Rede den Charakter der Gediegenheit und stylistischen Vollendung.

2) Weil aber an sich jede Rede für die äußere Mittheilung und Darstellung berechnet ist; so folgt von selbst — was bereits (§. 8.) unter der Lehre von der Technik der rednerischen Form erinnert ward — daß sie nur dann ihre beabsichtigte Wirkung erfüllen wird, wenn sie als sinnlich vollkommen in der Darstellung erscheint. Diese sinnlich vollkommene Darstellung beruht theils auf der Wortsprache, theils auf der Gebärdensprache.

Die Wortsprache des Redners, oder die Fertigkeit in der mündlichen Darstellung, setzt die möglichst höchste Gewandtheit und Ausbildung der Sprachfähigkeit (der Zunge) voraus, und kündigt sich darin an, daß die äußere Darstellung der Rede eben so zu einer ästhetischen Einheit erhoben wird, wie die stylistische Form der Rede eine abgeschlossene ästhetische Einheit bildet. Die äußere ästhetische Einheit der Rede ist aber blos durch die Anwendung der Grundsätze der Tonkunst auf die declamatorische Darstellung möglich. Denn diese Rücksicht auf die Grundsätze der Tonkunst verlangt zunächst eine vielseitige Uebung und Bildung des Sprachorgans, damit die Stimme Reinheit, Umfang und Wohllaut gewinne, und der Redner durch Uebung und Kunst eben so die Naturanlage veredle, wie der Sänger durch lange Uebung sein Organ verbessert und vervollkommnet. Dazu gehört, daß der Redner alle einzelne Buchstaben, Sylben und Wörter deutlich, richtig, und nach dem ihnen eigenthümlichen Laute ausspreche; daß er die natürliche Stufenleiter der Vocale (u, o, a, e, i) und der Diphthonge frühzeitig einübe; daß er nicht mit der Zunge anstoße, keinen Buchstaben und keine Sylbe verschlinge, oder am Schlusse der Wörter und Sätze ganz fallen lasse; daß er keinen singenden Ton sich aneigne, und nach der Fertigkeit strebe, hohe und tiefe, starke und schwache, sanfte und rauhe, feste und schwankende Töne — nach den in den darzustellenden Ideen selbst enthaltenen Schattirungen — mit Leichtigkeit und Sicherheit hervorzubringen; besonders aber, daß er nie zu hastig und übereilt, sondern mit Besonnenheit und Ruhe spreche. — Allein, nächst der sorgfältigen und vielsei-

tigen Uebung des Sprachorgans, verlangt die Rückſicht auf die Grundſatze der Tonkunſt von der Wortſprache, daß die redneriſche Form vermittelſt einer der Tonkunſt nachgebildeten Behandlung nach außen als äſthetiſche Einheit ſich ankündige. Dazu gehört, daß der Redner in der Wortſprache den eigenthümlichen Charakter des redneriſchen Erzeugniſſes getreu wiedergebe und beſtimmt verſinnliche (denn anders muß eine Feſtpredigt, anders eine Trauerrede, anders die Parlamentsrede, anders die Schulrede u. ſ. w. nach außen erſcheinen); daß er — nach dem Verhältniſſe, wie in der Tonkunſt jedes größere oder kleinere Tonſtück in einer beſtimmten Tonart gehalten, und für den Vortrag deſſelben eine beſtimmte Tactart (Menſur) vorgeſchrieben wird, — für die in der Wortſprache darzuſtellende Rede den ihr angemeſſenen Grundton ergreife und feſthalte, die Ausweichungen aus demſelben in verwandte Töne im Voraus genau berechne, und das für die Rede gewählte Zeitmaas in den einzelnen Schattirungen des Vortrages — nach der Betonung der einzelnen Sylben und Wörter, als Viertel, Achtel u. ſ. w., wie in der Tonkunſt, — durchführe, ſo wie er über die Steigerung und Vertheilung der Stärke und Schwäche der Stimme, nach der Aehnlichkeit des Forte und Piano in der Tonkunſt, frei und ſicher gebieten muß. Dies wird dem Redner aber nur dann gelingen, wenn er der richtigen Betonung (Accentuation) mächtig geworden iſt; denn das muſikaliſche Leben und die äußere äſthetiſche Darſtellung der vollendeten Rede beruht auf dem richtigen Legen und Feſthalten des Accents, namentlich in der teutſchen Sprache, die — wie in der Lehre von der Proſodie (Th. 3. §. 9.) bewieſen ward — keine quantitirende, ſon-

dern eine accentuirte Sprache ist. In der teutschen Sprache hat nämlich jedes Wort eine Sylbe, welche, als die wichtigste, den Ton erhält; dies ist der Wort- oder Begriffsaccent. Nächst diesem Wortaccente muß aber der declamatorische (oder ästhetische) Accent berücksichtigt werden, der, in den einzelnen stylistischen Perioden, zuerst das Hauptwort, dann die wichtigsten Nebenwörter, und, nach demselben Verhältnisse der Schattirung des sinnlichen Ausdruckes, alle einzelnen Wörter nach ihrem ästhetischen Gehalte und nach ihrer gegenseitigen Stellung bezeichnet. Denn wie, für die innere Gediegenheit der Rede, das Gesetz der Form die beiden Grundeigenschaften der Richtigkeit und Schönheit aufstellt; so gehört auch für die äußere Richtigkeit der Wortaccent, und für die äußere Schönheit der declamatorische (oder ästhetische) Accent. Keiner von beiden kann den andern ersetzen; keiner darf den andern verdrängen; beide müssen in der äußern Darstellung aufs innigste zu Einem Ganzen verbunden seyn, weil die sinnliche Wirkung der Rede auf den Kreis der Zuhörer von ihrer gleichmäßigen Anwendung abhängt. Denn so unerläßlich die Wahrheit und Richtigkeit des Ausdrucks in der äußern Bezeichnung bleibt; eben so wichtig ist der declamatorische Accent für die ästhetische Farbengebung, die — sobald sie nicht in absichtlich gesuchte Malerei ausartet — ihre Wirkung auf das Bestrebungs- und Gefühlsvermögen nicht verfehlt.

Nächst der Wortsprache gehört aber auch zur sinnlich vollkommenen Darstellung der Rede die Gebärdensprache, oder die vollendete ästhetische Einheit in den verschiedenen Bewegungen des menschlichen Körpers und seiner Theile in Beziehung auf die

Versinnlichung gewisser Ideen, Gefühle und Bestrebungen vermittelst dieser Bewegung. Da diese Gebärdensprache bei der äußern Redekunst nicht — wie in der selbstständigen schönen Kunst der Mimik — ein von der Wortsprache verschiedenes und besonderes Ganzes bildet, sondern nur die Wortsprache begleiten, unterstützen und verstärken soll; so folgt auch daraus, daß, bei dem Redner, die Gebärdensprache durchgehends von der Wortsprache abhängig ist. Sie steht daher zur Wortsprache ungefähr in demselben Verhältnisse, unter welchem in der Tonkunst das accompagnirende Instrument zu dem obligaten erscheint. Die Gebärdensprache darf daher nicht jedes Wort, nicht jeden Ausdruck begleiten; sie folgt vielmehr, in einer sorgfältig berechneten Abstufung und verhältnißmäßigen Steigerung, dem Bedeutendern nnd Wichtigern in der Sprachdarstellung, mit Festhaltung des Gesetzes der Sparsamkeit, der Richtigkeit und der Schönheit. Denn soll das Gebärdenspiel unter ästhetischen Gesetzen stehen; so muß es im Voraus durchdacht, dem zu bezeichnenden Gegenstande völlig angemessen, sinnvoll, in sich selbst harmonisch, und — nach seinen einzelnen Theilen — zu einer ästhetisch vollendeten Form ausgeprägt worden seyn. Nur unter diesen Bedingungen werden die äußern Zeichen des Redners den Wiederschein der hohen Bildung, Tiefe und Gediegenheit seines innern geistigen Lebens enthalten, und das Innere und Aeußere der Rede wird ein gleichmäßig verbundenes, ein in sich übereinstimmendes, ein unauflösliches Ganzes bilden, das, nach dieser Verschmelzung der innern Classicität der Rede mit der vollendeten äußern Wort = und Gebärdensprache, seines

tiefgreifenden Eindruckes auf das Gemüth der Zuhörer nicht verfehlen wird.

## 13.

## Die drei Schreibarten in der Sprache der Beredsamkeit.

So wie in der Sprache der Dichtkunst und Prosa jedes einzelne stylistische Erzeugniß, das auf den Charakter der Classicität Anspruch macht, einer der drei Schreibarten — entweder der niedern, oder der mittlern, oder der höhern — (Th. 1. S. 474) bestimmt angehören muß; so auch in der Sprache der Beredsamkeit. Jede einzelne Rede gehört, nach ihrem Grundtone und nach der Haltung und Durchführung der Sprache, entweder zur niedern, oder zur mittlern Schreibart, weil in der höhern Schreibart nie eine ganze Rede — höchstens eine Harangue — gehalten werden kann und darf. Am meisten eignet sich die mittlere Schreibart, nach ihrem in der Philosophie der Sprache aufgestellten Charakter, zur stylistischen Darstellung der Rede, weil sie, im Gegensatze der niedern und der höhern Schreibart, theils die gleichmäßigste Bildung aller drei geistigen Vermögen voraussetzt, theils nach ihrer Wirkung wieder die gesammten drei geistigen Vermögen umschließt, während die niedere Schreibart zunächst auf das Vorstellungsvermögen, und die höhere Schreibart zunächst auf das Gefühlsvermögen wirkt. Doch ist die niedere Schreibart, nach ihrer Faßlichkeit und Einfachheit des stylistischen Ausdruckes, ebenfalls zur religiösen und politischen Rede geeignet, sobald als sie zunächst für den Gesichtskreis und für die Belebung des Wil-

lens der untern Volksklassen und der großen Masse bestimmt sind, welche gewöhnlich zu wenige geistige Entwickelung, Bildung und Uebung besitzt, um der mittlern Schreibart, nach der Tiefe und dem Reichthume der Ideen, nach der Hoheit und Würde ihrer Sprache, und nach der Fülle, Haltung und Ründung ihres Periodenbaues folgen zu können.

Was die Uebergänge aus der einen Schreibart in die andere betrifft; so dürfen diese in der Rede nicht zufällig und willkührlich eintreten, vielmehr müssen sie von dem Redner sorgfältig berechnet seyn. Denn ist die Rede zunächst in der niedern Schreibart gehalten; so muß die Steigerung des zu behandelnden Stoffes nach seinen innern Gründen, und die unmittelbare Beziehung desselben auf das Bestrebungsvermögen, die Veranlassung darbieten, aus der niedern Schreibart in die mittlere überzugehen. Auf gleiche Weise findet — doch immer nur in den seltenen Fällen, wo der Redner eine unmittelbare und vorübergehende Wirkung auf das Gefühlsvermögen seiner Zuhörer beabsichtigt — ein Uebergang aus der im Grundtone der Rede festgehaltenen mittlern Schreibart in die höhere statt, und vielleicht eben so selten ein Abwärtssteigen aus dem Grundcharakter der mittlern Schreibart in die niedere.

Wenn bei der Wahl der niedern oder der mittlern Schreibart für die stylistische Darstellung einer Rede theils die Individualität des Redners, ob er mehr der niedern, oder der mittlern Schreibart gewachsen ist, — theils der für die Rede gewählte Stoff, theils der durch die Rede zu erstrebende Zweck, theils die Mehrzahl des Kreises der Zuhörer in Anschlag kommen muß; so ist es doch eine unnachläßliche Forderung, daß der Redner in der

einmal gewählten Schreibart bestimmt sich gleich bleibe, und daß er über den Umfang der Sprache mit der Sicherheit gebiete, daß jeder gebildete Leser oder Zuhörer der Rede in der ganzen stylistischen Haltung und Durchführung derselben einen und denselben Charakter der Schreibart erkennt. Denn eben auf dieser weder ängstlich gesuchten, noch künstlich herbeigeführten, sondern im natürlichen Erguſse des gereiften Geistes entstandenen und gleichmäßig durchgeführten, stylistischen Form der Rede beruht die ästhetische Einheit und die Classicität derselben.

Ob nun gleich die Eigenthümlichkeit der geistigen Bildung und Reife, so wie die individuelle hohe Bewegung des Bestrebungsvermögens bei dem Redner über die Kraft und Gediegenheit seiner Sprache entscheidet (Pectus est, quod disertum facit, et vis mentis); so wird doch, bei aller Verschiedenheit der von ihm behandelten Stoffe, derselbe Redner, in seinen rednerischen Erzeugnissen, an gewissen eigenthümlichen Bezeichnungen und Wendungen — sie mögen nun die Anordnung und Vertheilung des Stoffes betreffen, oder die Behandlung und Ausprägung der Form — wieder erkannt werden, welche man, in gutem Sinne, die ihm eigenthümliche Manier nennen kann. So wird, an seiner individuellen Manier, Demosthenes wie Cicero, Flechier wie Saurin, Burke wie Pitt, Zollikofer wie Reinhard, Schleiermacher wie Tzschirner, erkannt. Dieses Festhalten einer selbstgeschaffenen Manier ist übrigens nichts weniger, als fehlerhaft, sondern vielmehr die nothwendige Folge der ganz eigenthümlichen Entwickelung und Richtung der geistigen Vermögen bei ausgezeichneten Individuen. Wer wagt es an Horaz und Virgil, an Arioſt

und Taſſo, an Shakeſpeare und Milton, an Bürger und Koſegarten, an Schiller und Göthe zu tadeln, daß man, unter den verſchiedenſten dichteriſchen Formen ihres claſſiſchen Geiſtes, dennoch ihre Individualität und das eigenthümliche Gepräge ihrer ſtyliſtiſchen Formen wieder erkennt? Was aber dem Dichter verſtattet iſt, gebührt auch dem Redner, der, als Künſtler betrachtet, jenem durchgehends gleich berechtigt iſt. Auch iſt es nicht die ſelbſtgeſchaffene Manier des gediegenen Redners, die, bei ihrer Wiederkehr in ſeinen Erzeugniſſen, uns auffällt; wohl aber die nachgeahmte und nachgeäffte Manier des großen Redners, wenn er dem traurigen Schickſale nicht entgehen kann, daß minder Begabte, ohne ſeinen Geiſt zu faſſen und die Höhe ſeiner ſtyliſtiſchen Claſſicität zu erreichen, nur an dem Außerweſentlichen und Zufälligen — nur an der Außenſeite des wahren Redners — haften, und in der ängſtlich geſuchten Nachahmung dieſer äußern Zufälligkeiten ſich gefallen, indem ſie vermeinen, auf dieſe Weiſe den Ehrenplatz neben ihm zu erreichen. Allein, wenn dieſe, nur für den Augenblick bisweilen anſprechenden und geprieſenen, blos nachahmende Redner längſt vergeſſen ſind, trägt für alle künftige Zeiten der Name des wahren Redners den Charakter der Unſterblichkeit.

## 14.

## Eintheilung der einzelnen Gattungen und Klaſſen der Reden.

Es giebt an ſich nur zwei Hauptgattungen von Reden, in welchen der Grundcharakter der Sprache der Beredſamkeit nach ſeiner claſſiſchen Vollen-

dung erkannt wird: die religiöse (oder geistliche), und die politische Rede, nach ihren Arten und Untertheilen, wovon die erste das reiche Gebiet der religiösen Erkenntniß und des religiösen Glaubens, die zweite aber den weiten Kreis des ganzen Staatslebens, sowohl des bürgerlichen, als des öffentlichen, umschließt. Allein, wie bei der Eintheilung der einzelnen Dichtungsarten, eine Ergänzungsklasse (Th. 3. §. 11) für alle diejenigen dichterischen Formen nöthig ward, die nicht ohne Zwang den aufgestellten Hauptgattungen der Dichtkunst ein- und untergeordnet werden konnten; so muß auch bei der Sprache der Beredsamkeit eine dritte gemischte Klasse von Reden — gleichsam als Ergänzungsklasse — angenommen werden, welche alle diejenigen Reden umschließt, die nicht ohne Zwang zur religiösen oder politischen Gattung der Reden gerechnet werden können, wohin die akademischen Reden, die Universitätsreden, die Schulreden, die Haranguen u. s. w. gehören.

Weil aber mehr oder weniger an alle Reden ein gemeinsamer logischer und ästhetischer Maasstab gelegt werden muß, nach welchem der in ihnen aufgestellte Hauptgedanke nach seiner Erfindung, Eintheilung und Durchführung, mithin die ganze innere und äußere Oekonomie der Rede, beurtheilet wird; so muß die Ausmittelung dieses Maasstabes, oder die Lehre von dem Grundcharakter der Rede, der Entwickelung der einzelnen Formen der Reden in der wissenschaftlichen Anordnung des Gebietes der Sprache der Beredsamkeit vorausgehen. Es zerfällt daher dieses Gebiet in folgende vier Theile:

1) in die Lehre von dem Grundcharakter

der Rede überhaupt in logischer und ästhetischer Hinsicht;
2) in die Darstellung der Gattung der religiösen Reden;
3) in die Darstellung der Gattung der politischen Reden;
4) in die Darstellung der Klasse der gemischten Reden.

---

## 1) Vom Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht.

### 15.

### Der Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht.

Soll durch die Rede, als dem Erzeugnisse der Sprache der Beredsamkeit, dem Gesetze der Form, welches gleichmäßig die beiden wesentlichen Bestandtheile jeder Rede, die Richtigkeit und Schönheit der Form, umschließt, Genüge geleistet werden; so muß man drei Hauptgegenstände berücksichtigen:
a) die Erfindung des Thema;
b) die Eintheilung und Anordnung des Ganzen; und
c) die stylistische Form der Darstellung.

### 16.

### a) Die Erfindung des Thema.

Unter der Erfindung wird die Wahl des Stoffes verstanden, der behandelt und unter

einen Hauptbegriff — Thema — gebracht werden soll. Der natürliche Beruf zum Redner wird hauptsächlich an dieser Ausmittelung des in den Mittelpunct der Rede zu stellenden und auszuführenden Hauptgedankens erkannt; denn der Gedanke muß theils den Charakter des Rednerischen an sich tragen; theils wahr und dem Sittengesetze angemessen, theils möglichst neu, wichtig und interessant, theils so einfach, als möglich, ausgedrückt seyn.

Die erste Forderung, daß der in den Mittelpunct einer Rede gestellte Gedanke den Charakter des Rednerischen an sich trage, schließt alle blos didactische, so wie alle dichterische Stoffe von dem Thema einer Rede aus. Es kann sehr zweckmäßige Themata zu Lehrvorträgen, und auf ähnliche Weise zu Gedichten geben, die aber der Sprache der Beredsamkeit völlig fremd sind, weil nur derjenige Stoff zum Thema einer Rede sich eignet, der einer Hauptwirkung auf das Bestrebungsvermögen fähig ist, und selbst aus dem tiefbewegten Bestrebungsvermögen des Redners stammt. Daraus folgt, daß jeder Stoff von der Sprache der Beredsamkeit ausgeschlossen werden muß, der nicht in seiner stylistischen Behandlung und Gestaltung einen Eindruck auf den Willen und das Bestrebungsvermögen zu bewirken vermag. Denn wenn es gleich von selbst sich versteht, daß nicht alle in den Mittelpunct der Reden gestellte Stoffe eine gleiche rednerische Kraft und Fruchtbarkeit nach ihrem Verhältnisse zu dem menschlichen Bestrebungsvermögen haben können; so ist es doch eine unnachläßliche Bedingung an das Thema der Rede, daß es in irgend einer Verbindung mit der

Belebung des Willens stehen und, in seiner zweckmäßigen Behandlung, eines bestimmten Eindruckes auf das Bestrebungsvermögen sich versichern könne.

## 17.

## Fortsetzung.

Wenn gleich diese Grundbedingung für die Erfindung und Auswahl des Thema zu einer Rede in gewisser Hinsicht die übrigen Bedingungen in sich einschließt; so müssen diese doch einzeln aufgestellt werden.

Es soll nämlich das Thema, welches den Charakter des Rednerischen an sich trägt, zugleich das Gepräge der Wahrheit haben, und dem Gesetze der Sittlichkeit angemessen seyn. Denn wenn auch ein Thema sich völlig dazu eignete, menschliche Neigungen zu veranlassen, Triebe und Begierden aufzuregen, und den Willen zu Handlungen zu leiten; so ist doch die ganze Rede, bei aller ästhetischen Vollkommenheit, nur auf Täuschung, oder auf bloße Ueberredung der Masse berechnet, sobald dem aufgestellten Hauptgedanken nicht Wahrheit und Angemessenheit zu dem Sittengesetze zukommt. Mögen solche blos auf Täuschung und Ueberredung berechnete Themata selten in der religiösen Beredsamkeit vorkommen (obgleich auch diese der jesuitischen Casuistik und der zelotischen Controverspredigten nicht ganz ermangelt); so finden sie sich desto häufiger in der politischen Beredsamkeit, die reich an Beispielen ist, wo durch ein redneriſches Thema, mit Kraft und Feuer in der Sprache der Beredsamkeit durchgeführt, die irrigsten und schädlichsten Lehren aufgestellt, und die nachtheiligsten

Erfolge im innern und äußern Staatsleben bewirkt worden sind. Solche Themata werden aber von dem Wesen der wahren Beredsamkeit ausgeschlossen, sobald, nächst dem redneriſchen Charakter des darzustellenden Stoffes, die Wahrheit des Hauptgedankens, so wie seine Angemessenheit zu dem Sittengesetze verlangt wird. Die Wahrheit des Thema kann entweder blos formell, oder materiell seyn. Formell ist sie, wenn sie blos auf der Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen, Begriffe und Ideen mit sich selbst beruht und ihr kein Gegenstand in dem Kreise der Erfahrung und Wirklichkeit entspricht (z. B. die Idee der Unsterblichkeit; die Idee des ewigen Friedens unter den Völkern und Staaten); dagegen ist sie materiell, wenn der aufgestellte Hauptgedanke mit den Gegenständen der Erfahrung, der Geschichte und des wirklichen Lebens übereinstimmt.

Der Hauptgedanke der Rede soll aber nicht blos wahr seyn; er soll auch in Angemessenheit zu dem Sittengesetze sich ankündigen. Zwar kann es redneriſche Stoffe geben, die in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Sittengesetze stehen, bei welchen man sich also auf die Forderung beschränkt, daß sie dem Sittengesetze nicht widersprechen dürfen. Allein die meisten, und zwar die wirksamsten, redneriſchen Stoffe gehören in den Kreis des menschlichen Lebens, es sey dies nun das häusliche, oder öffentliche Leben; und in beiden waltet als höchster Maasstab das ewig heilige Sittengesetz. Denn wie die Sittlichkeit die festeste Unterlage jeder Religion bildet, weil keine wahre Religion etwas lehren und gebieten kann, was gegen das Sittengesetz in dem menschlichen Gemüthe strei-

tet; so stammt auch das höchste Rechtsgesetz für die politische Ordnung der Dinge mit dem höchsten Pflichtgebote aus einer und derselben Quelle, aus dem Ideale der Sittlichkeit überhaupt. Würde also ein religiöser oder politischer Redner ein Thema aufstellen und durchführen, welchem man den absichtlichen Verstoß und den entschiedenen Contrast mit dem Sittengesetze nachweisen könnte; so würde eine solche Rede — selbst bei gelungener stylistischer Form — von dem Gebiete der wahren Beredsamkeit ausgeschlossen, weil jeder Stoff unter der Würde des Redners ist, dessen Inhalt das Sittengesetz umgeht und beleidigt. Gegen das Sittengesetz würde aber der kirchliche Redner verstoßen, welcher die Verfolgung der Ketzer, die Vertilgung der Ungläubigen, die ewige Verdammniß des Andersdenkenden predigte; und auf gleiche Weise der politische Redner, der entweder das Recht der Völker zu gewaltsamen Revolutionen verkündigte, oder die Ordnung und Sicherheit im Innern in die Thätigkeit der geheimen Polizei, oder die Wohlfahrt und Blüthe der Staaten in eine jährlich gesteigerte Schuldenlast setzte.

## 18.

## Fortsetzung.

Doch wenn sogleich das Thema der Rede die Zuhörer ansprechen und für den darzustellenden Gegenstand im Voraus gewinnen soll; so muß das Thema auch möglichst neu, wichtig und interessant, und so einfach, als möglich, ausgedrückt seyn.

Neu ist ein Thema, das entweder bis dahin noch gar nicht von einem Redner behandelt, oder

wo wenigstens der Hauptgedanke noch nicht aus dem aufgestellten Gesichtspuncte gefaßt ward. (So war es z. B. ein ganz neues Thema, das Reinhard aufstellte: „Wie man sich gegen die Verführung zu verwahren habe, welche uns vermittelst des Guten, das wir besitzen, zum Bösen verleiten will!" — Allein nicht neu, doch eigenthümlich gefaßt und durchgeführt war Zollikofers Thema: „Betrachtungen über den gestirnten Himmel.") — Wichtig ist das Thema, das entweder eine Hauptwahrheit der Religion und des Bürgerthums, oder einen Hauptgegenstand des wirklichen Lebens behandelt, so daß, bei der Ankündigung desselben von dem Redner, sogleich die Aufmerksamkeit der Zuhörer darauf geleitet und gespannt wird. Mit dieser Wichtigkeit steht das Interesse an dem Thema in Verbindung, inwiefern der Zusammenhang des im Thema enthaltenen Gedankens mit den menschlichen Gefühlen und Bestrebungen bei dessen Ankündigung entweder von den Zuhörern nur dunkel gefühlt, oder sogleich nach seiner Bedeutsamkeit erkannt wird. (So waren es Themata von Wichtigkeit und Interesse in der politischen Beredsamkeit, wenn im brittischen Parlamente die Emancipation der Katholiken in Irland und die Anerkennung der vormaligen spanischen Kolonieen in Südamerika als selbstständige Freistaaten verhandelt — oder in der ersten Kammer Frankreichs von Royer-Collard gegen das Sacrileggesetz, und von Frayssinous für dasselbe gesprochen ward.)

Soll aber das Thema der Rede klar aufgefaßt, als der Hauptgedanke der Rede anerkannt, und von den Zuhörern leicht behalten werden; so muß es so einfach, als möglich, und ohne alle Bei-

mischung von Bildern, ausgesprochen werden. Von dieser Regel macht nur der seltene Fall eine Ausnahme, wo die ganze Aufgabe der Rede in der Vergleichung eines Bildes mit einem ihm verwandten Begriffe steht (z. B. das Ende des sterbenden Gerechten unter dem Bilde der untergehenden Sonne; — die Pflicht christlicher Aeltern, Engel ihrer Kinder zu werden [am Michaelistage]) *).

*) Im siebenzehnten Jahrhunderte war diese Bildersprache besonders gewöhnlich. So predigte im Jahre 1667 ein Prediger in Prettin:

Gott hat der Obrigkeit nicht einen Flederwisch, sondern das Schwert in die Hand gegeben.

1) das Schwert Gottes als keinen Flederwisch, sondern
2) als ein Schwert, das
   a) hat einen tüchtigen Griff zum Festhalten;
   b) eine scharfe Schneide zum Zerhauen;
   c) eine flache Klinge zum Rückenklopfen;
   d) eine tüchtige Spitze, das Gewissen zu ritzen;
   e) ein brokatenes Wehrgehänge, sich Glanz und Ansehen zu verschaffen;
   f) eine gute Scheide, zum Ausruhen von seiner Kraft.

In neuerer Zeit hat der würdige Dräseke bisweilen in verfehlten Bildern sich gefallen. Z. B. in dem Thema: „Glaube, Liebe und Hoffnung, die Schwalben des großen Weltfrühlings." — Oder in seinen Predigten „über die Reichsunmittelbarkeit der christlichen Kirche" die dritte: Wozu erhebt uns diese Reichsunmittelbarkeit:

1) Wir sind des Reiches Freie;
2) des Reiches Ritter;
3) des Reiches Kinder und Erben;
4) des Reiches engverbrüderte Bürger.

und die vierte: Wie verhält sich diese Reichsunmittelbarkeit der Kirche zum Staate? Sie steht:

1) nicht unter dem Staate als seine Tochter;

Die glückliche Erfindung und treffende Wahl des Thema beurkundet den wahren Redner, dem, bei dem Reichthume und der Vielseitigkeit seiner geistigen Bildung, bei seinem tiefen psychologischen Blicke in das menschliche Herz, bei seiner genauen Bekanntschaft mit dem Gange der Weltbegebenheiten und der Entwickelung der Menschen und Völker, und bei seiner innigen Wärme für alle heilige Angelegenheiten unsers Geschlechts, es nie an neuen Stoffen fehlen kann, die er behandelt. Wo hat sich ein Zollikofer und Reinhard ausgepredigt, oder ein Pitt, Fox und Burke seinen Zuhörern Langeweile gemacht?

Es muß aber im wörtlichen Ausdrucke des Thema die ganze Reihe der Vorstellungen, welche in der Rede dargestellt werden sollen, in einen Satz zusammengedrängt, und zugleich unter einer möglichst bestimmten, deutlichen und kurzen Form erscheinen. — Ob nun gleich der Stoff der Rede keinen Einfluß auf den Willen äußern kann, wenn nicht zugleich die Ueberzeugung von der Wahrheit der mitgetheilten Sätze im Vorstellungsvermögen, und zwar durch die für den aufgestellten Satz erforderlichen Gründe und Beweise, bewirkt wird; so ist doch die bloße Ueberzeugung nicht der letzte Zweck des Redners (sonst gehörte sein Erzeugniß blos unter die Gattung des didactischen Styls in der Prosa), sondern nur die Bedingung und das Mittel für seinen eigentlichen Zweck: für die An-

---

2) nicht hinter dem Staate als seine Dienerin;
3) nicht neben dem Staate als seine Gefährtin;
4) nicht gegen über dem Staate als seine Widersacherin, — sondern über ihm.

regung und Belebung des Willens, und für die Vermittelung eines Entschlusses zu freien Handlungen. Wenn übrigens in der Neuheit und dem hohen Interesse des Thema, so wie in der eigenthümlichen Gestaltung des ganzen Stoffes, die schöpferische ästhetische Kraft des Redners sich ankündigt; so hängt die Richtigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdruckes im Thema von seiner logischen Fertigkeit und Gewandtheit ab, so wie auch dessen Prüfung nur nach logischen Gesetzen geschehen kann.

## 19.

## Beispiele der Erfindung des Thema.

Folgende neubehandelte Themata sind vom verewigten Reinhard:

Von der Weisheit, mit welcher Gott den innern Werth der Geschöpfe durch äußerliche Merkmale bezeichnet.

Betrachtungen über die wohlthätigen Absichten, die Gott dadurch erreicht, daß er immer Menschen von mancherlei Alter neben einander leben läßt.

Wie viel darauf ankomme, daß man bei jeder guten Handlung mit der rechten Art aufzuhören wisse.

Von dem Fehler, das Böse mit einem gewissen Wohlstande zu thun.

Daß jeder Mensch seinen Preis habe, für welchen er sich hingiebt.

Ueber die traurige Mittelmäßigkeit, die sich überall an unserm Geschlechte zeigt.

Daß man in guten Menschen immer auch Andere kränkt.

Von der Gewohnheit, etwas Gutes zu thun, um eine Beschwerlichkeit los zu werden.

Die Gewohnheit unsers Herzens, gegen lang und sehnlich gewünschte Güter gerade dann gleichgültig zu werden, wenn die Zeit des Besitzes und Genusses kommt.

Ueber die viel zu wenig erkannten Versuchungen, denen wir ausgesetzt sind, wenn wir die Mittel zu unsern Absichten wählen.

Ueber die Fortleitung der Wahrheit durch Mittel, die ihr fremd sind.

Daß heilsame Veränderungen die Frucht schmerzhafter Anstrengungen und trauriger Erschütterungen sind.

## Folgende von v. Ammon:

Die weise Ansicht unsers Standpuncts zwischen einer unvollkommenen Vergangenheit und einer bessern Zukunft.

Wie heilsam es sey, seinen Worten Kraft zu geben.

Von dem traurigen Loose der Vergessenheit, das uns bevorsteht.

Wozu uns die Bemerkung auffordern muß, daß sich alle unsre Kenntnisse im Unbegreiflichen verlieren.

Von dem Einflusse der Religion auf die Feinheit der Sitten.

Von der sittlichen Herrschaft über unsre Lieblingsneigungen.

Die freie Stimme der Religion unter den Gewaltereignissen des Krieges.

## Folgende von Tzschirner:

Von dem Schlechten, das hinter dem Namen der Bildung sich verbirgt.

Von der Läuterung der sündigen Welt durch die Gerichte Gottes.

Wie der Glaube den Christen über das Schicksal erhebe.

Von der christlichen Weisheit in dem Urtheile über die unvollkommene Entwickelung einer vielversprechenden Zeit.

Folgende von Marezoll:

Daß das Loos der Menschheit nicht so traurig ist, als es bei dem ersten Anblicke zu seyn scheint.

Wie man die Menschen behandeln müsse, um sie für das Gute zu gewinnen.

Daß es uns nicht befremden darf, wenn die Menschheit nur langsam zum Bessern fortschreitet.

## 20.

### b) Die Eintheilung und Anordnung des Ganzen.

Die Eintheilung und Anordnung (die Disposition) einer Rede beruht zunächst auf dem logischen Gesetze der formellen Wahrheit; mithin auf der Eigenschaft der logischen Richtigkeit in dem Gesetze der Form. Ob nun gleich nicht alle Reden, in Hinsicht der Eintheilung, nach einerlei Maasstabe behandelt werden können; so sind doch folgende wesentliche Bestandtheile der äußern Anordnung der Rede zu berücksichtigen:

1) Der Eingang. Er hat die Bestimmung, auf die Ankündigung und Aufstellung des Hauptsatzes vorzubereiten. Nach dieser Bestimmung darf er nicht zu lang und ausführlich seyn; er darf nicht einer selbstständigen und unabhängigen Abhandlung gleichen; denn er ist nicht seiner selbst wegen da, sondern wegen der darauf

folgenden Durchführung des Thema. Soll er aber auf den Hauptſatz der Rede vorbereiten; ſo muß er mit demſelben in nothwendigem Zuſammenhange ſtehen, um das Intereſſe der Zuhörer im Voraus für den darzuſtellenden Gegenſtand zu gewinnen, und ſie in die Stimmung zu verſetzen, welche die von dem Redner beabſichtigte Wirkung ſeiner Rede auf den Willen verlangt. Der Eingang muß daher in den meiſten Fällen in einer ruhigen Sprache die den Hauptſatz einleitenden Begriffe aufſtellen; bisweilen wird er von dem Gegenſatze des Hauptgedankens ausgehen können; ſehr ſelten aber die Sprache der Beredſamkeit in ihrer ganzen Fülle, Kraft und reichen Farbengebung aufbieten dürfen. Am zweckwidrigſten würde der Eingang ſich ankündigen, wenn er als ein der Rede fremdartiger Theil erſchiene, der mit dem Hauptgegenſtande in keiner nähern Verbindung ſtände, und eben ſo gut ganz weggelaſſen, oder ſelbſt einer andern Rede vorangeſtellt werden könnte. Allein eben ſo wenig darf der Eingang bereits Gegenſtände im Voraus wegnehmen, welche erſt der Ausführung angehören, wodurch — die läſtige Wiederhohlung derſelben Begriffe abgerechnet — die ganze innere Oekonomie der Rede zerrüttet werden müßte. Dabei iſt Kürze eine Haupteigenſchaft des Eingangs, weil er, nach ſeiner Abhängigkeit von dem Hauptgegenſtande, keinen ſelbſtſtändigen Charakter trägt. Am ſicherſten wird der Eingang erſt nach völliger Ausarbeitung der Rede niedergeſchrieben, um nichts in denſelben zu ziehen, was zur Rede ſelbſt gehört; um jeder Wiederhohlung der einzelnen Gegenſtände im Voraus zu begeg-

nen, und um das materielle und formelle Verhältniß des Eingangs zur Rede selbst genau berechnen zu können. — In einzelnen seltenen Fällen bedarf die Rede gar keines Eingangs.

2) Das Thema (oder die Proposition) enthält die Aufstellung des durch den Eingang vorbereiteten Hauptsatzes, mit Angabe der Art der Behandlung und Durchführung desselben. Die mit dem Thema angekündigte und der ganzen Ausführung zum Grunde liegende Eintheilung des Hauptsatzes muß — sie beruhe nun auf Partition oder Division — logisch richtig und vollständig seyn. Denn (vgl. Th. 1. S. 201) Partitionen und Divisionen sind logische Ganze, in welchen eine vollständige Ideenreihe, oder ein Gesammtkreis in sich nothwendig zusammenhängender Begriffe, nach ihrem Verhältnisse unter sich und nach ihrer natürlichen und nothwendigen Abstufung, Gleichstellung (Coordination) oder Unterordnung (Subordination), zu einem zusammenhängenden und den dargestellten Gegenstand erschöpfenden Ganzen verbunden wird. Ein solches logisches Ganzes heißt Partition, wenn das Thema nach den in ihm enthaltenen Subjects- und Prädicatsbegriffen, und zwar nach dem nothwendigen innern Verhältnisse dieser Begriffe gegen einander, in seine Theile vollständig und erschöpfend aufgelöset wird. Das logische Ganze wird aber Division genannt, sobald ein im Thema enthaltener Gattungsbegriff in seine Arten (Species), nach dem Verhältnisse der Gleichstellung und Unterordnung dieser Begriffe gegen einander, aufgelöset wird. Es unterscheiden sich daher Partition und Division so-

gleich in der Ankündigung des Thema dadurch von einander, daß in dem Thema der Partition alle Theile bereits enthalten sind, welche darauf als einzelne Theile bestimmt ausgesprochen werden; dagegen in dem Thema der Division blos der Gattungsbegriff nach seiner Allgemeinheit enthalten ist, der, ohne daß seine Arten bei der Ankündigung des Thema sogleich vollständig ermessen werden können, nach seinem Umfange in der Eintheilung weiter entwickelt wird. — Wenn aber das Thema nebst seinen Theilen richtig, bestimmt und vollständig aufgestellt worden ist; so muß auch die angekündigte Eintheilung von der Art seyn, daß sie auf eine möglichst gleichmäßige Durchführung der einzelnen Theile berechnet, und nicht — ohne innere Gründe — in zu viele Untertheile zersplittert ist, damit das Gedächtniß nicht überladen werde, das an dem logischen Netze des Thema, nebst seiner Eintheilung, einen leitenden Faden zum Festhalten aller einzelnen Abschnitte der ganzen Rede haben soll.

## 21.

## Fortsetzung.

3) Die Ausführung (Exposition) des Thema und seiner Theile, welche, nach den Grundsätzen der Alten, die narratio und argumentatio umschließt. Denn weil die meisten Reden der Alten geschichtlich-politische Stoffe behandelten; so mußte in denselben die deutliche und den Willen ansprechende Aufzählung (narratio) und Entwickelung der wesentlichen Verhältnisse und Umstände, unter welchen der Hauptgegenstand be-

trachtet werden sollte, an die Spitze der Ausführung gestellt werden. Diese Darstellung mußte den Gegenstand von allen Hauptseiten beleuchten, und nichts übergehen, wodurch das Interesse der Zuhörer für ihn gewonnen werden konnte, ohne doch ins Weitschweifige und Gedehnte zu fallen. Obgleich dies auch von allen geschichtlich-politischen Reden der Neuern gilt; so beruht doch die Ausführung der religiösen und politischen Reden bei den cultivirten Völkern unsrer Zeit zunächst auf der Argumentation, oder auf der Anordnung in der Folge der Beweise, und auf der zusammenhängenden Entwickelung des gesammten, in dem Hauptsatze enthaltenen, Stoffes nach allen Gründen für die Ueberzeugung von der Wahrheit desselben, und nach allen Bedingungen, durch den dargestellten Stoff auf den Willen der Zuhörer unmittelbar zu wirken, und diesen zu festen Entschlüssen und bestimmten Handlungen zu vermögen. Deshalb müssen die überzeugenden Gründe vorausgehen, um die Vernunft der Zuhörer durch sie zu befriedigen, worauf die überredenden folgen können, um durch sie den Eindruck der Ueberzeugung zu verstärken, und den Gegenstand auch der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen näher zu bringen. Die Exposition hat daher die Aufgabe, das Ganze des dargestellten Gegenstandes zu erschöpfen, so daß weder eine Lücke, noch ein Sprung, weder eine fehlerhafte Stellung der einzelnen Theile, noch eine unrichtige Schlußfolge, weder eine Wiederhohlung, noch eine Uebertreibung in Hinsicht der aufgestellten Gründe und in Hinsicht der beabsichtigten Wirkung auf den Willen, sichtbar wird. — Nach

logiſchen Geſetzen gehen, bei der Führung des Beweiſes, die ſchwächern Gründe den ſtärkern voraus; auch können die erſten zuſammengezogen, die letzten aber müſſen völlig umſchließend behandelt werden. Eben ſo muß der Redner zuerſt den Verſtand und die Vernunft der Zuhörer durch die aufgeſtellten Gründe zur Ueberzeugung bringen, bevor er durch Rührung des Gefühls und durch Belebung und Erſchütterung des Beſtrebungsvermögens den Hauptzweck der Rede zu erreichen ſucht. Die geiſtige Gewandtheit und vielſeitige Bildung des Redners wird aber beſonders in der Wahl und dem Gebrauche der Gleichniſſe und Beiſpiele, in der Aufführung ähnlicher Fälle, und — namentlich in der politiſchen Rede — in der Aufnahme einzelner ſinnvoller Sprüche, in der Verſinnlichung des Stoffes durch ſtete Rückſichten auf die Geſchichte, und ſelbſt in der Anwendung eines leichten und treffenden Witzes ſich bewähren. Nur wird der wahre Redner in dieſem allem Maaß und Ziel halten, damit er der Wirkung der Rede nicht eben ſo durch Ueberladung und Ueberfülle ſchade, wie ſie von der andern Seite durch Armuth des Geiſtes zum bloßen proſaiſchen Aufſatze herabſinken würde; denn eben das Feſthalten der Mittellinie des Schicklichen, des Treffenden und völlig Angemeſſenen bezeichnet die claſſiſchen Erzeugniſſe in der Sprache der Beredſamkeit. In ihnen iſt weder Ueberfluß, noch Mangel; die aufgeſtellten Gründe ſind nicht bunt durch einander gewürfelt und ungleichartig behandelt; vielmehr wird die Wirkung der Rede im Voraus auf die Geſammtheit der geiſtigen Vermögen der Zuhörer mit Umſicht berechnet, und

nach diesem Verhältnisse der Reichthum der Sprache aufgeboten.

4) Der Schluß der Rede enthält die Beendigung derselben, und muß mit dem Ganzen der Rede so in Verbindung stehen, daß entweder in demselben der ganze Inhalt der Rede noch einmal in einem gedrängten Umrisse wiederhohlt (recapitulirt) und dadurch dem Verstande und der Vernunft desto bestimmter vergegenwärtigt, oder, durch die unmittelbare Ergreifung des Willens und Gefühls, theils ein bleibendes Bild von dem Gegenstande für die Einbildungskraft vermittelt, theils ein unvertilgbarer und gleichmäßiger Gesammteindruck desselben auf alle geistige Vermögen der Zuhörer hervorgebracht wird. Denn der Zuhörer soll beim Schlusse entweder deutlich wahrnehmen, oder doch dunkel fühlen, daß der im Thema angekündigte Gegenstand wirklich erschöpft und abgeschlossen dargestellt worden sey. Für diesen Zweck, und um einen bleibenden Eindruck auf das Gemüth der Zuhörer zu hinterlassen, drängen gewöhnlich die großen Redner in wenige Schlußsätze die ganze Kraft des redneriſchen Lebens zusammen, und religiöse Redner schließen öfters ihre Reden nicht ohne Grund mit einem Gebete, welches, als Monolog des bewegten Gefühls, am Schlusse der Rede von ungleich größerer Wirkung ist, als an dem Eingange derselben, wo die in dem Gebete enthaltene Wirkung auf das Gefühlsvermögen durch nichts vorbereitet wird, so daß das Gebet entweder an die Sprache der Prosa hinstreift, und die Wirkung verfehlt, oder das Gefühlsvermögen in der That für einen

Gegenstand ergreift, der noch nicht nach seinen Gründen und Beweisen entwickelt, geschweige dem Willen und der Bestrebung nahe gebracht worden ist.

## 22.

## Beispiele der Ausführung der einzelnen Theile der Rede.

### A) Beispiele des Eingangs,

#### α) aus der religiösen Beredsamkeit.

1) von Reinhard († 1812).

(Er predigte am Weihnachtsfeste: Die Geburt Christi, der Ursprung einer neuen bessern Zeit, und bewies, am ersten Festtage, die Wahrheit, und am zweiten die Wichtigkeit des Satzes, daß die Geburt Jesu der Ursprung einer neuen bessern Zeit sey. Der folgende Eingang gehört zur zweiten Predigt.)

Die Macht der Zeit, und die strenge Gewalt, mit der sie unser Geschlecht beherrscht, kann durch nichts mehr ins Licht gesetzt und bewiesen werden, als durch die demüthigende Erfahrung, daß Millionen von Menschen gebohren werden, leben und wirken, ohne einen merklichen Einfluß auf dieselbe zu äußern, ohne zu ihrer Verbesserung oder Verschlimmerung auch nur das Mindeste beitragen zu können. Daß die Zeit uns gemeiniglich zu allem macht, was wir sind, ist bekannt. Wir sammeln die Kenntnisse, die sie uns darbietet; wir nehmen den Geist auf, den sie uns einhaucht; wir gewöhnen uns zu den Sitten, welche sie fordert; wir richten uns nach den Gewohnheiten, welche sie eingeführt hat; unsere ganze Bildung ist ihr Werk, und wird durch die Um-

stände bestimmt, die von ihr abhängen. Mit unserm Schicksale hat es dieselbe Bewandtniß; es ist die Zeit, die fast alles bei demselben entscheidet. Wir leiden, wir fühlen uns auf allen Seiten gehindert und beschränkt, wir leben in einem immerwährenden Wechsel von Unfällen, Gefahren und Mühseligkeiten, wenn die Zeit unglücklich und traurig ist, und wir finden ihren Druck so gewaltsam, so unwiderstehlich, daß wir die Hoffnung, ihr gebieten zu können, völlig aufgeben, daß uns nichts weiter übrig bleibt, als uns in sie zu schicken. Dagegen gelingt uns auch alles, wir werden reich, mächtig und glücklich, wenn die Zeit uns begünstigt, wenn sie uns die Gelegenheiten, die Vortheile und die Unterstützungen verschafft, welche wir bedürfen. Aber der wie Vielste von allen, die gebohren werden und leben, ist stark genug, diesen Einfluß der Zeit auf seine Bildung und auf seinen Zustand nicht blos nach Gefallen zu mäßigen und zu leiten, sondern auch auf sie selbst zurück zu wirken, und ihr eine andere Einrichtung zu geben? Durchlaufet die ganze Reihe von Jahrhunderten, welche die Geschichte unsers Geschlechts ausmachen; wie viele große, ausgezeichnete Menschen werdet ihr wohl finden, deren Geburt und Leben der Anfang einer neuen Zeit war, von denen man sagen kann, durch ihre Wirksamkeit und Ueberlegenheit sey die Zeit im Allgemeinen besser oder schlechter geworden? Verschwinden nicht Millionen, verlieren sich nicht ganze Völker, ganze Geschlechter, ganze Zeitalter wieder von der Erde, ohne bedeutende Spuren ihres Daseyns zurück zu lassen, ohne in der Zeit selbst eine merkliche Veränderung hervorgebracht zu haben?

Doch heute, heute feiern wir das Andenken einer Geburt, die wirklich der Ursprung einer neuen, und zwar bessern Zeit geworden ist; wir erinnern uns an das Erscheinen dessen, der eine Folge schönerer Jahrhun-

derte für unser ganzes Geschlecht gründen, und der Schöpfer eines glücklichern Weltalters werden wollte. Und er hat geleistet, M. B., was noch nie geschehen war; mit einer Kraft, die ihn über alle Stifter großer Veränderungen, über alle ausgezeichnete Männer unsers Geschlechts unverkennbar erhebt, hat er die Zeit verändert, ihre alten Finsternisse zerstreut, ihre schädlichsten Mißbräuche abgeschafft, und ihre hartnäckigsten Uebel gehoben; er hat ihr mit einem Eifer, durch welchen er sich als den Retter unsers ganzen Geschlechts rechtfertigte, die wohlthätigste Einrichtung gegeben, die sie annehmen kann. Ich habe dies gestern bewiesen.

Wollen wir es aber dabei bewenden lassen, dies blos zu wissen? Wollen wir das Glück der neuen bessern Zeit, die Jesus Christus gestiftet hat, nur betrachten, ohne Gebrauch davon zu machen? Wollen wir es erkennen und verstehen, es könne noch weit größer, noch weit allgemeiner, noch weit herrschender werden das Glück der neuen von Christo gestifteten Zeit, sobald die Menschen nur wollen; ohne zu fragen, was uns denn in Absicht auf dasselbe obliegt, ohne Entschließungen zu fassen, die solcher Umstände würdig sind?

## 2) von Balth. Münter († 1793).

(Der Eingang zu seiner Trauerrede am Tage der Ausführung der Leiche Friedrichs 5, Königs von Dänemark, in das königliche Begräbniß zu Rothschild, am 18 März 1766.)

Noch zittern die Säulen des Thrones, den der Blitz des Allmächtigen getroffen hat. Noch beben unsre Herzen; noch stürzen gerechte Thränen über unsre Wangen herab; noch steigen aus der beklemmten Brust traurige Seufzer zu Gott auf. Friedrich, unser König, ist ge-

fallen. Erde und Asche ist der, der Millionen Sterbliche beherrschte, und dessen Befehl, bis an das Ende der Welt im Norden, die Stimme Gottes war. Friedrich, unser König, ist nicht mehr. Seine Königsstadt hat weiter nichts von ihm, als des Göttlichen modernde Gebeine. Von der Höhe ihrer stolzen Thürme verkündigten uns bisher die Tempel Gottes seinen Tod, und riefen uns zusammen, noch einmal des Vaterlandes entseelten Vater zu sehen, Thränen der Treue an seinem Sarge zu weinen, und, gerührt durch die traurige Pracht seines Todes, ihm ein dankbares und ewiges Gedächtniß zu versprechen. — Nun sehnen sich Friedrichs Gebeine nach ihrer Ruhe in dem Grabe seiner Väter. Der traurige Tag ist da; Pracht und Majestät, die sich von den Göttern der Erde auch im Tode nicht trennen lassen, beeifern sich, seinen Eingang in die Stille des Grabes ehrwürdig und rührend zu machen. Bald werden sich die weiten Pforten des Todtengewölbes eröffnen, in welchem Dänemarks Könige den großen Tag des Weltgerichts erwarten. Ich höre schon den Schall von dem Fußtritte der Edlen, die Friedrichs Asche an den Ort ihrer Ruhe tragen. —

Doch wohin verliere ich mich? Ich eile zurück, und bemühe mich von nun an, die Absicht zu erreichen, die mich heute in diesen Tempel, auf diesen Lehrstuhl beruft. Ich will der betrübten Versammlung, vor der ich rede, den Verlust zeigen, den Dänemark durch den Tod seines Königs erlitten hat. Du süße Ruhe, die er seinen Völkern schenkte; ihr belebenden Künste, und du, fruchtbarer Fleiß, die ihr unter seiner Regierung so viele Aufmunterungen hattet; ihr ehrwürdigen Wissenschaften, von ihm geliebt und befördert; prächtiges Kopenhagen, durch ihn verschönert, und unter Europa's Städten eine der herrlichsten; ernährender Handel, durch Friedrichs

weiſe Veranſtaltung bis in die entfernteſten Theile der Erde ausgebreitet; Hülfe und Troſt, die er für die dürftige Armuth erfunden; ihr Tempel der Gottheit, die Friedrich erbaute; ihr alle, ewige Werke einer kurzen Regierung: ihr ſeyd der Glanz der Zeiten, in denen er lebte; ihr ſeyd die Stimme der Wahrheit, die ſein unvergängliches Lob verkündigt; ihr rechtfertigt den Schmerz der Völker, die dieſen ihren König verloren haben.

### β) aus der weltlichen Beredſamkeit.

#### 1) von Fr. Jacobs.

(Eingang zu ſeiner am 12 Oct. 1808 zu München, am Namenstage des Königs von Bayern, gehaltenen akademiſchen Rede: über einen Vorzug der griechiſchen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten.)

Ohne Zweifel kann der heutige Tag in dieſem den Wiſſenſchaften geweihten Heiligthume auf keine würdigere Art gefeiert werden, als durch das Andenken an das, was der weiſe und vielgeliebte König, mit deſſen Namen geſchmückt er unter ſeinen Brüdern hervortritt, mit ſo mildem und edlem Sinne zu dem Flore und Gedeihen der Wiſſenſchaften auch in dem Laufe dieſes Jahres gethan und gewirkt hat. Während dieſer Tag in dem Umfange des ganzen Königreiches jeden Stand zu einer eigenthümlichen Freude auffordert, und deren keiner iſt, der nicht mit tiefgefühlter Rührung empfangene Wohlthaten und mannigfaltige Zeichen der Huld aufzählt, darf wohl vor allen der gelehrte Stand ſeine Freude laut werden laſſen, dem hier ein Verein geſtiftet iſt, wie in keiner andern Stadt des teutſchen Vaterlandes, wo die Würde der Wiſſenſchaft anerkannt, ihre Freiheit geſchützt und jede ihrer Beſtrebungen gefördert wird; wo

keines der Mittel fehlt, deren sie zu ihrem Gedeihen bedarf; wo durch den Anblick des allgemeinen Flors und des rüstigen Strebens allein schon die Gemüther aller ihrer Freunde begeistert, und zu lebendiger Theilnahme erhöht, jeder einzelne aber den Sorgen entnommen wird, die sein Gemüth, wenn auch nicht der Wissenschaft selbst entfremden, doch leicht von ihren ätherischen Wohnsitzen in die Tiefen des Irdischen herabziehen könnten. Aber das, was dieser Verein gelehrter Männer, und was durch ihn die Wissenschaften der Huld des allgeliebten Königs sowohl überhaupt, als besonders in diesem Jahre verdanken, ist von dem verehrten Sprecher der Akademie ausführlich erzählt worden; und diese dankbare Erinnerung an erhabene Verdienste würde, als die schönste Feier dieses schönen Tages, ihn allein ausgefüllt haben, wäre ihre Anordnung dem Gemüthe und Herzen allein überlassen gewesen. Aber der Sinn und Wille des Königs schien etwas anders zu fordern. Nicht auf seine Altäre verlangt er Gaben niedergelegt zu sehen, sondern auf die Altäre der Weisheit und Kunst; und von den Lorbeeren, die er pflanzt, begehrt sein großes Gemüth nicht Kränze für sein eignes Haupt, sondern daß sie erquickenden Schatten seinem Volke geben und die Diener der Musen unter sich sammeln möchten. So schien also dieser Tag auch einen wissenschaftlichen Zoll zu heischen, und der Redende übernimmt die Pflicht, ihn darzubringen, wenn gleich mit freudigem Herzen, doch nicht ohne bange Besorgniß, da kein Gegenstand, den er wählen könnte, der erhöhten Stimmung seiner Zuhörer genügen dürfte. Doch schien ihm unter mannigfaltigem Stoffe, welcher zur Wahl sich darbot, keiner harmonischer mit dem erhebenden Gefühle, welcher die Erinnerung an das frohe Gedeihen der Wissenschaften in diesem Königreiche erweckt, als einer, welcher die

Phantaſie zurückführt in eine Zeit und unter ein Volk, welches nicht blos, wie ſo manches andere, das welterobernd die geängſtigte Menſchheit beſchäftigt hat, in der Geſchichte lebt, ſondern durch Kunſt und Wiſſenſchaft, als das auserwählte Geſchlecht der Muſen, in einer ewigen und unvergänglichen Jugend blüht.

Allerdings zwar iſt das alte Griechenland gleichſam den Grenzen entwichen, welche vormals ſeine freien und geiſtreichen Einwohner umfangen hielten. Das Leben des regſamſten aller Völker iſt ausgeſtorben. Seine Städte, vordem der Sammelplatz unübertroffener Tugenden, würdige Wohnſitze der Götter und reiche Gärten jeglicher Kunſt, ſie ſind zu traurigen Dörfern herabgeſunken, in denen ein beſchränktes und dürftiges Volk ſeine Hütten gedankenlos an die Trümmern des Alterthums anhängt, ohne Ahnung, und meiſt ohne Erinnerung an die Heldenzeit, von der ihre Steine noch zeugen. Die alten Flüſſe, zum Theile mit ihren ehemaligen Namen genannt, ſchleichen trauernd durch ein verödetes Land; die Götter ſind von ihnen gewichen, die vormals an ihren Ufern und in ihren Grotten wohnten, und die wunderbaren Geſänge ſind verhallt, welche die Geſchichte einer jeden Quelle, der Berge und Haine, dem lauſchenden Ohre eines freien und empfänglichen Volkes erzählten. So iſt auch ihre ſtarke und männliche, ihre zarte und anmuthige Sprache nur noch in einem matten und traurigen Abklange übrig; und ſie, die vormals, faſt in jeder Geſtalt, Herzen und Ohren bezauberte, ſchleppt ſich ohne Würde und Wohllaut, in lockern Verbindungen, arm und einförmig, durch geiſtloſe und weitſchweifige Werke hin. Aber was das alte Land und ſeine entarteten Bewohner nicht mehr bieten; das bietet die Erinnerung an ſeine glorreiche Vorzeit noch in reichlicher Fülle. Noch blühen die Thaten der helleniſchen Vorzeit in allen

Gemüthern; noch sind die Ueberbleibsel seiner Kunst die Freude der Welt, und ihr Besitz der Stolz der Eroberer; noch schöpfen die Edelsten aus den unversiegbaren Quellen ihrer Wissenschaft; noch werden verwandte Geister von den Flammen ihres Geistes ergriffen; und wie vormals das glaubige Volk in dem Heiligthume seiner Orakel Belehrung und Trost suchte, so sucht noch jetzt der edlere Mensch, wenn die Gegenwart seine Sehnsucht nicht stillt, Trost und Befriedigung in den stillen Asylen der helleniſchen Weisheit. Hier blüht auch selbst ihre Sprache noch mit dem ewigen Reize ihrer jugendlichen und männlichen Schönheit. Und wie überhaupt der Geist des helleniſchen Alterthums über dem ganzen Gebiete der neuern Kunst und Wissenschaft waltet; so weht auch aus seiner Sprache noch eine höhere Vollendung uns an, und ihr beseelender Hauch hat überall, wo er gefühlt ward, die Gemüther erhöht, die Blüthen der Schönheit geöffnet, und die Töne der Sprache veredelt.

Aber es ist nicht die Absicht des Redenden, den Ruhm des geistreichsten und edelsten Volkes überhaupt, oder den seiner Sprache insbesondere zu preisen; sondern nur an eine Eigenthümlichkeit dieser Sprache will ich erinnern, die oft von der lernenden Jugend beseufzt, und von dem weiter Unterrichteten nicht immer nach dem ganzen Umfange ihres Werthes geschätzt wird. Er meint den Gebrauch der verschiedenen Mundarten der Nation in vollendeten und classischen Werken der redenden Kunst. Diese Erscheinung ist einzig in der Geschichte der Völker. Zwar haben auch die Nationen des neuen Europa den Gebrauch ihrer Mundarten nicht ganz verschmäht; aber nur so lang, als die Stämme für sich bestanden, und kein gemeinsames Band literärischer Cultur die ganze Nation umschlang. — Denn nicht so bald hat sich unter einer

Nation ein Mittelpunct der Cultur erzeugt; nicht so bald haben sich in ihm wissenschaftlich gebildete Männer zusammen gethan, als das neue begeisterte Streben auch eine neue Sprache schafft, die, obgleich aus Einer Mundart erwachsen, doch über allen Mundarten schwebt. Wenn nun auch in Hellas der Anfang der nämliche war; so war doch der Fortgang verschieden. Nie hat die Verfassung der einzelnen Staaten dieses Landes, deren jeder sich nach eigner Weise frei gestaltete, einer allgemeinen Sprache den Eingang erlaubt; und die Herrlichkeit des alten Griechenlandes war schon unter dem alles verkettenden Herrscherstabe römischer Präpotenz untergegangen, als die gebildetste aller Mundarten allein aus den Werken der Hellenen erscholl. Und doch auch dann nicht ganz allein. Selbst in den spätesten Zeiten behauptete die jonische Sprechart in dem epischen Gedichte ihr Recht, und die homerische Sprache war längst in dem Munde der redenden Menschen verklungen, als sie noch in Helden- und Götter-Sagen wiedertönte. ꝛc.

## 2) von Posselt († 1804).

(Eingang einer Rede, am ersten Jahrestage des Todes Friedrichs 2 von Preußen — am 17 Aug. 1787 — gehalten.)

Ich bin nicht geübt in den Künsten der Redner; was sollte bisher in Teutschland, bei dem tiefen politischen Schlafe, die ernsthaftere Beredsamkeit? — Aber heute; wer kann schweigen, wenn er zurück denkt, was im Laufe des vorigen Jahres am heutigen Tage geschah? — Er, der jetzt das Schwert nahm, und in den Feldern von Czaslau und Sorr und Roßbach und Lissa jene Schlachten schlug, die der ewige Ruhm nennen wird; jetzt in den stillen Lorbeerhainen seines Sanssouci

mit demſelben Arme für die Nachwelt ſchrieb, oder die verborgenſten Geheimniſſe der Könige, ſeiner Zeitgenoſſen, mit einem Blicke ſeines Auges bis ins Mark aufſchlang; Er, der geliebt, und gehaßt, und bewundert, und beneidet ward, wie außer ihm Keiner; Er, dem der Erdkreis zitterte von Pol zu Pol — — der lag da am heutigen Tage, fürchterlich ringend mit der Todesangſt, kalt, athemlos, ſtarr, — fühlte kaum im ſchon gebrochenen Ohr den ſchweren Tritt der Ewigkeit, die immer näher und näher kam, ihn mit dem Rieſenarme zu faſſen; — wenige Diener mit weggewandtem Jammerblicke um ihn her. Nur Herzberg trägts, den großen Sterbenden zu ſehen, dem er ſo viel war. — Immer heftiger arbeitete des Königs Körper im Todeskampfe. Die Natur, welche Formen, wie dieſe, nur nach Zwiſchenräumen von Jahrtauſenden ſchafft, ſcheint zu zweifeln, ob ſie ihr Meiſterwerk zerbrechen ſoll? — Zeit und Ewigkeit drücken ſich an ihn an, und hadern um ihn. — Ach, der königliche Blitzſtrahl des Auges, den er bis ins zitternde Alter, bis an die Pforten der Ewigkeit hintrug, als auch der ins umwölkte Trüblicht des Todes erſtarb; und jene hohe Gegenwart des Geiſtes, die ihn nimmer verließ, — als auch ſie, nach vier und ſiebenzig Jahren zum erſtenmale, ihres Brennpunctes verfehlte, und des Todes immer näher rückende Gewalt das edle ruhevolle Geſicht des eisgrauen Helden krampfhaft verzog, und die Bruſt, die nie gebebt hatte, mit lauten Schlägen jetzt empor warf, jetzt niederriß, und alle Sehnen und Adern und Nerven pochten mit ihrer letzten Kraft und ſich gegen die Auflöſung ſtemmten, bis nach und nach des Lebens immer ſchwächeres Licht vom innern Kampfe aufgezehrt ward, und der Tod die Augen des Größten aller Könige auf

ewig ſchloß: wer weinte — ſtaunte — bewunderte nicht?

Staunen — bewundern ... wird wetteifernd mit uns noch die letzte Förtzeugung der Menſchen, wann ſie, wie in Geſichte verloren, am Rieſenbilde ſeines Lebens hängt; aber weinen — weinen müſſen nur wir. — Wenn du von den Wohnungen des Himmels, aus der Stralenmenge der Helden, die rund um dich her iſt, noch herabblickſt auf die niedere, nur durch dich verherrlichte Schaubühne deines Ruhms; ſo freue dich der Thränen, die nah und fern der Teutſchen großes Volk dir weint. Nicht deinem Tode fließen dieſe Thränen. Wer iſt der Verworfene, der ſich grämt, wenn die Sonne ſinkt, um auch andern Welten zu leuchten? Aber daß wir dich, du Bewunderter von Freund und Feind, erſt am Schluſſe deiner mühſamen Laufbahn ganz verſtanden, wie du nicht nur ſo groß, ſondern auch ſo herzvoll, ſo edel warſt; daß im Todesſchauer noch von deinen eiskalten Lippen das Bekenntniß zittern mußte: „ich gehe hinüber zu dir, du ewiges Weſen! Zwar dort, wo du die Wage hältſt, werd' ich nicht König ſeyn, aber thätig doch, und nicht mehr vom Undank gedrückt"; das preßt uns glühende Thränen aus. — Nicht alle Thaten, die Friedrich für das Zeitalter, für die Nation und für die Größe ſeines Volkes that, will ich aufführen; aber rührungsvoller weiß ich ſein Andenken nicht zu feiern, als indem ich näher entwickele, was ihm für das letzte und ſchönſte ſeiner Werke, für den teutſchen Bund, deſſen Stifter er war, Europa überhaupt, und ganz vorzüglich Teutſchland ſchuldig iſt. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

## 23.

## B) Beispiele des Thema und der Disposition *).

### a) der Partition.

N) Thema: Wozu die Betrachtung der Aehnlichkeit der sinnlichen Geschöpfe mit den vernünftigen führe.

1) Worin diese Aehnlichkeit bestehe?
   a) Bei beiden zeigt sich ein großer Reichthum und eine mannigfaltige Verschiedenheit von Anlagen und Kräften.
   b) Bei beiden geschieht die Entwickelung und Ausbildung dieser Anlagen nach ewigen Gesetzen.
   c) Bei beiden geschieht diese Entwickelung zu gewissen fest bestimmten Zwecken.
   d) Bei beiden wird der Werth und das Schicksal der Geschöpfe nach ihren Früchten bestimmt (Matth. 7. 15—23).

2) Wozu uns die Betrachtung dieser Aehnlichkeit führe?
   a) Zur dankbaren Achtung der Anstalten Gottes in der Natur.
   b) Zur Demüthigung unsres Stolzes.
   c) Zur Belebung des Gefühls unsrer erhabenen Würde.
   d) Zur gewissenhaften Anstrengung unsrer Kräfte.
   e) Zum weisen Gebrauche der sinnlichen Geschöpfe.
   f) Zur Erinnerung daran, daß wir Alle dereinst nach unsern Früchten behandelt werden.

---

*) Obgleich in unmittelbarer logischer Beziehung der Partition und Division bereits im ersten Theile S. 201 ff. gedacht ward; so konnten sie doch hier, in Beziehung auf das logische Netz jeder vollendeten Rede, nicht übergangen werden.

3) Thema: Wie viel davon abhänge, dem Leben in jedem seiner Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abzugewinnen.

1) Was heißt es: dem Leben in jedem seiner Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abgewinnen?

Diese Frage zerfällt in zwei andere:

a) was verstehen wir unter fruchtbaren Ansichten überhaupt?
(Unter fruchtbaren Ansichten verstehen wir alles, was auf irgend eine entfernte oder nahe Weise mit unsrer geistigen Bildung, mit der Vermehrung unsrer Kenntnisse, mit der Vervollkommnung unsrer Tugend, und mit der Erweiterung unsers Wirkungskreises in Verbindung steht.)

b) Wie kann man dem menschlichen Leben in jedem Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abgewinnen?
(Unser Leben besteht aus einer ununterbrochenen Kette von Thätigkeiten, die wir äußern, und von Schicksalen, die uns begegnen. Haben wir uns daher gewöhnt, überall fruchtbare Ansichten aufzusuchen; so werden wir alles, was wir vollbringen, oder was uns begegnet, so betrachten und behandeln, daß wir es auf unsre Erkenntniß und Gesinnung, oder auf unsre Tugend, oder auf unsre Wohlfahrt und auf unsre Verbindung mit andern Menschen beziehen.)

2) Es hängt viel davon ab, daß man dem Leben in jedem seiner Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abzugewinnen weiß:

a) für unsre Bildung und Tugend;

b) für unsre Brauchbarkeit in unserm Berufe;

c) für unsre Tugend;
d) für unsern Genuß.

## β) der Division.

א) Thema: Ueber den Einfluß einer frohen Gemüthsstimmung auf unsere Tugend.

Die Tugend wird, unter dem Einflusse einer frohen Gemüthsstimmung:
1) in ihren Gründen reiner und uneigennütziger;
2) in ihren Aeußerungen wohlwollender;
3) in ihrem Ausdrucke liebenswürdiger;
4) in ihren Wirkungen nachdrucksvoller;
5) in ihrem Beispiele nachahmungswürdiger;
6) in ihren Rechten auf die Dankbarkeit Andrer geltender.

ב) Thema: Der Gott, an den wir glauben, ist ein einiger Gott. Denn
1) so stellt ihn uns die Schrift ausdrücklich dar.
   a) Alle Schriften des alten Testaments, in so verschiedenen Zeiten sie auch geschrieben und gesammelt seyn mögen, stimmen in der Lehre überein, daß ein einiger Gott sey.
   b) Dieselbe Lehre ist in den Aussprüchen Jesu und in den Schriften seiner Evangelisten und Apostel enthalten.
2) so kündigt ihn die Natur an.
   a) Ueberall zeigt sich in der Natur nur Ein unendlich thätiger Verstand, und
   b) Eine unendliche allwirksame Kraft.
3) so zeigt ihn die Vernunft. Sie erkennt in dem Urheber der Welt
   a) nur Einen heiligen Gesetzgeber;

b) nur Einen höchsten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts;

c) nur Einen künftigen Richter.

4) so fühlt ihn unser Herz.

a) Wir können nur Einen Vater lieben, bewundern und ihm danken.

b) Wir können nur Ein vollkommenes Wesen nachahmen.

c) Wir können uns der Segnungen nur Eines unendlichen Wesens sowohl dies- als jenseits des Grabes getrösten.

## 24.

### C) Beispiele des Schlusses der Rede *).

#### a) von Starke (in Ballenstedt).

(Schluß einer Schulrede: Ueber die Unsterblichkeit.)

— Wir sind unsterblich, und alles, alles ist in Harmonie, und das Herz mit seinen innigsten, theuersten, seligsten Gefühlen entzückt sich im Genusse dieser Harmonie. Freundschaft und Zärtlichkeit sind nun keine verfliegenden Wallungen, wie die des erhitzten Blutes; ihre Verbindungen sind auf die Ewigkeit berechnet. Wir geben und nehmen nicht Liebe, um einst an den Särgen der Geliebten zu verzweifeln, und die Hände über ihren Gräbern zu zerringen. Sie scheiden und sagen uns: lebt wohl auf Wiedersehn! Wir scheiden und sagen: lebt wohl auf Wiedersehn! Unsre Schätzung der Verstorbenen hat nun ihren Grund; unsre Achtung und Wärme ist nicht zerflatterndem Staube, sondern Vollendeten geweiht.

---

*) Da die Beispiele für die Ausführung (Exposition) der Rede unter den religiösen, politischen und gemischten Reden vorkommen; so werden sie hier übergangen.

Wir sind unsterblich. Mit dieser Hoffnung strebten von jeher, streben noch jetzt alle einigermaßen gebildete Völker und Menschen über ihren ersten beschränkten Zustand hinaus, wie der junge Vogel im dunkeln Gefühle seiner Natur die zarten Fittige regt, durch welche er einst aufschweben wird. Der Vergnügte drücke den Vergnügten mit Entzücken an die Brust, und jauchze: wir sind unsterblich! Der Anblick von Jugend und Blüthe und Schönheit erwecke das Gefühl: wir sind unsterblich! Von Knaben und Jünglingen umgeben, denke der Lehrer, wenn er bei seinem ernsten Geschäfte Ermunterung bedarf: wir sind unsterblich! sollte ich für diese Kinder und Jünglinge nicht thun, was ich kann? Diese Kinder und Jünglinge sind unsterblich! Wo eine Gesellschaft ist, welche die schwachen Uebungen der Jugend beachtet, weil sie Versuche zum Gebrauche von Kräften sind, rufe der Frohe der frohen Versammlung: wir sind unsterblich!

## β) von Reinhard († 1812).

(Schluß der Predigt, welche Reinhard am 3. Adv. 1808 in der Leipziger Universitätskirche über das Thema hielt: der Kampf aller wahren Christen wider den verderbten Geist der Zeit.)

— Ich spreche diesmal in einer Stadt, welche für den Kampf, den ich bisher beschrieben habe, eine ganz eigene Wichtigkeit hat. Einen Verein von Männern, die sich verpflichtet haben, ihr Leben der Wahrheit und dem Rechte zu widmen, und alles zu erforschen und zu lehren, was Tugend und Menschenwohl betrifft; deren großes heiliges Geschäft ist, über den Geist der Zeit gleichsam die Aufsicht zu führen, und jeder Verirrung desselben entgegen zu arbeiten; einen solchen Verein hat Leipzig schon fast vierhundert Jahre lang in seinem

Schooſe: und unzählbar ſind die Siege, welche dieſe Zeit über für Wahrheit und Recht, für Tugend und Wohlfahrt hier errungen worden ſind. Welches Heer junger muthiger Kämpfer, die hier mit edlem Eifer für Wahrheit und Recht, für Tugend und Wohlfahrt erfüllt worden ſind, hat ſich noch überdies aus dieſer Stadt faſt in alle Länder Europa's verbreitet, und in allen Verhältniſſen des Lebens, auf allen Stufen der Geſellſchaft, für die gute Sache geſtritten! Möge es Ihnen, verehrte Männer, die Sie gegenwärtig den großen Verein bilden, der alles Wahre und Gute befördern und dem verderbten Geiſte der Zeit entgegen arbeiten ſoll, möge es Ihnen gelingen, die erhabenen heiligen Zwecke, für welche Sie leben, denen Sie Ihre Zeit und Ihre Kräfte widmen, immer glücklicher zu erreichen! Möge die Aufmerkſamkeit, mit welcher Friedrich Auguſt Ihr Werk betrachtet; möge das Vertrauen, mit welchem das ganze Vaterland auf Sie ſiehet, und von Ihnen die Bildung ſeiner Söhne erwartet, Ihren Muth ſtärken, und die Beſchwerden Ihres großen Berufs Ihnen erleichtern! Möge Ihre Anſtrengung mit allem belohnt werden, was das Leben auf Erden Wünſchenswerthes und Ehrenvolles hat! Wie erhaben iſt Ihre Beſtimmung! An ihr einſt ſelbſt Theil gehabt, ihr die munterſten Jahre meines eigenen Lebens gewidmet zu haben: wie freue ich mich dieſer Ehre, wie preiſe ich Gott für dieſes Glück!

Und Sie, theure Jünglinge, die Sie in dieſer Stadt leben, ſich zu unterrichten und zu bilden; verſtatten Sie es einem väterlich geſinnten Freunde, Sie an die unendliche Wichtigkeit Ihres Geſchäfts, und an den nicht zu berechnenden Werth der Jahre erinnern zu dürfen, welche Sie hier zubringen. Sie haben den edelſten und heiligſten Beruf gewählt, dem ſich ein Menſch widmen kann. Zeugen der Wahrheit, Handhaber des Rechts,

Beförderer der Tugend wollen Sie werden; zum Kampfe wider Irrthum und Laster, wider Unordnung und Verderben wollen Sie sich rüsten; die Bewahrer und Beschützer des Heiligsten, das die Menschheit hat, wollen Sie einst seyn, und die wichtigsten Angelegenheiten derselben besorgen; und es sind die flüchtigen, unwiederbringlichen Tage der Vorbereitung, der Weihe zu Ihrem großen Berufe, welche Sie jetzt durchleben. O wenn Sie Ihre Würde vergessen, wenn Sie diese Tage verschwenden, wenn Sie die kostbaren Augenblicke der Weihe durch Ausschweifungen entheiligen, wenn Sie dem verderbten Geiste der Zeit, den Sie einst bekämpfen sollen, huldigen könnten: wie würden Sie sich entehren, welcher Verantwortung bei Gott und Menschen würden Sie sich aussetzen, mit welcher quälvollen Reue würden Sie einst auf diese Tage zurück blicken! Doch nein, nein, das fürchte ich nicht! Sie fühlen es, geliebte Jünglinge, Sie können sichs unmöglich verbergen, wie verderbt der Geist der Zeit ist, in welcher Sie leben; welch ein Kampf Ihnen bevorstehet, wenn Sie einst Ihrer Pflicht Genüge leisten sollen; wie viel Sie lernen und üben, wie weit Sie es in allem Guten bringen, welche Muster der Religiösität und Tugend, der Gerechtigkeit und Menschenliebe Sie werden müssen, wenn Sie die Erwartungen des Vaterlandes erfüllen und Ihrem Daseyn einen wahren Werth verschaffen wollen. So ermuntern Sie sich denn, und fassen Sie Muth. Ist es Ihnen ein Ernst, Ihrer großen Bestimmung zu leben; so wird Gott mit Ihnen seyn, und sein Geist Sie leiten. Und uns, die wir jetzt in den öffentlichen Aemtern wider den verderbten Geist der Zeit kämpfen, aber uns auch mit jedem Tage dem Ende unsers Kampfes nähern; o gönnen Sie uns die Freude, in Ihnen schon jetzt die Männer zu ahnen, die einst mit Erfolg an

unſre Stelle treten werden, denen wir den Kampf für Wahrheit und Recht, für Religion, Tugend und Menſchenwohl beim Scheiden getroſt überlaſſen können. Möge Gott Sie mit einer beſſern Zeit ſegnen, als die unſrige war, und durch Ihren Dienſt, durch Ihre Mitwirkung, ein ſchönes Weltalter vorbereiten und herbeiführen!

Du aber, Vater des Lichts, von dem jede gute und jede vollkommene Gabe auf uns herabkommt, fahre fort, dieſe gute Stadt mit allem zu ſegnen, was Menſchen wichtig und erwünſcht ſeyn kann; und laß ſie bis an das Ende der Tage einen Wohnſitz deines Evangelii, eine Pflegerin alles Wahren, Schönen und Guten, und die Zierde des Vaterlandes bleiben!

### γ) vom dän. Staatsrathe v. Schmidt-Phiſeldek.

(Aus ſ. Proben politiſcher Redekunſt, Kopenh. 1823. 8. Schluß der Rede am Feſte aller Teutſchen, zum Gedächtniſſe der Leipziger Schlacht.)

— Wie möchten wir uns kräftiger ermuntern zum Fortwandeln auf der Bahn, die zum Ziele führt, als durch die feſtliche Erinnerung an jene Edeln, welche dieſe Bahn eröffnet haben, und erkämpft und bereitet den Boden, über welchem ſie fortläuft! Darum windet den Kranz des heiligen Eichenlaubes um die Denkmäler der Helden, welche ihr Vaterland mehr als ihr Leben geliebt haben, und gefallen ſind in den Reihen der Streiter für die heilige Freiheit! Schmücket die Gräber der Jünglinge, die das kühne friſche Blut mit Freuden verſpritzten um die ſüße Heimath und die fernen Geliebten, und hebet eure Herzen und Hände empor zu den leuchtenden Sternen, von denen die Geiſter der großen Todten mit Wohlgefallen herab ſchauen auf unſre Feier!

Ja, meine Brüder, wenn ein Gedanke ist über den Gräbern, und eine Freude bei denen, die da ausgezogen haben die Hülle der Vergänglichkeit und aufgenommen sind in die Wohnungen des ewigen Friedens; so gedenken sie Eurer auch heute, und freuen sich der Rettung des Vaterlandes und der Thaten, die Gott ausgeführt hat durch die Hand derer, die treu zu ihm hielten in den Tagen der Bedrängniß! Und wie sie Unsrer gedenken; so lasset auch uns gedenken der Gefährten, welche mit ihnen die Siegesbahn wandelten, und deren rühmliche Narben noch unter uns glänzen, und das Vaterland mahnen an die heilige Schuld, die es ihnen zu entrichten hat!

Und so lodere denn wieder auf aus der tief gerührten Brust, du Feuer der Begeisterung, das zu Kampf und Sieg uns entzündete, und brenne fort als mildere Flamme, und erhöhe und kräftige in uns den treuen Vaterlandssinn und die Beharrlichkeit in jeglicher Tugend, auf daß höher steige und weiter sich verbreite der Ruhm des teutschen Namens, und von Geschlecht zu Geschlecht ein freies und edles Volk das Andenken der Wiedergeburt feiere, durch die wir erstanden sind, und ernte, was wir gesäet, und vollende, was wir begonnen haben, und festhalte für und für an der Einfalt und dem Glauben und der Liebe der Väter!

### δ) von Reinhard.

(Schlußgebet einer Predigt am zweiten Pfingsttage, worin er zeigte: wie die Veredelung der menschlichen Natur durch Jesu Geist und Lehre bewirkt werden solle.)

— Geist des Allmächtigen, der du Kraft und Leben in jede Seele gießest, die sich dir öffnet; der du mit

deinem alles belebenden Hauche jeden Funken des Guten anfachest, der in unsrer Brust verborgen liegt: siehe, wir fühlen es, daß wir deine Hülfe bedürfen; wir schmachten nach deinem Beistande. Wenn wir in dieser Dunkelheit auf Erden nach Wahrheit forschen, und sie in dieser Finsterniß mit bangem Verlangen suchen; Geist der Weisheit, so gieb uns Licht, und leite unsre schüchternen Schritte! Wenn unser mattes Herz nur schwach gegen das Böse kämpft; wenn des Fleisches Trägheit uns niederdrückt und verzagt macht; Geist der Stärke, so gieb uns Kraft; so erfülle uns mit Munterkeit und mit männlichem Muthe. Wenn wir die Bürde dieses Lebens fühlen; wenn wir, von banger Schwermuth geängstigt, uns nicht zu helfen wissen; Geist des Trostes, so erquicke uns, so laß uns mit Ueberzeugung fühlen, daß Gott uns liebet, daß wir bestimmt sind, das ewige Leben zu haben! Offen sey dir unser ganzes Herz; geheiligt sey dir unsre ganze Natur; bessere, bilde, veredle sie, Geist des Herrn, Kraft des Allmächtigen, und führe sie zum ewigen Leben!

## 25.

### c) Die stylistische Form der Darstellung.

Wenn die beiden ersten Hauptgegenstände, nach welchen das Verhältniß der Rede zu dem Gesetze der Form beurtheilt wird, — die Erfindung, und die Eintheilung oder Anordnung des Ganzen, — zunächst der grammatisch-logischen Grundbedingung des Gesetzes der Form, d. i. der Richtigkeit der Form, entsprechen; so beruht der dritte Hauptpunct — die stylistische Form der Rede — auf beiden Grundbedingungen des Gesetzes der Form — auf Richtigkeit und Schönheit —

zugleich. So wenig nun hier die in der Philosophie der Sprache aufgestellten Grundsätze für die innigste Vereinigung der Richtigkeit und der Schönheit innerhalb der Form, und die bereits in der Einleitung (§. 9—12.) entwickelten Grundbedingungen der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit wiederhohlt werden können; so wenig darf doch auch in der Lehre von dem Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht, nach der Ausmittelung der Begriffe von der Erfindung und Eintheilung eines rednerischen Ganzen, das Eigenthümliche ganz übergangen werden, wodurch eine Rede von jedem Erzeugnisse der Prosa und der Dichtkunst sich unterscheidet. Denn, wenn der Redner nie vergessen darf, daß er in der Rede, wie der Dichter in dem Gedichte, ein Kunstwerk ins Daseyn rufen soll; so muß er doch zugleich den wesentlichen Unterschied zwischen der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit sich vergegenwärtigen, der nicht blos auf der äußern Unterscheidung des Numerus von dem der Dichtkunst zugehörenden Sylbenmaase und Reime, sondern auch auf dem Ursprunge der Sprache der Dichtkunst aus dem Gefühlsvermögen und der Sprache der Beredsamkeit aus dem Bestrebungsvermögen, so wie auf der berechneten Wirkung jedes redneriſchen Erzeugnisses auf den Willen und das menschliche Bestrebungsvermögen beruht. Dadurch erhält nothwendig der Periodenbau in der Sprache der Beredsamkeit sein ganz eigenthümliches, von dem Periodenbaue in der Sprache der Prosa und Dichtkunst völlig verschiedenes, Gepräge. Denn wenn der Stoff für die redneriſche Darstellung unmittelbar aus dem Bestrebungsvermögen stammt; so wird auch, bei der

durch dieſen Stoff vermittelten höhern Belebung mehrerer geiſtigen Vermögen, und namentlich bei dem Antheile der Einbildungskraft an der Idealiſirung des dem Beſtrebungsvermögen vorgehaltenen Gegenſtandes, der redneriſche Periodenbau von dem proſaiſchen durch einen höhern Wohlklang ſich unterſcheiden, bewirkt durch die Stellung, Aufeinanderfolge und Verbindung der einzelnen Worte, Sätze und Glieder der Perioden; durch ein höheres Leben des Ganzen, hervorgebracht durch die ſtärkere Verſinnlichung des Gegenſtandes vermittelſt der Einbildungskraft, und durch die höhere Kraft, welche von allem ausgeht, was den menſchlichen Willen mächtig ergreift, und als Grundton menſchlicher Triebe und Beſtrebungen in der Sprache ſich ankündigt. Durch dieſes höhere Leben und durch dieſe höhere Kraft, abſtammend aus dem Beſtrebungsvermögen und aus dem Zuſammenhange der Einbildungskraft mit der Thätigkeit des Beſtrebungsvermögens, erhält aber die ſtyliſtiſche Form der Darſtellung den eigenthümlichen redneriſchen Charakter, und wird der mannigfaltigen Schattirung und der reichen Farbengebung fähig, wodurch die Rede von jedem Erzeugniſſe der Sprache der Proſa ſich unterſcheidet. Nicht alſo ein geſuchter und außerweſentlicher Schmuck in gehäuften Figuren und Tropen, noch weniger eine Verirrung in das Sprachgebiet der Dichtkunſt, bezeichnet die Eigenthümlichkeit des redneriſchen Lebens; wohl aber, wenn Geiſt, Wohlklang und Fülle der Sprache mit ſich ſelbſt im Ebenmaaſe ſtehen, und die innere geiſtige Vollendung des Redners aus ſeiner zur Claſſicität erhobenen ſtyliſtiſchen Form der Rede unverkennbar hervorleuchtet.

(Die Beispiele für die vollendete stylistische Form der Darstellung gehören in die drei folgenden Abschnitte, welche von den einzelnen Gattungen und Arten der Reden handeln.)

---

## 2) Die religiöse Rede.

### 26.

### Begriff der religiösen Rede.

Die religiöse Rede, — mit einer schielenden Nebenbedeutung auch die geistliche Rede genannt, — ist die Einheit einer, in der Sprache der Beredsamkeit vollendeten, stylistischen Form, deren Stoff aus dem Kreise sittlicher und religiöser Wahrheiten entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entschlüssen und Handlungen berechnet ist, durch welche jene Wahrheiten ins Leben treten sollen. Weil aber unter allen Lehren und Wahrheiten die sittlichen und religiösen das Bestrebungsvermögen am stärksten zu ergreifen im Stande sind, so wie sie auch dem wirklichen Leben selbst am nächsten liegen; weil übrigens mit diesen sittlichen und religiösen Wahrheiten die höchsten Ideale des Menschen, so wie seine lebendigsten Ueberzeugungen und seine edelsten Hoffnungen, in der innigsten Verbindung stehen; so kann auch der religiöse Redner einer entschiedenen Wirkung auf das Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer sich versichert halten, sobald er nur überhaupt die im Gesetze der Form enthaltenen Grundbedingungen für die Vollendung seiner Rede erfüllt; sobald er den Zusammenhang des rednerisch darzu-

stellenden Stoffes mit den Kreisen des häuslichen und öffentlichen Lebens durchschaut, und sobald er den Grad individueller Bildung und Reife erreicht hat, sein eigenes inneres Leben überzutragen auf die ihm entströmende Rede. Gelingt ihm aber dies; so wird seine Rede nothwendig die gesammten geistigen Vermögen seiner Zuhörer gleichmäßig ergreifen, und eben so ihre sittlich-religiöse Ueberzeugung begründen, befestigen und steigern, wie ihre Gefühle beleben, ihre Triebe läutern, und ihren Willen zu freien Handlungen bestimmen, durch welche das Gute deshalb geübt werden soll, weil es das Gute ist.

## 27.

### Eintheilung der religiösen Reden.

Wenn gleich die religiöse Rede innerhalb des Gebietes der Sprache der Beredsamkeit nicht nach allen den Einzelnheiten entwickelt werden kann, welche der Homiletik, oder der besondern Anweisung zur religiösen Beredsamkeit für den Zweck der Bildung künftiger Religionslehrer, angehören; so dürfen doch die verschiedenen Formen, unter welchen die religiösen Reden sich ankündigen, nicht übergangen werden.

Man kann die religiösen Reden eintheilen nach ihrem Inhalte, und nach ihrer äußern Form.

## 28.

### a) Eintheilung nach ihrem Inhalte.

Dogmatische, moralische, gemischte Reden.

Ihrem Inhalte nach sind die religiösen Reden entweder

a) dogmatische, wenn sie zunächst Glaubenswahrheiten aufstellen, und durch diese auf den Willen zu wirken suchen; oder

b) moralische, wenn sie zunächst Vorschriften der Sittenlehre entwickeln, Tugenden und Laster nach ihren Ankündigungen im Kreise des wirklichen Lebens, nach ihren Gründen in der menschlichen Gesinnung, nach dem Verhältnisse derselben zu dem Sittengesetze, und nach deren Wirkungen und Folgen sowohl für das handelnde Individuum, als für die ganze menschliche Gesellschaft schildern; oder

c) gemischte, wenn die religiösen Reden, sogleich mit dem Vortrage der Glaubenslehren, die Nachweisung ihres Verhältnisses zum wirklichen Leben und zum Sittengesetze verbinden.

Im engern Sinne des Begriffes soll jede religiöse Rede practisch seyn; d. h. sie soll nicht blos Wahrheiten lehren und entwickeln, sondern auch jedesmal den Zusammenhang derselben mit dem wirklichen Leben versinnlichen, und auf die Belebung des Willens zu guten Entschlüssen und Handlungen hinwirken.

## 29.

## Fortsetzung.

Wenn nun gleich die dogmatischen, moralischen und gemischten Reden die drei Hauptklassen religiöser Reden bilden; so entstehen doch, durch die Verbindung geschichtlicher, politischer, naturgeschichtlicher und psychologischer Stoffe entweder mit Lehren und Wahrheiten der Religion, oder mit sittlichen Vorschriften fürs Handeln, gewisse Unterarten jener drei aufgestellten Hauptgattungen.

Unter den zuletzt genannten Stoffen sind die geschichtlichen die wichtigsten, die häufigsten und die reichhaltigsten. Sie sind die wichtigsten, weil

jede positive Religion auf einer geschichtlichen Unterlage beruht, und diese — namentlich bei der Feier der kirchlichen Feste — nicht von der großen Mehrzahl der aus dem innern Heiligthume einer positiven Religion hervorgehenden Glaubenswahrheiten getrennt werden kann. So sind christlich-religiöse Reden nicht möglich, ohne geschichtlich der Menschwerdung, des Lebens und Wirkens, des Leidens und Todes, und der Verherrlichung Jesu zu gedenken, und eben so wenig christlich-protestantische Reden, ohne die Kirchenverbesserung nach ihren vorbereitenden Veranlassungen, nach ihren Stiftern, nach ihren Folgen, und nach den jetzigen Verhältnissen der protestantischen Kirchen zu schildern. Weil aber diese geschichtlichen Thatsachen nicht blos mit Wahrheiten der Religion, mit Lehren des Glaubens und mit Vorschriften für das Leben in Verbindung stehen, sondern viele jener Wahrheiten und Lehren, und dieser Vorschriften sich unmittelbar auf diese geschichtlichen Vorgänge gründen; so erhellt daraus von selbst, daß sehr viele geschichtliche Stoffe mit den übrigen dogmatischen, moralischen und gemischten Stoffen für die religiöse Rede gleichsam verwachsen, und aufs unzertrennlichste verbunden sind.

Allein auch die großen Vorgänge des bürgerlichen und des öffentlichen Staatslebens können und müssen aus dem Standpuncte der Religion gefaßt werden. Thronbesteigungen, Huldigungen der Regenten, wichtige Vorgänge im Schicksale der regierenden Familie (Geburt eines Kronprinzen, Vermählungen, Todesfälle, das Erlöschen regierender Häuser u. s. w.), Kriege, Verheerungen der Reiche und Staaten im Laufe des Krieges, wichtige Siege oder Verluste, innere oder äußere

Revolutionen, und bedeutende Veränderungen und Umwandlungen des gesammten Staatslebens, bald durch innere, bald durch äußere Verhältnisse herbeigeführt, behaupten auf das bürgerliche Leben einen so mächtigen Einfluß, daß die richtige Beurtheilung derselben des Lichtes der Religion, so wie das christlich-würdige Betragen bei denselben bald der Belehrung, bald der Aufmunterung, bald der Warnung und Zurechtweisung, und bald des Trostes und der Ermuthigung durch die Religion bedarf. Nie darf aber ein rein-politischer Gegenstand, ohne dessen Zusammenhang mit der Religion auszumitteln und zu versinnlichen, von dem religiösen Redner behandelt werden, weil dies dem Wirkungskreise der Staatsberedsamkeit zusteht. — Die Ereignisse der neuesten Zeit seit den letzten dreißig Jahren haben sehr gediegene religiöse Reden, mit steter Hinsicht auf die öffentlichen Schicksale der Völker, Reiche und Staaten, veranlaßt.

Was die Aufnahme von Naturbetrachtungen und Schilderungen von Gegenständen der Natur in religiösen Reden betrifft; so kann und soll, an sich betrachtet, die Natur mit ihren Erscheinungen und Geschöpfen, eben so aus dem Standpuncte der Religion gefaßt werden, wie das bürgerliche und öffentliche Leben der Völker und Staaten. Unverkennbar bietet das Reich der sichtbaren Natur einen unermeßlichen Reichthum von Stoffen dar, welche zur Versinnlichung, Erweckung, Belebung und Befestigung sittlich-religiöser Wahrheiten, Gesinnungen und Bestrebungen gebraucht werden können. Nur darf der religiöse Redner nicht blos sogenannte Naturpredigten halten, wo nicht selten die gewöhnlichsten Gegenstände des Ackerbaues, der Feld-

wirthschaft u. s. w. im Einzelnen und ausführlich erzählt, und die Ansichten der Naturwelt entweder gar nicht, oder nur im Vorbeigehen, aus dem Gesichtspuncte des religiösen Lebens gefaßt werden.

Von hohem Interesse sind endlich die anthropologisch-psychologischen Stoffe für den religiösen Redner, sobald er die religiöse Rede nicht in einen bloßen physiologischen, anthropologischen oder psychologischen Vortrag verwandelt, sondern aus dem Kreise der Erfahrungsseelenlehre, und aus den so vielseitigen, und oft so räthselhaften Ankündigungen des Menschen im Gebiete des wirklichen Lebens seine Stoffe entlehnt, um aus denselben wichtige Aufschlüsse über das menschliche Herz und dessen Neigungen, Wünsche und Bestrebungen abzuleiten, und mit diesen psychologischen Ergebnissen und Aufschlüssen die Belehrungen, Warnungen, Ermunterungen und Tröstungen der Religion aufs innigste zu verbinden.

## 30.

### b) Eintheilung der religiösen Reden nach ihrer Form.

So vielfach verschieden, selbst nur im Umfange der teutschen Kanzelberedsamkeit, die einzelnen Formen der religiösen Rede gewesen sind, und noch sind; so lassen sie sich doch auf drei Hauptarten zurückführen:

a) auf die eigentliche Predigt;
b) auf die Homilie;
c) auf die religiöse Rede im engern Sinne.

Die eigentliche Predigt ist ein logisch angelegtes und logisch-ästhetisch durchgeführtes Ganzes der religiösen Beredsamkeit, wo, aus dem gewählten oder

vorgeschriebenen Texte, das Thema abgeleitet, und dieses Thema mit der Vollständigkeit und Erschöpfung behandelt wird, welche der im Thema aufgestellte und angekündigte Stoff erfordert. Sobald das Thema unmittelbar aus dem Texte hervorgehet; so ist es nicht wesentliche Bedingung einer solchen synthetischen Predigt, daß der Redner den ganzen — oft langen — Text zur Ausmittelung seines Thema benutze, oder, bei der Ausführung des aufgestellten Thema, auch die im Texte vorkommenden Nebenbestimmungen erläutere, und vielleicht sogar mit Zwang in die Darstellung des aufgestellten Satzes ziehe.

Die Predigt ist aber analytisch-synthetisch (oder Homilie im weitern Sinne), sobald sie den ganzen Text benutzt und anwendet, indem sie dessen einzelne Theile und Sätze, nach deren Aufeinanderfolge, unter einen im Thema aufgestellten Hauptbegriff bringt, der entweder unmittelbar im Texte liegt, oder doch als Gesammtvorstellung des ganzen Inhalts des Textes leicht an denselben angeknüpft werden kann.

Die eigentliche Homilie selbst unterscheidet sich dadurch wesentlich von der Predigt, daß sie, nach Aufstellung eines im Thema gewöhnlich sehr allgemein ausgesprochenen Hauptbegriffes, den gesammten Inhalt des Textes erläutert und anwendet, so daß zwar ein leitender Begriff durch das Ganze hindurchgehet, den religiösen Redner aber, in Hinsicht der für die eigentliche Predigt scharf berechneten logischen Gliederung und Abstufung der Theile und Untertheile, weniger bindet, als in der synthetischen und in der analytisch-synthetischen Predigt, so wie auch die Homilie zunächst mehr auf

fromme Erbauung, als auf mächtige Ergreifung des Willens hinarbeitet, und deshalb gewöhnlich im Tone der Sprache nicht so kräftig sich ankündigt, wie die eigentliche Predigt.

(Die sogenannten Fest- und Casual-Predigten und dgl. können nicht als verschiedene Unterarten der Predigten aufgestellt werden, weil sie, nach dem besondern Stoffe, den sie behandeln, unter die im §. 28 und 29 enthaltene Classification gehören, nach ihrer Form aber entweder Predigten, oder Homilien sind. — Eben so wenig kann auch die Casualrede als eine besondere Untergattung der religiösen Rede aufgeführt werden.)

Die religiöse Rede im engern Sinne unterscheidet sich von der Predigt und Homilie dadurch, daß sie, der äußern Form nach, gewöhnlich kürzer ist, als beide; daß sie nicht, wie diese, von der Kanzel, sondern gewöhnlich vor dem Altare, oder selbst in der Mitte einer abgeschlossenen Versammlung gehalten wird; daß sie nicht immer einen bestimmten Text, wohl aber ein an die Spitze der Ausführung gestelltes Thema, behandelt; daß sie bei der Entwickelung der aus dem Thema abgeleiteten Begriffe sich freier bewegt, als die synthetische Predigt, ob sie gleich die logische Anordnung und Durchführung des Stoffes nicht vernachlässigen darf, nur daß sie gewöhnlich die logische Gliederung des Ganzen in weniger scharfen Umrissen hervorhebt, als in der Predigt geschieht; und daß sie nach der Veranlassung, bei welcher die Rede gehalten wird, den Ton und die ästhetische Farbengebung der Sprache gestaltet. Allein unerläßlich bleibt auch für sie die Forderung, daß sie nicht

blos belehre und überzeuge, sondern auch auf den Willen und die Bestrebung wirke, und, nach einem genau berechneten Verhältnisse, das Gefühlsvermögen belebe und die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetze, um das möglichst höchste Interesse für den aufgestellten Gegenstand zu veranlassen. — Zu den einzelnen Arten der religiösen Rede gehören die Taufreden, die Reden bei der Abendmahlsfeier, bei Trauungen, bei Begräbnissen, und bei Casualfällen, wohin Einweihungen, Jubelfeste u. s. w. gehören können.

(In Hinsicht auf die Veränderungen, welche die religiöse Beredsamkeit, namentlich im protestantischen Teutschlande, seit den letzten Jahrhunderten erfuhr, enthält folgendes Werk sehr lehrreiche Beiträge: Phil. Heinr. Schuler, Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, insonderheit unter den Protestanten in Teutschland, mit Actenstücken im Auszuge belegt. 3 Theile. Halle, 1792—1794. 8. Der Verfasser nimmt folgende Zeiträume für diese Veränderungen an: 1) von Luther bis zu dessen Tode; 2) von Luthers Tode bis auf Arndt; 3) von Arndt bis auf Spener und die Stiftung der Universität Halle; 4) von Spener bis auf Rambach und Mosheim; 5) von da bis zur Erscheinung der allgemeinen teutschen Bibliothek und des Prediger-Journals; 6) von da an bis auf die neueste Zeit. — An dieses Werk schlossen sich, von demselben Verfasser, an: Beiträge zur Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen unter den Protestanten, von der Reformation bis auf jetzt. Halle, 1799. 8. worin noch manche treffende Beispiele nachgeholt wurden.)

Unverkennbar hat die teutsche Sprache überhaupt, namentlich aber seit dem zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts, dadurch viel an Würde, Gediegenheit und innerer und äußerer Vollendung, vor allen jüngern europäischen Sprachen, gewonnen, daß die Kanzelberedsamkeit so große Fortschritte auf teutschem Boden machte, und daß kein anderes gesittetes und christliches Volk unsers Erdtheils in dieser Hinsicht mit den Teutschen sich messen kann, wenn gleich Franzosen und Britten früher noch, als die Teutschen, gediegene Kanzelredner hatten, unter welchen Flechier, Massillon, Bourdaloue, Saurin, Tillotson u. a. einen geachteten Namen behaupten. So viel auch die classischen Dichter in der Mitte des teutschen Volkes für die Fortbildung der vaterländischen Sprache gethan und so unsterbliche Verdienste sie um dieselbe sich erworben haben; so dürfen doch die Verdienste der religiösen Redner Teutschlands darüber nicht vergessen und vernachlässigt, oder geringer angeschlagen werden, als die der Dichter. Denn der sittlich-religiöse Grundcharakter des teutschen Volkes, der, bei allen vom Auslande her auch über die Teutschen gekommenen Verirrungen, doch nicht ganz erschüttert zu werden vermochte, hat seine feste Unterlage und seinen kräftigen Stützpunct in der religiösen Beredsamkeit seit Luthers Zeiten, und wird durch die großen religiösen Redner unserer Zeit genährt, erhalten und gekräftigt. Wegen dieses wichtigen Ergebnisses der religiösen Beredsamkeit in der Mitte Teutschlands ward der Abgang der eigentlich politischen Beredsamkeit bei dem teutschen Volke weniger nachtheilig gefühlt, als er sich sonst nothwendig angekündigt haben müßte.

## 31.

## Beiſpiele aus der religiöſen Beredſamkeit der Teutſchen.

### α) aus der Zeit des Mittelalters bis auf Luther.

#### 1) Bruchſtück einer Predigt aus dem zwölften Jahrhunderte, von einem Ungenannten; aus Eckarti Comment. de rebus Franciae orientalis T. 1.

Unſer Herro *) der almahtigo Got der sprichet in deſmi Evangelio, suenne der achirman sait sinen samen, so fellit sumelichiz pi demo wega, unde wirdet firtretin oder iz ezzant die vogile, sumelichiz fellit uf den Stein, unde irdorret sa, wanda iz dere fûohte nieth ni habit. Sumelichiz fellit unter die dorne, daz pichumet ouh unte pidruchent iz die dorne, daz iz nieth ni mac fure bringen dez wuocher. Sumelichiz fellit ana die gûoten erda unte fure bringet cehincic valtigiz wuocher.

Der accherman der pizeichinet unseren Herrun den

---

*) Uebertraguung. Unſer Herr, der allmächtige Gott, der ſpricht in dieſem Evangelio: Wenn der Ackermann ſäet ſeinen Samen; ſo fällt etliches bei dem Wege, und wird vertreten, oder es eſſen's die Vögel; etliches fällt auf den Stein, und verdorret ſo, weil es der Feuchtigkeit nicht hat. Etliches fällt unter die Dornen; das verkömmt auch und vertrocknen es die Dornen, daß es nichts mag hervorbringen der Frucht. Etliches fällt an die gute Erde, und bringt hervor hundertfältige Frucht.

Der Ackermann der bezeichnet unſern Herrn den

heiligen Chriſt, der di tagilichen in dera heiligun Chriſtinheita durh die munda dera lerari sait in dei herzi sinere holden die keiſtlichan lera. Diu miſſeliche dere guoten unte dere ubilen erde, din pizeichinet dei misselichen muot dere menniscono, den di emzic kiprediget werdunt die Gotis wort.

Der sami pizeichinet daz Gotis wort; der acchirnigi erda pizeichinet die, die di minnent die wertlichen scazze, vona den si kiiret werdent dero guoten werchun.

Diu guote erda diu di vone demo samen furi bringet cehincic valtigiz wuochir, diu pizeichinet die, die Got furhtent unte minnent, unte dar ana vole wonent, so daz si alla wila williclichen wurchent sinin werh.

Diu bona erde diu furebringet ire wuocher durh die kidult, daz sculi wir so firſten, daz unſera

---

heiligen Chriſt, der da täglich in der heiligen Chriſtenheit durch die Munde der Lehrer ſagt in die Herzen ſeiner Holden die geiſtlichen Lehren. Die Mißgleichheit der guten und der üblen Erde, die bezeichnet das mißgleiche Gemüth der Menſchen, denen da emſig geprediget werden die Gottes Worte.

Der Same bezeichnet das Gottes Wort; die ackerloſe Erde bezeichnet die, die da lieben die weltlichen Schätze, von denen ſie geirret werden in den guten Werken.

Die gute Erde, die da von dem Samen hervor bringet hundertfältigen Gewinn, die bezeichnet die, die Gott fürchten und lieben, und daran völlig wohnen, daß ſie williglich wirken ſeine Werke.

Die gute Erde, die hervorbringet ihre Frucht durch die Geduld, das ſollen wir ſo verſtehen, daß unſre

werh nieth guot ni sint, ubi wir si Gote nieht zi lobe ni pizellan, unte ube wir nieht kidultlichen ni firtragan die urdrizze unserin nahiſten. Wir sculen daz pidenchin, daz der win unte daz ole niemir liuter noh guot ni werdunt e dei peti kitretan unde kipreſſit werdent, noh daz chorin niemir ni chumet in daz chorenhus, e iz kidroskin wirdit; nieth mera ni mac unser niheinir chomen in daz himelrih, wir ni werdan kilutera durh die fillate des werltlichen truoheſſalis.

---

Werke nicht gut ſind, ob wir ſie Gott nicht zu Lobe bezahlen, und ob wir nicht geduldig vertragen die Verdienſte unſerer Nächſten. Wir ſollen das bedenken, daß der Wein und das Oel nimmer lauter noch gut werden, ehe die beiden getreten und gepreſſet werden, noch das Korn nimmer nicht kommt in das Kornhaus, ehe es gedroſchen wird; nicht mehr mag unſer irgend einer kommen in das Himmelreich, (wenn) wir nicht werden geläutert durch die Fülle des weltlichen Trübſals.

## 2) Bruchſtück einer Predigt von dem Franziſkaner Berthold (aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts) *).

(Die Predigt verſinnlicht die vier Haupttugenden durch ein Naturſinnbild von dem Wagen.)

---

*) Es iſt entlehnt aus Berthold des Franziſkaners teutſchen Predigten, herausgegeben von Kling, mit Vorwort von Neander. Berl. 1824. 8. S. 101. In der Vorrede (S. X) wird nachgewieſen, daß er zu Augsburg im Zeitalter der Kreuzzüge, und nicht zu lange nach Rudolph von Habsburg lebte.

Uns hat der almehtige got zwei groze büch gegeben, da wir an leſen ſüln nnd lernen guete ding und nütze ding, die uns zu libe (Leibe) und zu ſelen not iſt. Wanne der almehtige got hat uns alle ding zu nütze und zu güte geſchaffen, ein halp zu dem libe (Leibe) und ander halp zu der ſele. Und alſo hat er uns die ſternen gegeben an dem himmel und alles daz uf ertrich iſt. Und wie ir uch daz nütze machen ſült an der ſele, und do von ſüllet ir leſen an uwern buchen, an dem himmel und an der erden. Ir ſült an der erden lernen und an bäumen u. an dem korne und an den blümen und an dem graſe, als det (thät) der gute ſant bernhart. „Ich ſuche den gehüren an allen creatüren.“ So mohten alle creatüre wol ſprechen, ob ſie künden ſprechen: „Unſer vil manigfalten wünder enhaben wir von uns ſelber nit; wir haben ſie von dem, dez dine ſele gernde iſt.“ „So ſüche ich den gehüren an allen creatüren, an aller ſeiten klange.“ So mohte aller vogelin ſange und harpfen klange wol ſprechen, ob ſie künden ſprechen: „Unſer manigfalte wünnecliche ſtimme und unſer ſüßen ſtimme, die haben wir von uns ſelber nicht, wir haben ſie von dem, dez dine ſele begernde iſt.“ „Ich ſüche den gehüren an alle creatüren, an aller blümen varwe und aller würtze krefte.“ So mohten vil wol ſprechen blümen und würtze, ob ſie künden ſprechen: „Unſer maniger ley llehte varwe, die haben wir von uns ſelber nicht; wir haben ſie von dem, dez din ſele begernde iſt, und unſer wünnecliche ſuße kraft.“ Und alſo hat der almehtige got alle Ding dem menſchen zu dienſte und zu nütze geſchaffen, zu dem libe und zü der ſele. Wanne ſwenne du eine blumen ſihſt, die ſchönre iſt danne die ander; ſo ſoltu dir gedenken: „o wol dir, lieber gottt, wie ſchöne und genehme du eine blüme wider die andern haſt geſchaffen.

Und alſo haſt du einre würtz mer kraft gegeben danne der andern. Und alſo haſt du einem menſchen me tügende gegeben, danne dem andern.“ Und dez ſoltu got loben und ern, und ſolt im danken der manigfalten gnaden, die er an dir begangen hat, daz er dir als maniger hande creature zu dinſte und zu nütze hat beſchaffen, einhalp zu dem libe und anderhalp zu der ſelen, als der gute ſant bernhart. Da man den fragte, wie er als wiſe were? do ſprach er: „ich lern' ez an den bäumen.“ Da mügt ir gar vil an lernen guter dinge. Wann die bäume glichent den lüten, und die lüte den bäumen. Und ein wiſer man ſieht an einem baume wol, ob er gût obs (Obſt) treit oder nicht. Uzen an der rinden ſieht ers woi, ob halt niergent kein obs an den bäumen iſt noch dehein blüt. Und alſo ſieht ein wiſe man wohl an den lüten, weder ſie tügendhaft ſin oder nit. Daz ſieht ein wiſer man gar wol, ob du reine früht in dinem hertzen treiſt, daz iſt reine tügent, die got liep iſt. Und als du einen baum ſihſt, der gut obs treit, ſo ſoltu dir gedenken: „o we! lieber herre, wann wer ich ſo tugenthaft, daz ich dir woi geviele an minen tugenten, als daz obs den lüten gevellet!“ Und alſo ſült ir uch fliſſen, daz ir den edeln bäumen glichet. Ir ſült uch an guten gedenken uben, als die häume mit der blüte. Swanne ein baum gût obs tragen wil; ſo nüz er dez erſten bluwen mit edeier blüte; und darnach treibt er obs, daz die lüte labt. Und alſo ſoltu dich mit gedanken üben mit güten Dingen u. ſ. w.

3) Bruchſtück einer Weihnachtspredigt „von dreierlei Geburt“ des Dominicaners, Johann Tauler zu Strasburg (geb. 1294, † 16 Jun. 1361). Entlehnt aus der

Baſeler Ausgabe ſ. Predigten vom J. 1521. Fol.)

Heut begat mann dryerley geburt in der heiligen chryſtenheit, in der ein yetlicher menſch ſo groſſe fröd vnnd wunne ſolt haben vnd nemen, das er recht ſolt vß im ſelber ſpringen in jubel vnd in lieb vnd in danckberkeit in innerlicher freude, vnd wölcher menſch des nit in im befindt, mag ſich wol förchtenn.

Nu die erſt vnd oberſt geburt iſt, ſo der hymmelſch vatter gebürt ſinen eingebornen ſun in götlicher weſenlicheit, in perſönlicher vnderſcheid. Die ander geburt, die man hüt begat, iſt die müterlich berhafftigkeit, die geſchach in iunckfreulicher küſcheit vnd in rechter lauterkeit. Die dryt geburt iſt, das got alle tag vnd alle ſtunnd würt warlich geiſtlichen geboren in einer guten ſele mit gnaden vnd mit liebe. Dieſe dry geburtten begat mann hüt mit den dryen meſſen. Die erſten meſſe ſingt mann in der finſtern nacht und gat an alſo: Dominus dixit ad me, der herr hat geſprochen zu mir: du biſt min ſun, ich hab dich heut (das iſt in ewigkeit) geboren. Vnd diſe meß bedüt die verborgenen geburt, die geſchach in der vinſteren verborgenheit vnbekanter gotheit. Die ander meß gat alſo an. Lux fulgebit hodie super nos. Das liecht ſchient heut über vnß. Vnd die bezeichnet den ſcheine der vergötterden menſchlichen nature. Diſe meſſe iſt ein teill in der nacht, vnd ein teil im tag. Wann ſy wz ein teil bekannt vnd ein teil vnbekannt. Die dryt meß ſingt man an dem claren liechten tag, vnd die hebt an alſo: Puer natus est nobis et filius datus. Ein kind iſt vnß geboren vnd ein ſun iſt vnß geben. Vnd anzeigt die minniglichen geburt, die alle tag vnd in allen ougenblicken ſol geſchehen, vnd geſchicht in einer yeglichen gu-

ten ſäligen ſeel, ob ſy ſich darzu keret mit warnemen vnd mit lieb. Wann ſol ſy diſer geburt in ir befinden vnd gewar werden; das muß geſchehen durch inkeren vnd wyderkeren aller ir kreffte. Vonn diſer minnigklichen geburt, die diſe letſte meſſe bedût, wellen wir nu allererſt reden, wie wir darzu kommen mögenn vnd ſollen, das diſe edell geburt in vnß adenlichen vnnd fruchtbarlichen geſchehe. Das ſöllen wir leruen an der eigenſchafft der erſten vätterlichen geburt, ſo der vatter gebürt ſinen ſun in der ewigkeit. Wann von überflüſſigkeit des überſchwencklichen rychtumbs der güte gottes mocht er ſich nit innen enthalten; er müßt ſich vßgieſſen vnd gemeinſam machen. Wann als Auguſtinus ſpricht: Gottes natur vnd art iſt, das er ſich vßgieſſe, vnd alſo hat der vatter ſich vßgoſſen am vßganng der götlichen perſon, vnnd fürbas hat er ſich ingoſſen in die creaturen. Darumb ſprach ſant Auguſtinus: So got gut iſt, ſend wir gut, vnd alles das alle creatur gutes hat, daz iſt als von der weſentlichen güte gottes allein gut. Welches iſt nu die eigenſchafft, die wir in der vätterlichen geburte mercken vnd lernen ſöllen? Das iſt alſo zu verſton, der vatter an ſiner perſönlichen eigenſchafft keret ſich in ſich ſelber mit ſiner götlichen verſtentnüß, vnd durchſyhet er ſich ſelber in klarem verſten (Verſtehen) in dem weſenlichen abgrund ſynes ewigen weſens; vnnd denn von dem bloſſen verſten ſin ſelbs ſpricht er ſich gantz vß, vnd das wort iſt ſin ſun, vnd das bekennen ſin ſelbs, iſt das geberen ſins ſuns in der ewigkeit, er iſt bliben in weſentlicher einigkeit, vnd iſt vßgen on perſonlichen vnderſcheid. Alſo gat er in ſich vnd bekennet ſich ſelber, vnd gat denn vß im ſelber in ein begert ſin ſelbes bild, das er da bekant vnd verſtanden hat in perſonlichem vnderſcheid. Vnd gat wyder in ſich in volkommer geuelligkeit ſin ſelbs. Die geuelligkeit ſin ſelbes fleuſſet

vß in ein vnußsprechliche liebe, das da ist der heylig geist. Also belybt er inne vnd gar vß vnd gat wyder in. Also ist des menschen lauff aller edelst vnd volkommest, wann er aller eigentlichst in sinen vrsprung gat. Nu die eigenschafft, die der hymellisch vatter hat in sinem ingange vnd in sinem vßgang, die soll ouch ein yeglich mensch an im haben, der ein geistliche mutter wil werden diser götlichen geburt. Er sol gantz in sich gon, vnd denn vsser im selber gon, als wie die sele dry edel krefft hat, in denn sy ist, ein war bilde der heiligen dryualtigkeit, gedechnüß, verstentnüß, vnd fryer wylle, vnd durch diese krefft ist sy gottes begriffig vnd entpfengklich, das sy alles entpfengklich werden mag, das got ist, vnnd hat vnd geben mag, vnd ist durch dyß sehenn in ewigkeit u. s. w.

4) Bruchstück aus einer Predigt des Johann Geiler von Kaisersberg: „von den neun Früchten oder Nützen eines rechten Klosterlebens.“ (Johann Geiler ward zu Schafhausen 1445 geboren, und, nach seines Vaters Tode, bei seinem Großvater zu Kaisersberg im Elsaß erzogen, wovon er seinen Beinamen erhielt. Er war erst Professor zu Freyburg und dann Prediger im Münster zu Strasburg; er starb 10 März 1510.) Das Bruchstück ist entlehnt aus der Strasburger Ausgabe s. Predigten vom Jahre 1508 in kl. Fol. —

Es sind dreii ding, die da fast gemaingklich alle menschen zu fall bringen. Das erst ist böser gegenwurff. Das ander ist böse geselschafft. Das dritt ist böse gewonhaitt. Das seind drey strauchstain, über die manig tausent menschen oft vnd vil fallent in schwäre grosse todtsünden.

Der erſt ſtraůchſtain vnd vrſach des fals der ſünden iſt gegenwurff böſſer üppüger ſündiger ding. Wenn nun ain mennſch iſt an ſollichen ſtetten da er hat ſüntliche gegenwürf. Er ſicht ſoliche ding, die yn raitzen zu vnkeüſchheit. Er hört böſ vnſchamhafftige wort, liegen (lügen), ſchelten vnd fluchen. Er ſicht hochffart treiben mit zierlichen klaidern, mit groſſem Haußgeſind, oder ander herrſchafft. Er nimpt war, wie man zeitlichem gut nachſtelt, auch des leibes mitt allem fleyß pfligt mitt zartheit vnd ſanffthait. Wenn diſe gegenwurff ainem menſchen eingeend durch die fenſter ſeiner fünff ſinn; ſo würt er dargegen beweget; die begirlich krafft falt daruf, ſo er ſunſt nimer darnach gedacht het. Hör dem Dauid, der tod einſtig durch die fenſter ſeiner augen. Als der ſelbig was in ſeim künglichen ſol. Do ſach er die hauſſraw Vrie (Urias) berſabee ſich waſchen; von demſelben geſicht ward er bewegt, daß er beede eebrüchtig vnd manſchlachtig ward. Dann er ſant (ſandte) nach der frowen vnd brach die ee (Ehe) mit ir. Vnd an dem was es nitt genug; er ſchuff auch, das ir man, der fromm ridter Vrias, erſchlagenn ward, wann (denn) er ſchryb dem haubtmann der ritterſchaft in dem hör (Heer), er ſolt Vriam ſtellen an das ortt, da der ſtreitt an dem aller hartoſten wäre, allſo das er nit dauon möcht kommen. Do was (war) dem Dauid der tod der ſünden durch die fenſter eingegangen.

Der ander ſtreichſtain, und daß andre, dauon ain menſch vrſach hatt zu ſünden, das iſt böſe geſelſchafft. Dauid ſpricht: bey dem hailigen würſt du hailig, vnnd bey dem verkörten würſtu verkört. Wilt du wiſſen, wie ain menſch geſitt iſt; ſo nym ware, wie die ſeyen, zu denen er ſich geſellet. Seind die ſelben ernſthafft vnd gotzförchtig; ſo iſt er och alſo. Seind ſy aber verlaſſen vnnd leichtfertig; ſo muß er ynen gleich ſein. Wenn

ain fauler apffel iſt vnder anderen öpfien; der macht annder faul. Desgeleichen wa ain verkerter vngehorſamer oder vngaiſtlicher menſche iſt; der mag vil nach ym tziehn. Die oberkait ſoll ſich halten gegen iren vnderthonen in der ſtraff, als der artzt thut gegen ainem verwuntten menſchen, dem er ain pfläſterlin über ſein wunden legt, in deren jm faul flaiſch gwachſſen iſt. Wie haltet ſich derſelbig? Er ſpricht dem krancken zu mit gutigen worten, vnd halt ſich gegen ym mit ſänfften gebärden; er thutt ym hübſchlich, vnd legt jm doch dabey daz pflaſter nicht deſterminder über. Daſſelb laßt er etzen. Deßgleichen ſol och die oberkait thun. Ich ſprich nit, daz man müg on ſünd leben; aber dieſelbenn ſünd ſol man beſſeren mit ſauffter ſtraff, das nit die ding in ain verachtung komen, ſondern mit fleiſſigem warnemen alle vnordnung aufgeetzt werd.

Der dritt ſtraichſtain, vnnd das drit daz aim menſchen vrſach bringt zu ſünden iſt böße gewonhait. Ain menſch, der in der welt bey anderen weltlichen leuten wonet, die der ſünden gewont haben, vnd jnen gemain iſt, wenn er nun derſelben ſünden auch gewont, alſo das er hüt (heut), morgen vnd ymerzu anhin fällt; ſo kommt er darzu, daz er mainet, er müß ſünden, vnd müg nitt mer auffhören. Ain menſch, der der laſter lannge zeit gewonet hat, der nimpt des an jm ſelber nymmermer war; aber er faltt on alles widerſteen von ainem in das ander. Herwiderumb, welcher menſch hatt tugent in ſich eingeübt, vnd die in gewonhaitt bracht; der mag ſich das laſter gar leichttigklichen erweren. Aber ee (ehe) das ain menſch darzu kommet, das er allſo ains weys beraitt iſt, den laſtern zu widerſteen, vnnd tugennd zu üben; da gehörtt groſſe arbait auff. Ain menſch muß ym ſelbs on vnderlaß gewaldt anthun, vnnd den anfechtungen ymmer tzu widerſton. Alſo gewont

man tugentlicher übung vnd guter werck, daz sy ainem menschen nit mer schwär seind, noch vnmüglich bedunncken, sunder er findet in jm ain zunaigen zu dem, das gut vnd ersam ist u. s. w.

## 32.

## Fortsetzung.

### β) Beispiele aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte.

#### 1) von D. Luther († 1546).

Ueber Matth. 20, v. 20—23.

(Aus Luthers ungedruckten Predigten, herausgeg. von Paul Jac. Bruns. Helmst. 1796. 4.)

Die Parabel von den Arbeitern im Weingarten, und das hernach folgt, wie der Herr seinen Jüngern von seinem Leiden verkündigt, wollen wir stehen lassen; denn es kommt beides nach Weihnachten. Dahin wollen wir es sparen, und jetzo für uns nehmen den Text von den zweien Söhnen Zebedäi, welche man vor Zeiten am St. Jacobstag pflegte zu predigen. Weil wir nun dasselbige Fest nicht halten; so predigen wir auch nicht davon. Darum können wir jetzo, weil wir auf diesen Text kommen, nicht fürüber gehen. — Die zween Söhne Zebedäi sind Johannes der Evangelist und der große St. Jacob; die waren des Herrn nahe Freunde. Wie nahe aber, kann ich nicht wissen. Denn daß man vor Zeiten von St. Anna gesagt hat, sie habe drei Männer gehabt, und von dem ersten, Joachim genannt, habe sie Mariam, unsers Herrn Mutter, gebohren; von dem andern Cleopha, die Mariam Cleophe, vom dritten Salome, die Mariam Salome, so doch Salome eines Weibes Name ist. Solche grobe unflätige Zoten haben

ſie geriſſen. Das ſind eitel Lügen und Fabeln. Denn man findet nirgend in der Schrift, wer von unſrer lieben Frauen Vater oder Mutter geweſen ſey, und haben dennoch mit St. Anna und Joachim ſo viel Weſens angerichtet, daß man auch Städte, als Annenberg und Joachimsthal ihnen zu Ehren erbauet hat. Iſt nun Anna nicht geweſen; ſo wird die andere Rechnung auch falſch von ihren drei Männern und von dem Geſchlechte. Ihm ſey nun, wie ihm wolle; es ſeyen die zween Jünger nahe oder weit dem Herrn gefreund; wir fragen nichts darnach. Daraus ſehen wir aber, daß ſie ihm etwas mehr in der Vetterſchaft oder Schwägerſchaft haben zugehöret, denn die andern; denn ſie haben bei ihm etwas Sonderliches ſeyn wollen. Von ihrem Berufe ſtehen droben im neunten Capitel, daß, da der Herr Petrum und Andream berufen hatte, findet er, am Meere Zebedäum mit ſeinen zweien Söhnen ihre Netze flicken; da ruft er ſie auch. Nun hatten ſie viel und oft von ihm gehört, wie er ein König ſey, und ein Reich haben würde, welches ſie als gute grobe Geſellen von einem weltlichen Reiche verſtanden hatten, wie ſie auch noch in dem Wahn ſtecken, wie in Geſchichten ſteht, nachdem der Herr auferſtanden war. Darum machen ſie auch einen klugen Anſchlag, ſind wahrlich kluge Fiſcher, und denken, ſie müſſen zeitlich dazu thun, ehe Andere kommen, und nehmen ihnen die Ehre hinweg; denken nun, wie ſie Andern zuvorkommen und die nächſten am Brod werden möchten. Auf daß ſie aber mit Ehren beſtünden, bereden ſie die Mutter, die Sache vorzutragen, denken, wo wir gleich fehlen, ſo wird er ſagen: die Mutter habe närriſch gehandelt, als ein Weib gehandelt; aber ſo beſtehen wir mit Ehren. Er wird es aber der Mutter nicht wohl können abſchlagen, wie es gemeiniglich geſchieht, daß die Weiber leichtlicher etwas erbitten,

denn die Männer; denn sie können es fein und klüglich machen. Sie gehen hin, die Mutter und Söhne, und thun die Bitte, wie ihr gehört habt. Da giebt ihnen der Herr wahrlich eine stumpfe Antwort: Du bist mir eine gute Frau, du und deine zwei Söhne, sonst alle drei Narren. Ihr wisset viel, das ihr daher lallet. Jedoch hält er ihnen diese Thorheit zu gut, darum, daß sie es nicht aus Bosheit und Stolz, sondern wie Kinder aus Unverstand thun.

Daraus sollen wir nun uns zum Trost das lernen, was wir für einen Herrn haben, der mit den Seinen also umgehet. Ob er sie wohl ein wenig für die Stirn schlägt; so wirft er sie nicht hinweg darum, sondern trägt und duldet ihre Schwachheit und Thorheit. Wie ein Vater seinen Kindern thut, denen man als Narren viel muß zu gute halten; so thut er allhier mit diesen armen Thoren, den zweien Jüngern, die daher narren und alfanzen, und wissen nicht, wo sie daheim sind. Da spricht er: Ihr seyd mir gute, albern einfältige Leute, was soll ich mit euch machen? Ihr seyd grob gar satt, und strauchelt; wie denn auch geschah, auch nach des Herrn Auferstehung; was ist zuvor geschehen, da sie ihn verläugnen, und alle von ihm laufen. Ja, da sie den heiligen Geist hatten, wohl 18 Jahre hernach, that Petrus einen guten groben Fall zu Antiochia, und Paulus und Barnabas wurden uneins, daß sie von einander ziehen; ich meine, es sey grob genug. Noch ists alles vergeben und verziehen. So beschreiben uns die Evangelisten allenthalben den lieben Herrn freundlich und holdselig, der den Seinen viel kann zu gut halten. Wiederum, wenn ihm die Pharisäer und stolzen Heiligen vorkamen; da ist er doch gar nicht der vorige Mann, und ist so eigensinnig, so störrig, so unfreundlich, daß genug ist. Da heißt er sie Ottergezücht und

schreiet Ach und Weh über ihren Hals, läßt ihnen kein Wort gut seyn. Wenn sie an ihn kommen; so haben sie verloren, und hat ihr keiner Gnade überall, es sey denn, daß sie sich bekehrten. Warum denn? Die sind seine ärgsten Feinde, und können ihn in keinem Wege leiden, die stolz und hoffärtig sind, und pochen auf ihre eigene Heiligkeit und Frömmigkeit, und wollen nicht Unrecht gethan haben, wenn sie gleich Grundschälke im Herzen sind. Mit diesen kann er kein Mitleid haben. Aber allhier hat er Geduld mit den Seinen, die aus Unverstand und Grobheit sündigen, und bleiben bei ihm, setzen nicht von ihm.

Da sehe nun ein Jeder zu, daß er nicht muthwilliglich sündige, und bleibe bei seinem lieben Herrn. Sündigt er aus Schwachheit; so tröste er sich dieses Exempels allhier, des lieben Herrn, der mit den Seinen nicht rumort, noch unfreundlich handelt, jetzo eben so wenig, als vorhin. Denn wenn er nicht so freundlich wäre; so kämen wir übel zu Maße; wir sind eben die Leute, die allhier die Jünger sind, habe gute grobe Klick auf uns, bitten auch eben so närrische Dinge oft, als sie hier bitten, daß Gott oft sagen muß: Wenn ich euch gäbe, was ihr bittet; so wäre ich ein Narr, wie ihr seyd. So bitten wir oft, wenn wir gleich das Vater Unser beten. Aber da ist unser lieber Herr so freundlich, so gütig, daß er uns unsre Thorheit nicht verarget, wie er es seinen Aposteln und andern Heiligen nicht verarget hat, die eben das Fleisch und Blut sind gewesen, als wir sind. Denn er wird diesen zweien Jüngern nicht desto feinder, wiewohl es gute grobe Gesellen sind, und redet mit ihnen ganz freundlich wieder, da er sie ein wenig schamroth vorhin gemacht hatte; ihr sorget, wie ihr zu großen Ehren kommet, dasselbige wird sich von ihm selbst wohl finden. Der Stuhl ist

lang gemacht, darauf ihr sitzen sollet; denn in meines Vaters Hause sind viel Wohnungen, da sehet zu, wie ihr dazu kommen möget. Ihr werdet aber also dazu kommen, wie ich dazu kommen werde. Ich werde leiden und sterben müssen; könnt ihr nun auch den Kelch trinken, und mit der Taufe getauft werden? Ja, ja, sagen sie, sollten wir das nicht thun können? Wohlan, so sorget nicht, wo ihr bleibet, ihr werdet wohl versorget werden. Kelch heißt in der Schrift Leiden, das einem jeglichen gegeben wird. Unser Herr Gott, wie im Psalm stehet, schenket einem jeglichen sein Maas ein, das er austrinken muß. Andere werden leiblich geplaget und verfolget. Wir allhier haben keine äußerliche Verfolgung; wir haben aber dieweil etwas anders, daß uns der Zweifel in unserm Herzen und Gewissen plagt. Das ist wohl ein härter Leiden, denn äußerlich geplagt werden. Also wird ein jeder das Seine haben; sollte es gleich erst in der letzten Stunde seyn, daß er leiden muß, und dadurch seinen Herrn Christum erkennen. Das heißt sein Kelch und auch seine Taufe, darin er sich baden muß, bis der alte Adam an ihm ersäuft, und wohl gewaschen und gereiniget werde. Da sehe nun ein jeder zu, und trage das Seine, und weiche nicht von seinem Herrn und Heiland; sorge darnach nicht, wo er bleibe; er wird Stuhl und Krone zu seiner Zeit wohl finden.

### 2) Bruchstück aus Luthers letzter Predigt, die er zwei Tage vor seinem Tode zu Eisleben (Febr. 1546) am Matthiastage über Matth. 11, 25—30 hielt.

Das ist ein schön Evangelium, und hat viel feiner Lehre in sich begriffen; aber wir wollen jetzt zum Theil davon reden, als viel wir können, und Gott Gnade

verleiht. Der Herr lobt und preißt seinen himmlischen Vater allhie, daß er habe verborgen solches den Klugen und Weisen, d. i. daß er das h. Evangelium den Weisen und Klugen nicht hat kund gemacht, sondern den Kindern und Unmündigen offenbart, die nicht reden noch predigen können, noch klug und weise seyn. Aber das ist vor der Welt sehr thörlich und ärgerlich geredt, daß Gott den Weisen so feind soit seyn, und sie also verdammen; so wir doch meinen, Gott könne nicht regieren, er müsse kluge und weise Leute dazu haben. Aber er hat diese Meinung: Die Weisen und Klugen in der Welt machens also, daß ihnen Gott nicht günstig oder gut seyn kann, denn sie haben das Herzleid, machen in der christlichen Kirche, wie sie es selbst wollen; alles, was Gott thut und macht, das müssen sie bessern, daß also kein ärmer, geringer, unrechter Discipel nicht auf Erden ist, als Gott; er muß Aller Jünger seyn, jederman will sein Schulmeister und Präceptor seyn. Das sieht man von Anbeginn der Welt in allen Ketzern. Arius und Pelagius, und jetzt zu unsrer Zeit die Wiedertäufer und Sacramentirer, und alle Schwärmer und Aufrührer, die sind damit nicht zufrieden, was Gott gemacht und eingesetzt hat, meinen, sie müssen auch etwas machen, auf daß sie etwas Bessers seyen vor andern Leuten und rühmen können: Das hab ich gemacht!

Das ist die Natur der schändlichen Weisheit auf Erden, sonderlich in der christlichen Kirchen, da ein Bischoff auf den andern, ein Pfarrherr auf den andern hakt und beißt, und einer den andern hindert und stößt, wie man allzeit im Kirchenregiment solches mit großem Schaden erfahren hat. Dasselbe sind die rechten Meister Klügling, davon Christus hie redet, die das Pferd im Hintern zäumen, und nicht auf dem Weg bleiben

wollen, so uns Gott selbst vorgestellt. Der Papst hat gleich auch also gethan. Als da Christus das Predigtamt und das Sacrament seines Leibes und Blutes eingesetzt und bestätigt, wie es die Christen brauchen sollen, ihren Glauben damit zu stärken und zu kräftigen; da schreit der Papst: Nein, nein, es muß also nicht seyn; denn sein Decret sagt, es sey nicht fein, daß das Sacrament zu Stärkung der Christen Glauben soll gereicht werden, sondern es müsse ein Opfer seyn, wenn der Priester die Messe liest für die Lebendigen und die Todten. Also daß Gott die Taufe hat eingesetzt; das ist dem Papst ein gering Ding und bei ihm bald verloren und kraftlos worden. Dagegen macht er seine Schürling, die da Kappen und Platten tragen; die müssen mit ihren Orden und Möncherei der Welt helfen, daß wer in solchen Orden tritt, der habe eine neue bessere Taufe, dadurch nicht allein ihnen, sondern auch andern Leuten, wo sie wollen selig werden, geholfen werde. Das ist des Papstes Weisheit und Klugheit. Also gehts unserm Herrn Gott in der Welt, daß alweg, was er stiftet und ordnet, das muß vom Teufel und den Seinigen verkehrt, dazu gelästert und geschändet werde.

In weltlichem Regiment und Sachen gehts auch also zu, daß etliche Leute sind mit großer Weisheit und Verstand begnadet, und nicht gemeine Leute; als Gott oft einen feinen, hohen, verständigen Mann giebt, der mit Weisheit und Rath Landen und Leuten dienen könnte; aber solche fliehen vor den Geschäften, daß man sie schwerlich zur Regierung kann bringen. Aber darnach sind andre, die wollens seyn und thun, und könnens doch nicht thun; die heißt man denn im weltlichen Regiment Naseweisen und Meister Klügel. Darum sagen auch die Leute von ihnen: hat uns der Teufel mit Narren beschmissen?

So man nu solchen im weltlichen Regiment billig feind ist, die da wollen klug seyn, und sinds doch nicht; vielmehr sind das verdrüßliche Leute, denen beide Gott und Menschen billig gram sind, die in der h. christl. Kirche klug seyn wollen, und sinds nicht; denn diese hindern das Predigtamt, daß die Leute nicht zu Gott kommen können. Als da ist gewesen zu unsrer Zeit Münzer, die Wiedertäufer und Sacramentirer, die dem Evangelio seinen Lauf hindern und wehren, verführen die Leute, meinen, sie sind allein klug und weise, weil sie im Amt und Regiment der Kirche sitzen.

Also will auch der Papst ein sehr kluger Mann seyn, ja der allerweiseste, allein darum, daß er hoch sitzt und fürgiebt, er sey das Haupt der Kirchen; damit ihn der Teufel so aufbläht, daß er meint, was er nur darf vornehmen und sagen, das sey eitel göttliche Weisheit; wie er in seinem großen Narrenbuche darf unverschämt sagen, es sey nicht zu vermuthen, daß eine solche Hoheit, als er seyn will, könne irren. Also auch Kaiser, Könige, Cardinäle, dieweil sie hoch sitzen, so meinen sie, daß sie nicht irren, noch fehlen können.

Das ists nu, daß der Herr Christus hie spricht, er sey den Naseweisen feind, wolle sie nicht leiden in seiner christlichen Kirchen, sie heißen Papst, Kaiser, Könige, Fürsten, Doctores, die ihm sein göttlichs Wort meistern, und mit ihrer eignen Klugheit in den hohen großen Sachen des Glaubens und unsrer Seligkeit regieren. Aber das will und kann Gott nicht leiden; er will nicht Schüler seyn. Er ist die ewige Weisheit, und weiß wohl, was er thun oder lassen will.

Darum sagen wir also: Ich laß geschehen, daß Kaiser, König, Papst, Cardinal, Fürsten und Herren klug und weise seyen; aber ich will an meinen Herrn Christum allein glauben, der ist mein Meister und Herr,

den mich Gott hat heißen hören, und von ihm lernen, was rechte göttliche Weisheit und Klugheit sey.

O sagt man, was ist das, predigt man doch alle Tage; was haben wir davon? Wohlan, so fahre hin, lieber Bruder; magst du des nicht, daß Gott täglich mit dir redet, so sey nur immerhin klug, und suche dir ein andres. Zu Trier ist unsers Herrn Gottes Rock, zu Aachen sind Josephs Hosen und unsrer lieben Frauen Hemde; da laufe hin, verzehre dein Geld, und kaufe Ablaß und des Teufels Trödelmarkt. Das ist köstlich Ding; darum hat man müssen weit laufen und groß Geld verzehren, Haus und Hof stehen lassen. Sind wir aber nicht toll und thöricht, ja vom Teufel geblendet und besessen? Da sitzt der Kauz zu Rom mit seinem Gaukelsack, und lockt alle Welt zu sich mit ihrem Geld und Gut, da doch ein jeglicher zu seiner Tauf, Sacrament und Predigtstuhl laufen sollt. Aber da sagen die rohen, gottlosen Leute dagegen: was Tauf, Sacrament, Gottes Wort; Josephs Hosen, die thuns. Das ist der Teufel in der Welt, daß die hohen Personen, Kaiser, König, solches nicht achten, und sich durch die Erzbuben und Lügner, den Papst und seine Plättlinge und Schürlinge also gröblich betrügen und narren lassen, und ihres Unflaths gar voll schmeißen. Aber wir sollen Gottes Wort hören, daß der unser Schulmeister sey, und nichts wissen von Josephs Hosen, oder des Papstes Narrenwerk.

Das ist das erste Stück vom Evangelio, wie Christus und Gott der Vater selbst den Klugen und Weisen feind ist; denn sie ihm auch großen Verdruß thun, und sollen wir zu ihnen sagen: Willt du mir Christum weisen und sein Wort lehren; so will ich gern zuhören, sonst nicht, und wenn du ein Engel vom Himmel wärest. Ob nun darob die großen Herren, Kaiser, Papst, Car-

dinal und Bischöffe feindlich zürnen, thun uns in Bann, wollen uns alle gern verbrennen und morden; das müssen wir leiden. Christus sagt: Kommt zu mir, die ihr mühselig seyd. Als wollt er auch sagen: Haltet euch nur an mich, bleibt bei meinem Worte, und laßt gehn, was da gehet. Werdet ihr darob verbrannt, geköpft; so habt Geduld, ich wills euch so süß machen, daß ihr wohl sollt ertragen.

Das, und viel mehr wäre von diesem Evangelio weiter zu sagen; aber ich bin zu schwach; wir wollens hierbei bleiben lassen. Nachdem ich nu eine Zeitlang allhie gewesen, und euch gepredigt hab, auch nu anheim muß, und vielleicht euch nicht mehr predigen möchte; so will ich euch hiermit gesegnet und gebeten haben, daß ihr fleißig bei dem Worte bleibt, das euch eure Prediger und Pfarrherren von der Gnade Gottes treulich lehren; und euch auch gewöhnt zum Beten, daß euch Gott vor allen Weisen und Klüglingen behüten wolle, so die Lehre des Evangelii verachten; denn sie oft viel Schaden gethan, und noch thun möchten.

### 3) Bruchstück aus einer Predigt von Huldreich Zwingli († 1531) vom Jahre 1521, von der reinen Gottesgebährerin Maria *), über Luc. 1.

— Auf das Gewißmachen des Engels hat sich die unbefleckte Jungfrau ergeben, wohl versichert, daß Gott nit redt noch verheißt, das nit beschehe, und hat zum Engel gesprochen: sich ich bin eine Dienerin des Herren, mir beschehe nach dinem Wort. Hierbei sollen wir aber

*) Mir liegt diese Predigt, zu Zürich einzeln gedruckt aus dem Jahre 1522, vor. Es ist im Text kein Wort verändert, sondern nur die alte Orthographie mit der gegenwärtigen vertauscht.

von ihr lernen, ein recht in Gott gelassen Gemüth haben; also daß wir ihm also seynd ergeben, daß wir nit weiter fragen, was er uns zum Lohn geben werde um dies oder das Werk, sondern mit der recht vertrauten Marien sprechen: Herr, ich ergebe mich dir zu einem Diener, handle nun hinführo mit mir nach deinem Gefallen; dein Wille werde erfüllt, nit meiner, wir leben oder sterben Herr, so sind wir dein. Ob ich schon große Dinge von dir begehrte, wäre das selbst vielleicht nun eine Thorheit. Dein Geist, der für uns bei dir redt, bessert das wir aus Unwissenheit thun; darum verleih mir solchen Glauben, daß ich mich allein an deine Gnade frei (über) lasse. Aber viele sind leider, ja der größte Theil, wenn sie Almosen geben, wollen sie vorhin wissen, wie viel es gelte, wie viel es sünde abnehme; und wird ihnen nit viel Lohnes verheißen, sind sie träge, es zu thun. Also in andern Dingen auch. Beten sie nun ein Vater Unser, wollen sie von Stund an wissen, wie viel es ihnen gelten werde. Und hat das einfältig Volk solches auch von uns gelernt. Ja wir haben sie solch Irrthum gelehrt, indem daß wir mit dem Ablaß ihnen alle gute Werke handfeil geboten und angezeigt, wie viel ein jegliches gilt; ist doch allweg das Becken, Kübel oder Kisten darneben gestanden. Demnach haben sie nimmer nachhin gefraget, was der Wille Gottes sey, sondern nur, wie sie die begangenen Sünden lösen und bezahlen möchten, bis es dahin ist kommen, daß ein jeder toller Phantast um die Sünde, Hölle, und Himmelreich gemärzelt hat, als um ein Roß, Sau, oder Rind. Darumb sollen wir von Maria lernen, sich Gott ganz und gar unterwerfen, daß, wenn Gott ein Wort redet, wir uns demselben unterwerfen und glauben, ob es schon nach unserm Verstand uns nit möglich dünkte. u. s. w.

4) Schluß der letzten Predigt des Joh. Matthesius, (eines Zöglings Luthers und Melanthons zu Wittenberg,) Predigers zu Joachimsthal in Böhmen, am 16 Trin. 1565 über das Evangelium vom Jüngling zu Nain gehalten; an welchem Tage er vom Schlagflusse gerührt ward und starb. — Vgl. s. machtvolle Sonntags-Postilla. s. a. 1718. 4. —

— Wir wissen aber aus Christi wahrhaftigem Worte und Berichte, daß die künftige und gehoffte Seligkeit ein englisch, himmlisch und geistlich Leben ist in einem unsterblichen, geistlichen und unverweslichen Leibe, da wir keines Ehestandes, noch einer Kreatur nothdürftig seyn werden; sondern Gott wird alles in allen Seligen seyn und bleiben, wie Christus sagt zu den spöttischen Sadducäern: Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien; welche aber würdig seynd, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten; die werden weder freien, noch sich freien lassen, weil sie können hinfort nicht sterben; und werden gleich seyn denen Engeln Gottes im Himmel.

Denn, wie Moses schreibt, und St. Paulus das Wort Mosis auslegt, hat Gott uns Menschen zu zweierlei Leben erschaffen; erstlich zum natürlichen, darnach zum geistlichen. In diesem natürlichen Leben hat Gott den Ehestand geordnet und eingesetzt, da ihrer Zwei mit einem unauflöslichen Band zusammen mit Gottes Wort verbunden, daß sie in dem Fleische, nach Gottes Ordnung, wachsen und sich mehren sollen, damit die Erde erfüllet und das Himmelreich erbauet; aus welchem menschlichen Geschlecht ihm Gott, auf die ewige Vorbitte und Verdienst seines Sohnes, eine ewige Kirch und himmlische Gemeine durchs Wort und Sacrament sammlet, und die Zahl der gefallnen Engel erstattet.

Wenn aber die Menge der Auserwählten erfüllet, und Christus, der Richter alles Fleisches, mit seiner fröhlichen Zukunft in Wolken erscheinen und alle Lebendige im letzten Feuer in einem Augenblicke verwandeln und durch die letzten Posaunen alle Todten erwecken; da wird das Wesen dieser Welt vergehen, das natürliche Leben aufhören, Lehramt, Regiment, Ehestand und das ganze Hauswesen abgeschafft; und ein neu, himmlisch, geistlich und englisches Leben bei den Auserwählten angehen. Da wollen wir bei Gott ewig seyn, und sein Angesicht in vollkommner Freude anschauen; und wiederum zu unsern Allerliebsten kommen, und in ewiger Freude und rechter göttlicher charitate, in dem neuen Himmel und Erden ohne Aufhören bei einander leben. Was hier in wahrer Erkenntniß Jesu Christi, in rechtem Glauben und gutem Gewissen mit guter Einigkeite und Freundschaft beharret, und aufs lebendige Wort Gottes zusammen verbunden; das wird beständige und ewige Freundschaft und Gemeinschaft behalten.

Da will ich meine lieben Pfarrkinder, so Gottes Wort mit Ernst von mir gehört, angenommen und bewahrt, mein liebes Weib, Kinder, und gute Freunde in allen Ehren wieder finden; da ich zu ihnen und sie zu mir kommen werden, einander sehen, kennen und freundlich ansprechen, und in dem seligen Freudenthale eine rechtschaffene, Gliedganze und fröhliche Freundschaft erhalten, in vollkommener Freud und Gerechtigkeit, vor dem Angesicht Gottes, aller Heiligen und Auserwählten. Dahin freu ich mich, der ich nun alt und schwach, und alle Stund um ein seliges Stündlein bete, und wollte von Herzen gern ausgespannet seyn; ich hab mich eben müde gezogen. Dies, Geliebte im Herrn, soll nun euer und mein Trost seyn, die wir unsre Liebsten zuvor heimgeschickt, und bald (ob Gott will) auf unsern Herrn

und Heiland hinnach gedenken, daß wir gewiß seyn, daß Jesus Christus am jüngsten Tage uns alle wieder zusammen bringen wird, und was er von uns mit Schmerzen eine Zeitlang gerissen, mit Freuden und Ehren restituiren und wiedergeben. Da wollen wir Freude und Liebe ohne Ende haben und behalten.

Komm, Herr Christe, komm, und bring uns alle mit Freuden vor deinem Angesichte zusammen. Amen.

## 5) Bruchstück aus der Predigt vom Hosenteufel, von Andreas Musculus, Prof. der Theol. und Generalsup. zu Frankfurt an der Oder († 1581) *).

Der heilge Paulus saget zu den Römern am sechsten Capitel, daß der Sünde Sold sey der Tod, und nicht allein der zeitlich oder ewig Tod, sondern alles Unglück, Trübniß, Krankheit, und was für Unfall dies Leben auf sich hat, wie denn solches alles, als zu einer Strafe der Sünden, unsern ersten Aeltern, Adam und Eva, Gott auferlegt. Aber nach dem alten und gemeinen Sprüchwort, crescentibus peccatis, crescunt et poenae, läßt es Gott bei solchem gemeinen Unglück nicht bleiben, sondern wie die Sünde in der Welt zunimmt, wächset und steiget; also läßt Gott auch mit und neben der Sünde seinen Zorn und Strafe wachsen und aufsteigen. In solcher Wachsung, Mehrung und steter Aufsteigung Gottes Zorns, Strafe und vielfältigen Unglücks, thun wir gleich wie die Hunde, wenn sie geworfen sind, laufen sie zum Stein, damit sie verletzt worden, beißen ganz grimmig darein, und denken noch sehen nicht, von wem, oder aus was Ursache sie geworfen sind worden. Eben

*) aus dem Theatrum Diabolorum. Frankf. am M. 1575. Fol. Blatt 430.

dieser Art und Eigenschaft nach verhalten wir uns jetzunder auch. Wir beklagen diese böse Zeit, mit so viel Unglück überladen, hängen den Kopf in die Achseln, und beißen uns mit unserm Unglück.

Und daß wir nichts sagen von vielen wichtigen Hauptsünden, in welche wir in diesen letzten Zeiten verfallen sind; so verdienet Teutschland jetzunder nit allein den Zorn Gottes und dies gegenwärtige Unglück, darinnen wir bis über die Ohren stecken, sondern wäre kein Wunder, daß uns auch die Sonne nicht ansähe, die Erde nicht mehr trüge, und Gott mit dem jüngsten Tage gar drein schlüge, von wegen der gräulichen, unmenschlichen und teuflischen Kleidung, damit sich jetzunder die jungen Leute zu Unmenschen machen, und so schändlich verstellen, daß nicht allein Gott, die lieben Engel, und alle fromme ehrbare Leute, sondern auch die Teufel selber einen Ekel und Gränel davor tragen, wie man denn für wahr und gewiß saget, daß jetzunder in kurz vergangner Zeit ein fremder Mann bei einem Mahler eine Tafel bestellt, und gebeten, daß er ihm das jüngste Gericht ernstlich und erschrecklich mahlen, und sonderlich die Teufel gräulich machen solle, welches der Maler sich beflissen, und die Teufel als aufs allergräulichste, mit solchen pludrichten Hosen gemahlet, wie sie jetzt die jungen Gesellen tragen. Da sey der Teufel gekommen, und dem Mahler einen gewaltigen Backenstreich gegeben, und gesagt: Er habe ihm Gewalt gethan, mit Unwahrheit also gemahlet; denn er nicht so schrecklich und gräulich sey, als er ihn mit den Luderhosen abconterfeyet habe.

Demnach hat mich mein Amt und Beruf, darein ich von Gott (wiewohl ganz unwürdig) gesetzt, verursacht, daß ich nicht allein in meiner Kirche und Universität, mit Predigen und Lesen, sondern auch mit einem öffentlichen Schreiben und Wehklagen, wider solche große

Bosheit, welche den jüngsten Tag ohne Zweifel bald wird rege machen, mich habe wollen aulehnen, unangesehen, was ich für Undank damit verdienen und auf mich laden werde.

Wohlan, wir wollen uns an dem Hosenteufel versuchen, und ihn angreifen, damit er sich bei seiner Gesellschaft nicht zu rühmen habe, er allein habe seine Sache ohne allen Widerstand hinausgeführet. Und wollen es da anheben.

1) Die erste Sünde des pludrichten Hosenteufels wider die Schaam, Zucht und Ehrbarkeit, von Natur den Menschen angebohren und eingepflanzet. Im Buch der Schöpfung, am andern Cap. sagt Moses, daß Adam und sein Weib sind nackend gewesen, und haben sich nicht geschämet, wie wir denn deß noch ein Fünkleln und kleine Anzeigung haben an den kleinen Kindern, welche von wegen der Unschuld auch von keiner Scheu oder Schaam wissen, auch nicht ob andere Leut Nackenhelt sich scheuen, sondern am liebsten also bloß sehen und handeln. Aber folgende in der Historia des Erbfalls, da Adam die Schanz versehen hat, da ihm die Augen aufgethan und er sich nackend siehet, macht er ihm alsbald samt seiner lieben Eva von Feigenblättern einen Schurz, hüllet und decket sich zu, aufs allerbeste er kann, aus Ursach, daß er wohl erkannte, was er ausgerichtet hat, und in was Schande er gerathen. Darum ist nun hieraus erstlich und unwidersprechlich zu schließen, daß dieser jetziger pluderischer Hosenteufel gar eine neue Sünde in die Welt bracht und rege gemacht hat, die auch wider die Natur selbst ist. Darum kann auch jederman leichtlich urtheilen und erkennen, was für ein boshaftiger und unverschämter Teufel jetzunder die jungen Leute regiert, die so vergeßlich mit kurzen Röcken, die nicht recht die

Nestel erreichen, und mit hölliſchen Flammen das entblößen, und jederman ſo unverſchämt das für die Augen ſtellen, zum Aergerniß und Anreizung böſer Begierde und Lüſte, das auch die Natur bedeckt und verborgen haben will.

Die andere Sünde des lumpenden Hosenteufels wider Gott, ſeine Einſetzung und Ordnung.

Welter ſchreibt Moſes im Buche der Schöpfung am 3. Cap. Da nu Adam alſo bedeckt mit dem Feigenblatte vor Gottes Gericht geführt, und ſein Urtheil ausgeſtanden hat, damit Adam mit allen ſeinen Nachkömmlingen ein ewigs Memorial und Gedenkzettel habe, machet Gott Adam und ſeinem Weibe einen Rock von Fellen, und zog ſie an, daß Adam ſich an ſolcher Kleidung ſeiner Sünden, Schaden, Schand und Unfalls erinnern ſoll. Wie aber nun vor Gott ein Greuel und zu Schanden geworden iſt; wie gar fleißig wird ſich der liebe Adam vor aller Entblößung gehütet, und mit ſeiner lieben Eva mit dem Pelz ſich bedecket haben, zu vermeiden und dämpfen ſeiner verderbten Natur böſe Lüſte und Anreizung. — Hieraus haben nu zum andernmal zu ſehen die Junggeſellen, ſo ſich zu dieſen Zeiten unter des Hoſenteufels Dienſt begeben haben, ob dieſe jetzige Tracht und Kleidung ein ſolch gering Vornehmen ſey, welches ohn alles Aergerniß oder Sünde geſchehen mag, wie ſie es denn dafür achten und halten, ſintemal es ſtracks iſt wider Gottes Ordnung, welche es aufhebet, und zu nichte macht, indem daß ſie das Theil entblößet, und mehr denn bloß entdecket, was Gott ſelber zugedeckt und zu hüllen geordnet hat.

Die dritte Sünde des zulumpten Hoſenteufels wider den Bund, Pflicht und Eid der heiligen Taufe. Hiermit wollen wir zum drit-

tenmal zu bedenken geben, und die pludrichten Hosen unsern jungen Leuten vor die Nasen halten, daß sie sich wohl darin spiegeln, und sehen, wie so so ganz vergeßlich an Gott, und an ihrer h. Taufe meineidig und zu Buben werden, indem daß sie nicht allein solche böse Lüste im Herzen tragen, sondern, was sie im Herzen haben, auch äußerlich mit der Kleidung, Gott zuwider und dem Nächsten zum Aergerniß erweisen. Denn, Lieber, sage mir, aus was andere Ursache geschieht es, daß unsre Junggesellen ihnen lassen so kurze Röcke und Mantel machen, die nicht die Nestel, geschweige denn den Latz bedecken, und die Hosen so zuludern lassen, den Latz vornen also mit höllischen Flammen und Lumpen unmenschlich und groß machen, die Teufel auf allen Seiten lassen also herausgucken, denn allein zum Aergerniß und Anreizung der armen unwissenden und unschuldigen Mägdlein. Das sollst du aber wissen, daß dir viel besser wäre, daß du nie gebohren wärest, oder dir ein Mühlstein am Halse hinge, und lägest im Meere, da es am tiefsten ist, mit deinen teuflichen lumpigten Hosen, damit du so freventlich und bübisch die jungen unschuldigen Mägdlein, Jungfrauen und Frauen ärgerst und zum Bösen reizest.

Die vierte Sünde des unverschämten Hosenteufels wider das vierte Gebot und Gehorsam der Aeltern. Ich halte es gewißlich dafür, wenn jetzunder unsre Aeltern zum Theil sollten aufstehen und an ihren Nachkömmlingen solche pludrichte Hosen sehen; sie würden sie anspeien und verfluchen: erstlich wegen des Uebelstandes, dadurch sie sich zu Unmenschen machen; zum andern wegen der Aergerniß und Anreizung zu allen bösen Begierden; zum dritten von wegen der Unkosten, daß jetzunder ein junger Rotzlöffel, ehe er noch das Gelbe vom Schnabel gar gewischet,

mehr Gelds zu einem Paar Hosen haben muß, als sein Vater zum Hochzeitkleid, wie ich denn berichtet werde, nachdem jetzunder 20, 30 oder 40 Ellen gemein ist zum Unterfutter (wie man es aber darein bringet, da lasse ich die Schneider für sorgen; ich achte wohl, sie behalten auch ihr Theil darvon). Ich darf auch wohl nicht sagen, daß einer 130 Ellen habe unter ein paar Hosen gefüttert. Wie kann doch Gott solchen Muthwillen leiden und zusehen? Aber ich halte es dafür, daß unsre Sünden jetzunder so groß sind, daß sie mit unzähliger Strafe nicht können bezahlet werden, und Gott deshalben seinen gefaßten Zorn aufschiebe bis zum jüngsten Tage, an welchem er denn desto grimmiger vergelten und bezahlen wird, was er uns jetzt aufs Kerbholz borget.

Die fünfte Sünde des zerflammten Hosenteufels wider die Gewohnheit, Gebrauch und Recht aller Völker auf Erden. Das ist am Tage, und erweiset es auch die gemeine Erfahrung, daß alle Völker unter dem Himmel, nach Eingeben der Natur, gleichwie Adam mit dem Feigenblatte, als oben vermeldet, sich an dem Theile des Leibes, den jetzund unsre Jugend so unzüchtig entblößet, aufs fleißigst bedecken und verhüllen, daß auch die Leute, so doch sonst der Hitze halben in den heißen Ländern gar nackend gehen, dennoch aus eingepflanzter Zucht, Schaam und Ehrbarkeit, mit Schurzen von schönen Federn oder andern köstlichen Dingen ihre Schaam zudecken. Alle Nationen, Spanier, Franzosen, Polen, Ungern, Tartaren, Türken haben ihre Kleider und gewöhnliche Zudeckung des Leibes, wie sie es von ihren Aeltern empfangen, behalten; allein Teutschland hat der unverschämte Teufel gar besessen, daß jetzunder mehr Zucht, Schaam und Ehrbarkeit im Venusberg, und vor Zeiten in den Hin-

terhäusern gewesen ist, als bei uns Teutschen, die wir doch uns alle jetzunder ehrbar, ehrsam und ehrenfest schreiben und nennen, und nicht so viel Ehrbarkeit, Ehre und Zucht haben, als eine Mücke mag auf dem Schwanz wegführen.

Die sechste Sünde des höllenflammichten Hosenteufels wider unsre jetzige Religion und Lehre des heiligen Evangelii. Sie sprechen: Kleider verdammen nicht; das ist wahr. Sie machen auch nicht selig; das ist auch wahr. Demnach bleibet das auch wahr, wie das Sprichwort lautet: an Federn erkennet man einen Vogel. Demnach ob dich deine zerhackten Hosen nit verdammen; so verdammt dich doch dein eigen Herz, das du durch solche Kleidung offenbar macheſt. An deinen Kleidern siehet man, was du für Sinn, Gedanken und Muth hast. An deinen unzüchtigen, unmenschlichen, zerfladerten Lumpenhosen siehet und spüret man wohl, ob der Geist Gottes oder der Geist des Bösen, der Unzucht und Unreinigkeit, in dir wohnet.

Die siebente Sünde des Zucht- und Ehrvergessenen Hosenteufels wider das Ebenbild Gottes, darnach der Mensch geschaffen. Da Gott am sechsten Tage den Menschen mit sonderlichem Gepränge, Ceremonien und Rath der ganzen heiligen Dreifaltigkeit geschaffen hat nach seinem Ebenbilde, gefällt ihm vor allen solch Geschöpf also wohl, daß er selbst schier nicht weiß, wie er sich fröhlich, lieblich und freundlich gegen den Menschen halten und stellen soll; und das dies alles weit übertrifft, hat Gott den Menschen so geliebet, daß er seinen eigenen Sohn für die Welt gegeben hat, auf daß der Mensch, nach seinem Ebenbilde geschaffen, nicht in Verderbniß und in der Gewalt des Teufels bliebe. Demnach ist nun leichtlich

zu schließen, wie sich selber verunehren, wider sich selber sündigen, sich selbst so gering, unflätig, verächtlich und so scheußlich machen, als kein Meerwunder seyn kann, die Gott so schön und lieblich geschaffen. Willst du aber nicht glauben, daß dir solche Kleidung übel anstehe, und dich verstelle; so wende dich nur um, wenn du auf der Gasse so zerhackt und lumpicht hereingehest, und siehe, wie die Leute nach dir still stehen, dir nachsehen, und deiner Unmenschlichkeit sich verwundern. Sehen dir aber die Menschen nach, Pfuy dich an; so denke, mit was Augen dich Gott viel mehr ansehen, zornig und grimmig über dich werde. Aber hier hilft kein Sagen: der Teufel hat jetzunder die Jugend gar verblendet, und sitzet ihnen mit ganzen Legionen in den Lappen und Lumpen. Darum wollte ich wünschen, damit sie es doch möchten erkennen, wie feine Gesellen sie wären, und wie schön ihnen die Hosen anstünden, daß die Jungen auf der Gasse sie mit Dreck, und die Mägde mit faulen Eiern würfen, daß sie es doch fühlten, sintemal ihnen der Teufel die Augen zugethan, daß sie es nicht sehen können.

Die achte Sünde des unverschämten Hosenteufels wider den gemeinen Nutzen und Wohlfahrt teutscher Nation. Ich sage das, wo Teutschland noch länger stehen soll; so würde kein Pferd darin bleiben, nachdem es die Krämer und Kaufleute mit Wagen und Schiffen hinausführen, und bringen uns Hosenlappen, Karthek, Seide, Vorstoß und andere Dinge mehr, herwieder; daß man wohl sagen darf, es geschieht uns teutschen Narren recht, also wollen wirs haben. Und dieweil Fürsten und Herren zusehen, solche Pracht von ihren Unterthanen dulden, und können es leiden, daß jetzunder junge Leute schier mit ihren Hosen allein das Geld aus dem Land bringen,

daß ein junger Rotzlöffel mehr ein Jahr zu Hosen muß haben, als sein Großvater für alle seine Kleidung; so müssen sie auch vorlieb nehmen, daß sie mit den Unterthanen in Armuth gerathen, und wenn heute oder morgen uns eine Noth anstößet, daß man sich vor fremder Nation soll schützen, daß wir kein Geld im Lande haben, und unser armes Vaterland zum Raube gesetzt werde fremden Völkern; daß derhalben Fürsten und Herren sich neben uns wider den Hosenteufel legen, und mit Gewalt wieder aus Teutschland jagen in das Loch, da er ausgekrochen ist.

6) Bruchstück einer Predigt am Palmsonnsonntage von Megerle — Pater Abraham a Sancta Clara — († als kais. Hofprediger zu Wien 1709); aus s. Reimb dich, oder ich liß dich; Kölln 1702. 4.

Heut schenke ich euch ein paar Esel; das ist ja eine ehrliche Schenkung. Der h. Regulus hat einst aus einer besessenen Person einen Teufel ausgetrieben, worüber dieser hölliſche Gast also ergrimmet, daß er gleich hat wollen in den Esel des h. Regulus fahren, der Esel aber hat alsobald mit dem Fuße ein Kreuz auf die Erde gemacht, und solchergestalt den Satan vertrieben. Von diesem Eselskopfe wollen wir lernen, wie wir in der Noth unsre Zuflucht sollen zu Gott nehmen. Cantipratanus schreibt, daß in einer Stadt in Niederland sey ein Wucherer gestorben, welcher auf keiner Weise hat können in geweihter Erde begraben werden. Ist derowegen beschlossen worden, den Körper auf einen Esel zu laden, und wo dieser ihn würde hintragen, allda sollte sein Begräbniß seyn. Siehe, der Esel läuft schnell eifrig dem Galgen zu, und schüttelt daselbsten den verdammten Körper vom Rücken herab. Von diesem

Eselskopfe können wir lernen, wie abscheulich vor den Augen Gottes sey das Wuchern. — Heutiges Tages befiehlt der gebenedeite Jesus seinen Aposteln, sie sollen die Eselin samt dem Füllen ablösen und zu ihm führen. Diese zwei Esel schenke ich euch heute, und von diesen zwei Eselsköpfen könnt ihr lernen. Was? Das. Gleichwie nicht allein die große Eselin ist losgemacht worden, sondern auch das kleine Eselein; also sollen wir uns frei und ledig machen nit allein von großen Sünden, sondern auch von kleinen Sünden, zumalen diese kleine Funken seynd, aus welchen große Brünste entstehen, und pfleget auch der gerechte Richter solche in jener Welt auf das schärfste zu strafen im Fegfeuer.

## 33.

## Fortsetzung.

### Beispiele aus dem achtzehnten Jahrhunderte.

### 1) von August Herm. Francke († 1727).

(Bruchstück aus der Predigt: der zweifältige Sieg der Kinder Gottes über das Böse.)

— — Paulus spricht weiter: überwinde das Böse mit Gutem! Dem Apostel ists nicht genug, so jemand sich vom Bösen nicht überwinden lässet, sondern er will, daß auch das Böse mit Gutem überwunden werde. Es sollen die Gläubigen, wenn sie gleich allerhand Bosheit von den Menschen wider sich erfahren müssen, nichts desto weniger in allem Guten fortfahren, und sich im Geringsten daran nicht verhindern lassen, sondern vielmehr sich eben dadurch desto mehr aufmuntern lassen, desto größeren Fleiß daran zu wenden, daß sie den guten, wohlgefälligen und vollkomme-

nen Willen Gottes thun möchten, und desto mehr Gott den Herrn bitten, daß er sie in dem Guten dergestalt stärke und befestige, daß, ungeachtet alles ihnen widerstände, sie dasselbe dennoch vollbringen möchten zu seinem Lobe und Preise. Da will denn der Apostel sie versichern, so sie nur dergestalt in dem Guten würden fortfahren; so würde nicht allein das Böse sie nicht überwinden, sondern sie würden auch selbst über das Böse einen herrlichen Sieg davon tragen.

Seine Meinung aber ist, sie sollen äußerlich und innerlich in dem Guten fortfahren. Aeußerlich in Beweisung aller Liebe gegen den Nächsten, sowohl insgemein, als auch insonderheit gegen diejenigen, welche sie beleidigt, wie auch in Verrichtung der Geschäfte ihres äußern Berufes. Denn wenn der Mensch von andern Menschen beleidiget wird, läßt er sich in seinem Berufe leichtlich stören, daß er verdrossen wird, und um der Bosheit der Menschen willen nicht gern darin fortfahren will. So wird nun hie von dem Apostel dem Menschen angewiesen, er soll im Guten, und also auch sonderlich in dem, was sein eigner und besonderer Beruf erfordert, fortfahren, sich durch die Beleidigungen der Menschen darin im Geringsten nicht hindern lassen, so werde er denn in der beständigen Ausübung des Guten alles Böse, das ihm von Menschen begegnet, weit überwinden.

Innerlich soll der Mensch also im Guten fortfahren, daß er in seinem Glauben desto mehr trachte, sich mit Christo zu vereinigen, und unter aller Beleidigung, die ihm widerfährt, sehe er auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, wie derselbe es gemacht habe, da er von Menschen beleidigt ward. So soll ihm nun der Mensch Jesum zu seinem Muster und Vorbild nehmen, daß, wie derselbe von den Menschen

auch allerhand Böses erduldet hat, sogar den schmählichen Kreuzestod, und nichts desto weniger in der Liebe gegen sie blieben ist, beständig und unverweilt für sie gebetet hat, und sich aus derselben Festung der Liebe nicht treiben lassen; also er auch unter allen seinen Beleidigungen, die ihm begegnen, von Andern sich aus seiner Festung des Glaubens an Jesum und der Liebe gegen Gott und seinen Nächsten nicht herauswerfen lasse, sondern vielmehr solches als eine Gelegenheit ansehe, daß er desto mehr Sanftmuth ausübe, desto mehr seine Lindigkeit allen Menschen lasse offenbar und kund werden; desto mehr seine Hoffnung lasse grünen, welche er auf die Ewigkeit und auf die große Seligkeit in derselben gerichtet hat; desto mehr seine Geduld lasse wachsen und zunehmen; desto mehr Gelegenheit nehme, zu wachen und zu beten, auf daß er nicht hingerissen werde durch das Böse in einen Unmuth, als wodurch er gegen dieselben sich leichtlich würde entrüsten und Rache ausüben, die ihm doch so sehr verboten ist, und welche Gott der Herr ihm selbst vorbehalten hat, der einem jeglichen sein Thun vergelten wird. Wo dieses nun also geschieht; so überwindet der Mensch das Böse mit dem Guten. —

Und also bleibts denn vor Gott wahr, daß das Böse nicht das Gute überwinde, auch wo es äußerlich nicht das Ansehen hat, sondern es vielmehr scheinet, als wenn die bösen Menschen den Sieg behielten über die Frommen. Und hieran muß sich ein Christ begnügen lassen, daß, ob er gleich nicht äußerlich vor der Welt den Sieg erhält, er sich im Geringsten das nicht irren lasse; genug, wenn er den Sieg des Glaubens und guten Gewissens vor Gott, und den Triumph einer lebendigen und grünenden Hoffnung der ewigen Herrlichkeit davon trägt. Ach ja, ein ruhig, friedsam

und fröhlich Gewissen bei Gott ist der edelste und köstlichste Sieg. Wenn der Mensch das behält; so hat er genug überwunden, wenn gleich der Andere sich rühmet, daß er ihn überwunden habe. So nur der Mensch sich nicht lässet vom Bösen überwinden, von der Liebe zu weichen um des Bösen willen, so ihm von Andern erwiesen, und dennoch über sein Herz wachet und betet, dennoch streitet gegen die Sünden, die sich in unsern Gliedern regen, daß er sie durch den heiligen Geist überwinde, und bleibe in der Liebe; so bleibet er in Gott, und Gott in ihm!

## 2) von Joh. Lorenz v. Mosheim († 1755).

### Bruchstück aus seiner im Jahr 1735 zu Braunschweig vor dem herzogl. Hause über Matth. 20, 12 gehaltenen Predigt: die Gleichheit aller Menschen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit.

Wir nehmen uns heute etwas Großes und Wichtiges vor, gel. Freunde. Wir wollen euch alle, die ihr hier zugegen seyd, so unterschieden ihr auch der Macht, dem Stande, den Gütern, der Wissenschaft nach seyn möget, in eine Heerde sammeln. Wir wollen das, was hoch unter euch ist, erniedrigen, und das, was gering und niedrig, erhöhen. Wir wollen euch, Hohe dieser Erde, die ihr über uns nach der Ordnung Gottes herrschet und Gesetze gebet, von eurer Höhe durch die Macht der göttlichen Wahrheit herunterführen und zur Liebe gegen die Allerniedrigsten bringen. Wir wollen euch Arme und Verachtete aus den Gruben, worin euch Furcht, Mangel und Kummer gefangen hält, hervorziehen und von der beschwerlichen Herrschaft des Neides, von dem Verdruß und Unwillen über das Glück anderer Menschen, von der Zaghaftigkeit, die euch die Macht

und Ehre der Erhabenen einbläset, erretten. Billig sollte euch allen das, was wir vorzutragen gedenken, lange bekannt seyn. Billig solltet ihr alle wissen, daß der Unterschied der Stände, der Würden, der Ehren, der Güter, nur zur Erhaltung und Ordnung der menschlichen Gesellschaft nöthig sey, und keinesweges die natürliche Gleichheit der Menschen aufhebe. Allein was ist leider unbekannter, als dieses? Die, so von dem Herrn etwas höher gesetzet worden, als andre, sehen auf die, so unter ihnen stehen, wie auf den Schaum der Welt und als auf Gefäße, die nur zu ihrem Dienste bereitet sind, herab. Die hingegen, so zu schwach und kraftlos sind, als daß sie sich aus der Armuth und Mühe erheben könnten, stellen sich die Höheren entweder als Götter vor, die sie anbeten müssen, oder als Tyrannen, die ohne Fug und Recht dasjenige erobert, was andern gehörte. Und wie kläglich sind die Früchte, die daher entstehen? An der einen Seite Unbarmherzigkeit, Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Stolz, Eigensinn, Rachgier, Ueppigkeit; an der andern sündliche Menschenfurcht, Ungeduld, Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes, Nachstellung, Betrug! Die reine Vernunft verdammt diese Meinungen. Allein was hat sie ausgerichtet? Das Wort unsers Gottes kann allein den bezauberten Geist der Menschen zurecht bringen, und die Decke zerreißen, die uns unsre wahre Gestalt verbirgt.

Die Gleichheit aller Menschen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit.

Wir theilen unsre Zuhörer in zwei Haufen, in Reiche und Arme, und reden einen jeden Haufen insonderheit an. Wir sind bereit

1) jenen darzuthun, daß sie wegen der Vorzüge, Güter, Würden, die sie in der Welt besitzen, in der That nicht höher und größer, als andere Menschen, sind;

2) diesen zu zeigen, daß ihre Niedrigkeit, Armuth und Schwachheit sie in der That nicht unter die andern erniedrige, denen sie in der Welt sonst weichen müssen.

1) Wir gönnen euch den Vorzug, dessen ihr in der Welt genießet, Große, Begüterte und Angesehene, und richten unsre Rede zuerst an euch. Ist ein ungefälschtes Verlangen nach der reinen Wahrheit in euch; so werden wir euch überzeugen, daß euer Reichthum, eure Macht, eure Würden, eure Ehren, und was euch sonst über andre Menschen erhöhet, eingebildete Güter sind, die euch in der That nicht größer machen, als ihr von Natur seyd. Ihr seyd denen gleich, die euch so tief unter euch gesetzet scheinen, als wenn es Menschen von einer andern Gattung wären. Sehet, wenn euch euer Wohlstand zum Hochmuthe verführen will, erstens auf die Ursachen des Glückes, das euch so aufbläset; sehet vors andere auf die Natur und Beschaffenheit der Dinge, die ihr Glück und Vorzüge heißet; sehet endlich auf den Zustand derer, denen das entzogen ist, worauf ihr euern Vorzug gründet.

Sehet zuerst auf die Ursachen der Dinge, die eure Seelen so hochmüthig machen. Die Menschen, die höher, als andre, sind, sind durch zwei Wege zu dem Gipfel gelangt, worauf sie stehen. Einige haben das, was sie groß macht, einem Zufall zu danken, woran ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit, ihre Bemühung und Sorgfalt keinen Theil genommen. Dieser hat es blos seiner Geburt zuzuschreiben, daß ihn die Welt anbetet. Jenen ziehet ein unvermutheter Fall, eine Begebenheit, woran weder er, noch andere gedacht, aus dem Staube hervor. Dort wird jemand, man weiß nicht wie, hinaufgerücket, der es selbst nicht läugnen kann, daß Andere des Glückes, das ihm begegnet, würdiger sind.

Hier kommt ein Andrer empor, weil der Eigensinn oder die blinde Neigung eines Gewaltigen ihn durchaus erhöhen will. Andre steigen durch sich selbst, und erhalten ihre Vorzüge nicht sowohl durch einen unverhofften Zufall, als durch ihren Fleiß, Bemühung und Arbeit. Es sind viele, die sich ein gewisses Ziel vorstellen, und mit allen Kräften nach demselben ringen, die einen jeden Fußbreit des Weges zu ihrer Wohlfahrt mit ihrem Schweiße erkaufen und benutzen, und am Ende ihrer Bahn die Menge der Hindernisse bewundern, die sie überwunden haben. Weder diese, noch jene können, wo sie weise handeln wollen, von dem Glücke, das ihnen zugefallen, Anlaß zum Hochmuth nehmen. Was hat der zu rühmen, dem die Vortheile, womit er versehen ist, sich von selbsten zugesellet haben? Nichts, als die Güte des Herrn, die, nach ihrer Freiheit, ihm vor Andern einen Theil ihrer Gaben zugemessen, damit er dieselben wohl verwenden möchte. Was hat der zu rühmen, der seine Vorzüge durch einen wachsamen Eifer erjagt hat? Nichts, als die Barmherzigkeit Gottes, die den Trieb zu arbeiten in seine Seele gepflanzet, die seinem Geiste die Kräfte verliehen, welche Anderer Menschen Augen auf ihn gezogen, die den Ueberlegungen seines Geistes und den Arbeiten seiner Hände das nöthige Gedeihen gegeben, die seine Lebensumstände so weise geordnet, daß er Zeit und Gelegenheit gefunden, mit seinem Pfunde zu wuchern.

Sehet vors andre auf die Dinge selber, die man Glück zu nennen pflegt, und auf den Werth derselben. Ein Theil legt ihnen zu viel, ein Theil legt ihnen zu wenig zu. Jesus hat sowohl diese, als jene, durch das Licht seiner Lehre besser unterrichtet. Die das, was Glück heißt, weder sich, noch Andern gönnen wollen, weil es, ihrer Meinung nach, schädlich und böse ist,

denken nicht daran, daß der Herr den Seinen diese Güter, als eine Belohnung ihrer Treue in diesem Leben, bisweilen zugeworfen. Sie sehen nicht, daß diese Güter in dem jetzigen Zustand der Welt zu vielem Guten können gebraucht werden, und daß einige mit denselben begabt seyn müssen, wo die Verbindung und Gemeinschaft der Menschen nicht zerfallen und alle Ordnung zerstört werden soll. Sie erwägen nicht, daß nichts von denen Dingen, die der Herr gemacht, böse sey, sondern allein durch die Unart und den Mißbrauch der Menschen schädlich und böse werde. — Doch diejenigen sind noch in einem größeren Irrthume, die den Grund aller Wohlfahrt und Glückseligkeit in dem Reichthum, in der Ehre, in dem Ansehen zu finden vermeinen. Vergessen diese denn, daß alles dasjenige kein wahres und rechtes Gut heißen könne, was unsre Seele nicht weiser, nicht heiliger, nicht gewisser von ihrer künftigen Seligkeit macht? Vergessen diese denn, daß Erkenntniß des Geistes, Gesundheit des Leibes, Standhaftigkeit des Gemüths, Gelassenheit des Herzens keine nothwendigen Folgen der Macht und des Ueberflusses sind? Vergessen diese denn, daß jene Welt sie von allen diesen Gütern entblößt aufnehmen, und daß alle Pracht an dem Rande der Grube, die ihnen schon bereitet ist, zurück bleiben werde? Wir legen diesen Dingen, die man Glück nennt, etwas von einem Werthe bei. Es sind Geschenke Gottes, die als Mittel weise können gebrauchet werden, mancherlei Gutes durch den Menschen auszurichten. Es sind Seile, welche die mannigfaltigen Glieder der menschlichen Gesellschaft zum allgemeinen Besten zusammenhalten, und zu einem Leibe verbinden. Es sind Vortheile, die denen, welche sie haben, viel Gutes, wo sie nicht verkehrt gebraucht werden, schaffen können. Allein wir läugnen, daß sie den

Werth haben, den ihnen der gröſste Theil der Menſchen beileget. Wir läugnen, daſs die, welche ſie gegeben, deswegen in der That gröſser und höher, als ihre Brüder ſind, denen ſie fehlen. Es iſt etwas, in Hoheit, Ehre und Anſehen zu ſeyn. Es iſt etwas, über viele Tauſende zu regieren. In der Welt haben die ſich eines groſsen Vorzugs zu rühmen, die der Herr in hohe Würden, Aemter, oder ſogar auf den Thron der Geſetzgeber geſetzt hat. Allein kennt ihr auch die unausbleiblichen Gefährten dieſer irdiſchen Vortheile? Was für ein Uebel iſt der beſtändige Zwang des Leibes und Gemüthes, in dem die Groſsen und Gewaltigen ihre Tage zubringen müſſen? Was für ein Uebel iſt das Uebermaas der Begierden, das ſich der Herzen der Groſsen faſt nothwendig bemeiſtert? Stellet euch hingegen einen Menſchen vor, der ſich den Namen eines rechtſchaffenen Chriſten und redlichen Mannes zu wege gebracht; dem die Arbeit ſeiner Hände ſo viel giebt, als er brauchet, ſich und die Seinen zu erhalten; der ſein wohlerworbenes Brod ohne Zwang in Ruhe und Gelaſſenheit verzehret; den Niemand ſtöret, ſein Herz zu unterſuchen, ſeinen Wandel zu prüfen, ſeine Seele zu jener Welt zu bereiten; dem keine irdiſche Pracht den Verſtand beraubt, den kein Schmeichler zum Hochmuthe reizet; der nichts mehr begehret, als aus dem Stande, darin er lebet, zu der wahren Freiheit der Kinder Gottes durch einen ſanften Tod zu gelangen; iſt das Gute, das ein ſolcher Menſch beſitzet, nicht allen Würden und Ehren dieſer Erde, die nichts weniger, als Ruhe der Seele verſprechen, vorzuziehen?

Sehet endlich auf den Zuſtand derer, die arm, niedrig und gering ſind. Ihr ſeyd glücklich; jene ſind unglücklich. Und wer iſt denn Schuld und Urſache an dem Unglücke dieſer, die doch eure Brüder bleiben; ſie

mögen euch noch so schlecht scheinen? Wer macht es, daß so viele Unglückliche den Erdboden bewohnen, dessen Früchte doch allen Menschen gehören? Thut ihr es nicht selber? Kommt das Elend, die Armuth, der Jammer unzähliger Menschen nicht von der Gewaltthätigkeit, der Ungerechtigkeit, der Ueppigkeit und den unersättlichen Begierden derer, welchen der Herr Gewalt, Reichthum und Ehre anvertraut hat? — Ihr seyd glücklich, und jene sind unglücklich. Es sey so. Und wer hat denn euer Glück, wer hat jener Unglück ausgetheilet? Wer hat die Stufen und Ordnungen unter den Menschen gemacht? Wer hat diese erhoben und jene unterworfen? Wer hat euch auf den Thron gesetzet, und jene auf den Acker gewiesen? Ist dies alles nicht ein Werk der Vorsehung und Regierung des Höchsten, der nach seinem freien Willen einem Jeden das Seine giebt? Und ihr haltet euch unendlich hoch, und ihr unterdrücket und schimpfet Andre, weil es dem Herrn gefallen, euch einen höhern und diesen einen niedrigern Platz unter den Menschen anzuweisen? Ist es ein Unglück, das euer Nächster träget, der euch so verächtlich vorkommt; so ist es ein Unglück, das ihm der Herr aus weisen Ursachen auferleget. — Ihr seyd glücklich, und jene sind unglücklich. Und wie lange währet denn dieser Unterschied? Wie lange wird euch euer Glück erfreuen? Wie lange wird euern Bruder sein Unglück betrüben? Ist der Tag nicht nahe, der euch alle in den Schoos der Erde sammeln wird? Eilet die Stunde nicht herzu, die euch in eine Welt führen wird, die von keiner Ungleichheit des Standes und der Güter weiß?

2) Alles, was wir bisher zur Erniedrigung der Großen und Reichen dieser Welt gesaget, findet wiederum seine Stelle in dem andern Theile unsrer Betrachtung,

in dem wir die Armen und Niedrigen erhöhen wollen, um die Gleichheit aller Menſchen deſto klarer zu beweiſen. Niemand hat Urſache, mißvergnügt zu ſeyn, niemand hat Urſache, über Gott ſich zu beſchweren, niemand hat Urſache, Andre für glücklicher, als ſich ſelbſt, zu halten, als Derjenige, dem etwas von den Dingen fehlt, die zur wahren Glückſeligkeit eines Menſchen unentbehrlich ſind. Es liegt alſo nur daran, um uns zu beruhigen, die wir ſcheinen von Gott vergeſſen zu ſeyn, daß wir forſchen, ob die Güter, ob die Ehren, ob die Wollüſte, die wir Andern mißgönnen, und uns mit einer ſo heftigen Begierde wünſchen, unſerm wahren Glücke einen Zuſatz geben könnten. Die dieſes unterſuchen wollen, müſſen vor allen Dingen nicht bei den Menſchen, die dem Scheine mehr, als der Wahrheit einräumen, nicht bei gewiſſen Lehren einer vermeinten Weisheit, die ihre Beſchreibungen des höchſten Gutes nach dem Willen ihrer eigenen Natur abfaſſet, nicht bei ſich ſelber und ihren angebohrnen Neigungen nachfragen, worin das Glück der Menſchen beſtehe? ſondern allein dem Ausſpruche des Geiſtes Gottes und der Vernunft Gehör geben. Wer iſt eigentlich nach dieſem untrüglichen Ausſpruche glücklich? Der, deſſen Geiſt mit ſo viel Verſtand begabt iſt, als er brauchet, ſeinen Wandel in der Ordnung, worin er ſtehet, vorſichtig und weiſe zu führen; der, deſſen Wille ſo gemäßigt iſt, daß ihm ſeine Begierden keine unnützen Sorgen, keinen Gram, keine heftigen Bewegungen verurſachen; der, ſo gewiß iſt, daß er in jener Welt einen gnädigen Richter finden werde, und daher den Tod nicht ſcheuet! der, dem dabei ſo viel gegeben, oder der doch ſo viel erwerben kann, daß er die Nothdurft der Natur vergnügen, und den Leib gegen die äußerlichen Anfälle der Luft bedecken kann. Und wenn alle Schätze der Welt bei uns

versammelt wären; und wenn sich unsre Herrschaft von einem Ende der Erde bis an das andre erstreckte; so würden wir doch unglücklich seyn, wenn unser Verstand in Finsterniß, Blindheit und Unwissenheit steckte, wenn unsre Begierden uns unaufhörlich marterten und beunruhigten, wenn wir nicht wüßten, ob das Ende unsers Lebens nicht der Anfang eines immerwährenden glückseligen Lebens seyn würde. Irrthum, Thorheit und Unverstand ist es, wo ihr meinet, daß das wahre Glück des Menschen in etwas anderm, als in einem aufgeklärten Geiste, in einer stillen und dem Herrn ergebenen Seele, in einer gewissen Hoffnung der künftigen Herrlichkeit bestehe, die der Herr den Heiligen zugesaget! u. s. w.

Gewöhnet euch, ein wahres Bild den falschen Bildern der Welt entgegen zu setzen. Wir wollen euch dieses Bild zuletzt vorhalten. In der Welt könnet ihr die Gleichheit aller Menschen nicht wohl lernen. Sie ist zu unruhig; sie ist zu geschminkt; sie zerstreuet unsre Gedanken zu stark. Gehet demnach aus der Welt. Schließet eure Augen vor dem Gegenwärtigen und Sichtbaren. Tretet mit uns vor den Richterstuhl Jesu Christi!

Herr! welch ein Anblick! welch eine Majestät! welch eine Herrlichkeit! Was sind die Throne dieser Erde vor dem Throne Jesu? was ist der größte Monarch gegen diesen König? Jesus sitzet, das Gericht zu halten. Die ganze Welt stehet vor ihm, und erwartet aus seinem Munde ihr Urtheil. Der Herr theilet diese unendliche Menge in ihre Gattungen und Ordnungen. Zählet, wie viele Haufen gemacht werden! Nur zwei. Er wird die Schafe za seiner Rechten stellen, und die Böcke zur Linken. Wo sind die mannigfaltigen Aemter dieser Welt? Wo sind die Könige? Wo sind die Gewaltigen und Fürsten? Wo sind die Reichen und Erhabenen? Wo sind die Armen, die Tageiöhner, die Bettler? Sie stecken alle in einem von diesen beiden Haufen.

Sie sind entweder zur Rechten, oder zur Linken des höchsten Richters. Sehet hier, Menschen, wie viel eure Würden und Vorzüge bedeuten! Sehet hier, was ihr seyd und seyn werdet!

Häupter dieser Welt! Hohe und Gewaltige! Tretet, so oft euch eure Vorzüge blenden, so oft euch der Hochmuth ansicht, vor diesen Spiegel. Laßt euch dieses Bild mahlen, und setzt es in eure Kammern, damit ihr allezeit ein Gegengift gegen die betrügliche Zunge des Schmeichlers und die Irrlichter eures Standes um euch haben möget! Wie lange wird die Herrlichkeit noch währen, die euch von uns so weit absondert? Die Zeit wird bald kommen, da ihr entweder zur Rechten oder zur Linken des großen Richters stehen werdet!

Arme und Geringe! Tretet vor diesen Spiegel, so oft euch die Ungeduld über die Ungleichheit dieser Welt und der Schmerz über die Gewaltthätigkeit der Mächtigen niederwirft. Der Tag ist nahe, an dem alle die Dinge, deren ihr hier entbehren müsset, ihren Werth werden verloren haben. Vor dem Throne Jesu wird euch eure Niedrigkeit nicht beschimpfen. Vor dem Throne des Erlösers wird der, den ihr hier so furchtsam verehrt, zum wenigsten nichts mehr seyn, als ihr. — O möchten wir mit Gewißheit hinzusetzen können, daß wir alle, so unterschieden wir hier sind, dort einander vollkommen gleich seyn, und zur Rechten des Herrn zusammen kommen werden!

3) von Aug. Fr. Wilh. Sack († 1786), Bruchstück s. Predigt über Psalm 73, 28. „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte." — Aus dem ersten Th. s. Predigten, Magdeb. 1735. 8. S. 131.

Die Gottesfurcht ist des Menschen ein-

zige Sicherheit und allerhöchste Glückseligkeit.

1) Sie ist das sicherste Mittel, das Gemüth eines Menschen wahrhaftig zu beruhigen;

2) sie ist die kräftigste Aufrichtung in der Widerwärtigkeit; und

3) der beste Trost auf dem Todbette.

## Bruchstück aus dem ersten Theile.

Die wahre und höchste Glückseligkeit eines Menschen besteht in der That nur in einer wirklichen Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths. Die meisten aber fällen ganz falsche Urtheile von den Dingen dieser Welt, und suchen ihre Ruhe und Glückseligkeit auf Wegen, die sie zuletzt zur Reue, zur Unruhe, zur Verzweiflung und zum Unglücke führen. Dies wiederfährt allen, die ihr Glück und ihre Gemüthsruhe überhaupt in solchen Dingen, die bei dem Tode aufhören, und insbesondere in den unvernünftigen Ergötzungen wollüstiger Triebe, in den elenden Befriedigungen einer aufgeblasenen Ehrsucht, oder in der niederträchtigen Begierde nach irdischen Gütern suchen. Das ist meine Freude, denkt der eine, daß ich meine sinnlichen Lüste und Triebe vergnügen. Das aber ist meine Freude, denkt der andre, daß ich reicher bin, wie meine Nachbarn, und mein Geld bei Tausenden zählen kann. Und meine Freude ist das, denkt noch ein andrer, daß ich mehr bin, wie mein Nächster, und das Ansehn weltlicher Ehre meinen Namen begleitet. Diese alle suchen Ruhe und finden sie nicht; und das ist das Unglück der Thoren. Die wahre Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths kann eigentlich nur durch folgende drei Stücke erlangt werden: durch eine Befreiung von unruhigen Affecten und thörichten Wünschen; durch eine gegründete Gewiß-

heit der Gnade Gottes, und durch eine sichere und überzeugende Hoffnung eines zukünftigen Lebens. Und dies sind nur allein die Wirkungen einer wahren Gottesfurcht.

Die wahre Gottesfurcht, wenn sich nämlich ein Mensch in der beständigen Betrachtung der Gegenwart Gottes und der Gewißheit eines zukünftigen Lebens aufrichtig und unermüdet bemühet, sein Gemüth von aller Ungerechtigkeit zu reinigen und zu aller Wahrheit und Tugend zu gewöhnen; eine solche Gottesfurcht, die nur allein dieses schönen Namens werth ist, befreiet von allen unruhigen Affecten und thörichten Wünschen. Denn durch die wahre Furcht Gottes werden alle unsre Neigungen so gereiniget, und alle unsre Begierden so in Ordnung gebracht, daß sie allezeit, und insbesondere in der Versuchung, den Eingebungen des Gewissens und den Leitungen der himmlischen Weisheit unterworfen, und wir auf die Weise bei der Wahrheit und Unschuld bleiben. Die Furcht Gottes, wenn sie rechter Art ist, heiligt und verbessert alle unsre Affecten. Sie macht aus der Wollust ein keusches, ein mitleidiges, ein gelindes und sanftmüthiges Herz, ein Herz, das mit einer zärtlichen Liebe gegen Gott und Menschen angefüllt ist. Sie macht aus dem Hochmuthe und der Ehrsucht einen demüthigen Sinn, und dabei ein edles Verlangen nach der wahren Ehre, Gott, dem unbetrüglichen Herzenskündiger, durch Unschuld und Tugend zu gefallen. Der Geiz wird durch die wahre Gottesfurcht eine großmüthige Verachtung und Geringschätzung irdischer Güter, und hingegen eine aufrichtige und beständige Begierde, reich zu werden in Gott. — Die wahre Gottesfurcht befreit uns hiernächst auch von allen thörichten Wünschen, und folglich von tausend Ursachen der Unruhe und Unzufriedenheit. Sie macht, daß wir un-

ſre Hoffnung nur allein auf Gott und auf ſolche Dinge ſetzen, die uns nicht können genommen werden. Sie macht, daß alle unſre Wünſche beſcheiden und gemäßigt werden, und wir alſo beſtändig vergnügt und zufrieden bleiben mit dem, was uns die weiſe Vorſehung unſers himmliſchen Vaters in dieſer Welt zutheilt. Man kann gar wohl ſagen, daß die wahre Gottesfurcht auch ſelber die Nothwendigkeiten und Bedürfniſſe eines Menſchen weniger mache, und alſo auch auf dieſe Weiſe die Ruhe und Zufriedenheit ſeines Gemüths befördere. Kurz, ein Menſch, der Gott von Herzen fürchtet, und nach dieſer Furcht ſeinen Wandel einrichtet, bekommt nach und nach eine ſo vernünftige Gleichgültigkeit in Anſehung aller irdiſchen und vergänglichen Vortheile, dadurch ſein Verlangen eingeſchränkt, und ſein Gemüth in eine himmliſche Ruhe und Vergnügung geſetzt wird.

Die wahre Gottesfurcht iſt hiernächſt auch dadurch das einzige und ſicherſte Mittel, unſer Gemüth wahrhaft zu beruhigen, weil ſie uns in eine recht gegründete Gewißheit der Gnade Gottes ſetzt. Und hierin beſteht das allervernünftigſte Vergnügen, wenn ein Menſch durch recht überzeugende Gründe und durch ein wirkliches Gefühl der Seele gewiß iſt, daß er einen gnädigen Gott im Himmel hat, und ſeinen Schöpfer als den mächtigſten ſeiner Beſchützer, und als den beſten und treueſten ſeiner Freunde anſehen kann. Denn ein ſolcher Menſch iſt allezeit guter Zuverſicht aufs Zukünftige. Wenn Andre tauſend Gefahren und widrige Zufälle fürchten; ſo ruht ein frommer Menſch ganz unbeſorgt in den Armen der göttlichen Vorſehung. Er befiehlt dem Herrn ſeine Wege, und hoffet auf ihn, und weiß, daß der es wohl machen werde. Wie glücklich und ſicher lebt der Menſch, der ſich zu Gott hält, und ſeine Zuverſicht ſetzt auf den Herrn!

Die wahe Gottesfurcht, die das Herz eines Menschen mit Unschuld und seinen Wandel mit Tugend zieret, ist endlich das beste und einzige Mittel, unser Gemüth wahrhaft zu beruhigen, weil sie uns in eine sichere und gegründete Zuversicht eines künftigen Lebens setzt. Ein zukünftiges seliges und ewiges Leben mit Ueberzeugung glauben, dasselbe mit Grunde hoffen, und von dessen Erlangung durch ein lebhaftes Gefühl der Zuversicht gewiß seyn; das ist der allerhöchste Grad von Ruhe, von Zufriedenheit, von Trost und von Freude, den ein Mensch nur immer in dieser Welt wünschen und erlangen kann. Kein Kummer ist so groß, den ein Christ durch das Andenken und durch die in seiner Seele versiegelte Hoffnung der zukünftigen Seligkeit nicht überwinden könne. Und eben dies soll einen unter uns bewegen, daß er sich in der beständigen Erwartung eines zukünftigen Lebens einer ungeheuchelten Gottesfurcht und eines recht frommen Wandels befleißige, und in der Betrachtung der Kürze und Ungewißheit seines zeitlichen Lebens sich nicht eher zufrieden gebe, bis er in dieser wichtigen Sache zu einer recht überzeugenden Gewißheit gelanget, und versichert seyn könne, daß ihm seine Beilage im Himmel bis auf den Tag Jesu Christi behalten werde. u. s. w.

4) vom Abte Joh. Fr. Wilh. Jerusalem († 1788).

Bruchstück einer Predigt über das Evangelium am 23 Trinit. Matth. 22, 15—22. (Man sehe s. zu Braunschweig 1745 erschienene Sammlung einiger Predigten vor dem herzogl. Hause zu Wolfenbüttel gehalten; S. 277 ff.)

Thema: Daß die christliche Religion den Verfassungen der bürgerlichen Gesellschaf-

ten nicht allein nicht zuwider sey, sondern ihre Vollkommenheit auf die möglichste Weise vielmehr befördere.

Es kommt in der menschlichen Gesellschaft, wenn sie glücklich seyn soll, auf zwei Stücke an. Das erste ist: daß die Obrigkeit ihre Pflichten gegen die Unterthanen gehörig in Acht nimmt; das zweite: daß die Unterthanen ihrer Obrigkeit die gebührende Schuldigkeit erweisen. Diese zwei Stücke sind die Säulen, worauf die ganze Wohlfahrt der Menschen hier auf Erden sich gründet. Und wenn wir erwiesen haben, daß die christliche Religion nicht allein keinem von diesen beiden Stücken zuwider ist, sondern dieselben vielmehr aufs herrlichste bestätigt; so haben wir auch unsern Hauptsatz selbst bewiesen, daß das Christenthum und die Wohlfahrt der Menschen aufs glücklichste bei einander bestehen können.

## Bruchstück aus dem ersten Theile.

Die erste und größte Pflicht der Regenten, woraus alle die übrigen fließen, ist überhaupt diese: daß sie die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu erhalten, und, so viel sie können, zu vermehren suchen. Die verschiedenen Regierungsformen machen hierin keinen Unterschied. Ein Regent mag mit gewissen Bedingungen herrschen, oder er mag eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen besitzen; die Wohlfahrt seines Volkes bleibt dennoch sein ewiges Gesetz, von dessen Einschränkung ihn weder Geburt, noch Stand, noch Hoheit befreien können. Dieses Gesetz ist die erste Stütze, worauf die Wohlfahrt der Menschen und aller Gesellschaften in der Welt beruht. Und so lange diese bestehet; so lange ist der Herr, so lange sind seine Unterthanen glücklich; so lange bleibt beider Wohlfahrt unbeweglich. Sobald wird aber diese Säule nicht umgerissen; so stürzt der festeste Bau eines Reiches,

und ein Simson, der seine Gewalt daran mißbraucht, wird mit dem Volke zu gleicher Zeit darunter erschlagen. Es sind bisweilen Schmeichler und Verräther gewesen, die ihr verdammtes Glück auf den Untergang ihrer Mitbürger haben bauen, und ihre Fürsten überreden wollen, daß dieses Gesetz eine nachtheilige Einschränkung ihrer Hoheit und der obersten Gewalt wäre, die Gott und die Geburt ihnen über ihr Volk gegeben; und es sind Fürsten bisweilen so unglücklich gewesen, daß sie diesen verführerischen Lehrsätzen haben Gehör gegeben. Sie sind aber auch die ersten Opfer ihrer Verräther geworden, und haben mit ihren verwüsteten Reichen der Welt den traurigen Beweis gegeben: wie unglücklich ein Regent sich macht, wenn er glaubt, er sey nicht mächtig genug, wenn er nichts als Gutes thun könne; und wie unmöglich eine menschliche Gesellschaft bestehen könne, wenn ihre Wohlfahrt nicht das Grundgesetz bleibt, wornach sie regiert wird. Denn wie kann die Glückseligkeit der Welt ohne dieses Gesetz sich erhalten? Wenn eine Obrigkeit glaubt, sie verliere dadurch etwas an ihrer hohen Gewalt, daß sie sich an die Wohlfahrt ihrer Unterthanen binden muß; so wird sie ihre Leidenschaften zur ersten Regel ihrer Herrschaft machen, und an das Heil ihrer Bürger nie, als nur alsdann gedenken, wenn sie wissen will, worin dasselbe noch eine neue Nahrung ihrer Begierden werden könne. Aber werden dann die Kräfte eines Volkes unerschöpflich bleiben? Wenn es bald ein Opfer der Wollust, bald des Ehrgeizes, bald einer andern Begierde werden muß; wird es nicht endlich gar verzehrt werden? Und wer ist der Regent, der es für zu gering halten könnte, sein Volk glücklich machen zu müssen? Sind nicht er und sein Haus der erste und edelste Theil des Volkes? Ist er nicht das Haupt von dem Körper seines Staates? Ist nicht die Wohlfahrt

seiner Unterthanen der Grund, worauf die Größe seines Hauses sich stützt? Wie will aber dieses bestehen, wenn der Grund geschwächt, oder gar umgerissen wird? Und wie will das Haupt seine Stärke behalten? Wer soll zur Erhaltung desselben arbeiten, und seine Befehle ausrichten, wenn die Glieder entkräftet, ohnmächtig, oder gar verstümmelt sind? Ist nicht die Gleichgültigkeit des Landes die einzige Quelle, woraus der Regent die Mittel schöpfen muß, wenn seine Majestät ihren Glanz, sein Haus die Hoheit, sein Thron die Stärke, sein Leben die Ruhe, und seine Grenzen ihre Sicherheit behalten sollen? Ist es diese Wohlfahrt seines Landes nicht allein, die ihn bei den entferntesten Völkern geliebt, bei seinen Bundesgenossen geehrt, bei seinen Feinden gefürchtet, bei seinen Unterthanen angebetet, und bei der spätesten Nachwelt seinen Namen gesegnet macht? Es kann also keine menschliche Gesellschaft bestehen, wenn dieses nicht das erste Gesetz des Regenten bleibt, daß er die Wohlfahrt seines Volkes befördern und erhalten will; und ein Regent kann sich nicht unglücklicher machen, als wenn er dasselbe aus den Augen setzt, und sich einbildet, daß er nicht mächtig genug sey, wenn er nicht die Freiheit habe, es, so oft er wolle, zu übertreten.

Wie vortrefflich aber stimmen die Lehren unsrer Religion mit dieser Wahrheit überein! Wie herrlich wird sie nicht dadurch erklärt und bestätigt! Gebet Gotte, was Gottes ist! Erlaubt es uns, Große der Erden, daß wir zuerst aus diesen Worten eures Erlösers die Pflichten herleiten, die Gott, der euch zu Herrschern seines Volkes erwählet hat, von euch fordert. Gebet Gotte, was Gottes ist! Dieser Befehl gehört ohne Ausnahme für alle Menschen. Regenten sind also Gott sowohl ihre Pflichten, wie andere Menschen, und seinen Geboten eben so vielen Gehorsam und Rechenschaft, als

andere, schuldig. Sind sie aber in den Augen Gottes nichts als Menschen; so müssen sie auch ihre Unterthanen als ihre Nächsten ansehen, deren Wohlfahrt sie ohne die größte Verantwortung keinen Augenblick mit Vorsatz versäumen können. Höret es, ihr Herrscher! Nehmet es zu Ohren, ihr Könige! Dies sind die Pflichten, die der Herr euer Gott, die das Christenthum von euch fordert! Fürsten sind dem Gesetze Gottes so wohl, als andere Menschen unterworfen; und sie müssen Gott so wohl, als ihre Unterthanen Rechenschaft geben. Sie sind Menschen. Sie haben mit ihren Unterthanen einerlei Ursprung, einerlei Bedürfnisse, einerlei Schwachheiten, einerlei Ende. Sie haben Einen Herrn, Einen Gott und Vater; sie hoffen auf Eine Seligkeit; sie haben einerlei Mittel, dieselbe zu erlangen. Verlasset euch nicht auf Fürsten. Dies sagt selbst einer der größten Könige (Psalm 146, 3); denn sie sind Menschen, sie können ja nicht helfen. Sie haben also ihre Vorzüge nicht von sich selber, sondern Gott ist es, der sie nach seiner Freiheit zu Herrschern über ihre Völker erwählet hat. Er setzet (Dan. 2) Könige ab, und setzet Könige ein. Durch seine Weisheit regieren die Könige, und die Rathsherren setzen das Recht; durch ihn herrschen die Fürsten, und alle Regenten auf Erden. Regenten sind also, bei aller ihrer Hoheit, unter dem Gesetze und Gerichte Gottes. Gott macht aber unter seinen Dienern keinen Unterschied. Ihr Beruf ist nur verschieden. Aber er fordert von allen dieselbe Treue, denselben Gehorsam. Dem einen ist nur ein Pfund, dem andern sind zehn, einem andern hundert Pfund gegeben. Der eine ist von ihm zum Herrschen, der andere zum Gehorchen bestimmt. Dem einen ist nur die Wohlfahrt eines Hauses zu besorgen gegeben; dem andern hat er die Wohlfahrt ganzer Länder, ganzer Völker anvertraut. Die

Schuldigkeit aber, dem Willen ihres Herrn zu gehorchen, und ihren Beruf in Acht zu nehmen, bleibt bei allen gleich. Sie müssen alle zu einem gemeinen Endzwecke, zur Vollkommenheit der Welt arbeiten, und dem Herrn, wenn er zu Gerichte kommt, ihre Rechenschaft geben.

Sind aber die Regenten nichts als Menschen, die unter dem Gesetze und Gerichte Gottes stehen; und haben sie die Herrschaft über ihre Unterthanen nur vom Herrn zum Lehn, dem sie davon Rechenschaft geben müssen; so wird auch der zweite Schluß deutlich werden, daß sie schuldig sind, für die Wohlfahrt ihrer Unterthanen, wie für ihre eigene, zu sorgen. Sie sind Menschen, und ist bei Gott kein Ansehen der Personen. Was sind aber ihre Unterthanen? Menschen, wie sie, Kinder von einem Vater; Erben zu einem Reiche; Menschen, die mit ihnen zu einerlei Glückseligkeit erschaffen sind, die mit ihnen einerlei Empfindungen, einerlei Triebe zur Freiheit haben. Sollte nun Gott ihnen die Herrschaft über ihre Mitgeschöpfe mit der unbedingten Freiheit übergeben haben, dieselben nach ihrem Eigensinne zu mißbrauchen? Sollte Gott, der alle Menschen mit einer gleichen Zärtlichkeit liebet, der sie alle zu einer gleichen Vollkommenheit bestimmet, den größten Haufen seiner Kinder zum unglücklichen Opfer des Hochmuths, des Eigennutzes und der Eitelkeit etlicher weniger Menschen hingegeben haben? Nein Menschen! das Christenthum hat besser für eure Rechte gesorget. Ihr Herren und Gewaltige! Der Gott, der euch so hoch über uns erhaben, befiehlt euch, uns nichts desto weniger für eure Nächsten zu halten. Der Gott, dem ihr dienet, will, daß ihr uns, wie euch selber lieben sollt. Dies ist der Inhalt eures Gottesdienstes! dies ist der Endzweck eures Berufs. Ihr sollt die Ruhe, die Freiheit, die Wohlfahrt eures Volkes zu erhalten und zu bestätigen suchen.

Und hierein sollt ihr eure Ruhe, eure Glückseligkeit, eure Majestät und Hoheit setzen. Dies ist die Lehre unsrer Religion. Was wäre es, wenn wir vor euch als Gottheiten niederfallen, wenn wir euch Altäre errichten wollten; würdet ihr deswegen wenigere Sorgen, wenigere Widerwärtigkeiten, wenigere Krankheiten haben, würdet ihr weniger sterblich seyn? Gerechte Regenten! Fürchtet euch deswegen nicht, daß wir es wissen, daß ihr Menschen seyd; und scheuet euch nicht, ob wir gleich eure Unterthanen sind, uns als eure Nächsten anzusehen. Eure geheiligte Majestät verliert dadurch in unsern Augen nichts. Die Ehrsucht, der Gehorsam, die wir euch schuldig sind, und die wir wahrhaftig für euch im Herzen tragen, verlieren dadurch nichts. Unser Eifer, unsre Treue, unsre Liebe, unser Gehorsam, unser Gebet für euch und euer Geschlecht, sollen vielmehr, wenn es möglich ist, dadurch noch verdoppelt werden. Ihr seyd Menschen, wie wir. Nun erkennen wir erst recht eure redliche Liebe. Wir wissen, was die Regierung eines einzigen Hauses für Beschwerden hat. Nun können wir es an uns selber abnehmen, wie viele Sorgen, wie viele Unruhe, wie viel Nachsinnen, wie viele schlaflose Nächte es euch machen müsse, ein ganzes Land in Ordnung zu erhalten, und für die mannigfaltigen Bedürfnisse so vieler Tausende zu sorgen. O Väter eures Volkes! o redliche Menschenfreunde! Nun werdet ihr erst verehrungswürdig in unsern Augen. Euer menschliches Herz, eure Treue, eure Großmuth, eure Gerechtigkeit erwecket mehr Liebe, mehr Ehrfurcht, mehr Gehorsam in uns, als alle eure Heere, eure Kronen, euer Purpur, eure Herrlichkeiten vermögend sind hervorzubringen. Ihr sollet nichts als Gutes thun; ihr sollt eure Gewalt nur zur Glückseligkeit eurer Unterthanen gebrauchen können. Ist euch diese Freiheit zu gering? Scheinet euch diese

Gewalt zu verächtlich? Ein Mensch hält es zu gering, Gott gleich zu seyn? Dieser große Gott glaubt es seiner unumschränkten Majestät und Gewalt nicht zuwider zu seyn, daß er nichts als Gutes wollen, und die ewigen Regeln der Weisheit und Gerechtigkeit nicht überschreiten kann; und dem Menschen ist diese göttliche Freiheit zu gering? Gott wird eben dadurch anbetungswürdig, daß er nichts als Gutes thun kann, und seine Vollkommenheit seinen Geschöpfen mitzutheilen sucht. Folget diesem Vorbilde, und lasset Weisheit und Liebe die Grundregeln einer Regierung seyn! ꝛc. ꝛc.

5) vom Kanzler Joh. Andr. Cramer († 1788). Bruchstück einer Predigt, im Jahre 1754, über Röm. 11, 33 — 36 zu Friedrichsburg „von der Unbegreiflichkeit Gottes" gehalten. (aus s. Samml. einiger Predigten Th. 1. S. 397. 3te Aufl. Kopenh. 1767. 8.)

— — Der größte Weise ist unstreitig derjenige, der, so oft er an Gott denkt, allezeit voll tiefer Ehrfurcht über ihn erstaunt, und der beste Christ derjenige, der bei der Betrachtung seines Gottes sich demüthiget, und sich allen seinen Wegen und seinen Gesetzen gehorsam unterwirft. Lebendige Vorstellungen von der Größe Gottes erheben den Menschen, indem sie ihm seine Niedrigkeit zeigen; sie adeln ihn, wenn er erwägt, wessen Geschöpf er ist; sie beglücken ihn, indem sie ihn versichern, daß seine Güte eben so unbegreiflich ist, als sein ganzes verborgenes Wesen. Da uns nun erhabene Vorstellungen von Gott zu unserm Glücke so nothwendig sind; so lasset uns doch suchen, zu solchen Begriffen von Gott zu kommen, die seiner Größe nicht unanständig sind. Wir wollen uns in die Unendlichkeit seines Wesens versenken, und dadurch glückselig werden, daß wir in die Tiefe

des Reichthums beide der Erkenntniß und Weisheit unsers Gottes hinein schauen. Wir können aber seine Größe nicht besser erkennen, als wenn wir lernen, wie unbegreiflich er ist. Es ist unmöglich, daß wir einen solchen Ocean in unsrer Rede ausschöpfen können; das ganze Wesen Gottes, und eine jede Eigenschaft desselben ist ein Abgrund, worin sich der Verstand aller Sterblichen verliert. Also lasset uns nur ein Wort von der Unbegreiflichkeit Gottes aus demjenigen vernehmen, was uns Paulus in unserm Texte davon saget. Lasset uns daraus

1) die Unbegreiflichkeit Gottes in seiner Erkenntniß, und

2) die Unbegreiflichkeit seiner Weisheit erkennen, damit wir glauben, daß alle seine Gerichte recht, und alle seine Wege gut und heilig sind.

1) Gott ist unbegreiflich in der Tiefe des Reichthums seiner Erkenntniß. Was eröffnet sich hier für eine Unermeßlichkeit! Wo sollen wir anfangen, oder wo sollen wir das Ende seiner Erkenntniß finden? Wir Menschen können uns mit unserm eingeschränkten Verstande keine Größe, als durch Vergleichung vorstellen. So lasset uns denn alle Erkenntniß und Weisheit der Menschen betrachten, und erkennen, daß sie gegen die Erkenntniß Gottes weniger, als ein Punct, daß sie nichts sey. Es ist wahr, man muß erstaunen, wenn man sich vorstellt, wie viel der Verstand des Menschen fassen kann. Wer ist im Stande, die unzählbaren Reihen von Gedanken und Vorstellungen und Erfindungen zu überschauen, deren unser feuriger Geist fähig ist? Wie viele Wissenschaften und Künste sind nicht durch den Verstand der Sterblichen erfunden worden? Und wie viele Gedanken und welche Erkenntniß gehören nicht blos zu einer einzigen Wissenschaft? Was

kann nicht unser Gedächtniß für Wahrheiten und Lehren fassen, die alle so zusammengesetzt, so reich und fruchtbar sind? Weich ein Raum ist in unsrer Einbildung zu Bildern und neuen Vorstellungen? Hier ist ein Mensch, der sich in das weitläufige Feld der Geschichte wagt. Er kennt die Schicksale aller großen Reiche, die je auf der Welt einen Namen gehabt haben; er weiß alle ihre Beherrscher bei Namen; die Zahl ihrer Jahre; ihre Handlungen, und die mannigfaltigen Triebfedern ihrer Thaten; ihre Sitten; die weisen und thörichten Gebräuche aller Völker; ihre so unendlich mannigfaltigen Einrichtungen und Gesetze. Hier ist ein Weltweiser. Er erkennt sich vielleicht selbst nicht; aber er kennt den Bau des menschlichen Körpers; die mannigfaltigen Theile desselben; er kennt alle ihre Verbindungen; er giebt von allen Tugenden Erklärungen; kennet alle Leidenschaften und die mannigfaltigen Bewegungen und Wirkungen derselben, und bestimmt unzählige Gesetze für sie. Ein andrer forscht in dem weitläufigen Gebiete der Schöpfung; rechnet den Sand des Meeres aus, zählet die Tropfen des Wassers, beschreibt die Pflanzen und ihre Eigenschaften, weiß fast von einer jeden den Ort ihrer Geburt und ihre Wirkungen, wägt den Wind, und sucht die Natur in ihren geheimsten Arbeiten zu überraschen. Er hat noch nicht an dem genug, was seine Augen sehen; er schafft sich neue Augen; entdeckt und zählt die Einwohner des Staubes, die sonst unsichtbar waren, oder steigt in den Himmel, will die Sterne zählen, und zählt unnennbare Mengen, kennt die Gesetze ihrer Bewegung, und sagt mit Gewißheit ihre künftigen Veränderungen vorher. Dieser Staatsmann kennet nicht allein alle Verfassungen, Ordnungen und Gesetze, Vortheile, und schwache Seiten des Staates, welchem er dient, die Vortheile der Großen und der Geringen; sondern auch

alle Verbindungen desselben mit andern Staaten, die Schicksale und Veränderungen, die ihm bevorstehen, oder bevorstehen können; weiß, wie er die Größe seines Staates erheben, oder die Schwäche desselben weislich verbergen soll; die Zeiten, wenn etwas zur Vergrößerung desselben vorgenommen werden muß; die Mittel dazu, und die Gefahren, denen er auszuweichen hat. Was für Erkenntniß und Weisheit! Und doch sind wir nur von gestern her!

Stellet euch nunmehr den Verstand eines Engels vor, der viel mehr Jahrhunderte das Daseyn genossen hat, als ein Mensch kaum Tage lebt; der in seiner Erkenntniß von allen den Hindernissen nicht aufgehalten wird, die den Menschen aufhalten; der, so zu sagen, Unendlichkeiten übersieht, wo wir kaum Stäubchen kennen; was für eine Einsicht und Erkenntniß muß der besitzen!

Erwägt aber, daß alles dieses nicht einmal ein Tröpfchen von der Weisheit und Wissenschaft des Gottes ist, der sich selbst in seiner Unendlichkeit überschaut; der von Ewigkeit her alle Sterne gezählt hat, und die Sonnen, deren Licht seit dem Daseyn der Schöpfung noch nicht einmal zu uns gekommen seyn mag. Wer mag die Menschen zählen, die nur in einem Jahrhunderte gebohren werden, und sterben, und ihre Gedanken, ihre Anschläge, und alle ihre Entschließungen, ihre Handlungen und Wege; wer mag sie zählen? Und Gott kennet sie alle; alle aus allen Zeiten; alle aus allen Zukunften; alle Veränderungen, die durch sie erfolgen; alle, die durch sie möglich sind; alle ihre Verbindungen mit einander; alle ihre Tage und alle Minuten ihres Daseyns sind von ihm gezählet. Wer kann den Inhalt und die Theile der Körperwelt, ihre Bewegungen, ihre Gesetze, ihre mannigfaltigen Verknüpfungen mit einander ausrechnen? Gott kennet sie alle. Von der Sonne

bis zum feinsten Staube, von dem höchsten Engel bis zur kleinsten Milbe kennet er alles. Die erhabensten Gedanken des größten Geistes, bis auf die kleinste Bewegung des unsichtbarsten Wurmes, kennet Gott alles; und er kennet noch mehr, als alles Wirkliche; er weiß auch alles, was möglich ist. Was sind alle Einsichten aller endlichen vernünftigen Wesen gegen die Erkenntniß Gottes? — Und diese Erkenntniß hat Gott auf einmal, von Ewigkeit her, und alles in der größten Klarheit und Deutlichkeit. Menschen und Engel mögen so viel erkennen, als sie wollen; was sie wissen, lernen sie, und sie müssen alle langsam und mit Mühe von einem Gedanken auf den andern kommen. Wie viele Jahrhunderte voll Barbarei, Unwissenheit und Thorheit gehen voran, ehe ein heiteres und aufgeklärtes Jahrhundert folgt? Was für Zeit, und vieler Menschen Beschäftigungen werden erfordert, ehe nur eine Wissenschaft und Kunst zu einiger Vollkommenheit gebracht werden kann! Wie wenig gehört übrigens dazu, dem größten Geiste allen Reichthum seiner Weisheit wieder zu rauben, und ihn in seine erste Finsterniß zurück zu stürzen! Vielleicht ein Nerve, welcher schlaff wird; oder ein Tropfen Blut, der in einem kleinen Gefäß stockt. Gott erkennt und übersieht alles auf einmal. Alle seine unzählbaren Gedanken sind Ordnung, Uebereinstimmung und Deutlichkeit. Er schließt nicht; er sieht. Er lernt nicht; er weiß. Bei ihm ist weder Wechsel des Lichtes, noch der Finsterniß. O welch eine Tiefe des Reichthums seiner Erkenntniß! Solch Erkenntniß ist mir zu wunderlich und zu hoch; ich kann es nicht begreifen.

2) Aus der Unbegreiflichkeit des göttlichen Erkenntnisses lasset uns die Unbegreiflichkeit seiner Weisheit erkennen. Was für eine Weisheit muß es

seyn, welche so viele Myriaden Wesen und Geschöpfe, so viele Arten und Gattungen derselben; so viele Kräfte, die, gegen einander betrachtet, einander zu bestreiten und zu zerstören scheinen; welche so mannigfaltige Körper, so mannigfaltige Lebendige, so mannigfaltige Geister beurtheilt; alle mögliche Verknüpfungen derselben mit einander erforscht; die besten unter denselben wählt; sie alle so stufenweise ordnet, daß eine vollkommene Welt dadurch zur Wirklichkeit kommt, in der nirgends eine Lücke und ein Sprung entdeckt wird; die vielmehr überall die herrlichste Uebereinstimmung und Harmonie enthält; die auf allen ihren Seiten ein glänzender Spiegel der unendlichen Vollkommenheit Gottes ist! Man mag in ein Reich der Natur schauen, in welches man will; in das Pflanzenreich; ist das Reich der Mineralien; in das Thierreich: man mag den Elephanten oder die kleinste Mücke zergliedern; den Himmel mit seinen unzähligen Sonnen und Planeten, oder das kleinste Sandkorn betrachten; überall sieht man Weisheit, und eine unendliche Kunst; überall erblickt man die würdigsten Endzwecke der Gottheit; alles ist nach Zahl, Maas und Gewicht geordnet, und alle ihre unzähligen Absichten vereinigen sich in einem Mittelpuncte, in der einzigen großen Absicht, Gott in seiner unendlichen Größe zu offenbahren.

Und wer auf die Wege der göttlichen Vorsehung Acht hat; was für unzählbare Fußstapfen der göttlichen Weisheit muß der nicht erblicken! Eines jeden Menschen Leben ist voll von ihren Wundern! Sollten wir mit unsrer eingebildeten Klugheit den Entwurf unsers Lebens und unsrer Wohlfahrt auf der Erde machen; wie würde er in der Ausführung voll Thorheit erfunden werden, und wie weit seines Zieles verfehlen! Und wenn wir nun das Ganze mit einiger Aufmerksamkeit

übersehen, so weit solches eingeschränkten und blöden Blicken erlaubt ist; was für Weisheit strahlt uns nicht überall entgegen; wie viel Güte und Langmuth in dem Aufschube seiner Gerichte über die Sünder; und wie viel Heiligkeit, wenn er erwacht, zu strafen. Wie unerforschlich sind seine Gerichte, und wie unbegreiflich seine Wege!

Aber es soll uns nicht umsonst sowohl die Unbegreiflichkeit des göttlichen Erkenntnisses, als die Unbegreiflichkeit der Weisheit Gottes in allen seinen Wegen vorgestellt werden. Alle Einsichten des Verstandes müssen uns bessern, erfreuen und trösten. Ist Gott in seiner Erkenntniß und Weisheit unbegreiflich; was ist gerechter, als daß wir ihm unsre Einsichten unterwerfen? Wie viel gewinnt doch unser Verstand, wenn er einen unbegreiflichen und unerforschlichen Gott glaubt. Ohne ihn wird die ganze Welt ein wüstes, unordentliches Chaos. Aber glaube ich, daß Gott unendlich mehr weiß, als der Mensch; so wird alles leicht, und die ganze Schöpfung ist nun ein schönes Buch, das ich in den schweren Stellen, die ich nicht verstehe, für vortrefflich halte, weil alles andere, was ich verstehe, so schön und der Gottheit so würdig ist. — Gott ist unbegreiflich in seinen Gerichten. So viele muthwillige Sünder werden so lange mit Langmuth und Geduld getragen, und andere Gefäße des Zornes so bald zerbrochen. Es komme uns also ein heiliger Schauer an, und durch die Unbegreiflichkeit der göttlichen Gerichte müsse unser Fleiß in der Heiligung erweckt und aufgemuntert werden.

Dann, wenn wir uns die Unbegreiflichkeit des Erkenntnisses und der Weisheit unsers Gottes mit solchen Gesinnungen haben erfüllen lassen; so wird sie uns die unerschöpfliche Quelle einer wahren Zufriedenheit seyn,

in allen Trübsalen des Lebens zur stärksten Aufmunterung gereichen, nnd ein Schatz werden, dem keine Tröstungen mangeln.

## 6) von Zollikofer († 1788).

### Bruchstück einer Predigt über 1 Joh. 4, 16, über das Thema: „Gott ist die Liebe" im Th. 7 der nach s. Tode erschienenen Predigten.

Gott ist die Liebe! Wer hat je mit so wenigen Worten so viel Wahrheit, so viel erhabene, alles umfassende, Geist und Herz erfreuende Wahrheit ausgedrückt, als der Bote Jesu in unserm Texte? Aber wer von uns, wer von allen Kindern der Menschen, welches von allen geschaffenen Wesen kann den Gedanken, den großen herrlichen Gedanken, Gott ist die Liebe, ganz umfassen? Wessen Herz ist weit, ist rein und stark genug, um von dem erhabensten aller Gefühle, von dem Gefühle, daß Gott lauter Liebe ist, ganz erwärmt und durchdrungen zu werden, und doch nicht unter demselben zu erllegen?

Aber wo soll ich anfangen — wo aufhören — um eine Wahrhelt zu beweisen, die mehr Beweise für sich hat, als Sterne am Himmel und Sandkörner am Ufer des Meeres sind; die jedes lebendige, empfindende, denkende, glückseligkeitsfähige Wesen im Himmel und auf Erden beweiset und ewig beweisen wird? — Gott ist die Liebe; er will allen seinen Geschöpfen wohl, will, daß sie alle glückselig seyn, freuet sich ihrer Glückseligkeit, befördert dieselbe unaufhörlich, und findet in der Beförderung derselben seine eigene höchste Glückseligkeit; das, o Mensch, rufet dir die ganze Natur, und insbesondere deine eigene, die menschliche Natur; das rufet dir die ganze Religion, und insbesondere das Christenthum zu.

1) Oeffne nur deine Augen, sieh dich um in der Welt deines Gottes, betrachte alle ihre Einrichtungen, alle ihre Bewohner, alle ihre Güter, und sieh, ob du nicht allenthalben die deutlichsten Spuren des Wohlwollens, der väterlichen Vorsorge und Liebe, die herrlichsten Veranstaltungen zur Glückseligkeit alles dessen, was ist und lebet, und insbesondere zu deiner Glückseligkeit findest. — Die Erde, die dich trägt; ihre schöne, reizende Gestalt, die dich erfreut; die Luft, die du einathmest; die Speise, die dich nähret und stärket; das Getränke, das dich erquicket; das Kleid, das dich decket; die Wohnung, die dich schützet; die Herrlichkeit der Wiesen, der Felder, der Berge, des Wassers, der Wälder, die sich zu jeder Jahreszeit in so verschiedenem Gewande vor dir verbreitet; die Mannigfaltigkeit, die Schönheit, der Nutzen jedes Baumes, jeder Staude, jeder Pflanze, jedes Grases; der Wohlgeruch und das künstliche Gewebe der Blume; die muntern, von Selbstgefühl und Freude zeugenden, Bewegungen jedes Thieres; die mannigfaltigen, unerschöpflichen Kräfte, die in allen lebendigen und leblosen Geschöpfen liegen, und sich auf tausendfache Art entwickeln und äußern; ihr allgemeiner, stets wirksamer Hang, einander sich zu nähern und mit einander zu vereinigen; ihre gegenseitige Abhängigkeit und Verbindung; die beständige Erhaltung und Fortpflanzung jedes Geschlechts; die unaufhörliche Vermehrung des Lebens und der Thätigkeit unter Menschen und Thieren; die unzähligen Arten der Lust und des Vergnügens, deren sie alle fähig sind, zu deren Befriedigung sie alle Quellen und Mittel kennen und finden, und die sie alle mehr oder weniger, so oder anders genießen; was rufet dir dies alles anders zu, als: Gott ist die Liebe; er schaffet und erhält und verbreitet allenthalben Leben und Freude und Glückselig-

keit! — Und dann, o Mensch, die Sonne, die dich erleuchtet und erwärmt, und deine Felder befruchtet und segnet; der Mond, der dich des Nachts mit seinem Scheine leitet; das zahllose Heer der Sterne, das deinen Geist mit sich emporhebt, fortreißt, bis zur Gottheit erhebt, und sich zuletzt in den entzückendsten Ahnungen, Hoffnungen und Aussichten verliert; was sagt dir dies alles anders, als: Gott ist die Liebe, und seine Liebe ist unerschöpflich reich; sie gehet, so weit die Himmel reichen; sie umfasset alle Welten, und es giebt keine Art von Freude, von Lust, von Glückseligkeit, die nicht in ihrem unermeßlichen Reiche genossen werde.

2) Und wenn du nun deine Natur, die menschliche Natur insbesondere betrachtest; wie deutlich zeiget auch die davon, daß Gott die Liebe ist! Kannst du deine Augen öffnen, ohne unzählbare Wunder und Schönheiten in der Welt Gottes zu erblicken? Sind dir nicht Bewegung und Ruhe, Arbeit und Erhohlung von der Arbeit, die Werke der Natur und die Werke der Kunst Quellen des angenehmsten Gefühls? Kannst du je eines deiner Glieder brauchen, ohne seine Biegsamkeit, seinen mannigfaltigen Nutzen, seine genaue Verbindung mit dem ganzen Körper zu bewundern, und dich des vielen Guten, das du damit ausrichten kannst, zu freuen? — Und dein Geist, o Mensch, der dieses alles wahrnehmen, empfinden, genießen, dein Geist, der denken, mit Bewußtseyn denken, seine Gedanken sammeln, mit einander vergleichen, verbinden, und ins Unendliche vermehren kann; dein Geist, der untersuchen, erforschen, entdecken, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, von den Wirkungen auf die Ursachen schließen, sich von den Geschöpfen zu dem Schöpfer erheben, und Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit zugleich umfassen kann; dein Geist, der des Ver-

gnügens der Erkenntniß der Wahrheit und des unaufhörlichen Fortganges in derselben fähig ist, der sich zur Hoffnung der Unsterblichkeit zu erheben weiß, und es fühlt, daß er zu höhern Freuden bestimmt ist; wie deutlich zeuget der nicht davon, daß Gott die Liebe ist? — Dies bestätigt auch unsre moralische Natur. Wir dürfen nicht blos dem Antriebe mechanischer Kräfte folgen, nicht nach blinden, unwiderstehlichen Trieben handeln. Wir können uns selbst Absichten vorsetzen, sie verfolgen, erreichen — können zwischen dem Guten und Bösen, dem Bessern und Schlechtern wählen — nach deutlich erkannten Gründen und Einsichten handeln, — nach höherer Vollkommenheit streben und derselben immer näher kommen. — Ja, Gott ist die Liebe; denn auch uns, seinen Geschöpfen und Kindern, hat er Liebe gegen einander eingepflanzt, hat mit jeder Gesinnung und Aeußerung der Liebe Seligkeit und Freude, mit jedem Mangel und jeder Verletzung derselben Kummer und Elend verknüpft; hat uns den stärksten Hang zur Geselligkeit, zum Umgange, zur innigsten Verbindung mit einander, den stärksten Hang zum Mitleiden, zum Helfen, zum Wohlthun, ins Herz gelegt; hat jeden wahren Menschenfreund allen seinen Brüdern ehrwürdig gemacht, und ihm gleichsam das Siegel der Gottheit aufgedrückt. — So deutlich zeuget die ganze Natur, und insbesondere die Natur des Menschen davon, daß Gott die Liebe ist!

3) Und eben dies lehret uns der ganze Inhalt der Religion. Ist der Gott nicht die Liebe, der sich uns als den Schöpfer, den Erhalter, den Oberherrn, den Vater der ganzen Welt und aller Menschen offenbahret; der uns versichern läßt, daß er über alles wache, für alles sorge, alles regiere, — daß er alle unsre Bedürfnisse, alle unsre Begierden und Wünsche

kenne, unsrer nie vergesse, daß er mit seiner Gegenwart Himmel und Erde erfülle, daß uns ohne seinen Willen nichts begegnen könne? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns erlaubt, uns befiehlt, mit kindlicher Freimüthigkeit zu ihm zu nahen, unser ganzes Herz vor ihm auszuschütten, und von seiner väterlichen Vorsorge stets das Beste zu erwarten, und der selbst seine verirrten, strafbaren Kinder als ein Vater von ihren Irrwegen zurückrufet, und sie zur Glückseligkeit führen will, wenn sie sich nur zu ihm wenden, ihren Sinn und ihr Leben ändern, und sich von ihm wollen leiten und führen lassen? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns Beistand zur Erfüllung unsrer Pflicht, Hülfe in der Noth, Schutz in den Gefahren, Trost im Leiden, Errettung im Tode, Befreiung von dem Grabe und der Verwesung, ewiges Leben, immerwährende, stets zunehmende Glückseligkeit verspricht? Und ist dies nicht der Inhalt, die Absicht der ganzen Religion? Zeuget also nicht die ganze Religion mit lauter Stimme davon, daß Gott die Liebe ist?

4) Und das Christenthum insbesondere, welches Gewicht giebt es nicht diesem Zeugnisse! Welches herrliche Siegel drückt es nicht dieser tröstlichen Wahrheit auf! O können wir das bedenken, was Gott durch Jesum an uns gethan hat, und noch daran zweifeln, daß er die Liebe selbst ist? Welche Höhen, welche Tiefen der Liebe, der unaussprechlichsten Liebe, entdecken wir hier nicht? Was ist das ganze Christenthum anders, als Liebe? Liebe sind ja alle die großen, die herrlichen Veranstaltungen, die Gott zur Wiederherstellung der sündigen Menschen gemacht hat! Daß er, das erhabenste, das vollkommenste Wesen, der allgenügsame Gott, seinen Sohn, den Eingebohrnen, den Geliebten, zu uns Sterblichen, Hülflosen, Verlornen, auf Erden sendet,

uns durch ihn Errettung, Gnade, Leben, Seligkeit verkündigen, und ihn am Kreuze als ein Opfer für die Sünden der Welt sterben laßt; ist das nicht Liebe, die reinste, wirksamste, unvergleichbarste Liebe? — Liebe ist und beweiset alles, was Jesus zum Besten der Menschen gelehrt, gethan und gelitten hat! Und was athmen alle Gebote, die uns Gott durch seinen Sohn Jesum gegeben hat, anders als Liebe? Liebe ist die Stimme und die Erfüllung des ganzen Gesetzes, der Geist des ganzen Christenthums, der unterscheidende Charakter der Jünger unsers Herrn, die Ehre und der Adel eines jeden echten Christen, die Richtschnur, nach welcher alle unsre Schicksale an jenem Tage des Gerichts und der Vergeltung sollen entschieden werden. Und der Gott, der uns diese Gebote gegeben, der sie zur Regel unsers Lebens und zur Quelle unsrer Seligkeit gemacht hat, der Gott, bei dem Barmherzigkeit mehr als alle Opfer, dem Elenden geleistete Hülfe mehr als alle Sabbathe und Festtage gelten, und der nichts mit innigerm Wohlgefallen sieht, als wenn seine Kinder einander wohlwollen und wohlthun; der sollte nicht die höchste, die wirksamste Liebe seyn?

## 34.

## Fortsetzung.

### Beispiele aus dem letzten Viertheile des achtzehnten, und dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts.

### 1) von Franz Volkm. Reinhard († 1812).

Bruchstück aus seiner zu Wittenberg im Jahre 1791 über 1 Kor. 4, 8 gehaltenen Reformationspredigt, die, abgedruckt aus dem Manuscripte, im

zweiten Bande der von Berthold und Engelhardt herausgegebenen Reinhardschen Reformationspredigten (Sulzb. 1824. 8. S. 241) erschien.

Thema: Ob durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts alles so vollendet worden ist, daß wir nichts weiter hinzuzusetzen brauchen?

Ich muß 1) vor allen Dingen die Antworten berühren, die man auf diese Frage geben kann, und zu geben pflegt. Hiernach will ich 2) diejenige unter diesen Antworten, die mir die wahre zu seyn scheint, beweisen.

1) Ob durch die Religionsverbesserung alles so vollendet worden ist, daß wir nichts weiter hinzuzusetzen brauchen, ist eine Frage, welche a) diejenigen mit Ja beantworten, denen durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts alles vollendet und zu Stande gebracht scheint. Es kann euch nicht unbekannt seyn, daß man bald nach dem Tode der großen Männer, welchen wir unsern verbesserten Zustand verdanken, in unsrer Kirche angefangen hat, Stillstand zu machen, und jede weitere Veränderung für etwas Gefährliches zu halten. Melanthon selbst erfuhr es noch zu seiner tiefen Kränkung, daß seine Glaubensgenossen schon satt, schon reich worden waren, schon ohne ihn herrschten; daß sie schon einen Grad der Vollendung erreicht zu haben glaubten, über welchen man nicht hinausgehen dürfe. Noch mehr stärkte sich diese Meinung im siebenzehnten Jahrhundert. Es fehlte wenig, daß man die Bekenntnißschriften unsrer Kirche nicht für eine völlig untrügliche Regel des Glaubens erklärte, und ihnen einen mehr als menschlichen Ursprung zuschrieb. Man hielt alles in unserm Zustande für so unverbesserlich, daß man jede Abweichung von der herrschenden Lehre auch ungeprüft

als einen Irrthum, und jede Aenderung der kirchlichen Anstalten als eine schädliche Verirrung verwarf. Und noch immer ist dies die Ueberzeugung vieler Tausende. Eine große Anzahl derer, welche sich zu unsrer Kirche bekennen, findet unser Lehrgebäude in allen seinen Theilen und Bestimmungen vollendet und rein, unsre gottesdienstlichen Einrichtungen so gut, als sie nur seyn können, unsre alten Kirchengesänge, Formulare, öffentlichen Gebete und andere Gebräuche unverletzlich, heilig, und unendlich besser, als alles Neue, das man zuweilen an ihre Stelle zu setzen gesucht hat. — Das Gegentheil behaupten b) Andere. Die Parthei derer verstärkt sich immer mehr, welche die vorgelegte Frage mit Nein beantworten, denen jede Verbesserung nur einen Anfang gemacht und die Hauptsache übrig gelassen zu haben scheint. Denn, was ist gewöhnlicher, als daß man die Lehre unsrer Kirche grober Irrthümer beschuldiget; als daß man die vornehmsten und unterscheidendsten Stücke derselben für menschliche Zusätze ausgiebt, die erst abgesondert werden müßten; als daß man die Schrift auf eine Art erklärt, bei der Alles wegfällt, was man bisher für eine eigenthümliche Lehre des Christenthums gehalten hatte. Wer so denkt, kann freilich nicht annehmen, daß durch die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts alles vollendet worden sey. — Doch es giebt c) noch Andere, welche die vorgelegte Frage mit Unterschied beantworten, welche der Meinung sind, die Hauptsache sey durch die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts allerdings bewirkt, aber man müsse auf dem gefundenen Wege fortschreiten und vollkommen zu werden suchen. Wer diese Antwort als wahr gelten läßt, dankt Gott dafür, daß das Evangelium Jesu, nach seinem reinen und echten Inhalte, durch die Veränderung, an die wir uns heute

erinnern, ans Licht gebracht ist, und freut sich darüber, daß auch in der kirchlichen Verfassung tausend Mißbräuche abgeschafft, und dagegen Einrichtungen getroffen worden sind, welche mit dem Geiste des Christenthums besser übereinstimmen. Allein dessenungeachtet hält er unsern Zustand nicht für so vollkommen, daß gar nichts mehr in demselben zu verändern wäre; er gehört nicht unter die Satten, unter die Reichen, unter die Herrschenden, von denen Paulus im Texte redet; er glaubt vielmehr, man müsse in der Erkenntniß, in der Ausübung und in der äußerlichen Verfassung unaufhörlich wachsen, und den alles verbessernden, immer weiter strebenden Geist beibehalten, der in der Reformation des sechszehnten Jahrhundert so wirksam war. Ich bekenne mich selbst zu dieser Parthei, M. Z.; es ist die feste, lebendige Ueberzeugung meiner Seele, die Hauptsache der Religionsverbesserung sey durch die große Veränderung bewirkt worden, der das heutige Fest gewidmet ist, aber darum sey es uns keinesweges erlaubt, die Hände in den Schoos zu legen, es sey vielmehr von uns noch viel hinzuzusetzen und unaufhörlich weiter zu gehen. Lasset mich

2) beweisen, wie wahr diese Antwort auf die vorgelegte Frage sey, und urtheilt über die Gründe selbst, die ich anführen werde. Ich behaupte also, a) unsere Kirche sey noch immer nicht so frei von aller Anhänglichkeit an menschliches Ansehen in Glaubenssachen, als sie seyn sollte. Die Hauptsache ist durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts geschehen; das fällt in die Augen. Luther hat das Joch zerbrochen, welches man so vielen Christen aufgelegt hatte; er hat gezeigt, daß menschliche Aussprüche in Glaubenssachen nichts gelten, daß hier alles auf die Schrift ankomme, indeß jeder Christ das Recht habe, das, was

die Schrift lehrt, selbst zu untersuchen, und sein eignes freies Urtheil zu brauchen. Dieses Losreißen von aller menschlichen Vorschrift bei der Religion, diese Befreiung der Gewissen von den Geboten der Kirche und der Herrschaft ihrer Vorsteher machte das ganze Wesen der Verbesserung aus, die Luther bewirkte. Es soll das unterscheidende Merkmal aller derer seyn, die sich zu uns halten, daß sie in Glaubenssachen keinen menschlichen Richter anerkennen, sondern lediglich ihrer Vernunft und ihrem Gewissen folgen. Aber beseelt uns wirklich der edle freie Geist, der sich seine Einsichten aus der Schrift selbst sammlet, und weder Andern etwas aufbürden will, noch sich selbst etwas aufdringen läßt? Giebt es nicht Schwache; giebt es nicht blinde Eiferer für alles Hergebrachte; giebt es nicht noch immer Verfechter von menschlichen Formeln und Ausdrücken, die jeden für einen Fremden erklären und anfeinden, der nicht eben so sklavisch an solche Dinge glaubt, als sie. Giebt es nicht Herrschsüchtige, die ihre Meinungen von der Religion gar der ganzen Welt aufdrängen, die alles gern nach ihrem Kopfe stimmten, und denen es nur an der Gewalt fehlt, um die Bedrückungen zu erneuern, gegen die Luther sich aufgelehnt hat. Und bei solchen fortgesetzten Regungen jenes sklavischen Sinnes, bei solchen Versuchen, die Gewalt des menschlichen Ansehns in Glaubenssachen unter allerlei Gestalten wiederherzustellen, wollen wir schon satt seyn, wollen uns schon für reich halten? — Hierzu kommt, daß b) auch unsre Lehre nicht so rein von menschlichen Zusätzen ist, wie sie seyn könnte. Durch die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts ist auch hier die Hauptsache schon geschehen. Aber weder die Umstände, noch die Klugheit, noch die Last von Arbeiten und Geschäften, welche Luther und seine Freunde zu tragen hatten, erlaubte ihnen, die

menschlichen Zusätze und die selbst erdachten Vorstellungsarten, welche beim Ablaufe so vieler Jahrhunderte mit den Lehren des Christenthums verknüpft worden waren, alle sogleich abzusondern; sie erwarteten vielmehr, daß ihre Nachkommen weiter gehen, und das von ihnen im Ganzen so rühmlich ausgeführte Werk der Hauptreinigung fortsetzen und vollenden sollten. Aber ist dies geschehen? Hat man nicht bald nach ihren Zeiten von neuem angefangen, allerlei in der Schrift nicht enthaltene, oder doch aus derselben nicht genug erweisliche Gedanken mit den Lehren des Evangelii zu vermischen, sie in ein künstliches Lehrgebäude voll spitzfindiger Abtheilungen und unfruchtbarer Untersuchungen zu verwandeln, und diese Ausbildungen und Vermehrungen eben so eifrig und hitzig zu verfechten, ihnen eine eben so große Wichtigkeit beizulegen, als den ausdrücklichen Lehren der Schrift? Hier ists, wo noch mehr geschehen muß. Es darf Niemanden die Freiheit benommen werden, auf die einfachen, deutlichen, allgemein faßlichen Lehren des Christenthums seinen Scharfsinn anzuwenden, und sie, wenn es ihm nützlich scheint, weiter auszubilden und zu bestimmen. Aber es muß die Grenzlinie zwischen dem, was von diesem menschlichen Scharfsinne herrührt, und zwischen dem, was wahre reine Schriftlehre ist, schärfer gezogen werden, als gewöhnlich geschieht; wir müssen lernen, daß der darum das Evangelium Jesu noch nicht verwirft, der sich diese oder jene, in der Schrift unbestimmt gelassene, Lehre anders vorstellt, als wir. — Aber noch mehr, durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts ist c) auch darum noch nicht alles vollendet worden, weil zur Schrifterklärung noch mehr geschehen mußte, als damals geschehen konnte. Zwar haben die ehrwürdigen Männer, deren Andenken uns heute vorschwebt, die Schrift aus der Dunkelheit her-

vorgezogen, in welche sie durch Unwissenheit und geistliche Tyrannei verstoßen worden war. Aber wie viele Hülfsmittel, die Echtheit der Bibel außer Zweifel zu setzen, die Sprachen zu erläutern, in welchen sie geschrieben ist, tausend Schwierigkeiten aufzulösen, die sich in ihr finden, und unzähligen Aussprüchen und Stellen derselben ein helleres Licht anzuzünden, haben sie damals noch entbehren müssen! Und findet der gelehrte Fleiß nicht noch überall viel zu thun? ist nicht auf alle Weise dafür zu sorgen, daß die erhaltenen Vortheile auch für den gemeinen und ungelehrten Christen fühlbar werden, daß auch ihm über den hohen Sinn der Schrift und über den rechten fruchtbaren Gebrauch derselben immer mehr Licht aufgehe? — Setzet hinzu, daß d) die Wahrheiten des Christenthums auch den Bedürfnissen des Zeitalters immer mehr angepaßt werden müssen. Jedes Zeitalter hat seine eigenen Bedürfnisse, seine eigene Art, sich auszudrücken, seinen eigenen Geschmack, seine eigenen Irrthümer und Fehler. Werden die großen Wahrheiten des Christenthums nicht so vorgestellt, wie diese Bedürfnisse es fordern; werden sie nicht in die Sprache eingekleidet, die das Zeitalter versteht, auf die Art vorgetragen, welche der herrschende Geschmack verlangt, von der Seite gezeigt, wie sie zur Verbesserung der vorhandenen Irrthümer und Fehler am wirksamsten werden können; so ist es nicht möglich, daß die große Frucht, und der ausgebreitete Nutzen dadurch entstehen sollte, der sich von ihnen erwarten läßt. Ich brauche euch nicht zu sagen, wie sehr die Sprache, die Sitten, die Gesinnungen und der ganze Geist unsrer Zeiten von dem Zeitalter Luthers und seiner Freunde verschieden ist. Sie haben die Religion so vorgetragen, alle Lehren derselben so gewandt, und ihrem ganzen Unterrichte die Einrichtung und den Zuschnitt gegeben, welcher den dama-

ligen Bedürfnissen am angemessensten war. Werden nicht auch wir aus dem ganzen Vorrathe christlicher Wahrheiten diejenigen ganz vorzüglich herausheben müssen, die bei dem jetzigen Stande der Einsichten und Gesinnungen am wichtigsten sind? Werden wir sie nicht so ausbilden, darstellen und fassen müssen, wie sie sich an die herrschenden Begriffe am sichersten anschließen? Werden wir nicht das ganz vorzüglich zu lernen und zu treiben haben, was unsern Modeirrthümern und Modelastern am sichersten vorbeugen, und zu ihrer Ausrottung am kräftigsten mitwirken kann? — Endlich sind e) auch unsre gottesdienstlichen Anstalten einer größern Vollkommenheit fähig und bedürftig. Ich wiederhohle es noch einmal: die Hauptsache ist durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts geschehen. Man hat das unnütze Gepränge geistloser Ceremonieen abgeschafft; man hat den sündlichen Aberglauben, der alle Theile des öffentlichen Gottesdienstes angesteckt hatte, ausgerottet; man hat die Uebungen desselben so einzurichten gesucht, wie sie zum Unterrichte und zur Besserung gereichen, und die wahre Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit befördern konnten. Sollte sich aber bei der Ordnung unsrer gottesdienstlichen Uebungen, bei den Gesängen, welche man da braucht, bei den Gebeten, die da vorgelesen werden, bei der Art, wie die Tauf- und Abendmahlshandlung verrichtet wird, sollte bei unsern Festtagen und ihrem Gebrauche, sollte sich bei andern mit der Religion zusammenhängenden Handlungen nicht manches abändern, besser, rührender, zweckmäßiger einrichten lassen? Heißt es nicht wider den Augenschein reden, wenn man gleichwohl annehmen will, alles sey ohne Tadel, alles ohne Ausnahme müsse beim Alten gelassen werden? ꝛc. ꝛc. ꝛc.

## 2) von Reinhard.

Bruchstück aus einer Predigt am Johannistage über Luc. 1, 57—80 gehalten, die in dem, von Hacker nach Reinhards Tode herausgegebenen, Jahrgange (Th. 3. S. 36) erschien.

Ich kenne kein Schauspiel, M. Z., das für den aufmerksamen Beobachter lehrreicher und herzerhebender wäre, als der Anblick eines großen tugendhaften Mannes, unter einem lasterhaften Volke, und in einem verderbten Zeitalter. Die Geschichte aller Völker enthält traurige Zeitpuncte eines allgemeinen Verfalls, die dem Auge des Betrachtenden nichts weiter darstellen, als herrschende Laster; wo es überall auf empörende Beweise einer ausgearteten Religion, einer entweder schwachen und ohnmächtigen, oder grausamen und tyrannischen Regierung, und eines niederträchtigen, mit allen Ausschweifungen bedeckten Pöbels fällt; wo sich die menschliche Natur in einer Entstellung, in einer Versunkenheit zeigt, die nothwendig Unwillen und Abscheu erwecken muß. In einem solchen Zeitalter, mitten unter Elenden, die man ohne Verachtung unmöglich sehen kann, einen Weisen zu finden, der frei ist von dem allgemeinen Verderben, der, umgeben mit allen Arten der Verführung, der Tugend treu bleibt, der durch den Adel seiner Gesinnung, durch die Reinigkeit seiner Sitten, durch die Würde seines Verhaltens, und durch die Größe seiner Verdienste über alle seine Zeitgenossen hervorragt, und den milden Glanz eines höhern Wesens in menschlicher Gestalt um sich her verbreitet; einen solchen Heiligen mitten unter verworfenen Sündern anzutreffen: welch ein Anblick ist das? zu welcher Bewunderung wird der betrachtende Geist hingerissen, und mit welcher Rührung verweilt er bei dem Edlen, der das Laster so mächtig beschämt und be-

siegt, und die Ehre der menschlichen Natur so glücklich rettet!

Dieses große Schauspiel bietet uns der heutige Tag dar; denn er ist dem Andenken eines Mannes gewidmet, der in einem der verderbtesten Zeitalter, und unter einem der elendesten und versunkensten Völker das Beispiel einer Tugend aufstellte, welche der Gegenstand einer allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung ward. Wohlan, lasset uns den Gedächtnißtag des großen Mannes, der sich blos durch seine Tugend einen so ausgebreiteten Einfluß verschaffte, durch

Betrachtungen über die Kraft des guten Beispiels

heiligen. Lasset uns untersuchen, 1) worin diese Kraft besteht; wie es zugeht, daß ein gutes Beispiel so viel ausrichtet und wirkt. Hernach wollen wir 2) sehen, wozu uns diese Kraft verbindet, was uns obliegt, wenn ein gutes Beispiel so viel vermag.

## Bruchstück aus dem ersten Theile.

Die wahre Tugend, wiefern sie sich vor den Augen der Menschen durch pflichtmäßige Handlungen äußert, verdient allein die ehrenvolle Benennung des guten Beispiels. Wer nämlich in den Verhältnissen, in welchen er steht, das ist, was er seyn soll; wer nicht blos ausübt, was die Gesetze Gottes und der Vernunft ihm vorschreiben, sondern es auch mit der edlen Uneigennützigkeit, mit der reinen Achtung, und mit dem lebendigen Eifer thut, mit welchem Johannes handelte; der giebt ein gutes Beispiel, ein Beispiel, das auch bei der strengsten Prüfung die Probe hält. Von einem solchen Beispiele nun behaupte ich, es habe eine ganz eigene Kraft, es richte gemeiniglich weit mehr aus, als alle andere Mittel, womit man die Herzen der Menschen

zu lenken sucht; denn das gute Beispiel erweckt, belehrt, überzeugt, ermuntert und siegt.

Kraft hat das gute Beispiel schon darum, a) weil es erweckt, weil es die Aufmerksamkeit aller derer reizt, die es gewahr werden. Je besser es ist; je mehr es sich durch Reinheit, Genauigkeit und Standhaftigkeit auszeichnet; desto weiter entfernt es sich von dem herrschenden Eigennutze, von der allgemeinen Nachlässigkeit, von den lasterhaften Sitten, denen die große Menge der Menschen ergeben ist. Allein eben daher kann es auch nicht unbemerkt bleiben. Der gleichgültige, seinen Lüsten dienende Haufe erwacht, und fühlt sich gestört in seiner Trägheit, sobald jemand da ist, der durch Selbstbeherrschung, Fleiß und pflichtmäßiges Betragen sich über ihn erhebt; auch der verdorbenste Mensch kann sich nicht enthalten, wenigstens ein aufmerksamer Zuschauer zu seyn, wenn von Andern etwas Gutes und Großes geschieht. Zu selten ist dieses Schauspiel, es hat zu viel Anziehendes, es regt das sittliche Gefühl, welches in jeder Brust verschlossen liegt, zu gewaltig an, als daß man nicht begierig werden sollte, wenigstens Erkundigung einzuziehen. Was bloßer Unterricht, was Worte nicht vermögen; das vermag das gute Beispiel. Das gute Beispiel erweckt. b) Und dabei belehrt es auch. Was unsern Pflichten gemäß ist, was allen überhaupt, und jedem insbesondere obliegt, läßt sich freilich durch Worte ausdrücken; man kann sich deutlich, ausführlich und bestimmt über Rechtschaffenheit und Tugend erklären, und Andere genau davon unterrichten. Aber ist dieser ganzer Unterricht nicht ein todter Buchstabe ohne Kraft und Leben, wenn er nicht durch Beispiele beseelt und bis zu anschaulicher Klarheit gebracht wird? O es ist im strengsten Sinne wahr, daß der Weg, durch Worte zu belehren, mühsam und lang, der durch Beispiele hin-

gegen kurz und leicht ist. Ist nicht manches, was zur Ausübung einer wahren Tugend gehört, so beschaffen, daß kein Ausdruck es ganz erreicht, daß man es schlechterdings selbst erfahren, oder doch an Andern sehen muß, wenn man es gehörig fassen will? War es endlich nicht eine Hauptabsicht, warum der Sohn Gottes vom Himmel kam, ein fehlerfreies vollendetes Bild sittlicher Vollkommenheit aufzustellen, und an einem zuverlässigen Muster zu zeigen, was die durchaus veredelte menschliche Natur seyn, und wie sie handeln soll? — Doch das gute Beispiel belehrt nicht blos, c) es überzeugt auch. Können wir uns wohl darauf berufen, daß man beim Gehorsame gegen seine Pflicht seinen wahren Vortheil verliere, wenn wir an unläugbaren Beispielen sehen, welche Ruhe der Seele, welche Achtung, welches Ansehn, welcher Genuß die treue Ausübung des Guten begleitet? Können wir uns weiter mit unsrer Schwachheit entschuldigen, und unser Unvermögen vorwenden, um die Beobachtung unangenehmer Pflichten von uns abzuwälzen, wenn Andre mit der That beweisen, daß sich die damit verbundenen Schwierigkeiten gar wohl besiegen lassen? Dürfen wir es weiter wagen, an der Möglichkeit einer wahren Tugend zu zweifeln, wenn wir uns mit Beispielen derselben umgeben sehen, gegen deren Echtheit sich nichts einwenden läßt? — Es gehört aber auch zur Kraft des guten Beispiels, d) daß es ermuntert. Ihr, die ihr euch das Zeugniß geben könnet, daß ihr das Gute liebet; woher habt ihr diese Liebe; was hat sie in euch erweckt und genährt? Was hat euch am meisten zu dem Eifer entflammt, jede pflichtwidrige Neigung in euch zu bekämpfen; was hat euch in diesem Kampfe gestärkt, und beim Gefühle unzähliger Schwierigkeiten immer wieder Muth eingeflößt? Kehret zurück mit euern Gedanken in euer verflossenes

Leben; die ehrwürdigen Bilder tugendhafter Aeltern, weiser Lehrer, edler Freunde, großer Männer, die Bilder guter Menschen aus allerlei Zeiten und Ländern, deren Beispiel euch bekannt ward, werden sie euch darstellen; ihr werdet eingestehen müssen, daß sie es waren, was euch belebte, stärkte und zur Nacheiferung entflammte. Nein, es ist nicht möglich, guten Beispielen nahe zu seyn, ohne ihren Einfluß zu fühlen, ohne gleichsam unwillkührlich durch sie angezogen, umgeändert und veredelt zu werden. — Die Kraft des guten Beispiels ist endlich auch so groß, e) daß es siegt, und zwar auf mehr als eine Art siegt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß der, welcher ein Beispiel ausgezeichneter Tugend aufstellt, den Neid, die Tadelsucht und die Verläumdung reizt, als daß man sich Mühe giebt, ihn verdächtig zu machen, und sein Ansehn zu vermindern; selbst der Sohn Gottes und sein Vorläufer Johannes haben diesen Widerspruch erfahren, selbst die sind gelästert worden. Aber die Kraft des guten Beispiels siegt; es kommt eine Zeit, wo die Nattern des Neides und der Bosheit sich wider die Elenden selber kehren, welche den Unschuldigen verletzen wollten; wo bald die Zeitgenossen, bald die Nachwelt dem verkannten Tugendhaften Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sein Bild in dem Tempel des Verdienstes und der Unsterblichkeit aufstellen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß dem, welcher durch seine Tugend wirken, bessern und Einfluß äußern will, von allen Seiten her widerstanden wird, als daß er bald in der Trägheit, bald in den Leidenschaften und Lastern der Menschen gewaltige Hindernisse findet. Aber die Kraft des guten Beispiels siegt. Es kommt eine Zeit, wo man es doch einsieht, der Tugendhafte habe recht; wo man gerührt von seiner Großmuth, beschämt durch sein Wohlwollen, überwunden von seiner Standhaftigkeit, nach-

giebt, und seinem Muster folgt. Nichts scheint offenbarer zu seyn, als daß die Wirksamkeit des Tugendhaften aufhört, wenn der Tod ihn den Augen der Menschen entrückt; es schien aus zu seyn mit dem Sohne Gottes und mit seinem Vorläufer, als dieser enthauptet und jener gekreuziget war. Aber die Kraft des guten Beispiels siegt; selbst die Macht der Zeit, selbst die Gewalt vieler Jahrhunderte, selbst der Zwischenraum ganzer Länder und Welttheile vermag nichts über sie. Erwärmen sich an dem Beispiele der großen Männer des Alterthums nicht noch die spätesten Nachkommen? Dient das herzerhebende Muster guter und edler Menschen, sie mögen gelebt haben, wann und wo sie wollen, nicht zur Ermunterung, so lange ihr Andenken übrig bleibt? Ist die Summe guter Beispiele, die jemals auf Erden gegeben worden sind, nicht ein gemeinschaftliches Gut, das ohne Rücksicht auf Volk und Land und Zeit und andere Zufälligkeiten von jederman benutzt wird? Wächst die Wirksamkeit des guten Beispiels nicht fast in eben dem Grade, in welchem es nach Zeit und Ort entfernt ist, in welchem allerlei kleine Umstände, die es in der Nähe verdunkeln konnten, nach und nach verschwunden sind, und seinem Glanze nicht mehr schaden? — Wunderbare Gewalt, hinreißender unwiderstehlicher Zauber, den Gott in gute Beispiele gelegt hat; wo ist das Herz, das dich nicht fühlen, wo ist der Elende, der dich nicht anerkennen sollte! Auf euch, ehrwürdige Muster dessen, was gut und groß ist, heftet sich unser Blick, so bald ihr irgendwo erscheinet; ihr gebt uns Licht und Ueberzeugung; ihr erfüllet uns mit Kraft und Muth; ihr sieget selbst über unsre Widersetzlichkeit; ganze Völker und Zeitalter begeistert euer Einfluß, und Jahrhunderten trotzt eure nie geschwächte Dauerhaftigkeit!

Und welch ein Gedanke, welch eine Aussicht ist es, eine heilsame Aufmerksamkeit um sich her zu erwecken, eine Menge guter Vorstellungen und edler Empfindungen bei Andern zu entwickeln, sie zu heilsamen Vorsätzen und Entschließungen zu beseelen, an ihrer Bildung und Wohlfahrt einen wirksamen Antheil zu haben, nicht blos seinen Zeitgenossen zu nützen, sondern auch der Nachwelt; den Umkreis seiner Wirksamkeit über die kommenden Geschlechter vielleicht durch ganze Jahrhunderte auszubreiten; den Funken edler Fähigkeiten und Gesinnungen in Menschen anzufachen, die noch nicht sind, und so ein dauerhafter unsterblicher Wohlthäter seines Geschlechts zu werden! Und diese frohe herzerhebende Hoffnung habt ihr alle, wenn ihr darauf bedacht seyd, in euern Verhältnissen ein gutes Beispiel aufzustellen. Mehr, mehr, als ihr für möglich haltet, wird Gott dann durch euch wirken; manches Auge, das ihr nicht kennet, und hier nie werdet kennen lernen, wird mit Bewunderung an euch hängen, und euch beobachten; ihr werdet eine heilsame Bewegung um euch her stiften, deren Folgen bis in die Ewigkeit hinüberreichen werden. Wohl dem Edlen, der so als Muster gelebt, der so gewirkt hat durch das Beispiel seines Glaubens und seiner Tugend. Wie wird er am Tage der Ernte erstaunen über die Frucht, die er geschaffen hat; mit welcher Wonne wird er sich einst umgeben sehen von dem dankbaren Kreise derer, die aus seinem Beispiele Kraft, Muth und Trost geschöpft haben; die es ihm, ihm zuschreiben, daß sie den Gefahren des irdischen Lebens glücklich entronnen sind. Reinste Wonne der künftigen Welt, höchste Seligkeit des Himmels, Menschen belehrt, Menschen gebessert, Menschen beglückt zu haben; o möchten wir dich einst alle mit dem theilen, der unser aller Mittler und Vorbild ist, der uns alle berufen hat, an seinem großen Werke Theil zu nehmen!

### 3) von Heinr. Phil. Konr. Henke, Abt und Prof. zu Helmstädt. († 1809)

Bruchstück aus einer Predigt über Matth. 5, 8 gehalten. (S. seine Predigten, Th. 1. Braunschw. 1801. 8. S. 241 ff.)

„Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen." Laßt uns über diesen schönen Denkspruch weiter nachdenken. Denen, die reines Herzens sind, verheißt Jesus, sie werden Gott schauen. Sehen wir erstlich auf das, was er fordert, und was er zur Bedingung macht: die reines Herzens sind; und zweitens auf das, was er diesen verheißt: sie werden Gott schauen.

1) Was bedeutet und umfaßt das: reines Herzens seyn? Zunächst leuchtet einem jeden ein, daß das reine Herz viel mehr erfordere, als ein unbescholtener Lebenswandel. Dieser, wie ehrenwerth er seyn mag, ist etwas, das in die Augen fällt, und von Menschen bemerkt, gerichtet, gelobt wird. Von wem wir nichts Böses wissen; der heißt und ist uns ein Unbescholtener. Damit verträgt sich nun wohl, daß er sehr gut sey, daß er sich selbst rein und schuldlos wisse. Aber nothwendig ist doch jene Unbescholtenheit nicht mit der Herzensreinigkeit also verbunden, daß, wo jene ist, man auch auf diese zurückschließen dürfe. Wir können noch weiter gehen. Das reine Herz ist auch viel mehr, als ein pflichtmäßiges Verhalten. Man kann sich pflichtmäßig aufführen, ohne es zu thun um der Pflicht willen, das ist aus innerer, herzlicher Hochachtung gegen das Gesetz Gottes, welches uns die Pflicht auferlegt. Das reine Herz aber ist es eben, worauf Jesus dringt; unbefleckte reine Sitten, rechtschaffene Handlungen, werden schon von selbst entstehen und er-

scheinen, wo jenes ist, wie klares und gesundes Wasser aus reiner Quelle, wie gute Frucht vom guten Baume. Und dies reine Herz ist vor allen Dingen ein solches, in welchem und über welches gar keine andere Neigung herrscht, als die, recht zu thun, Gottes Willen zu vollbringen, der Stimme des Gewissens zu folgen.

Ich sage, diese Neigung muß die herrschende seyn; das heißt nicht, es muß gar keine sonst vorhanden, jede andere erdrückt und getödtet seyn. Allerdings behält der Mensch, auch in dem höchsten Grade der Reinigkeit des Herzens, die natürliche Liebe zum Leben und zum frohen Lebensgenusse, den Trieb nach Freiheit, Ehre, Vergnügen, Abwechselung, Herrschaft, und alle übrige ihm von der Natur anerschaffene Neigungen. Aber sowohl, daß keine von ihnen über die andern alle herrsche, als auch, daß jede über sich eine Herrschaft und Leitung erkenne, ist dem Menschen die Vernunft und in ihr ein Gesetz gegeben, welches allein der Art ist, daß ihm allezeit sicher gefolgt werden kann, daß aller Menschen Urtheil ihm beipflichtet, daß es in allen Fällen entscheidet, was zu begehren und zu verabscheuen, was zu thun und zu lassen sey, und daß es als der Wille des Schöpfers angesehen und verehrt werden muß. — Wo dies Gesetz alle Wünsche, Begehrungen und Entschlüsse des Menschen ordnet und lenkt; da ist Reinigkeit des Herzens. Rein und frei ist da der Mensch von den blos auf sinnlichen und thierischen Genuß, auf zeitliches und äußerliches Wohlseyn gerichteten Trieben. Er schätzt sein Leben und sucht es zu erhalten; aber es ist ihm nicht mehr werth, als die Tugend, als die Ehre des Gewissens; er ist entschlossen, es zu wagen, und aufzuopfern, wo er nur die Wahl hat, entweder zu sterben, oder sein Gewissen zu tödten. Er suchet ein gemächliches, sorgen-

freies und vergnügtes Leben; aber er verabscheuet alle Wege und Mittel dazu, welche vor dem Richterstuhle seines Gewissens nicht die strengste Prüfung aushalten.

Diese Reinigkeit des Herzens verträgt sich aber auf keine Weise mit irgend einiger Verstellung und Falschheit. Das reine Herz ist zugleich das aufrichtige, gerade, in allen seinen Aeußerungen und Offenbahrungen gleichförmige. Aller bloße äußere Schein, alles Gleißen und Glänzen, wird von dem reinen Herzen verworfen. Aufrichtig ist der Mensch geschaffen, und nur das unreine und befleckte Herz ist zur Falschheit, Heimlichkeit und Heucheiei geschickt. — Das reine Herz ist zugleich das schuldlose Gewissen. In seinem Bestreben, sich nach Gottes Gesetz zu achten, und aufrichtig gesinnt zu seyn, erkennet es sich selbst einer höhern Achtung würdig, weiß es sich von beschämenden und beunruhigenden Vorwürfen frei, giebt sich das Zeugniß der Richtigkeit seines Denkens, Wollens und Thuns. Und entdeckte es in sich noch Mängel und Schwachheiten; müßte es sich manche Uebereilungen und Vergehungen vorhalten; so hat es eben schon in der demüthigen Erkenntniß derselben, in dem Bestreben, besser zu werden, einen tröstenden Anspruch auf Vergebung, und mit dieser Friede und Freudigkeit. — Auf solche Weise sind die, welche reines Herzens sind, auch die zufriedensten Menschen. Da fehlen alle die Unruhen, denen ein Gemüth ausgesetzt ist, das allezeit nur von außen, bald von einem Gewinne, bald von einer Ehre, bald von einer Gunst, bald von einer Ergötzung in Bewegung gesetzt und ergriffen wird. Da fehlen die Unruhen, die aus dem innern Streite der Begierden unter einander und aus den Anschlägen der Verstellung entstehen. Jene regelmäßige Gleichförmigkeit im Denken, jene Freiheit, mit welcher der Mensch sich selbst bestimmt, jene Un-

schuld des Gewissens bringt von selbst einen Frieden, einen Zustand des Wohlseyns, der Freudigkeit und der Hoffnung hervor, welcher auf einem andern Wege nicht ausgemittelt, und, wo er fehlt, durch nichts ersetzt werden kann.

2) Selig also, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Dieser Ausdruck bedeutet in der Bibelsprache im Allgemeinen einen hohen Vorzug, eine des Verlangens der Menschen vor allem würdige Ehre und Glückseligkeit; er wird aber unrichtig gefaßt, wenn man ihn blos von den Belohnungen und Freuden der Tugendhaften in einer künftigen Welt versteht. Sie werden Gott schauen. Das heißt erstlich, sie, die reines Herzens sind, und nur sie, werden Gott wahrhaftig erkennen, deutlich denken und würdig verehren. In dem unreinen Herzen kann keine wahre Erkenntniß Gottes statt finden; es wird, es muß ihn ausschließen den Gedanken an den Heiligsten, an den Gesetzgeber der Menschen, den untrüglichen Zeugen und Richter der Gesinnung, den Freund und Vergelter der Tugend. Nur dem reinen Herzen ist der Glaube an Gott ein Bedürfniß, und zugleich eine Freude. Er bringet Ordnung und Zusammenhang in alle seine Erkenntnisse von des Menschen Natur und Bestimmung; er giebt dem Gesetze seiner Vernunft und der Stimme seines Gewissens die höchste Ehrwürdigkeit; und er hebt seine Wünsche und Hoffnungen auf ein unsterbliches Leben zur Zuversicht.

Das Schauen Gottes umfasset zweitens alle die erfreulichen Empfindungen, welche das reine Herz von Gott, von seinem gnädigen Wohlgefallen, von den unzähligen Beweisungen seiner Liebe hegt. Es fühlt und erfährt dieselben in sich selbst; in dem Gelingen seines Bemühens, gut zu seyn und gut zu bleiben; in

dem Wachsthume an Weisheit und Gerechtigkeit; in den vielfachen Regungen und Freuden, welche schon hier durch die Anordnung Gottes mit dem Fleiße in der Tugend verbunden sind; in allem, was ihm Gutes zu Theil wird; in allen äußerlichen Begegnissen. Ueberall schauet es Gott gleichsam gegenwärtig, denkt ihn und betet ihn an als den Freund der Ordnung, als den Vater und Erzieher der Menschen, und als den zuverlässigsten Vergelter des Guten in Zeit und Ewigkeit.

Und hiermit ist endlich von selbst verbunden, das über alle Zeit hinausgehende Erwarten einer in alle Ewigkeit fortschreitenden hellern, anschaulichern und festern Erkenntniß Gottes, einer reinern Tugend und Seligkeit; ein Erwarten, das denen, die reines Herzens sind, sich als das vernunftmäßigste rechtfertigt, und das ihnen schon hier einen Genuß gewährt, mit welchem keine Ergötzungen der Erde zu vergleichen sind!

### 4) vom Generalsup. Demme zu Altenburg († 1822).

Bruchstück aus s. Antrittspredigt in Altenburg, am Feste der Himmelfahrt Christi 1801 über Marc. 16, 14 — 20 gehalten. (Man s. seine Predigten und Reden [herausgeg. nach des Vfs. Tode von Böhme] Neustadt, 1823. 8. S. 56.)

— Vollbracht war für diese Erde das große, segensvolle Werk, zu welchem der göttliche Lehrer und Erlöser der Menschen vom Himmel herabgesendet war, und siegreich sollte er nun aus dem Lande der Sterblichen zu den Wohnungen des Lichts und der Unsterblichkeit hinübergehen. Noch sorgte er scheidend von dieser Erde für die Erhaltung und fernere Ausbreitung der himmlischen Lehre, die er verkündigt hatte; noch weihte er seine

vertrauten Jünger und Freunde zu Lehrern seiner Religion ein, belebte für dieses große, schwere Geschäft ihren Muth, rüstete sie aus mit hoher Kraft, und kehrte dann zurück zu dem Vater, der ihn gesendet hatte, kehrte zurück, um auch uns die Stätte zu bereiten, wo wir, wenn wir hienieden treu erfunden werden, einst mit ihm leben und selig seyn sollen. Auch wir sind unsterblich! Dies ist der Zuruf, der an dem heutigen festlichen Tage unsere Herzen durchdringet, und uns mit der reinsten und edelsten Freude erfüllt. Wir sind unsterblich, so wahr uns Gott ein heißes Verlangen gab, von seinen Wundern mehr zu wissen, als uns die Erde mit allen Freuden des Frühlings gewähren kann! Wir sind unsterblich, so wahr wir ein heiliges Gesetz anerkennen, das nicht für vergängliche Bewohner des Staubes, das nur für Wesen gegeben seyn kann, die sich der lebendigsten Hoffnung einer grenzenlosen Fortdauer bewußt sind.

Damit aber diese Hoffnung und Freude nicht in blos dunkeln und leicht vorüberwallenden Gefühlen bestehe, wollen wir *über die wohlthätigen Wirkungen des Glaubens an Unsterblichkeit der Seele* weiter nachdenken; darüber nachdenken: *wie dieser Glaube schon die Freuden des gegenwärtigen Lebens erhöhe und verschönere, im Leiden Trost, am Grabe Beruhigung, zum Guten Muth und Kraft gebe, und jede menschliche Verbindung zu gemeinnützigen guten Zwecken heilige und befestige.* Erfreulich ist die Hoffnung der Unsterblichkeit, so daß *selbst der Glückliche* sie nicht entbehren kann, wenn er als vernünftiges Wesen die Güter der Erde genießen will. Er hat Sinn und Empfänglichkeit für die Freuden der Natur; des Himmels Bläue erheitert seinen Blick; die Erde im Frühlingsgewande spricht ihm ans Herz; aber

mitten in diesem Genusse erwacht der Gedanke: wird die morgende Sonne auch mir noch scheinen? oder ist vielleicht der heutige Sonnenuntergang der letzte, den mein Auge sieht? — Ohne Glauben an Unsterblichkeit gleicht der Glückliche einem Manne, dem ein Mächtiger der Erde die herrlichste Wohnung und schönste Flur zwar zum Eigenthume übergäbe, doch auf eine so ungewisse Zeit, daß der Besitzer mit jeder Stunde besorgen müsse, es werde ihm Alles wieder genommen werden, und also unter dieser traurigen Bedingung unmöglich seines Glückes recht froh werden könnte. Mit der Hoffnung eines bessern Lebens jenseits des Grabes werden aber dem Frommen schon die Freuden des gegenwärtigen Lebens erhöht und verschönert. Dankbar genießt er, was ihm der Geber alles Guten hienieden zu Theil werden läßt; und ruft ihn dieser von der Erde ab, so weiß er ja, daß in Gottes Hause viele Wohnungen sind, und daß er den Wechsel der Wohnung gewiß nicht werde zu bereuen haben.

Und wie trostvoll ist diese Hoffnung für den leidenden Frommen! Er weiß, daß er nicht zwecklos, weiß, daß er für eine bessere Welt leidet, und daß ein gütiger und weiser Vater der Menschen nicht blos Freude und Glück, sondern auch Schmerz und Unglück als Mittel anwendet, um uns desto vollkommener zu unserm eigenen Heile für jenes Leben vorzubilden. Erreicht man schon in diesem Leben nicht leicht etwas Wünschenswürdiges ohne Mühe; darf der, welcher in irgend einer Wissenschaft größere Fortschritte machen will, keine Arbeit, keine Anstrengung scheuen; wie sollte nicht den Frommen, der diese Welt als Bildungs- und Erziehungsanstalt für den Himmel betrachtet, wie sollte ihn nicht, wenn er vielleicht mehr als Andere leiden muß, die Vorstellung aufrichten, daß er unter der Regierung

seines Gottes zu einem größern Wirkungskreise in jenem Leben durch Leiden vorgebildet werde? —

Wirkung des Glaubens an Unsterblichkeit ist es, daß wir nun *am Grabe* unsrer Lieben nicht trostlos weinen, und auch unserm Tode nicht mit Angst entgegen leben dürfen. Zwar tadeln wir keinesweges die Thränen wahrer Empfindung, am Grabe derer geweint, die im Leben uns theuer waren. Auch das Herz hat seine Rechte, und seine geläuterten Gefühle haben den wohlthätigsten Einfluß auf unsre sittliche Veredlung. Aber der Mensch mit der zugesicherten Hoffnung, daß ihn jenseits des Grabes ein besseres Leben erwarte, und daß er von dem sterbenden Freunde aufs Wiedersehen in schönern Gefilden einer vollkommenern Welt scheide, weinet nicht trostlos; denn er denkt bei der Aussaat die Ernte. Den Tag, den wir auf Erden Todestag des Frommen nennen; den feiern dort Selige als seinen Geburtstag für den Himmel. Zu einem bessern Leben werden wir sterbend geboren; zu einem bessern Leben, wo wir das, was hienieden uns noch dunkel war, in hellerm Lichte erkennen, und unsern erhabenen Beruf, immer weiser, besser, edler zu werden, vollkommner als auf Erden erfüllen sollen.

Und für diesen heiligen Beruf, für das eifrigste Bestreben, immer williger und freudiger *den Willen Gottes zu vollbringen*; was könnte uns wohl dazu mehr ermuntern, was uns mehr stärken, als die Ueberzeugung: daß wir hier nur beginnen, was wir dort in einem grenzenlosen Daseyn fortsetzen sollen, daß wir hier zu dem großen Werke unsrer Heiligung nur den Grund legen, worauf wir dort in der Reihe vollendeter Geister fortbauen sollen! — Ach, ohne diese Ueberzeugung, woher sollten wir den Muth nehmen, im Erdenleben nach einem Ziele zu ringen, das sich, je

mehr wir uns ihm zu nähern suchen, desto weiter von uns zu entfernen scheint? woher den Muth, uns dem Kampfe, der Anstrengung, welche die Tugend fordert, zu unterziehen? Nur dann, wenn wir über das Grab hinaus, wenn wir in eine vollkommene Welt blicken; nur dann fühlen wir uns mit neuem Muthe beseelt, mit neuer Kraft gestärkt, standhaft auf dem Wege der Tugend fortzuwandeln, wenn er auch noch so steil und mühevoll wäre!

Mitunsterbliche, lasset uns Gutes thun und nicht müde werden! lasset uns vereinigt Gutes thun; denn dieser Vereinigung werden wir uns noch in den Wohnungen des Lichts und der Vollkommenheit freuen. Bande, durch welche Seelen unter dem heiligen Gesetze der sittlichen Freiheit sich vereinigen; solche Bande löset kein Tod! Menschen, die zum Guten sich verbinden, errichten einen Bund für den Himmel, einen Bund für die Ewigkeit! O wie wird mit dieser Ansicht der Mensch dem Menschen theuer, und wie werden dadurch unsre Verbindungen zu gemeinnützigen und edlen Zwecken geheiligt und befestigt! Sey es, daß der Eine früher, der Andre später hier von uns scheidet; bestreben wir uns nur, redlich unsre Pflichten zu erfüllen, so finden wir Alle, Alle uns wieder in dem gemeinschaftlichen Vaterlande.

Drum seyd mir gegrüßt und gesegnet, ihr Alle, mit welchen mich Gott in eine Verbindung setzte, die durch die Religion Jesu für ein geistiges und himmlisches Leben bestimmt und geheiligt ist. Unser Wandel — unser Bürgerrecht und Vaterland ist im Himmel, wohin Jesus uns vorangegangen ist und die Stätte uns bereitet hat.

Wir sind unsterblich! Mögen Sonnen erlöschen, mögen Erden zertrümmern; wir, mehr als sie, wir sind

unsterblich; und gelobt sey es vor Gott: wir wollen mit redlichem Herzen und ausdauerndem Eifer uns bemühen, unsrer erhabenen Bestimmung und seligen Hoffnung immer würdiger zu leben!

### 5) vom Oberhofpred. v. Ammon zu Dresden.

Bruchstück aus s. Predigt über Psalm 8, 5. 6. (in s. Religionsvorträgen im Geiste Jesu. Gött. 1804. 8. Th. 1. S. 3.)

Von der heilsamen Ehrfurcht, mit der uns der Gedanke an die Unendlichkeit erfüllt.

1) Wir werden zuerst von der Ehrfurcht überhaupt sprechen, die von dem Gedanken an die Unendlichkeit unzertrennlich ist; und dann

2) besonders das Heilsame dieser Betrachtung für Geist und Herz ins Licht zu setzen suchen.

1) Der Gedanke an die Unendlichkeit hat für jeden Menschen von Aufmerksamkeit und deutlichem Bewußtseyn seiner selbst etwas Großes und Ehrfurchterweckendes; denn a) schon der Gedanke an die Unendlichkeit des Raumes, der uns umgiebt, muß große und zur Ehrfurcht stimmende Betrachtungen in uns rege machen. Wir sehen nicht ohne Theilnahme die Größe eines Stromes, einer Flur, eines Gebirges; unser Herz erweitert sich, wenn wir von dem Gipfel eines Berges auf das offene, schöne Thal hinabsehen; ein Blick vom Gestade des Meeres in die weite, offene See, fordert uns zur lauten Bewunderung auf; ja, wir vermögen den Ausdruck unsers Staunens nicht mehr zurück zu halten, wenn wir mit unsern Augen bis zu der Höhe der Wolken und des Luftkreises, der unsre Erde um-

ſtrömt, vorzudringen ſuchen. Aber was ſind dieſe Puncte gegen die Entfernungen, die einen Planeten von dem andern trennen; was ſind ſie gegen die Weite, die eine Sonne von der andern ſcheidet; was ſind ſie gegen die Himmelsräume, die einen Stern, und eine Welt, und einen Kreis von Welten von dem andern abſondern, und jedem ſeine Bahn öffnen, ſeinen Lauf beſtimmen, und ſeine regelmäßige Bewegung ſichern! Wo iſt die Grenze des Raumes, in dem ſich keine Welten drehen, und keine Stralen des Lichts auf längere oder kürzere Zeit Leben und Wohlſeyn verbreiten; wo begönne das öde Reich der Leere, wo kein Geſchöpf ſich ſeines Daſeyns freute! — Aber nicht allein die Unendlichkeit des Raumes, b) ſondern auch die Zeit, in der wir leben, muß in uns ein Gefühl der Ehrfurcht wecken, deſſen wir uns bei dem geſchärfteſten Nachdenken nicht entſchlagen können. Was iſt das, was wir Schöpfung und Umbildung unſrer Erde nennen, gegen den Urſprung des Ganzen, in dem ſich unſer Planet, wie ein Tropfen im Weltmeere, verliert; was ſind die Jahrtauſende der Vergangenheit, in die wir uns mit unſichern Vermuthungen verſenken, und die Jahrtauſende der Zukunft, in die wir mit den Augen des Glaubens und der Hoffnung hinausſehen, gegen die Ewigkeit deſſen, dem tauſend Jahre ſind gleich einem Tage, gleich einem Morgentraume, der ſchnell vorübereilt? Himmel werden veralten; Sonnen verlöſchen; die Urſtoffe der Elemente ſich auflöſen; aber ewig iſt das Daſeyn deſſen, der ganze Geſchlechter hinſinken läſſet in den Staub, und ruft: kehret wieder Menſchenkinder! — c) Auch die unendliche Wahrheit, die wir ſuchen, iſt ein unlängbarer Gegenſtand unſrer Ehrfurcht. Zwar läßt es die gütige Vaterhand, die ſchon das Auge unſers Körpers durch das Licht der Sonne erhellt, auch

dem Auge unsers Geistes nicht an Aufklärung und an dem Besitze derjenigen Kenntnisse fehlen, die uns für dieses Leben wichtig und unentbehrlich sind. Aber was ist dieser dämmernde Stral der Einsicht gegen die Sonne der Wahrheit, zu der alle geschaffene Geister, als zu der Quelle ihrer Weisheit, emporschauen; was sind diese Bruchstücke unsrer Erkenntniß gegen die Vollkommenheit, die sich in allen Werken der Natur spiegelt? Seit Jahrtausenden streiten die Weisen dieser Erde über die Frage des Pilatus: was ist Wahrheit! Seit Jahrtausenden suchen sie die letzten Gründe derselben zu erforschen, und sie durch Unterricht und Schriften auf die Nachwelt fortzupflanzen; und doch kann der Same der Wahrheit nicht ausgestreut werden, ohne daß Wahn und Dünkel, und Leidenschaft und Irrthum neben ihm aufsproßte. Und wohin führen uns diese widersprechenden Erscheinungen? warum sind so viele nützliche Wahrheiten und Entdeckungen der Vorzeit für uns verloren? warum sehen wir ein Lehrgebäude menschlicher Meinungen nach dem andern in den Staub der Vergessenheit dahin sinken? warum hat jeder Mensch eine eigene Art zu empfinden und zu denken? Müssen uns alle diese Bemerkungen nicht zu der Ueberzeugung führen, daß wir bei der Schwäche unsers Verstandes nur ein gewisses Maas von Einsicht fassen können, und daß wir uns der Sonne der Wahrheit durch fortgesetztes Denken und Forschen zwar anzunähern, aber die volle, unendliche Kraft ihres Lichtes und ihrer Klarheit nie ganz zu erreichen vermögen? d) Die Ehrfurcht, die uns bei diesem Gedanken ergreift, wird noch durch die Bemerkung unterhalten, daß auch die Vollkommenheit, der wir entgegen eilen, unendlich ist. Denn daß unser gegenwärtiges Daseyn auf unsrer Erde nur ein Uebergang aus der Sinnlichkeit zur geistigen Vered-

lung in einem beſſern Vaterlande ſey; das ſagt uns der tägliche Wechſel unſrer Empfindungen und unſrer Freuden. Und finden wir die Verſicherung unſers Fortſchreitens zu einem immer höhern und vollkommenern Daſeyn nicht in dem Weſen der Vernunft, die mit der Unendlichkeit verwandt iſt; finden wir ſie nicht in der Sehnſucht unſers Herzens, das mit ſeinen edelſten Wünſchen zur reinſten Vollendung emporſtrebt; finden wir ſie nicht in der Stimme der Offenbahrung, die uns zuruft, daß wir vollkommen und heilig wie Gott werden, daß wir den Herrn ſchauen, zu den Freuden ſeines Reiches eingehen, und von einer Herrlichkeit zur andern verklärt und erhoben werden ſollen? — O ſey mir geſegnet, himmliſche Vollendung, die du mir, wie ein Licht aus den Wolken, aus einer höhern Welt entgegenſtraleſt; du erhelleſt milde meinen Geiſt, und ſenkeſt die Ruhe der Seligen in mein Herz; zu deinen Höhen blicke ich aus den Tiefen meiner irdiſchen Laufbahn mit Bewunderung und Ehrfurcht empor; nach dir ſtrecke ich voll Sehnſucht meine Hände aus, wenn mich Unvollkommenheit und Schwachheit von dir entfernen will; zu dir kehre ich voll Reue und Schaam zurück, wenn die Reize der Endlichkeit mich täuſchen, und wenn ich nur in dir mein Heil, meine Ruhe und das Ziel meiner Wünſche finde.

2) In der That heilſam, unausſprechlich heilſam iſt die Ehrfurcht, mit der uns der Gedanke an die Unendlichkeit erfüllt, zuerſt a) ſchon deswegen, weil ſie ein kräftiges Verwahrungsmittel gegen jede Niedrigkeit in Geſinnungen und Handlungen iſt. Wir hängen oft furchtſam und ängſtlich an herrſchenden Vorurtheilen, Gebräuchen und Meinungen, ohne uns je zu dem höhern Geſichtspuncte der reinen Wahrheit zu erheben; aber würden wir uns dieſe Ein-

seitigkeit je erlauben, wenn die Vorstellung der Unendlichkeit unsern Geist lebhaft ergriffen hätte! Wir handeln von Eigenliebe verblendet, vom Stolze verführt, vom Eigennutze beherrscht, nach kleinlichen Rücksichten, Neigungen und Wünschen; aber würden wir nicht kühn aus dem Kreise dieser erniedrigenden Leidenschaften heraustreten, wenn uns der Gedanke an die Unendlichkeit die Augen über die wahre Würde des Menschen geöffnet, und unsern Willen zu höhern Zwecken unsers Daseyns erhoben hätte! Heilsam ist die Ehrfurcht, mit der uns der Gedanke an die Unendlichkeit erfüllt, schon wegen der unsichtbaren Gewalt, mit der er uns vor jeder Niedrigkeit in Gesinnungen und Handlungen bewahrt. — Aber auch deswegen, b) weil er eine Hauptquelle reiner und geläuterter Begriffe von Gott und seiner Verehrung ist. Der heilige Glaube an die Unendlichkeit verbindet sich mit unserm Glauben an Gott, und aller Tempeldienst verschwindet; die Götzendiener sinken nieder in den Staub; die Opfer weichen; der Buchstabe des Aberglaubens veraltet, und ein neuer gewisser Geist trägt die Herzen der Menschen im Fluge der Andacht zu dem Herrn der Majestät empor. Und diese herrlichen Früchte der Wahrheit, sind sie nicht Wirkungen der Religion, zu der wir uns bekennen; lehrt sie uns nicht, daß kein Bild menschlicher Kunst dem Ewigen ähnlich sey; sagt sie uns nicht, daß kein Sterblicher den Unendlichen gesehen hat, noch sehen kann; erinnert sie uns nicht, daß er durch seine Allmacht, welche die ganze Schöpfung umfaßt, nicht fern ist von einem jeden unter uns, und daß wir durch ihn leben, wirken und fortdauern! c) Verbindet damit die Bemerkung: wie heilsam der Gedanke an die Unendlichkeit als ein Beförderungsmittel edler Gesinnungen und Thaten ist.

Was hat die edlen Männer aller Zeiten zu großen Entſchlüſſen und Thaten ermuntert; was hat die Freunde des Rechts aufgefordert, die Tyrannei wilder Herrſcher durch die Heiligkeit der Geſetze zu brechen; was hat die Herolde der Wahrheit, was hat den göttlichen Lehrer unſrer Religion bewogen, Irrthum und Aberglauben zu ſtürzen, und die Lehre der Weisheit und des Glaubens mit ſeinem Blute zu verſiegeln? War es nicht die Unendlichkeit, für die ſie dachten, handelten, und für die ſie jeden ſinnlichen Genuß, jedes Gut der Vergänglichkeit, ja ſelbſt ihr Daſeyn im Körper mit Freuden dahin gaben? O, m. Br., ihr müßtet euch nie ſelbſt überwunden, ihr müßtet nie groß, uneigennützig und edel gehandelt haben, wenn ihr an dem heilſamen Einfluſſe zweifeln könntet, den die ſtille Ehrfurcht vor der Unendlichkeit auf unſre Tugend hat! Und ſo muß es jedem begreiflich werden, daß dieſer Ehrfurcht erweckende Gedanke d) auch deswegen für uns erſprießlich bleibt, weil er die Quelle unſers Glaubens an ein unvergängliches, zur immer größern Vollendung reifendes, Daſeyn iſt. Wir ſind von geſtern, und wiſſen alſo nicht, was uns morgen begegnen wird; aber wie der morgende Tag in wenigen Stunden zur Wirklichkeit heranreift, ſo wird uns die Zeit auf immer neuen Bahnen, und in dem ſich erweiternden Kreislaufe neuer Welten der Unendlichkeit entgegen führen. Berge werden weichen und Hügel hinfallen; wir aber werden fortdauern, uns von einer Kraft, von einer Wahrheit, von einer Freude und Seligkeit zur andern erheben, und dennoch die Ewigkeit in immer weiterer Entfernung vor unſern Blicken ſehen. Das ſagt uns der große Gedanke an die Vollendung, den wir als einen Bürgen der Unvergänglichkeit in uns ſelbſt tragen; das ſagt uns die Allmacht und Unermeßlichkeit des

Ewigen, aus dessen unaussprechlichem Daseyn Monate, Jahre und Zeiten in unabsehlicher Fülle hervorquellen; das verbürgt uns die ganze Natur unsers Wesens, das aus den Schranken, die ihm die Wirklichkeit anweiset, mit einem Drange ohne Grenzen, mit einer Thätigkeit ohne Ende zur höchsten Würde und Vollkommenheit emporstrebt. Eher müßten die Gesetze der Schöpfung aufgelöset, eher unser Bewußtseyn zerrüttet, eher das heilige Band zerrissen werden, das unsern Willen an die Vernunft, unser Herz an die ewige Natur unsers Geistes knüpft, ehe wir aufhören könnten, Freunde der Wahrheit ohne Schranken, Verehrer einer Tugend ohne Grenzen, Kinder eines ewigen Vaters, und Söhne der Unendlichkeit zu seyn! So heilsam ist die Ehrfurcht, die uns bei dem Gedanken an die Unendlichkeit ergreift; heilsam für unsern Verstand, für unsern Glauben, für unsre Tugend, und für unsre Hoffnungen der Zukunft!"

6) vom Consistorialrathe und Prof. Dinter in Königsberg.

Bruchstück aus s. Predigt über Ps. 119, 9. „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten!" (in s. Predigten zum Vorlesen in Landkirchen Th. 1. S. 80. Neustadt, 1809. 8.)

Wie wohlthätig das Christenthum für den Jüngling ist. Es giebt

1) seinem Sinne für Freude die schönste Befriedigung;

2) seiner Kraft die erhabenste Richtung;

3) seiner Unerfahrenheit väterlichen Rath;

4) seiner Heftigkeit weise Mäßigung.

1) Das Herz des Jünglings sehnt sich nach Freude, und ist ihrer jetzt mehr, als in irgend einem andern

Theile des Lebens empfänglich. So ſoll es ſeyn. Die Fülle der Geſundheit, die Freiheit vom Drucke der Lebensſorgen, dieſes Gefühl der Kraft, dieſe Lebhaftigkeit der Sinne, alles ladet ihn zum Freudengenuſſe ein. Aber er wandelt dabei nur zu oft ſeinen Weg nicht unſträflich. Er geht hin zum Taumel berauſchender Luſt, und vergiftet ſeine Gegenwart und ſeine Zukunft. Nur der Jüngling, der ſich hält nach Gottes Wort, der die Stimme des Chriſtenthums hört und achtet, wandelt ſeinen Weg durch die Blumenauen der Freude unſträflich; denn das Chriſtenthum giebt ſeinem Sinne für Freude die ſchönſte Befriedigung. Jüngling, du biſt nicht blos Blume des Feldes, die am Sonnenſtrale ſich färbt, und blüht, um zu welken. Du biſt Geiſt, von Gott mit hohen Kräften geſegnet. Es giebt höhere Freuden, als die Freuden der Sinne. Hier iſt die Natur. Die Vögel unter dem Himmel, und die Blumen des Feldes; ſie können dich lehren. Jeſus Chriſtus verweilte ſo gern bei ſolchen Dingen. Die Weisheit, die Ordnung, die ſchöne untadelhafte Einrichtung des Einzelnen und des Ganzen; ſollte es dich nicht freuen, ſie zu bemerken? Nach Freuden dürſteſt du? Komm her, und nimm ihren vollen Kelch aus der Hand der Religion Jeſu. Sie reicht dir die Freuden der Reinheit und Tugend! Selig ſind die reines Herzens ſind! Sieg über dich ſelbſt gewährt dir mehr Freude, als Gehorſam gegen die Stimme der Luſt. Der unchriſtliche Jüngling giebt ſich Preis den Lockungen der Sünde, und verliert die Freuden der Freiheit! Er wird ein elender Sklav ſeiner Neigungen und ſeiner Verführer. Der chriſtliche Jüngling, — die Wahrheit hat ihn frei gemacht; er geht froh der Tugend hohe Bahn. Er freut ſich zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, oder es doch immer mehr zu werden.

2) Das Christenthum giebt aber auch seiner Kraft die erhabenste Richtung. Im Jünglinge ist Fülle der Kraft, der körperlichen und der geistigen Kraft, und ein schwacher Jüngling ist gegen die Ordnung der Natur. Aber was nimmt diese Kraft oft für eine Richtung? Eine Richtung, deren die Menschheit sich schämt, und der das Elend auf dem Fuße nachfolgt. Der christliche Jüngling betrachtet seine Kräfte, so wie Jesus die seinigen, als Geschenke seines Vaters im Himmel. Zu deinem Preise, mein Vater, in deinem Dienste, zu Beförderung deiner Absichten soll, will ich alle meine Kräfte verwenden. Von dir bin ich ausgegangen. Du gossest dieses Licht in meinen Geist, mit dem ich mich über die Thorheiten der kindischen Jahre erhebe; du verliehst mir diese Kraft zu wirken unter den Menschen. Am Altare der Gottheit habe ich beim Eintritte in die Jugendjahre weise Verwendung meiner Kraft geschworen. Am Altare der Gottheit will ich sie opfern, die er mir gab, und am Altare der Menschheit, für die er mir sie gab.

3) Aber was ist Kraft ohne Erfahrung? Sie zerstört, anstatt zu bauen; sie schadet, anstatt zu nützen. Unerfahrenheit ist das Loos des Jünglings; nur die Religion Jesu giebt seiner Unerfahrenheit väterlichen Rath. Halte dich an diese himmlische Freundin, du, der du, ein Neuling in der Welt, die Gefahren der Sünde nicht kennst, und deines Herzens Trug, und der Verführung List. Freuden scheint dir die Trägheit darzubieten, und der Müßiggang, der blos das Vergnügen liebt. Hörst du die Stimme der warnenden Freundin? Müßiggang lehrt viel Böses. Das ist wahre Freude, wenn du den Willen dessen thust, der dich für die Welt mit Kräften ausgerüstet hat. Dir lächelt die Wollust. Jüngling, hörst du die Stimme der

warnenden Freundin? Unter den Blumen liegt die vergiftende Schlange. Der Unreine kann nicht Theil haben am Reiche Christi und Gottes, nicht Theil haben an seinen höhern Freuden. Wer die Welt zu sehr lieb hat; der verliert den Sinn für die Liebe des Vaters. Vertilge auch den bösen Gedanken. Wisse, zuerst erwacht die Lust. Wird sie geduldet; so gebiert sie die Sünde, und der Sünde folgt Tod und Verderben auf dem Fuße nach. Andenken an Gott, Arbeiten an dir selbst, Aufmerken auf die Schicksale der Verführten und der Verführer; das Alles kann dich bewahren, daß du nicht sinkest, wie tausend Jünglinge vor dir sanken, und tausende nach dir sinken werden, weil sie sich nicht halten an Gottes Wort. Gelobet sey Jesus Christus, der mit dem väterlichen Rathe seiner Religion die Unerfahrenheit des Jünglings leitet.

4) Und eben dadurch *seine Heftigkeit mäßigt*. Denn im Busen des Jünglings stürmt es nur allzuoft. Alle seine Neigungen äußern sich mit Kraft; alle seine Begierden erwachen mit Heftigkeit, und dürsten nach Befriedigung. Zorn, Haß, Feindschaft, Liebe, Freude, Schmerz, Hoffnung, Furcht; alles ergreift ihn gewaltig. Ach dieses lebendige Drängen und Treiben, das die Natur im Busen des Jünglings weckt, es hat sein Gutes! Allein die Religion Jesu muß die Heftigkeit der Jugend weislich mäßigen. Sie thut es durch die Achtung gegen das Gesetz der Pflicht. Der christliche Jüngling hat ein helles Auge, das die Begierde nicht blenden kann. Er hat sich gewöhnt zu fragen, ehe er handelt, ob er das auch soll oder dürfe? Diese Untersuchung tritt ein, ehe die Begierde zu heftig wird, und läßt sie daher nicht überhand nehmen. Nur das Thier folget blindem Triebe; der Mensch dem Lichte der Vernunft, der Christ ihm und dem Beispiele Jesu Christi.

Das Christenthum mäßigt aber auch die Heftigkeit des Jünglings, indem es den Gedanken an Gott in sein ganzes Thun und Lassen verwebt. Der fromme Jüngling freut sich seiner Jugend; aber er vergißt nie, daß ihn sein Gott um Alles, was er thut, vor Gericht führen wird. Und dieser Gedanke mäßigt seine Heftigkeit. Das Christenthum mäßigt sie durch das Gefühl der Würde, zu der es ihn erhebt. Zum Bilde Gottes bist du erschaffen, edler Jüngling. Zum Bilde Gottes sollst du dich verklären, am allermeisten verklären in diesen Jahren deiner vollen Kraft. —

Selig, siebenmal selig ist der Jüngling, dem das Christenthum durch den schönsten, ach auch den gefährlichsten Theil der Lebensbahn leitet, den es mit seinen hohen Freuden tränkt, zu menschenfreundlichen Thaten stärkt, durch seinen Rath bewahrt, dem es Gottes hohen Frieden früh in die entzückte Seele senkt. Geh hin, Jüngling, von diesem göttlichen Feuer erleuchtet und erwärmt; geh hin und reife zum Manne. Durch dich wird des Guten viel geschehen in deines Gottes Welt. Und stirbst du, eh es geschieht: gehe hin! In deiner frommen Seele war der Himmel, ehe um dich her der Himmel war!

## 35.

## Fortsetzung.

### Beispiele aus dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts.

1) vom Consist. Rathe und Sup. D. Marezoll in Jena.

Bruchstück aus seiner Predigt am Reformationsfeste 1819 über 1 Kor. 13, 9 u. 10 gehalten. (Man s. s. Predigten zur Erinnerung an

die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation ꝛc. Jena, 1822. 8. S. 121 ff.)

Das Werk der Reformation als ein immer fortschreitendes Werk.

Wir wollen die vorzüglichsten Gründe erwägen, welche für diese Ansicht sprechen.

1) Daß das Werk der Reformation immer fortschreiten darf; dies folgt aus den Grundsätzen, auf welchen es beruht. Denn die Gültigkeit dieser Grundsätze kann Niemand läugnen, ohne aufzuhören, Protestant zu seyn. Daß die christliche Freiheit, welche Jesus seinen Bekennern erkauft und zugesichert hat, nicht willkührlich beschränkt werden darf; daß Vernunft und Schrift die einzigen lautern Quellen sind und bleiben, woraus wir unsre religiösen Kenntnisse und Ueberzeugungen schöpfen müssen; daß aller Glaubens- und Gewissenszwang, werde er durch künstliche Mittel oder durch offenbare Gewalt erzeugt, grausame Tyrannei oder strafbare Versündigung ist; daß kein Mensch und keine Gesellschaft von Menschen das unnatürliche Recht hat, zu bestimmen und vorzuschreiben, was nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch die spätesten Nachkommen in der heiligsten Angelegenheit des Lebens annehmen oder verwerfen sollen; daß über solche Gegenstände, welche die Bibel unentschieden läßt, jeder Nachdenkende seine eigene Meinung haben kann, ohne verbunden zu seyn, gewissen Wortführern sklavisch zu folgen; daß der Eifer für die Reinigkeit der Lehre nicht in Unduldsamkeit ausarten und das vornehmste Gebot im Gesetze, das Gebot der Liebe nicht verletzen muß; daß die Einigkeit im Geiste, welche uns Christen zur Pflicht gemacht wird, nicht Einigkeit in allen Meinungen und Vorstellungsarten, nicht durchgängige Uebereinstimmung im Bekennt-

nisse des Glaubens, sondern Eintracht in der Gesinnung, Eintracht der Herzen ist: diese Grundsätze sind es, worauf das Werk der Reformation als auf seinen sichersten Stützen ruht. Ohne die Anerkennung dieser Grundsätze hätten Luther und seine Mitarbeiter die Kirchenverbesserung nicht beginnen können, und ohne die Anerkennung dieser Grundsätze müßten wir unsre evangelische Kirche beschämt auflösen, und in diejenige zurückkehren, von welcher wir uns getrennt haben. — Aber galten denn diese Grundsätze blos damals? Gelten sie nicht für immer und auf ewige Zeiten? Und wir sollten nicht verpflichtet seyn, davon Gebrauch zu machen? Wir sollten undankbar gegen die Stifter unsrer Kirche erscheinen, wenn wir in ihre Fußstapfen treten? Wir sollten ihnen abtrünnig werden, wenn wir in ihrem Geiste und Sinne handeln, und zu verbessern suchen, was der Verbesserung bedarf?

2) Und daß das Werk der Kirchenverbesserung auch immer fortschreiten kann; das folgt aus der Natur der Sache; denn wie viel gab es nicht zur Zeit der Reformation zu verbessern! Welche weit verbreitete Herrschaft hatte nicht die Macht des Aberglaubens; welche schädliche Gewalt über die Gemüther hatten nicht Priester und Mönche erlangt! Wie sollten es da die Reformatoren anfangen, um alles zu verbessern? Wie konnte Ein Menschenleben dazu hinreichen? Wie konnten einige wenige Männer eine so gänzliche Verderbniß völlig überschauen, oder ihr auf einmal abhelfen? Und der Gang, welchen die damaligen Streitigkeiten zufällig genommen hatten, entschied darüber, welche Irrthümer zunächst berichtigt, welche Mißbräuche zunächst ausgerottet werden sollten; und die Helden der Reformation waren zu beschäftigt, sie sahen sich von allen Seiten zu sehr gedrängt und bestürmt, als daß es ihnen möglich

gewesen wäre, das begonnene Werk ruhig zu vollenden. Wie vieles ward noch von ihnen gebilligt, oder wenigstens mit großer Schonung behandelt, was wir gegenwärtig nicht mehr zu billigen vermögen! So hochgelehrt sie für ihr Zeitalter waren; so war doch dieses Zeitalter nicht das unsrige. Ihm standen die Hülfsmittel nicht zu Gebote, welche nun wir haben. Die alten Sprachen waren erst kurz vorher wieder vom Tode erweckt; in vielen Fächern des menschlichen Wissens war noch zu wenig vorgearbeitet; der Umfang nützlicher Kenntnisse, die doch so oder anders der Religion zu statten kommen, war bei weitem geringer, als in unsern Tagen. So thöricht es daher seyn würde, die Reformatoren darüber zu tadeln, daß sie keinen Gebrauch von Schätzen gemacht haben, die für sie noch nicht vorhanden waren; so thöricht würde es auch seyn, die ausnehmenden Vortheile zu verkennen, welche uns die jetzigen Zeiten gewähren. Und welche Forderung, daß wir uns dieser Vortheile nicht bedienen, daß wir Mängel und Gebrechen, welche stark genug in die Augen fallen, nicht bemerken, daß wir nicht fortfahren sollen, in kirchlicher und religiöser Angelegenheit das Nöthige zu verbessern!

3) Daß aber auch das Werk der Reformation noch immer fortschreiten muß, folgt aus der Natur des menschlichen Geistes. Ist er erst aus seinem Schlummer geweckt; sind seine Kräfte durch irgend ein merkwürdiges Ereigniß aufgeregt und in Thätigkeit gesetzt; sind ihm die Fesseln abgenommen, die ihn gefangen hielten: so wirkt er nun im frohen Gefühle seiner Freiheit desto kräftiger, und eilt raschen Schritts dem neuen bessern Zustande entgegen. Und das ist unstreitig bei der Reformation geschehen. Die Vernunft der Völker erwachte da aus ihrem langen und tiefen Schlafe.

Und wer wagt es, ihrer Thätigkeit willkührliche Grenzen zu setzen? Wo ist der Sterbliche, der dem menschlichen Geiste vorschreiben darf, wie weit er gehen soll? Und wir wollten es der durch die Kirchenverbesserung geweckten, der in unsern Tagen durch lange Uebung mehr gestärkten Vernunft zum Verbrechen machen, wenn sie sieht, was die Reformatoren noch nicht sahen, und Mängel rügt, welche diese aus leicht begreiflichen Ursachen unangetastet ließen? Wir wollten es ihr zum Verbrechen machen, wenn sie den ewigen Gesetzen der Natur folgt, die keinen Stillstand kennt? — Denn Stillstand ist Rückgang; und wer da wünschen kann, daß Luthers Werk nicht weiter gefördert werde, daß wir vielmehr auf jedes seiner Worte schwören und jede seiner Erklärungen beibehalten, daß wir die Schranken, welche ihm von den Umständen gesetzt waren, durchaus nicht überschreiten; der muthet uns zu, aus vernünftigen Verehrern Luthers dessen blinde und gedankenlose Anhänger zu werden; der verlangt der Sache nach nichts anders, als daß wir dem Protestantismus entsagen, als daß wir die Grundsätze der evangelischen Kirche untergraben, als daß wir rückwärts gehen und es gleichgültig darauf ankommen lassen, wohin und wie weit uns das führen wird. Denn Rückgang ist allerdings möglich. Die Köpfe können wieder verfinstert, die Herzen können wieder bethört, die Gemüther können wieder unterjocht, die Vorzüge, deren wir bisher genossen, können uns durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände wieder entrissen werden, wenn es anders die weise und gütige Vorsehung gestattet. Aber thöricht und vergeblich ist jeder Versuch, welcher darauf abzweckt, unsre Zeitgenossen und Nachkommen zu einem beharrlichen Stillstande zu zwingen. Den ordnungsmäßigen Lauf der Dinge ändert keine irdische Macht, keine noch so fein rechnende Klug-

heit; und so lange die jetzt entfesselte Vernunft nicht wieder unter das ehemalige knechtische Joch gebeugt wird; so lange steht die große Wahrheit fest, daß das Werk der Reformation, der Natur des menschlichen Geistes gemäß, immer fortschreiten muß.

4) Und daß es bisher auch wirklich immer fortgeschritten ist; dies folgt aus dem Zeugnisse der Geschichte. Die evangelische Kirche war seit ihrem Ursprunge in jedem Jahrhunderte anders gestaltet, und der Geist, welcher sie gegenwärtig beseelt, ist zuverlässig von dem, in welchem sie Anfangs handelte, sehr verschieden. Sie ist nicht nur duldsamer und verträglicher, sie ist auch nach und nach reifer und mündiger geworden, und dadurch dem ihr vorgesteckten Ziele näher gekommen. Sie hat ihre Glaubenssätze, wie ihre Sittenlehre sorgfältiger auf deutliche Aussprüche der Bibel zurückgeführt, und dadurch beide von schädlichen Auswüchsen gereinigt. Sie hat immer weniger das Licht gescheut, und den bedeutenden Vortheil dadurch errungen, daß sie immer erleuchteter ward. Selbst die erklärtesten Gegner aller Neuerungen haben doch zugestehen müssen, daß wir andrer Gesänge und Gebetsformeln bedurften, als diejenigen waren, woran sich unsre Vorfahren erbauten. Ueberhaupt liegt es im eigenthümlichen Wesen der evangelischen Kirche, daß sie die Geistesbildung befördert, daß sie die ernsten Wissenschaften begünstigt, daß sie der Glaubens- und Gewissensfreiheit das Wort redet, daß sie jede glückliche Entdeckung im Reiche der Gelehrsamkeit zu ihrem Vortheile benutzt. Wie hätte sie also in Hinsicht der Religion allein zurückbleiben, wie hätte sie drei Jahrhunderte verleben können, ohne bedeutende Fortschritte zu machen? Und dieser Früchte wollen wir uns erfreuen, anstatt sie zu verlästern. Wir wollen das Werk der Reformation nicht als ein todtes und abge-

schlossenes, sondern als ein lebendiges und neues Leben stets erregendes Werk betrachten. Trage nur jeder, der es vermag, zu weitern Fortschritten das Seinige redlich bei; lerne nur jeder einsehen, daß wir nicht das zunehmende Licht, wohl aber die rückkehrende Finsterniß zu fürchten haben, und die Kirchenverbesserung wird je länger je völliger ihren Namen verdienen, und immerwährend bessere Einsichten, bessere Gesinnungen, bessere Christen erzeugen!

## 2) vom Prof. Schleiermacher in Berlin.

### Bruchstück s. Predigt, über 1 Kor. 14, 33. „Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens." (S. s. Predigten, 2te Samml. 2te Aufl. Berl. 1820. 8. S. 80 ff.)

Der Apostel führt in den Worten des Textes seine Leser vom Besondern zum Allgemeinen zurück; er begründet seinen Tadel und seine Vorschriften dadurch, daß wie in der Gemeine überall ein göttlicher Sinn herrschen, und sie im Kleinen dem großen Reiche Gottes ähnlich seyn solle, so auch nothwendig in ihr Ordnung und Friede durchaus herrschen müsse. Wir sehen daraus, daß er Ordnung und Frieden als eine von jenen allgemeinen Offenbahrungen des göttlichen Wesens angesehn habe, welche überall müßten zu finden seyn, wenn wir sie nur aufzusuchen verstehen. Mögen wir also versuchen, wie weit wir schon das Göttliche zu finden verstehen, indem wir die Wahrheit beherzigen:

daß überall, wo Gott waltet, Friede seyn muß.

Wir wollen sie ansehen als die Regel, die uns leiten muß, sowohl bei unsrer Betrachtung der Welt, als bei der Anordnung unsers Lebens.

1) Betrachten wir a) zuerst die Natur, welche uns umgiebt, und die Art, wie der Mensch zur Kenntniß derselben gelangt ist; so können wir nicht läugnen, daß der Anblick der Ordnung und des Friedens, welche in der steten Bewegung der Weltkörper, in den verschiedenen Erscheinungen des Himmels, und in den großen, damit zusammenhängenden Veränderungen auf der Erde herrschen, dem innern Verlangen der Menschen zuerst die Befriedigung gegeben, daß sie die Welt als eine Offenbahrung Gottes ansehen konnten, wohl wissend, im Leben und in der Ordnung vorzüglich müsse sich das höchste Wesen den Menschen zu erkennen geben. Dann haben auch immer die verschiedenen wunderbaren für sich bestehenden Gestaltungen des Lebens in der thierischen Welt sowohl, als in der der Pflanzen, den Geist stiller Forscher angezogen wegen des bewundernswürdigen Vereins, in welchem dort das Entgegengesetzte mit einander zu Einem zusammenstimmt. Ja auch dahin, wo am wenigsten Ordnung und Friede zu bemerken ist, auf das, was in den obern Regionen der Erde vorgeht und den niedern des Himmels, auf den den Einflüssen der Gestirne zugeschriebenen Wechsel der Witterung, wo offenbar Kräfte mit einander streiten, und in anscheinend unregelmäßigen Erscheinungen ihren Streit verkündigen; auch dahin hat sich zeitig die Forschbegierde des Menschen gelenkt; auch hier Gesetzmäßigkeit voraussehend. So ist der Mensch offenbar nur durch den Glauben, daß überall in den Geschöpfen und den Veranstaltungen Gottes Friede müsse zu finden seyn, allmählig mit der Natur befreundet worden.

Betrachten wir b) auf der andern Seite die Geschichte, das Leben der Menschen unter einander; so mögen bei dieser Betrachtung die Meisten wohl erschrecken vor dem Gedanken, daß das Göttliche nur da sey,

wo Ordnung und Frieden ist. Denn sind nicht die verschiedenen Völker der Erde uneinig über ihre Grenzen, eifersüchtig über ihre Macht und ihre Reichthümer, ja oft nur abgestoßen durch die so natürlichen und nothwendigen Verschiedenheiten ihrer Sitten und ihrer Denkungsart, in ewigen Krieg begriffen, so daß der Friede nur als eine Ausnahme anzusehen ist? Sehen wir ferner auf das Gebiet der Wissenschaften; ist es nicht ebenfalls fast immer ein Schauplatz des Streites, und ist nicht so manches von dem Vortrefflichsten, was die Menschen auf diesem Gebiete hervorgebracht haben, nur ein Erzeugniß des Streites gewesen? Ja endlich auch diejenige Veranstaltung, welche eine Vereinigung seyn soll für alle auch sonst noch so verschiedene nur Fromme und an Christum Gläubige; ist nicht auch sie von jeher den gewaltsamsten Zerrüttungen und Streitigkeiten von innen und außen preisgegeben gewesen? Sagt nicht schon Christus selbst, er sey nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert? Wie nun, sollen wir sagen, daß alles ungöttlich sey, worin noch Streit ist und Unfrieden? Wollten wir es loben, wenn ein Volk seine Selbstständigkeit gegen verwegene Angriffe nicht vertheidigen wollte, nur um Frieden zu erhalten? Können wir läugnen, daß die Wahrheit immer herrlicher hervorgegangen ist aus jedem Streite, sowohl im Gebiete der Wissenschaften, als in dem der Religion? Gewiß umsonst würden wir läugnen wollen, daß auch in diesem Unfrieden sich göttliche Kräfte offenbaren.

Nur Eine Gegend des menschlichen Lebens scheint es zu geben, wo nothwendig immer und in jeder Beziehung Friede seyn muß und Ordnung, wenn nicht ungöttliches Wesen darin herrschen soll; ich meine das stille Heiligthum der Familie. Rein durch Liebe entstanden, wie sie seyn soll, bleibt auch alles in ihr in Liebe ver-

bunden. Wie wir es nun hier im Kleinen, in dem uns am meisten Bekannten und Verständlichen sehen, daß, wo göttliches Wesen ist, da kein Streit innerlich seyn darf; so ist es auch überall. Was schon wirklich ist und Bestand hat in dem Reiche Gottes; darin ist auch Ordnung und Friede; und Streit giebt es nur insofern, als etwas erst wird und sich bildet. Ueberall ist der Streit nur mit den Aeußerungen der schaffenden, der bildenden Kraft Gottes in menschlichen Dingen verbunden, wenn ihr die Trägheit des Herzens widerstrebt, oder wenn die Stumpfheit des Verstandes sie verkennt. Wo also nur gegen diesen Widerstand gestritten wird; da ist nichts Ungöttliches, wenn nur innerlich Friede ist. Wo nur gestritten wird nach außen hin gegen Irrthum, Anmaßung, Verderben aller Art; wo sich in diesem Streite, von welcher Art er auch sey, und mit was für Waffen er geführt werde, wahrer Heldensinn bewährt, innere Ordnung beim äußern Getümmel, unverändert gleiche Haltung unter allen Umständen, Ruhe und Besonnenheit neben der Kühnheit und dem Muthe; da ist gewiß göttliches Wesen; da ist auch das Gefühl des gerechten gottgefälligen, und schon deshalb immer siegreichen Streites, der keinen andern Zweck hat, als das Göttliche zu erhalten und ihm alles ähnlich zu machen.

2) Der Gedanke, daß Gott der Gott der Ordnung und des Friedens ist, diene uns zur Richtschnur bei der Anordnung unsers Lebens. Keiner von uns kann Rechnung darauf machen, auch nur einen bedeutenden Theil seines Lebens ohne Aufforderung zum Streite hinzubringen, entstehe sie nun schon aus der natürlichen Theilnahme an den gemeinsamen Angelegenheiten, oder sey es, daß wir, von unserm besondern Standpuncte aus, unsern Beruf, unsre Rechte verfechten, und unsern Einfluß sichern müssen. Die durch unsre bisherige Be-

trachtung gestärkte Gewißheit, daß nur in innerm Frieden das Göttliche sich offenbart, giebt uns für unser Verhalten, um es zu prüfen und zu ordnen, zwei Regeln an die Hand: einmal, daß wir uns nicht verleiten lassen, der äußern Ruhe den innern Frieden aufzuopfern, und dann, daß wir darüber halten, bei jedem äußern Streite unsern innern Frieden zu bewahren.

a) Laßt uns nie der äußern Ruhe den innern Frieden aufopfern. Wem wäre es wohl nicht unangenehm, in Verwickelungen mit Andern zu gerathen, welche ein Ansehn von Feindseligkeit haben! Und wenn es nur darauf aukäme, einigen Genuß einzubüßen, einige Unannehmlichkeiten zu erdulden; wer wollte nicht lieber dieses wählen', als jenes. Allein wir müssen uns wohl vorsehen, daß wir nicht auch dasselbe sagen, wo wir nicht nur an Genuß einbüßen, sondern auch an Kräften und an Thaten; wo wir nicht nur Unannehmlichkeiten erfahren würden, sondern einen wahren sittlichen Verlust erdulden. Denn das ist eine heilige Wahrheit, daß wer in seinem Berufe nachläßt, wer, was ihm angewiesen ist, zu bilden, ungebildet läßt; daß der unvermeidlich seinen innern Frieden in Gefahr bringt, den wir nur erhalten, wenn wir mit allen unsern Kräften allem, was göttlich ist, uns hingeben. Oder wie wollen wir mit dieser Handlungsweise bestehen vor dem Gerichte Gottes, welches in unsrer eignen Brust gehalten wird?

b) Laßt uns bei jedem äußern Streite den innern Frieden ungestört bewahren. Es muß jedem einleuchten, daß wenn wir wirksam nur für die Sache Gottes streiten, und keine Nebenabsicht unser Thun verunreinigt, alsdann der Friede aus unserm Herzen nie weichen kann. Alsdann ist keine Stimme in

uns laut, als welche das Gebot des Friedens ausspricht, keine Kraft in uns thätig und herrschend, als die, welche die Quelle alles wahren Friedens ist. Aber es ist schwer, uns so rein zu erhalten im Streite, auch in dem, der mit der reinsten Absicht begonnen ist! Wenn unsre Absicht verkannt wird; wenn unser Eifer nichts fruchtet, wie leicht sind wir da verleitet zu eignem falschen Schritte! und Ein falscher Schritt, von den Gegnern des Guten recht benutzt, wie viele andere zieht er nach sich! — Darum sey unser erster und letzter Streit, der nie aufhöre, der gegen uns selbst. Nur durch die anhaltendsten mühsamsten Anstrengungen erlangen wir die Festigkeit, die Besonnenheit, die Ruhe, welche mitten im Streite und in den Verwirrungen des Lebens zu bewahren leicht die höchste Tugend des Mannes seyn mag! Wie alles Göttliche Ordnung und Friede ist, auch unter dem Scheine des Gegentheils; das schaue jeder zunächst an denen, die in solchem Sinne und mit solcher Kraft, Tüchtigkeit und Liebe arbeiten, bessern und streiten; lerne an ihnen wahrnehmen und heilig halten Ordnung und Frieden. Und je mehr wir uns in dieses Bild gestalten; desto mehr werden wir einer reinen Erkenntniß Gottes fähig seyn und einer ungetrübten Liebe zu ihm, und ihn immer als Liebe schauen, als Heil und als Friede!

3) vom Prof. und Domherrn Joh. Aug. Heinr. Tittmann in Leipzig.

Bruchstück seiner Predigt am vierten Jubiläum der Universität Leipzig d. 4 Dec. 1809 in der Universitätskirche über Matth. 5, 14 „Ihr seyd das Licht der Welt" gehalten. Sie erschien einzeln. Leipz. 1809. 8.

Wenn die Vergänglichkeit alles dessen, was Menschen beginnen, unser Herz oft mit Trauer erfüllt; wenn un-

ser Geist nicht selten vor den Trümmern des Größten steht, das von menschlicher Weisheit gegründet ward dann erhebt uns der einzige Gedanke, daß es etwas Höheres giebt, das der Gewalt der Zeit nicht unterworfen ist; dann erfüllt uns der Glaube an das unsichtbare Reich Gottes, an das ewige Reich der Wahrheit, mit heiliger Freude und mit unvergänglicher Hoffnung. Und diese Freude, diese Hoffnung ist es, womit wir diesen Tag feiern, der für uns nie wiederkehrt! Wäre es blos die Freude über eines großen irdischen Gutes Erhaltung; die nächsten Erfahrungen der Vergangenheit müßten sie in bange Furcht verwandeln. Wäre es nur die Hoffnung, daß ein großes Werk menschlicher Kraft und Weisheit ferner fortdauern werde; der Untergang der größten Werke der Menschen müßte uns wenigstens erinnern, diese Hoffnung zu mäßigen. Aber wenn wir uns heute über die Erhaltung christlicher Weisheit und nützlicher Kenntnisse freuen; so belebt uns alle die heilige Freude über den Segen derselben für die Ausbreitung des Reiches der ewigen Wahrheit; so erfüllt uns der Glaube an das Fortschreiten des Menschengeschlechts, der Glaube an den fernern siegreichen Kampf der Wahrheit, mit seliger Zuversicht. Denn nicht für vergängliche Zwecke allein, nicht für die Absichten irdisch gesinnter Klugheit, nicht für die Willkühr des Ehrgeizes und der Ruhmsucht, nein, für die ewigen Zwecke des Menschengeschlechts, für die heiligen Absichten Gottes, der da will, daß allen Menschen durch Erkenntniß der Wahrheit geholfen werde, für die unvergänglichen Güter des unsterblichen Geistes, erhielt die ewige Barmherzigkeit und Weisheit diesen Sitz der Wissenschaften, welcher mit den übrigen Universitäten den wahren Ruhm theilt: daß die höhere sittliche Bildung, die rege Betriebsamkeit in dem Gebiete der Erkenntniß, und das ruhige Fortschreiten in allem

Wissenswerthen, wodurch unser teutsches Vaterland sich vor allen andern Ländern auszeichnet, die glückliche Wirkung dieser Pflanzschulen der Wahrheit sey.

Umsonst mag die schnöde Unwissenheit es läugnen; umsonst mag der irdische Sinn es verkennen; umsonst mag die Ruhmsucht in der Befriedigung ihrer Leidenschaften das Heil der Völker suchen; wir bekennen es laut:

die größte Wohlthat Gottes für das ganze Menschengeschlecht ist die Erhaltung der Wissenschaften. Denn sie sind

1) die allein sichern Stützen der öffentlichen Wohlfahrt;

2) die allein beglückenden Begleiterinnen des häuslichen Lebens;

3) die einzigen Mittel, das Menschengeschlecht zu seiner höhern Bestimmung zu erziehen.

1) Die Wissenschaften sind die allein sichern Stützen der öffentlichen Wohlfahrt; denn a) die Weisheit und Kraft der Diener des Staates gedeiht allein durch sie. Fordert nicht die öffentliche Wohlfahrt Diener des Staates, welche die wahren Bedürfnisse der Völker kennen, und den redlichen Willen und die Kraft haben, unermüdet dafür zu sorgen? Fordert sie nicht von allen, welche die Vorsehung zu Vormündern und Versorgern der Völker erhoben hat, daß sie das wahre Wohl ihrer Mitbürger in die freieste, gemeinnützigste Entwickelung aller Kräfte, in das mit äußerlichem Wohlstande verbundene Fortschreiten in sittlicher Bildung setzen? Sie müssen sich daher auf einen Standpunct erhoben haben, wo sie alle wesentliche Verhältnisse und Zwecke der Menschen mit gleichrichtigem Blicke umfassen, und das ganze Gebiet der Wahrheit und den innigen Zusammenhang menschlicher Erkenntnisse und Wirksamkeit deut-

lich übersehen können, wenn sie das wahre Wohl ihrer Mitbürger kennen und verständig dafür sorgen sollen. Und ist dies möglich, ohne daß ihr Geist durch die Wissenschaften gebildet sey? Was anders kann ihnen dazu den redlichen Willen und die Kraft geben, dafür zu sorgen, als die Bildung zur Wahrheit, die sie über alle Täuschung der Leidenschaften, über allen äußern Schein erhebt; die sie den Menschen nicht blos als Bürger zu willkührlichen Zwecken irdischer Gewalt benutzen, sondern als Menschen achten lehrt; die ihr eigenes Herz von unedlen Begierden reiniget, und ihren Geist mit unüberwindlicher Kraft erfüllt, Ruhm und Ehre und selbst das Leben daran zu setzen, daß die wahre Wohlfahrt der Bürger immer mehr befestigt und erhöht werde. Gebildet durch die Wissenschaften, veredelt durch das Forschen nach den höchsten Gütern des Menschengeschlechts, haben sie sich zu dem heiligen Glauben an die Menschen, zu dem Glauben an das Fortschreiten derselben zum Bessern, zu dem Glauben an den Sieg des Guten erhoben, wofür sie redlich und glücklich kämpfen. Und was wollen wir sagen? Was kann b) unter den Bürgern selbst die richtige Aufklärung über ihr wahres Wohl verbreiten; was kann ihnen den tugendhaften gemeinnützigen Sinn geben, wodurch sie geschickt sind, es zu befördern? Es ist wahr, nur der kleinste Theil der Bürger kann sich mit der Bildung der Wissenschaften beschäftigen; aber der Einfluß der Bemühungen derer, welche sich diesem Berufe gewidmet haben, erstreckt sich auf alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft. Sie wachen, damit nicht das Irdische das Sittliche verschlinge; sie sorgen, daß unter ihren Mitbürgern die richtige Einsicht über ihre Wohlfahrt erhalten, daß es allen Ständen immer deutlicher werde, was sie wollen müssen, wenn der öffentliche Wohlstand bestehen soll; sie lehren

und erinnern durch ihr eignes Beispiel, daß es für den Menschen ein höheres Gut gebe, als die Güter der Erde, und als das Leben selbst ist. — Wer wäre endlich so unbekannt c) mit den Bedürfnissen des äußerlichen Wohlstandes, der es nicht wüßte, daß die glückliche Erfindung, die leichtere Herbeischaffung, die zweckmäßigere Benutzung aller Mittel desselben ohne die Wissenschaften nicht gedeihen können? Es ist kein Zweig des bürgerlichen Gewerbes, des Handels, der Künste und Handwerke, welcher durch die Fortschritte in der Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze, der Eigenschaften der Körper und ihrer Kräfte, durch die Fortschritte in der Meßkunst, in der Sternkunde und Staatswirthschaft, nicht schon unendlich gewonnen hätte und noch mehr gewinnen müßte. Was der Mensch durch zweckmäßige Thätigkeit der leblosen Natur abgewinnen kann; wie alles, was die Beschaffenheit des eigenen Bodens und fremder Fleiß darbietet, am besten benutzt, wie durch die Summe der körperlichen Kräfte eines Volkes die größte Wirkung hervorgebracht werden kann; dies ist die Folge der mühsamsten Forschungen in dem Gebiete der Wissenschaften, welche nicht selten nur darum gering geschätzt werden, weil sie mit irdischen Gütern gerade diejenigen am wenigsten belohnen, die ihnen ihre Kräfte und ihr Leben opfern.

2) Doch nur unvollkommen würden wir die Erhaltung der Wissenschaften als die größte Wohlthat Gottes für das ganze Menschengeschlecht preisen, wenn wir uns nicht erinnerten, daß sie auch die allein beglückenden Begleiterinnen des häuslichen Lebens sind. Denn a) was den Genuß des Lebens erhöht und veredelt, verdanken wir allein der Erhaltung der Wissenschaften. Nur für den thierisch gesinnten Menschen kann der bloße Genuß der Lebensmittel,

kann das Schwelgen in dem Staube der Erde, kann ein Leben Reiz haben, das durch Künste und Wissenschaften nicht veredelt ist. Was unsern Geschmack verfeinert, und uns in den Gefühlen unsrer sinnlichen Natur reinere Freuden finden lehrt; was uns fähig macht, den Genuß des äußern Lebens mit einem geistigen Genusse zu vereinigen; wem verdanken wir dies anders, als den Künsten und Wissenschaften? Zeigt es nicht der Zustand der jetzt lebenden Völker, daß sie in höherer Bildung des häuslichen Lebens in dem Grade fortgeschritten sind, in welchem Künste und Wissenschaften unter ihnen blühen? Und ist es wohl anders möglich? Denn b) was kann die Tugenden des häuslichen Lebens sichern, wenn es in das Irdische versunken, nur bedacht auf den Erwerb thierischer Bedürfnisse, aufgeopfert den Sorgen der Erde ist? Verloren geht in diesen Sorgen nur zu leicht der reine Sinn für das Höhere, die Achtung gegen die unvergänglichen Güter des Geistes, die Achtung gegen sich selbst. Aber das Streben nach Wahrheit erhält in dem Menschen den Sinn für das Unvergängliche; die Beschäftigung mit den Wissenschaften erhebt ihn über den Eigennutz; die Bildung der Kräfte seines Geistes durch nützliche Kenntnisse bewahrt ihm die Tugenden des Lebens, und erhält ihm c) das Bewußtseyn seines wahren Werthes selbst unter den drückendsten Sorgen der Erde. Wohin habt ihr euch gerettet in dem Kampfe des Lebens, damit der innere Mensch nicht zu Grunde gehe? Welchen Stunden verdankt ihr, auf denen die Bürde dieser Pilgerschaft schwer lastet, die gewisse Ueberzeugung, daß ihr nicht umsonst lebt? Getäuscht von dem Schimmer des Irdischen wandtet ihr euch an die Wahrheit; gedrückt von dem äußern Leben, richtetet ihr eure Gedanken auf die erhabenern Zwecke des Menschen; gemißhandelt von der

Welt, fandet ihr euch wieder in dem heiligen Vorrechte des Menschen, in dem Streben nach Wahrheit.

3) Aber des Menschen Zweck gehet nicht auf dieses Leben. Groß ist der Werth des irdischen Daseyns für den Verständigen; aber doch ist es nur Mittel für eine höhere Bestimmung. Und das Menschengeschlecht für diese höhere Bestimmung zu erziehen, sind die Wissenschaften das einzige Mittel. Denn a) sie setzen der Gewalt des Irdischen Schranken. Mit eisernen Fesseln umschlingt uns das Irdische; mit einer Gewalt, die sich oft unsers ganzen Daseyns bemächtigt, hält es uns nieder an den Boden dieser Erde; mit seinen Lockungen betrügt uns das Leben um das Bewußtseyn unsrer wahren Bestimmung, und mit seinen Sorgen verdunkelt es uns die Aussicht auf das höhere Ziel, das in unendlicher Ferne vor uns liegt. Aber daß das Irdische nicht allein herrsche; daß die Achtung für die höhere Bestimmung des Menschen unter dem irdisch gesinnten Geschlechte nicht ganz verloren gehe; daß es stets laut verkündigt werde, der Mensch habe ein ewiges Ziel, nach dem er ringen soll; dies ist die wohlthätige Wirkung der Wissenschaften, deren höchster Gegenstand der Geist des Menschen und seine ewige Bestimmung ist. Und b) was kann die Bildung für das Ewige unter den Menschen kräftiger befördern, was kann sie geschickter machen für den Beruf des unsterblichen Lebens, als die Beschäftigung mit den Wissenschaften, als die Uebung der Kräfte des Geistes, welche das Forschen nach Wahrheit fordert, als das Streben nach dem Unvergänglichen, Ewigen und Heiligen, womit der redliche Freund der Wahrheit erfüllt ist? c) Durch die Wissenschaften wird aber auch die göttliche Wahrheit des Evangeliums unter den Menschen rein erhalten und glücklich aus-

gebreitet. Die heilbringende Lehre Christi vor Unwissenheit und Aberglauben zu schützen, von Menschensatzungen immer mehr zu reinigen, zum Segen des Menschengeschlechts immer glücklicher auszubreiten; dies ist Wohlthat Gottes durch die Wissenschaften. Sie eröffnen die reinen Quellen, woraus das Evangelium geschöpft werden muß; sie erhalten den Geist rege und frei, daß er die göttliche Wahrheit unermüdet suchen möge, und machen ihn geschickt, sie zu finden; sie widerstehen dem die Menschheit entehrenden Gewissenszwange; und verjagen den Geist der Heuchelei und sklavischen Menschenfurcht; sie zerstören das Reich der Unwissenheit und des Aberglaubens, der Feinde Christi. Fraget die Geschichte. Sie wird es lehren, daß der Verfall der Wissenschaften stets die Quelle des Aberglaubens, daß ihr Wiederaufleben stets die Rückkehr zu reinerer Religionskenntniß gewesen sey; sie wird uns die Ueberzeugung geben: so lange die Wissenschaften fortschreiten, könne die Erkenntniß des Evangeliums nicht untergehen. Ja, die Erhaltung der Wissenschaften ist die größte Wohlthat Gottes für das Menschengeschlecht; denn die Wahrheit ist das Licht der Welt!

4) von dem Prof., Sup. und Domherrn Heinr. Gtli. Tzschirner in Leipzig.

Bruchstück s. Predigt, am Feste der Heimsuchung Mariä 1822 über Jes. 11, 1—5 in der Universitätskirche gehalten, und einzeln (Leipz. 1822. 8.) erschienen.

An den messianischen Erwartungen der spätern jüdischen Welt bemerken wir die Verschiedenheit, welche wir in den Erwartungen unsrer Zeitgenossen von dem Gange der Weltgeschichte wieder finden. Einige erwarteten die Rückkehr dessen, was gewesen war, die Wiederaufrich-

tung des davidischen Thrones in altem Glanze, und mit ihr die Erneuerung der Zeit, welcher Davids glorreiche Regierung ihren Namen und ihre Herrlichkeit gegeben hatte. Andere dagegen sahen einer baldigen, plötzlichen und allgemeinen Umwandelung des ganzen Weltstandes entgegen, indem sie unter dem Messias den Stifter eines jüdischen Weltreiches sich dachten, dessen Mittelpunct Jerusalem, und dessen Gesetz die mosaische Verfassung seyn werde. Nur die Weisen, die gottbegeisterten Propheten, hofften und verkündigten, daß in der Zeiten Erfüllung der Gottgesandte kommen werde, welcher gekommen ist zu seiner Zeit, und den Zustand der Welt zwar verändert, aber nicht plötzlich verwandelt, und nur in allmähliger Entwickelung, durch die fortgepflanzte Wirkung seiner heilsamen Erscheinung und seines lehrenden Wortes, das Menschengeschlecht weiter geführt hat. Eine ähnliche Verschiedenheit nehmen wir an den

Erwartungen unsrer Zeitgenossen von dem Gange der Weltgeschichte

wahr.

1) Denn unverkennbar ists, daß Einige Rückkehr zu den verlassenen Bahnen und zu der alten Ordnung der Dinge, andere rasche Fortbewegung und eine gänzliche Veränderung des Weltstandes, noch andere endlich, weder das Eine noch das Andere, sondern zwar eine fortschreitende Verbesserung des Zustandes der Welt, aber nur in der allmähligen Entwickelung der Zeiten erwarten. In drei Partheien gleichsam sind unsere Zeitgenossen durch ihre Erwartungen getheilt.

a) In kreisförmiger Bewegung, so sagen die zuerst Genannten, dreht sich die Welt; zu den Puncten, von denen sie ausging, kehrt sie jederzeit zurück; es geschieht nichts Neues unter der Sonne; nur was war, kommt, nach einem längern oder kürzern Zeitraume, in wenig

veränderter Gestalt wieder. In diesem Augenblicke stehet die Welt auf dem Wendepuncte, wo die rückgängige Bewegung beginnt, und schon hat sie begonnen. Die Lehren von den Rechten der Völker und von der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, und die auf sie gegründeten Fordetungen, welche die letzte Zeit geltend zu machen gesucht hat, werden bald wieder vergessen und aufgegeben seyn. Die Gewalt ist das Recht, und schon hat dieser Grundsatz unter Rechtslehrern und unter Weltweisen seine Vertheidiger wieder gefunden. Wie in dem Staate, so neigt sich auch in der Kirche alles wieder zu der alten Ordnung der Dinge zurück. Man sieht ein, daß das Recht der eigenen Prüfung der Menge nicht fromme, und die sogenannte Glaubensfreiheit zu Unglauben, Spaltung und Verwirrung führe. Deshalb wird der Katholicismus empfohlen, begünstigt und gehoben. Auch sind hier und dort schon wieder Wunderthäter aufgetreten, und in manchen von den Kreisen, wo sonst der Unglaube herrschte und die Religionsspötterei, ist Wundersucht und Frömmelei zum Modetone geworden. Zurück zu den verlassenen Bahnen neigt der Gang der Weltgeschichte sich wieder; bald wird die Bewegung der letzten Zeit völlig gestillt, und alles, was aus ihr hervortrat, ausgetilgt seyn.

b) Der entgegengesetzten Ansicht folgen diejenigen, welche eine rasche Fortbewegung und eine gänzliche Veränderung des Weltstandes unter neuen Unruhen und Stürmen erwarten. Nicht im Kreise, sagen diese, dreht sich die Welt; vorwärts bewegt sie sich unablässig, oft um so rascher, wenn sie auf Augenblicke gehemmt wird. Die einmal begonnene Bewegung wird fortgehen durch alle Länder; die Gegenwirkung wird ihren Fortgang nur reißender und schneller machen. Auch die nächste Zukunft wird eine viel bewegte Zeit seyn, und eher wird diese

Alles erschütternde Bewegung nicht endigen, bis eine ganz neue Ordnung der Dinge gekommen ist. Das Schwert wird und muß durchschneiden, was sich nicht lösen will; man muß niederreißen bis auf den Grund, um aufzubauen, was dem Plane der Weltverbesserung entsprechen und Jahrhunderte lang bestehen soll. In neuen Schöpfungen nur können die gährenden und brausenden Kräfte der aufgerüttelten Welt ihren Ruhepunct finden. Neu werden aller Orten Staat und Kirche sich gestalten.

c) In der Mitte zwischen diesen entgegengesetzten Partheien, deren eine die Welt fesseln und binden, die andere sie erschüttern und stürmen möchte, stehen diejenigen, welche zwar weder eine plötzliche, noch allgemeine Umwandlung der Welt, wohl aber eine fortschreitende Verbesserung ihres Zustandes in der allmähligen Entwickelung der Zeiten, nicht von dem Ungestüme entfesselter Leidenschaften, sondern von dem Wachsthume der Einsicht und der sittlichen Bildung erwarten. Fortschritt, sagen sie, ist in den menschlichen Dingen, und was in den Geistern zum klaren Bewußtseyn und in der Welt zur Erscheinung gekommen ist; das gehet nicht wieder unter. Auch das von unsrer Zeit errungene Gute wird bleiben. Staatsgefängnisse, in denen die Willkühr die Gegenstände ihres Argwohns und ihrer Rache ohne Untersuchung und Urtheilsspruch lebendig begraben konnte, wird man nicht wieder bauen; die in mehrern Ländern geltend gewordenen Grundsätze, daß der Genuß der bürgerlichen Rechte unabhängig seyn müsse von der Glaubens- und Anbetungsweise des Bürgers, daß nur Brauchbarkeit und Tüchtigkeit zu Amt und Auszeichnung berechtige, daß, wer des Schutzes der Gesetze sich erfreut, nach dem Verhältnisse seines Besitzthumes beitragen müsse zu den öffentlichen Lasten, wird man nicht wieder auf-

geben. Denn keine Zeit reißt von ihrer Vorzeit sich los; jede muß vieles von dem, was sie empfängt, aufnehmen und fortpflanzen. Thörichte Schwärmerei nur und leidenschaftlicher Ungestüm kann bauen wollen, ohne auf das Vorhandene seinen Bau zu gründen, und vergessen, daß ohne Gesetz keine Freiheit, ohne Glauben keine Kirche, und ohne Gehorsam kein Staat seyn und bestehen könne. Die Träume solcher Schwärmerei sind vergangen und werden vollends vergehen; die in das Leben eingetretenen Gedanken der Weisen aber werden bleiben, werden immer weiter und weiter dringen, und den Fortgang der Welt in allmähliger Entwickelung fördern.

Das, m. Fr., sind die Erwartungen, in welche unsre Zeitgenossen sich theilen; einer der bezeichneten Partheien gehören alle an, welche irgend ein Urtheil über ihre Zeit haben. Auf welche Seite nun sollen wir treten? Welcher Erwartung sollen wir theilen?

2) Hierüber werdet ihr selbst entscheiden können, wenn ihr die bezeichneten Erwartungen nach den Erfahrungen der Geschichte, nach den Lehren der Weltweisheit von der Natur des Menschen, und nach den Verheißungen des Evangeliums prüfet.

a) Vergegenwärtigt euch die denkwürdigen Zeiten der Pflanzung des Christenthums im römischen Reiche, und der Verbesserung der Kirche im sechszehnten Jahrhunderte, und vergleichet mit den damaligen Erwartungen das, was der Gang der Weltgeschichte gebracht hat. Auch damals, als das Christenthum sich geltend zu machen begann, erwarteten Einige, die durch den Kampf des neuen Glaubens mit dem alten entstandene Bewegung werde bald gestillt und die Welt zu den verlassenen Altären der alten Götter zurückgedrängt werden können. Und als dieses nicht geschah, vielmehr die neue Lehre

immer mehrere Anhänger fand, ward bald von denen, welche dieſe Erwartung hegten, die gewaltſame Unterdrückung der Kirche beſchloſſen und zu wiederhohltenmalen verſucht. Andere dagegen erwarteten einen vollſtändigen Sieg des Chriſtenthums; ja in manchen ſchwärmeriſchen Gemüthern ſtieg dieſe Erwartung bis zu der Hoffnung, daß Chriſtus bald in Macht und Herrlichkeit zur Erde herabſteigen, Rom, die ſtolze Weltbeherrſcherin, ſtürzen, die Diener der falſchen Götter verderben, und unter der ſiegenden Fahne des Kreuzes die Völker der Erde verſammeln werde. Die einen, wie die andern, hat ihre Erwartung betrogen. Nur die haben Recht behalten, welche weder die Herſtellung des Heidenthums in ſeinen alten Beſitz, noch einen raſchen und vollſtändigen Sieg des Chriſtenthums erwarteten; denn das Chriſtenthum iſt geltend geworden im Römerreiche, aber erſt nach Jahrhunderten. — Eben ſo war es im Zeitalter der Kirchenverbeſſerung. Geblieben ſind die damals in die Welt eingetretenen Lehren; allein weder überall, noch plötzlich und mit einem Male haben ſie ſich geltend gemacht. — Wird es anders kommen, als es vormals geweſen iſt? Was haben die über die Welt gebracht, welche ſie in ihrem Gange aufhalten und zurückdrängen wollten in die verlaſſenen Bahnen? Blut haben ſie ihr gebracht, und Thränen. Oder ſind etwa diejenigen Wohlthäter der Welt geworden, welche, was ſie fanden in ihrer Zeit, gewaltſam zerſtören wollten? Was haben die ſtürmenden Wiedertäufer des ſechszehnten Jahrhunderts ihrer Zeit gebracht? Unordnung, Verwirrung und Kampf.

b) Wie nach den Erfahrungen der Geſchichte; ſo prüfet ferner die Erwartungen unſrer Zeitgenoſſen nach der Lehre der Weltweisheit von der Natur des Menſchen. Als ein Weſen lehret uns die Weltweisheit den

Menschen kennen, welches, unbestimmbarer Vervollkommnung fähig, nach einem Bessern ringt und ringen soll, immer aber, wie durch äußere Schranken, so durch die Sünde und den Wahn aufgehalten wird in solchem Streben; unablässig sich entwickelt, aber nur langsam und allmählig reifet; mit selbstständiger Kraft handelt, und Neues aus sich selbst hervorzubringen vermag, aber auch empfangen muß von der Vorzeit und erzogen wird von seiner Umgebung; und dann nur das Rechte findet, wenn es, frei von Leidenschaft und Schwärmerei, der Leitung klarer Einsicht und der sittlichen Gesetze folgt. Wie nun? Der Einzelne soll nach einem Bessern und Vollkommnern streben können, die Gattung aber soll es nicht vermögen? Der Einzelne soll einer fortschreitenden unbestimmbaren Entwickelung fähig seyn, dem Geschlechte aber will man den Punct, über welchen es nicht hinaus könne, bestimmen?

c) Endlich prüfet die Erwartungen der Zeitgenossen nach den Verheißungen des Evangeliums. Der, dessen Ankunft der Prophet in unserm Texte verkündigt, ist gekommen, und was er der Welt brachte, das Evangelium, wird ihr bleiben; denn er kam im Namen des Herrn, und seine Worte waren Worte des ewigen Lebens. Wie nun stimmet damit die Meinung von einem Kreislaufe der Weltgeschichte überein? Das Licht des Evangeliums scheinet fort; und niemals sollte es heller werden in der Welt? Seine Kraft bleibt und wirket; und seine Kraft sollte nicht immer weiter in das Leben hineindringen? Der Vater im Himmel führt und erzieht seine Kinder; und sie sollten unbewegt auf einer Stufe stehen? Erziehung ist die Weltregierung; darum muß der Gang der Weltgeschichte der Gang allmähliger Entwickelung seyn. Das Reich Gottes kommt; aber nicht durch Un-

recht, Gewaltthat und Verbrechen, sondern nur durch das Wachsthum der Einsicht und der sittlichen Bildung.

### 5) vom Oberconsistorialr. und Generalsup. Bretschneider in Gotha.

Bruchstück seiner Predigt, am Sonntage Reminiscere 1822 über Matth. 15, 26. 27. (S. s. Predigten an Sonn- und Festtagen, 2 Bde. Leipz. 1823. 8. S. 119.) gehalten.

#### Die religiöse Betrachtung der Thierwelt.

Diese Betrachtung lehrt uns

1) daß auch die vernunftlosen Geschöpfe ihren Schöpfer verherrlichen;

2) daß sie dem Menschen sein Daseyn verschönern;

3) daß sie den Wirkungskreis unsrer Pflichten erweitern;

4) daß sie uns zum Gefühle unsrer höhern Würde erwecken.

1) Die Thierwelt verherrlicht ihren Schöpfer; sie ist ein Theil der Werke Gottes, und lobt ihren Meister eben so, wie das große Weltganze. Wir kennen zwar bis jetzt über sechszehntausend Geschlechter der Thiere; aber immer wächst diese Kenntniß noch; Tausende mögen unserm forschenden Blicke noch entgangen seyn, und was die nie gesehenen Abgründe des Meeres verbergen, das dürfte uns vielleicht immer ein Geheimniß bleiben. Also, welcher unermeßliche Reichthum von Gebilden, die des Schöpfers Verstand gedacht, die sein allmächtiges Wort zum Leben gerufen hat. Welche Verschiedenheit an Gestalt, Größe, Beweglichkeit, Fähigkeit, Kraft! Zwischen dem Elephanten, der einen Thurm mit Bewaffneten auf seinem mächtigen

Rücken trägt, und dem schwachen Wurme, der, unserm Auge kaum sichtbar, im Staube lebt; zwischen dem Adler, der sich mit stolzem Fluge zur Sonne erhebt, und dem Schmetterlinge, der um Blumen gaukelt; zwischen dem Wallfische, der das weite Meer durchschwimmt, und dem Gewürme, das im Schlamme des Baches lebt, — welcher Unterschied! welche Mittelstufen von Größe, Gestalt, Kraft, Dauer und Fähigkeit! welche Verschiedenheiten in Nahrung und Lebensweise! Und doch ist das geringste, wie das mächtigste Thier mit solcher Weisheit eingerichtet, daß es lebt, thätig ist, sich glücklich fühlt, und den ihm vom Schöpfer vorgezeichneten Kreis seiner Lebensverrichtungen vollbringt!

2) Die Thierwelt ist auch vorhanden, das menschliche Daseyn zu verschönern. Zwar würde es ein unziemender Stolz seyn, wenn ich denken wollte, der Schöpfer habe das Reich der Thiere einzig für mich und nur zu meinem Gebrauche erschaffen; denn er hat auch den Thieren ein selbstständiges Leben und ein Recht an den Erdboden und seine Freuden gegeben. Aber unverkennbar ist es doch, daß er viele Thiere zu meinem Nutzen und zur Verschönerung meines Lebens erschaffen hat. Aus dem Reiche der Thiere nehme ich einen großen Theil meiner Speise, und Millionen meiner menschlichen Brüder könnten nicht seyn, wenn nicht die Thiere im Meere, auf dem Lande und in der Luft ihnen so reichliche Nahrung gewährten. Sie sind es, die durch ihre zahllose Menge die Flur, den Wald, die menschenleere Wildniß beleben. Der Gesang der Vögel verkündigt mir das Erwachen des Frühlings. Ohne die dem Ackerbaue dienenden Hausthiere wäre es unmöglich, meinen Acker zu bestellen, ihm Fruchtbarkeit zu geben, und ihn mit dem Segen der Ernte zu bedecken. Und wie viele meiner Brüder finden nicht eine unschuldige

Erheiterung in der Treue und Anhänglichkeit der Thiere, die unsre Häuser mit uns bewohnen, und sich als freundliche Gefährten zu dem Menschen gesellt haben? Daraus folgt,

3) daß die Thierwelt auch den Wirkungskreis unsrer Pflichten erweitert, oder: daß sich das Gebiet unsrer Pflichten auch auf die Thiere erstreckt. Wie, fragst du vielleicht mit stolzem Befremden, wie, auch den Thieren wäre ich Pflichten schuldig? auch an ihnen könnte ich mich versündigen? Stehen sie nicht unendlich weit hinter dem Menschen? habe ich nicht das Recht, wenn sie mir zu zahlreich werden, ihre Vermehrung zu hindern, sie, wenn sie mir schaden, auszurotten, sie zu meiner Nahrung zu tödten, und für mein und Andrer Wohl zu gebrauchen? — Hierauf antworte ich: diese Rechte hast du allerdings; aber diese Rechte schließen die Pflichten nicht aus, sondern sie schließen sie ein, die dir gegen die thierische Schöpfung obliegen. Nicht als ein grausamer Wütherich mit tyrannischer Willkühr sollst du über Gottes Geschöpfe daherfahren, sondern als das Ebenbild Gottes mit Gerechtigkeit, Weisheit und Güte unter ihnen walten. Denn nicht du hast sie dir erschaffen, sondern Gott hat sie dir gegeben; also nicht nach der Grausamkeit deiner Laune sollst du mit ihnen handeln, sondern nach Gottes Absicht und Vorschrift. Gott schuf die Thiere nicht allein zu deinem Nutzen, sondern auch dazu, daß sie da seyn, und ihnen wohl seyn sollte. Du siehest eben daraus, daß der Schöpfer auch ihnen, wie dir, Leben und Empfänglichkeit für Freude und Glück gegeben, und ihnen in der Natur den Tisch ihrer täglichen Nahrung reichlich gedeckt hat. Deinem himmlischen Vater sollst du ähnlich seyn. Er aber ist gütig und gerecht auch gegen den Wurm im Staube; er hat Wohlgefallen an seinen Werken. So

sollst auch du gütig und gerecht seyn gegen seine Geschöpfe, und davon lernen, dich des Glückes auch der vernunftlosen Geschöpfe zu freuen, und gütig gegen sie zu seyn. Darum hast du auch Pflichten gegen die Thiere. Wenn sie dir nicht schädlich sind, und du ihrer nicht bedarfst; so sollst du ihnen ihr Daseyn und ihre Freude gern gönnen. Du sollst sie also ihres Lebens nicht berauben aus bloßem Muthwillen, aus boshafter Freude am Tödten und Zerstörung; du sollst sie auch nicht verstümmeln, daß sie in Elend und Schmerz vergehen müssen. Denn wenn du auch ein Recht hast, sie zu tödten; so hast du doch kein Recht, sie zu quälen. Auf ihre Qual hat dich der Schöpfer mit deiner Freude nicht angewiesen; ihm kann es nicht wohlgefällig seyn, wenn du aus Muthwillen das Leben zerstörest, das er erschuf. Der Herr selbst preiset die Barmherzigkeit gegen die Thiere, wenn er (Matth. 12, 11) sagt: „Welcher ist unter euch, so er ein Schaf hat, das ihm am Sabbath in eine Grube fällt, der es nicht ergreife und aufhebe?" — So gern aber der Christ auch gegen die Thiere den gerechten und gütigen Sinn zeigt, der ihn überhaupt beherrschen soll; so wird er doch fern seyn von jener Empfindelei und Zärtelei, welche die Liebe zu den Thieren übertreibet, oder sie wohl gar die Stelle eines Menschen oder Freundes einnehmen lässet. Man soll, sagt der Herr, das Brod nicht den Kindern nehmen, und es den Hunden geben.

4) Die Betrachtung der Thierwelt soll uns endlich zum höhern Gefühle unserer höhern menschlichen Würde erheben. Denn so ähnlich wir auch dem Leibe nach den Thieren sind; so gern wir auch anerkennen, daß der Schöpfer den Thieren eine Art von Verstand gegeben hat; so groß ist doch der Vorzug, den der Mensch vor ihnen hat, nicht nur dem Grade der

Vollkommenheit nach, sondern auch dem Wesen nach. Wollen wir den Unterschied beider mit Einem Worte bezeichnen; so müssen wir sagen, es sey die Vernunft, die den Menschen zum Menschen macht, den Thieren aber gänzlich mangelt. Durch die Vernunft vermagst du den Schöpfer zu erkennen und zu lieben; das Thier aber hat keine Ahnung von dem Unsichtbaren. Durch die Vernunft kannst du der Dinge Wesen und Zusammenhang erforschen, und grenzenlos ist deines Wissens Fortschritt; das Thier aber ist heute, wie es gestern war; es wird nicht verständiger, nicht weiser. Du hast durch die Vernunft das Gefühl für das Schöne und Vollkommene in dir; das Reich des Schönen und Guten ist dir weit aufgethan; doch ewig still steht die Thierwelt. Sie ist noch heute, wie sie war am ersten Schöpfungsmorgen. Du, o Mensch, hast zwar Triebe und Begierden; du hast aber auch in deiner Vernunft die Kraft, diese Triebe zu beherrschen. Dein ist der Vorzug, auch an Tugend und Gerechtigkeit das Bild deines Schöpfers zu seyn, und es immer vollkommner zu werden. Doch siehe das Thier! Es ist, was es ist, aus Zwang seiner Natur, nicht aus Verdienst seines Willens. Es ist friedlich oder grausam, treu oder falsch, nicht weil es will, sondern weil es muß. Darum kann es sich nicht schmücken mit der Tugend Kränzen, aber sich auch nicht belasten mit dem Fluche der Sünde. Darum wartet seiner auch keine Vergeltung, keine Unsterblichkeit!

Wenn du daher, im Kreise der Schöpfung stehend, der Thierwelt vernunftlose Gestalten rund um dich weben siehst; so kehre in dich ein! Erkenne dich, daß du, und du allein geschaffen bist nach deines Schöpfers Bilde. So sey, so werde deines Schöpfers wohlgefälliges Ebenbild! Wohl fordert einst der Mutterschoos der Erde das Thierische, das er dir gab, zurück; aber der Mensch

in uns kehret zurück zu seinem Urbilde, der Gottheit, und der matte Stral der Hoffnung einer bessern Welt, der uns hier den dunkeln Pfad erleuchtete, er wird über den Gräbern sich verklären zum reich strömenden Morgenrothe eines schönern Daseyns!

### 6) vom Prof. und Kirchenrathe Heinr. Aug. Schott in Jena.

Bruchstück s. Predigt über Luc. 5, 1—11 in der Universitätskirche zu Jena gehalten. (Man s. s. geistlichen Reden und Homilieen. Jena, 1815. 8. S. 173.)

Es giebt einen Segen des Berufs, den wir nicht mit Augen sehen.

Laßt uns

1) diese Wahrheit erklären und beweisen, und

2) wir werden ihren wichtigen Einfluß nicht verkennen.

1) Es giebt einen Segen des Berufs, den unser Auge nicht erblickt; er äußert sich oft a) in Wirkungen und Veränderungen, die wohl in die sichtbare Welt gehören, aber nicht von uns beobachtet und empfunden werden. Wunderbar, oft unbegreiflich für den Sterblichen ist jener große, unendliche Zusammenhang, der an eine Wirkung menschlicher Kraft und Thätigkeit oft zahllose Folgen knüpft. In tausendfachen Formen und Gestalten wechseln die Umstände unsers Lebens, die Verhältnisse der Dinge außer uns, die Verbindungen mit Menschen, welche uns umgeben. Wie das Samenkorn, an diesem Platze ausgestreut, vom reißenden Sturme ergriffen, in einen andern weit entfernten Raum getragen wird, um sich doch im Schooße der Erde zu entwickeln; so gedeiht und reift,

was wir auf Erden wollen und beginnen, fern von dem Orte, wo wir leben, fern von den irdischen Verbindungen, die uns zunächst beschäftigen, auf unbekanntem Boden oft am glücklichsten. Wir können nicht erwarten und verlangen, daß jede Frucht der Treue im Berufe vor unsern Augen reifen müsse. Kaum hatte der Erlöser eine kleine Schaar von treuen Bekennern des Evangeliums gesammelt, und der großen, heiligen Kirche Gottes den ersten Grund gelegt; so schied er von den Seinen. Aber sein Geist verließ die Seinen nicht. Bald ward der Funke des Glaubens und der Liebe, den sein Wort in Wenigen entzündet hatte, zu einer himmlischen Flamme der Begeisterung, die Tausende ergriff; und jeder unter uns, an dem das Evangelium seine göttliche Kraft bewährt, ist ein lebendiger Zeuge, daß er, der Göttliche, in unsrer Mitte war. — Es giebt einen Segen des Berufs, den wir nicht mit Augen sehen; er umfaßt b) die heilsamen, die beglückenden Wirkungen unsrer Treue im Berufe, die, ihrer Natur nach unsichtbar, dem sinnlichen Auge ganz verborgen sind. Die Welt des Gemüths ist eine unsichtbare; hier waltet das eigentliche wahre Leben; hier ist die eigentliche Quelle, aus welcher uns Freude oder Kummer, Verderben oder Heil entspringt. Was hier sich ereignet, und verändert, und tausendfach bewegt, kündigt sich nicht immer sichtbar und vernehmbar an. Denn wolltest du, der du als Lehrer und Erzieher, als Pfleger und Beförderer der Wissenschaft, deine heiligste Kraft der Wahrheit, der Tugend, der Religion gewidmet hast; wolltest du die bessern Ueberzeugungen, die hellern Blicke in das Reich der Wahrheit, die frommen Regungen und Gefühle, die wahrhaft christlichen Entschließungen, welche dein lehrendes Wort, deine eindringende Rede, deine leitende Erzie-

hung, dein weckendes Beispiel gewiß hervorgerufen und begründet hat, darum für keinen Segen achten, weil das sterbliche Auge dieses Unsichtbare nicht bemerkt? — Es ist eine doppelte Weltordnung, der wir als Menschen angehören; die sichtbare und die unsichtbare. Jene breitet sich vor unsern Sinnen aus, und, was an dem Menschen sichtbar, irdisch und vergänglich ist, gehört ihren Kräften an. Mit dieser fühlen wir als Geister uns verwandt, als unsterbliche Kinder des Unendlichen. Unsre Vernunft, unser Gewissen, unser Glaube stammt aus der unsichtbaren Welt; eine unnennbare Sehnsucht zieht uns zu ihr hinauf; nach ihren Gesetzen, für ihre höhern Kreise, für ihre heiligen Geschäfte uns zu bilden, Bürger des Himmels hienieden schon zu werden, ist unser heiligster Beruf. Nichts ist fähiger und geschickter, uns für den Himmel zu erziehen, als die gewissenhafte Treue in der Verwaltung dessen, was uns der Herr des Lebens und des Todes auf Erden anvertraut. Es ist unläugbar; groß und herrlich ist der unsichtbare Segen unsers Berufs. Das sterbliche Auge sieht ihn nicht; der unsterbliche Geist empfindet ihn. Ein edler Uebungsplatz für unsre Kräfte, eine heilsame Schule christlicher Tugenden ist der Beruf, den wir auf Erden treiben. Eine Laufbahn wird uns in ihm angewiesen, die uns, wenn wir sie treu verfolgen, unfehlbar dem heiligsten Ziele mit jedem Schritte näher führt, und sich hinüber zieht in unsichtbare Räume.

2) Wohl verdient es diese Ansicht, daß wir sie oft beherzigen. Wir fühlen uns, von ihrer Wahrheit überzeugt, um so ernstlicher verpflichtet, a) jeden Beruf und jede Treue im Berufe um und neben uns zu achten. Es ist eine eben so verkehrte, als ungerechte Denkungsart, mit verachtendem Blicke darum auf Andere herabzusehen, weil unser Beruf mit dem ihrigen

nicht genau zusammenhängt; weil das, was ihre Thätigkeit erschafft und bildet, nicht geräuschvoll auftritt, nicht Glanz und Schimmer um sich her verbreitet, nicht ihnen selbst einen höhern Rang, einen ausgezeichneten Platz im Staate giebt. Nenne uns aber den Beruf, mit dem es so wenig auf sich hätte, daß die gewissenhafte Treue, mit welcher er vollzogen wird, nicht Kräfte üben, christlichen Glauben stärken, edle Tugenden entwickeln und bewähren sollte! Achtung also, ungeheuchelte Achtung sind wir jedem schuldig, der in dem Kreise seines Wirkens keine Mühe, keine Sorge, keine Beschwerde scheut, das Seinige ganz zu thun. Heil einem jeden, dem der Beruf das erste ist! Mit unausbleiblichem, wenn auch unsichtbarem Segen krönt unser Gott der fleißigen Hände Arbeit, und des forschenden Geistes Werk! Wie wichtig ist diese Wahrheit b) *für unsre eigene Freudigkeit und Treue im Berufe*. Es giebt Verhältnisse im menschlichen Leben, in denen die gerechte Hoffnung auf einen sichtbar lohnenden Segen dem treuen Arbeiter auf das empfindlichste vereitelt wird. Muß es nicht für den Augenblick den Muth erschüttern und die Thatkraft lähmen, Undank zu ernten, wo man Dank, gehässige Mißdeutung unsers Strebens wahrzunehmen, wo man Eifer, wo man Begeisterung für einen edlen Zweck erwartet hatte? Blicke aber, trauernder Christ, vom Sichtbaren auf das Unsichtbare. Bedenke den hohen Werth, den schon ein wahrer, den Geist erleuchtender Gedanke, ein frohes Gefühl, eine fromme Rührung, ein edler Entschluß behauptet, den deine Lehre geweckt, deine Ermahnung erneuert, dein Beispiel unwandelbar begründet hat. Nimm es mit heiliger Freude wahr, wie sich bei rastloser Thätigkeit in deinem Wirkungskreise deine Kraft entwickelt; wie deine Einsicht umfassender, dein Glaube stärker, deine

Geduld beharrlicher, dein Eifer für das Gute immer inniger und feſter wird; wie ſich der innere Menſch von Tag zu Tage erneuert, ob auch der äußere leidet und entbehren muß; wie dich die Erde für den Himmel bildet. Durchdringt dich nicht ein frohes und erhebendes Gefühl? Erſcheint dir nicht alles, was du als treuer Arbeiter im Berufe wirkſt, wie verklärt in einem höhern Lichte? — Es giebt einen Segen des Berufs, den wir nicht mit Augen ſehen. Irdiſche Staaten wanken; menſchliche Verfaſſungen löſen ſich früher oder ſpäter auf; aber das Reich des Glaubens, der Wahrheit und der Tugend, welches Jeſus, der weltüberwindende Erlöſer, für ewige Zeit begründet hat, dauert in jedem Kampfe aus, beſteht den erſchütternden Wechſel, erhebet ſich über jede Trümmer. Heil uns, daß wir ſeine Bürger und Erben des Himmels ſind!

### 7) vom Oberhofprediger D. Röhr in Weimar.

Bruchſtück ſ. Predigt, über Matth. 2, 1—12 gehalten. (Man ſ. ſ. Predigten, Neuſtadt, 1822. 8. Th. 1. S. 16.)

Das muß wohl jeder unter uns für einen bedeutenden Vorzug des Menſchen halten, daß er vor allen andern Geſchöpfen in einer zum Anſchauen des Himmels gebildeten Geſtalt auf Erden daſteht. Sie alle, die übrigen Weſen, mit denen er ſeinen irdiſchen Wohnplatz theilt, neigen ihr Haupt zu dem Boden herab, der ſie trägt. Sie alle ſuchen mit ihrem erdwärts gerichteten Blicke nichts weiter um ſich her, als was zu ſüßer Befriedigung ihrer thieriſchen Triebe dient. Sie alle vermögen ihr Auge nicht forſchend emporzuheben zu den Sternen und Welten, die in ſtiller Majeſtät über der Erde ſchweben, und ſich die Pracht und Herrlichkeit der-

selben auszudeuten. Den Menschen aber bildete Gott zum Anschauen des Himmels; zum Anschauen des Himmels soll er auch sein geistdurchstraltes Auge gebrauchen, und das, was ihm die Flammenschrift der Sterne als eine für jedes vernünftige Wesen geschriebene Offenbahrung Gottes lehrt, verständig erwägen, um sich jenes menschlichen Vorzugs würdig zu zeigen.

Was der Mensch in einem verständigen Anschauen der Sterne findet?

1) Zuerst ein Weltall, dessen Umfang, Größe und Unendlichkeit kein menschlicher Verstand auszudenken vermag. Er sieht in ihm ein nach Größe, Umfang und Unendlichkeit nicht zu ermessendes Ganzes, in welchem seine Erde, als ein Theil desselben, als ein Stern unter den Sternen, wie ein Tropfen im Meere verschwindet. Denn wie die eine, seinem Auge nähere, Sonne mit jedem neuen Morgen groß, schön und herrlich über seinem Haupte aufgehet, um seinem irdischen Wohnplatze Licht, Leben und Wärme mitzutheilen; so flammt ihm auch beim Eintritte jeder Nacht ein unermeßliches Heer von Sonnen in das Auge, welche Millionen ähnlicher Weltenkörper in unbegrenzten Räumen Licht, Leben und Wärme spenden. Da stehen sie und leuchten in unendlicher Ferne wie kleine, lichte Puncte in sein Auge; aber keine Zahl ermißt und keine Zunge bezeichnet ihren Umfang, ihre Größe. Da hat es das Ansehen, als wären sie ohne Ordnung und Ebenmaas unter einander geworfen; aber fest und unverrückt gehen sie in Weiten, welche Menschengedanken nicht erreichen, ihre stille Bahn, ohne sich zu berühren und durch Berührung zu zertrümmern. Da werden sie sterblichen Blicken nur durch ihren funkelnden Schimmer, und nie nach ihrer nähern Beschaffenheit erkennbar; aber mächtig drängt sich dem verständigen Betrachter die große

Ahnung auf, daß auch sie, so gut wie seine Erde, mit einem unaussprechlichen Gewühle lebender Wesen erfüllt sind. Und wie noch keine Menschenweisheit bis an ihre äußersten Grenzen drang; so schwindelt der denkende Geist, in der Unermeßlichkeit den Punct zu finden, von dem selbst höhere erschaffene Geister sagen könnten: Hier ist der Schöpfung Anfang, Mittel und Ende! Allein der verständige Mensch findet ein Weltall, dem die Erde, welche er bewohnt, nur als ein Punct von unaussprechlicher Kleinheit angehört, ein Weltall, dessen Umfang, Größe und Unendlichkeit kein menschlicher Verstand ganz auszudenken vermag. — Doch daran genügt es nicht. In einem verständigen Anschauen der Sterne findet er auch

2) einen Herrn und Schöpfer derselben, vor dessen Macht und Herrlichkeit er erstaunend niedersinkt. Denn könnet ihr mit eurer Kraft auch nicht ein Sonnenstäubchen in das Daseyn rufen; welch ein allmächtiger Meister muß das seyn, der Millionen Sonnen, wie Saat, hin in den unbegrenzten Weltraum warf? Könnt ihr mit euerm Verstande die Zahl, die Größe und den Umfang derselben nicht einmal denken und umfassen; welch ein unendliches Wesen muß das seyn, das den Entwurf zu ihrem Daseyn machte? Könnt ihr mit eurer Weisheit nicht einmal ihren Gang und Lauf gewiß und sicher überschauen; welch eine grenzenlose Weisheit muß das seyn, nach deren Gesetz und Regel sich dieselben in ewig unverrückter Ordnung bewegen, und zu dem Ganzen Eines herrlichen Weltalls zusammen stimmen! Seyd ihr voll Staunen und Bewunderung, wenn ihr das große Heer lebendiger Geschöpfe, das sich mit euch in diese Erde theilt, nach Gattung und Geschlecht bestimmen wollet; in welcher ungeahneter Größe muß euch der Urquell alles Le-

bens vor die Augen treten, wenn ihr den Blick auf jene Millionen Wesen werfet, denen er auf höhern Welten ihren Wohnplatz anwies! Ergreift euch schon bei dem Gedanken an die Huld und Liebe, mit welcher der Schöpfer für alles, was lebendigen Odem hat, hienieden Sorge trägt, gleichsam ein heiliger Schauer; welche Tiefen, welche Wunder derselben würden sich erst vor euerm Geiste eröffnen, wenn ihr den unbegrenzten Schauplatz übersehen könntet, den sich sein liebender Vatersinn in jenem sternerfüllten Weltenraume bereitet hat! Ja, die Himmel erzählen die Ehre Gottes ꝛc.

3) Der Mensch findet ferner in dem Weltall einen Aufschluß über sich selbst, der seinen eiteln Dünkel in gleichem Maaße niederbeugt, als er das freudige Bewußtseyn seiner Menschenwürde weckt und stärket. Ja tritt nur unter jene hohe Wölbung hin, die sich in stiller Nacht mit stralender Majestät über dir ausspannt, du Mensch, der du auf irgend einen Vorzug, den du an dir findest, pochst und trotzest, und sage: ob dir es dann noch möglich ist, dich seiner stolz und dünkelhaft zu überheben? Glaubst du in dem Besitze von dem, was noch das Bessere an dir ist, in dem Besitze von Verstand, von Weisheit und von Wissenschaft zu seyn; findet sie nicht ihre Grenze, wird sie nicht mangelhaft und eitel, wenn sie sich zu den Sternen versteigen, ihre Zahl berechnen, ihre Einrichtung ergründen, und von des Weltalls Maaß und Größe berichten will? Oder meinest du, durch irdischen Besitz etwas zu gelten, und groß und wichtig zu seyn durch Geld und Gut, durch Eigenthum, Macht und Schätze; wird dies nicht alles zu einem leeren Nichts, wenn du von dieser Erde aufwärts schaueſt zu jenen Sonnen und Welten, in deren Zahl und Menge die Erde, wie ein kleiner dunkler Punct, verschwindet? —

Jedoch, wie ein verständiges Anschauen der Sterne allen eiteln Dünkel in dir niederschlägt; so erhebt und stärkt es auch in dir das freudige Bewußtseyn deiner Menschenwürde. Denn wir allein gehören ja vor allen übrigen Geschöpfen dieser Erde dem göttlichen Geschlechte an, das Sonne, Mond und Sterne verständig betrachten kann, das ihre Größe, Pracht und Herrlichkeit empfindet, das ihren Gang und Lauf nach Zahlen zu berechnen vermag, das sich auf den Flügeln des Geistes in jene Räume erhebt, die Gottes Macht mit Sonnen füllte, das in der Schönheit und Beschaffenheit derselben des großen Weltenschöpfers Macht, des großen Weltenlenkers Weisheit, des großen Weltenvaters Liebe findet, und einen ewigen Geist besitzt, der mehr und lauter noch von seinem Daseyn zeuget, als alle jene Welten, die sich ohne Leben und Bewußtseyn nach festen und unveränderlichen Gesetzen dahin durch höhere Räume rollen. Und sind die lichten Welten, die dir als Bürger der Erde in das Auge stralen, nicht eben so viele Wohnungen im Hause des ewigen Vaters, worin er seine irdischen Kinder sammlet, wenn sie von hinnen scheiden, damit sie ihm und seiner Herrlichkeit von Stufe zu Stufe näher kommen? Ja, das muß dir ein herzerhebendes Gefühl von deiner Menschenwürde seyn, und dich mit aller Kraft empfinden lassen, wie hoch du in den Augen dessen geachtet bist, der dich zur Krone seiner irdischen Schöpfung machte.

### 8) vom Prediger Dräseke in Bremen.

Bruchstück seiner Predigt über Luc. 21, 25 ff. (m. s. „Predigten für denkende Verehrer Jesus" 3te Samml. S. 139 ff. Lüneb. 1816. 8.) über das Thema:

Bereitung auf ferne Tage, wenn die Gegenwart ſtürmiſch iſt:

Sie geſchieht

1) durch Aufmerkſamkeit,
2) durch Muth, und
3) durch Hoffnung.

## Bruchſtück aus dem dritten Theile.

Laſſet uns die Hoffnung nicht vergeſſen. Sie iſt in ſtürmiſcher Zeit eben ſo wichtig, als Aufmerkſamkeit und Muth, wo von chriſtlicher Bereitung auf ferne Tage die Rede iſt. — Schon das Weſen eines Sturmes bringt es mit ſich, daß er ewig nicht dauern kann. Im Kreiſe der Natur nämlich, wie auf dem Gebiete der Sitten, entſteht er nur da, wo ſtreitende Kräfte ihr verlornes Gleichgewicht wieder zu erhalten ſuchen. Wie er alſo da noch nicht iſt, wo dies Gleichgewicht noch ſtatt findet; ſo iſt er da nicht mehr, oder muß ſich legen, wo und wann es zurückkehrt. Gleich dem Feuer, das ſich um ſo ſchneller verzehret, je wilder es lodert, nahet auch der Sturm, je heftiger er brauſet, deſto mehr ſeinem Ziele. Es ſtürmet, damit Ruhe werde. Keiner wird demnach über ſein Vermögen verſucht, ſondern jede Verſuchung gewinnt ſo ein Ende im Staate Gottes, daß wir es ertragen können. Je größer irgendwo ein Leidensmaas iſt; deſto gewiſſer werden da die Tage verkürzet. Je unnatürlicher und geſpannter für ein Volk, oder für den einzelnen Menſchen ein Zuſtand iſt; deſto zuverſichtlicher darf man ſagen: „Sehet auf, hebet eure Häupter auf; es nahet ſich eure Erlöſung!“

Sturm reinigt die Luft; und nachdem er das Heer ſchädlicher Dünſte, das die Wohnplätze der Menſchen bedeckte, zerſtört hat; da athmets ſich wieder friſch und frei; der ſchwere, gediegene Weizen bleibt, wenn

der Wind darüber hinfährt; nur die Spreu sondert sich ab und verfliegt. So wird durch unruhige drangvolle Zeitpuncte die Menschheit gesichtet. Was nicht haltbar ist, fällt zusammen; und wie ein jeder denke, und wornach er strebe, ob er lautern Wesens sey, und hoch sich und edel halte, oder hinabsinke zu unreinem Bodensatz, — die Gährung entscheidet es.

Sturm reget die Kräfte, und dadurch stärket er. Er erschüttert, und dadurch befestigt er. Er schlägt die Eiche bald hierher, bald dorthin, und dadurch nöthigt er ihre Wurzeln, sich tiefer und inniger anzusaugen. Nur was nicht sichern Grund hatte, reißt er um und wirft es nieder. So wecken Zeitpuncte öffentlicher Noth manchen herrlichen Geist, entwickeln manches schöne Talent, setzen in Thätigkeit manche nützliche Kraft, bringen zur Reife manches ruhmvolle Unternehmen, und legen den Grund zu mancher erhabenen Tugend. Der Glaube des Weisen und die Gesinnung des Rechtschaffenen, die Uneigennützigkeit des Freundes und die Vaterlandsliebe des Patrioten, die Treue des Dieners und die Milde des Machthabers werden da geprüft und gewogen, und glänzen herrlicher, wenn die Probe bestanden ist.

Sturm deutet auf liebliche Tage; und wie lange er auch anhalte, einmal werden sie doch kommen. So sind finstere Jahrhunderte Vorgänger des Lichts gewesen, und mit langen blutigen Kämpfen hat die Erde sich Frieden erkauft. So folgte auf Druck und Tyrannei Geist der Milde, und auf Dienstbarkeit und Knechtschaft ein goldenes Alter der Freiheit. So nahm mitten durch furchtbare Unordnungen die bessere Ordnung ihren Weg, und unter unsäglichen Wehen gebahr eine leidensvolle Gegenwart glückliche Aussichten in die Zukunft.

Die seligste jedoch von allen Hoffnungen, welche

wir in stürmischer Zeit fassen dürfen, drückt Jesus im Evangelio durch die Versicherung aus: Wenn ihr dies alles sehet angehen; so wisset, daß das Reich Gottes nahe sey. Ein Reich ist, wo viele Einzelne zusammentreten zu gemeinschaftlichen Zwecken. Ein Reich Gottes ist, wo unter Gottes Obhut und für Gottes Absichten, also für das Wahre, das Große, das Gute, die Menschen sich vereinigen aus hoher und reiner Liebe. So ein Gottesreich, oder Himmelreich, wie er es nannte, zu gründen, war der Hauptentwurf in Jesu Seele; und bestimmt sagte er: wenn schlechte Zeit sey auf Erden, dann sey er im Anzuge.

Wunderbar, m. Br., und doch so natürlich. Wo Schlechtes sich erhebt; da geräth Gutes in Gefahr. Da werden also die Guten wach; da fühlen sie von flammender Begeisterung für die Kleinode ihrer heiligen Liebe, für Gott und Wahrheit, für Recht und Tugend, für Menschheit und Vaterland sich ergriffen. Und je mehr dann die Zeit dränget; desto fester dränget sie das fromme Häuflein zusammen; desto glorreicher beglaubigt es sich als die Schaar von Auserwählten, in deren Mitte der Heiland erschienen ist, mit voller Kraft und Herrlichkeit.

Auf diese Weise ward von jeher durch schlechte Zeiten und durch das Schlechte in jeder Zeit der Triumph des Guten herbeigeführt. Sturm hat die Geister beflügelt. Gefahr hat die Tapfern gerufen. Gleicher Zweck hat die Liebenden verbunden. Widerstand hat die Streiter angefeuert, Kampf hat siegen gelehrt. Ein Leben voll Drang und Elend hat himmelan gewendet die Trauernden. Ein so tiefer Sinn liegt in dem oft verkannten Ausspruche: Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen. Ein so schweres Gewicht ruhet auf

der Forderung unsers Meisters: Lasset beides, Weizen und Unkraut, mit einander wachsen bis zur Ernte.

Wenden wir dies an auf das Vergangene, und was noch kommen mag; kann es dann an Tröstungen uns fehlen, die das verwundete Gemüth erquicken? Werden wir nicht mitten unter den Verlusten, welche die Gegenwart uns bereitet, und mitten unter den Kleinmüthigen, welche die Zeit nur nach ihrem Eigennutze messen, voll Freudigkeit ausrufen: das Wort, das zu uns geredet ist, wird bleiben, und wenn Himmel und Erde veralten könnten wie ein Kleid!

## 36.

## Beispiele aus der eigentlichen religiösen Rede.

(Vergl. §. 30.)

### 1) von Joh. Joach. Spalding († 1804).

Bruchstück aus der Anrede vor dem Altare, bei der Einführung des Oberconsistorialr. und Propstes Wilh. Albr. Teller. (Aus Spaldings Predigten, größtentheils bei außerordentlichen Fällen gehalten. Frankf. a. d. Oder, 1775. 8. S. 86.)

Mein hochgeschätzter Bruder in dem Herrn! Die Veränderung, die mit Ihnen vorgehet, das Amt, welches Sie antreten, und, ich muß es nur hinzuthun, die Urtheile, denen Sie ausgesetzt sind; das alles ist so beschaffen, daß Sie dabei Aufmunterung, Zuversicht und eine freudige Fassung des Gemüths nöthig haben, die Sie unterstützen und über Niedergeschlagenheit und Sorge erheben kann. Und wo werden Sie diese Unterstützung, diesen Muth besser finden, als in der Betrachtung, die Ihnen ein Apostel Jesu an die Hand giebt: Ihr Lieben, so uns unser Herz nicht verdam-

met; so haben wir eine Freudigkeit zu Gott. Das ist allerdings ein Wort von großem Inhalte, welches einen jeden angeht, dem es um einen sichern Grund seiner Gemüthsruhe zu thun ist; welches aber auch auf eine besondere Weise uns angehet, die wir die heilige und ehrwürdige Verpflichtung auf uns haben, die Menschen zu ihrem ewigen Heile zu unterrichten, und für das Beste ihrer Seelen Sorge zu tragen.

Sie wissen es selbst, was zu einem Herzen gehöret, das uns nicht verdammen soll. Wenn in dem Grunde desselben die lautere Absicht herrscht, Wahrheit zu suchen und ihr zu folgen; wenn es unser ganzer aufrichtiger Ernst ist, unter den Augen Gottes, der uns kennt und richtet, den Ueberzeugungen unsers Gewissens treu zu seyn; wenn wir uns innerlich bewußt sind, daß keine eitle oder unrechtmäßige Neigung uns zu solchen Schritten leitet, die wir in einer strengen ruhigen Ueberlegung für verwerflich erkennen müssen; wenn wir das gewisse Zeugniß in uns selbst haben, daß es unser beständiger völliger Vorsatz ist, vor Gott recht zu thun; dann verdammet uns unser Herz nicht. Jedoch es ist zu wenig mit allen diesen Beschreibungen und Erklärungen; und Sie sind ohne Zweifel darin mit mir einig, daß die eigene Empfindung es uns noch immer weit stärker und lebhafter sagt, was das heißt, ein reines und unsträfliches Herz haben.

Dieser Zustand ist sehr glückselig; nur wird er nie ohne genaue Wachsamkeit und redliche Sorgfalt erhalten. Was können wir insonderheit in dem Dienste des Evangelii, zu welchem wir berufen sind, in diesem wichtigen und für die menschliche Wohlfahrt so angelegentlichen Dienste, ernstlicheres zu thun haben, als unser Auge und Gemüth unverwandt auf den großen Zweck zu richten, zu welchem wir arbeiten?

Aber auch dann sind noch die Schwächen der Menschheit da, die, ungeachtet eines herrschenden guten Vorsatzes, den Frieden unsrer Seele stören. O wie oft erfahren wir hierin zu unsrer Beschämung und Bekümmerniß, daß uns noch so viel an der gänzlichen Reinigkeit fehlt, nach welcher wir streben! Wie oft sind wir der Zerstreuung, der Uebereilung, dem zu starken plötzlichen Eindrucke solcher Vorstellungen unterworfen, die unser Herz auf einige Augenblicke hinreißen, wohin es nicht sollte, und die uns hernach in dem schärfern Urtheile über uns selbst sehr empfindlich demüthigen! Und wohl uns, wenn sie uns da demüthigen! Denn das ist das sicherste Kennzeichen, daß wir nicht aus einer herrschenden Verkehrtheit des Herzens gefehlt haben; desto leichter wird das Herz, und desto weniger darf es sich selbst verdammen.

Hierin bestehet denn auch die stärkste Stütze eines zuversichtlichen Muthes, die uns so wenig bei den Schicksalen des Lebens, als auch besonders bei den Urtheilen der Menschen jemals in verzagte Trostlosigkeit sinken läßt! Nein, mein geliebter Bruder! so uns nur unser Herz nicht verdammt; so haben wir eine Freudigkeit zu Gott. Er, der einzige gültige Richter über uns, der uns ganz kennt, und uns nach unsern wirklichen Gesinnungen schätzt; der versagt gewiß demjenigen, der mit einem sorgfältigen redlichen Gewissen handelt, seinen Beifall nicht; und dieser Beifall gehet weit über alles, was Menschen von uns denken und sagen mögen.

Suchen Sie, mein hochgeschätzter Bruder, diese Freudigkeit zu Gott. Lassen Sie die Wahrheit, die heilige Wahrheit, die doch zuletzt über Alles gilt, stets Ihr Augenmerk und Ihre Richtschnur seyn; sie mag auch von Menschen angesehen werden, wie sie will. Führen Sie Ihr Amt unter uns mit der aufrichtigen Absicht,

die ich Ihrem Herzen sicher zutraue, sich selbst und die, die Sie hören, selig zu machen. Erwecken Sie sich durch Betrachtung und Gebet immer mehr zu einem eifrigen Bestreben nach dem großen und edlen Zwecke, das Reich Jesu Christi in Ihrer Gemeine und überall auszubreiten; und dann sehen Sie mit freudigem Vertrauen zu dem Zeugen im Himmel auf, der Sie kennet, billiget und schätzet. Alles wird leicht bei der glückseligen Gewißheit, Gott zum Freunde zu haben; und dem werden Sie dann mit frohem Geiste danken können, daß er Ihres Angesichts Hülfe und Ihr Gott ist.

## 2) von Joh. Gtfr. v. Herder († 1803).

### Rede bei der Taufe des Prinzen Karl Bernhard von Sachsen: Weimar im Mai 1792. (In s. christlichen Reden und Homilieen. Tübig. 1806. 8. Th. 2. S. 246.)

Unsre erste Pflicht ist in dieser festlichen und fröhlichen Stunde, dem Gott des Lebens Dank zu bringen, daß er uns dieselbe gegönnt hat. Mehrmals ward unsre Hoffnung in Trauer verwandelt; wir theilten mit den fürstlichen Aeltern, unsrer verehrtesten Landesherrschaft, ihren tiefen Schmerz, konnten aber keine Freude mit ihnen theilen; die Stunde einer glückwünschenden Versammlung, wie die jetzige ist, war in stummes Schweigen verwandelt. Um so froher ist also die heutige Stunde, in der wir die Wünsche und Gebete, die dort gehemmt wurden, gleichsam vereint und neuverjüngt an den Fuß des Thrones jener ewigen Güte legen, die uns unsre verehrteste Landesfürstin neugeschenkt, ihr uns werthes Leben erhalten, und sie mit einer Munterkeit und Freude belebt hat, die, wie ein kaum erwarteter schöner Morgen, die grauenvolle dunkle Nacht besieget.

Sie lebt, die geliebteste Mutter dieses Prinzen, und ihr Kind lebt mit ihr. Sie hat am Anblicke seiner gesunden schönen Bildung den süßen Trost ihrer Schmerzen, Mutterfreuden genießen zu können, und vereint jetzt in ihrer stillen Kammer ihre mit unsern Danksagungen, ihre mit unsern zum Himmel gerichteten Wünsche. Nimm, o du unsichtbare, ewige Liebe, nimm, was du in den Herzen der edelsten Theilnehmenden bei der frohen Nachricht von der glücklichen Geburt dieses Prinzen an gerührtem Danke, an uneigennützigem, zartem Wohlwollen, an reiner segnender Freude saheſt; nimm von Allem das Zarteste und Schönste, und lege es als eine Blume der Erquickung zum Haupte der Mutter; als einen Kranz des Segens auf die Brust des Kindes, das wir mit aufgehobenen Händen deiner Obhut empfehlen.

Von der Mutter also zum Kinde wendet sich unser segnender Wunsch, — zum neuen Ankömmlinge in unserm Kreise, den Vater, Großmutter, Bruder und Schwester, Verwandte, Freunde, Diener, alles, was unsern Fürsten, sein Haus, sein Wohl, das Wohl seines Hauses und Landes liebt, mit bewillkommender Freude empfangen und als Prinzen des Landes grüßen. Sey glücklich, junger Ankömmling, auf der Bahn des Lebens! Du bist in einer Zeit gebohren, die für deinen Stand, für die wahre Ehre und Würde deines Geschlechts merkwürdig ist, und wahrscheinlich in deinen Lebenszeiten noch merkwürdiger seyn wird. Deinem Stande, deiner Geburt nach, trittst du auf einen Schauplatz, wo du von Vielen gesehen wirst, wo Viele, Welt und Nachwelt, dich beurtheilen und richten. Glückliches Kind, du kannst, du sollst auf ihm keine andere Rolle haben, als Menschen um dich her (welchen Kreis dir auch die Vorsehung bestimmt habe) glücklich zu machen, und also von ihnen mit Recht und aus erkannter Würde geschätzt

und geliebt zu werden. Glückliches Kind, fange diese Rolle früh und fröhlich an; ende sie spät und fröhlich! Der Kranz der Verdienste, nach dem du streben wirst, hänge dir nicht zu hoch, nicht zu tief; erreiche ihn glücklich; nimm ihn aber aus der Hand der Wahrheit! Verstand und Menschenliebe mögen dich auferziehen, und dir früh den edeln Saft einflößen, der, wenn man ihn einmal gekostet hat, vor tausend Abweichungen und Irrungen bewahret: es ist das unbestochene, und nie zu bestechende Gefühl eigenen Werthes oder Unwerthes, es ist der Zug zur Wirksamkeit in innerer, wahrer, bleibender Größe. Dieses Gefühl werde als Stammcharakter dir eigen; der Geist desselben komme von deinen Aeltern und edlen Vorfahren auf dich; das Blut derselben, das in deinen Adern fließt, belebe auch dein Herz; es stärke deine edle Brust; es erhebe, wie dich dein Stand erhebt, auch deine Denkart. Es sey und bleibe dein Auge von Vorurtheilen jedes niedern Standes frei und rein; rein und frei dein Verstand von Vorurtheilen auch deines Standes; aufgeklärt und heiter sey deine Stirne, wie es dein Titel sagt, angenehm und hell zu durchleuchten von jedem wahren Lichte; ja du seyst selbst dieses Licht, ein segnender Genius der Menschheit! Erleuchte, erheitere, beglücke Andere um dich her; denn du stammest von Vorfahren, denen Teutschland, Europa und die gesammte Menschheit ein sehr schätzbares Licht, Aufklärung und Ordnung, ein sehr schätzbares Kleinod, Gewissensfreiheit, zu danken hat. An ihre lichte Reihe schließest du dich an; die Namen, die du trägst, werden dich an große Männer deiner Verwandten und Vorfahren erinnern, und die männliche Bestrebsamkeit deines Vaters, das edle Gemüth deiner Mutter, werden dich leiten.

Nach diesen bewillkommenden Segenswünschen, die

ich schwächer vortrage, als mein Geist sie denkt, die aber das Gefühl eines jeden, der mich höret, nach seiner Weise mehren und stärken mag, schreiten wir zu der heiligen symbolischen Handlung, die alle unsre Wünsche zum Gebete vereinigt.

Im Namen dieses neugebohrnen Kindes soll ein Bund drr Treue und des guten Gewissens mit dem unsichtbaren Wesen geschlossen werden, das der Urheber seines Lebens, der Regierer und Herr seines Schicksals ist, so wie einst der innigste Aufseher und Lohner seiner Tugenden und Verdienste seyn wird. Es erinnert uns dieser Bund an die edelste Würde des Menschen, eine sich selbst bestimmende moralische Freiheit, nach der wir das Böse zu fliehen, das Gute aus freiem Entschlusse, oft auch mit Mühe und Gefahr, zu wählen vermögen; er erinnert uns auch an den schönsten Siegespreis dieser Freiheit, nämlich ein gutes Gewissen vor Gott und Menschen, das unersetzliche und unerkaufbare Gefühl der innern Rechtschaffenheit, Vernunft und sittlichen Würde. Gebe Gott unserm geliebten Täuflinge dies reine Herz, dies tapfere Gemüth, diesen guten gewissen Geist zum Führer des Lebens! Er verwerfe ihn nie von seinem Angesichte, und nehme seinen heiligen Geist nie von ihm. Er erfreue ihn stets mit seiner Hülfe, und sein freudiger Geist halte ihn standhaft und muthig empor. In diesen Gesinnungen beginnen wir unsre heilige Handlung.

## Nach der Taufe.

Und so schließen wir denn den zum Bunde der Religion und Moralität eingeweihten Prinzen Karl Bernhard dem blühenden Paare seiner Geschwister, unserm geliebten Prinzen Karl Friedrich und seiner Schwester, Karoline Luise, mit Freude, Hoffnung und Zu-

versicht an. Mögen sie sich unter einander lieben, und mit einander aufblühen zum Ruhme ihrer verehrten Aeltern, zur Freude Gottes an ihnen, zur Freude und zum Troste der Menschheit!

### 3) vom Oberconsistorialr. und Generalsup. Löffler in Gotha. († 1816)

Bruchstück aus s. Rede, bei der Einweihung des Candelabers zu Altenberga, wo Bonifacius in Thüringen die erste christliche Kirche gestiftet haben soll. (Aus s. Schrift: Bonifacius, oder Feier des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen. Gotha, 1812. 8.)

Ehrfurchtsvoll beugen wir uns vor dir, ewiger, unsichtbarer, aber überall wirksamer Geist! Du bist es, der die Natur belebt, der die Gestirne leitet, der denkende Wesen und Geister erschuf. Du bist es, der auch in uns, die Kinder der Erde, einen Funken deines göttlichen Lichtes senkte, der uns fähig macht, dich zu suchen, dich zu finden, deine Größe zu bewundern, und in dir auch den Regierer der menschlichen Welt anzubeten.

Wenn in deinem unermeßlichen Reiche du auch auf diesen kleinen Punct, die Erde, und auf uns, die Menschen, die wir deine Kinder uns zu nennen wagen, blickest; so laß dir unsre Huldigung an dem heutigen Tage gefallen, und nimm das Opfer der Anbetung und des Dankes, das unser denkender Geist, das unser empfindendes Herz dir weihet, gnädig auf!

---

Obgleich die Feier, zu welcher wir uns in dieser seltenen Gegend versammelt haben, zunächst die Absicht hat, einen Menschen, einen verdienten Mann der Vor-

zeit zu ehren; so ist diese Feier doch der Religion und der Anbetung Gottes sehr nahe verwandt. Allein die Sache des Mannes, den wir heute ehren wollen, liegt der Andacht noch näher. Er brachte zuerst in diese sonst rauhen Gegenden den Baum des Christenthums, die Kenntniß der Religion, welche noch heutiges Tages für die befriedigendste für unsern Verstand, für die beruhigendste für unser Herz, für die heiligendste für unsre Gesinnung gilt; jene Religion, welche der Heiland der Welt vom Himmel brachte, und unter dem menschlichen Geschlechte einführte. Wenn wir die Erhaltung und Verbreitung dieser Religion, welche, in einem entfernten Winkel des Morgenlandes gebohren, dort und in dem Abendlande nicht ohne Verfolgung blieb; wenn wir die Erhaltung und Verbreitung dieser Religion selbst als ein Wunder der göttlichen Vorsehung ehren; wie könnten wir das Lob unsers Heiligen trennen von der Anbetung desjenigen, der die Begebenheiten der Welt verbindet und lenket, und der den Gang des Christenthums durch ihn in diese Gegenden leitete.

Aber welches ist das Verdienst des Mannes, den wir durch dieses Denkmal ehren wollen?

Versetzet euch mit mir auf einen Augenblick in jene entfernte Zeit, da sein Fuß zuerst diese Gegenden betrat. — Unser Vaterland Thüringen, damals fast nur mit Wäldern bedeckt, gehorchte den Regenten jenes tapfern teutschen Völkerstammes, welcher die blühenden römischen Provinzen Frankreichs, das von den Siegern noch den Namen trägt, erobert, und bald die Religion des besiegten Landes, die christliche, angenommen hatte. Diese Religion, so erzählt die bekannte Geschichte, im fernen Osten an den Ufern des Jordans entstanden, hatte sich bald über die Provinzen des weiten römischen Reiches verbreitet. Nach drei Jahrhunderten, nachdem sie durch

die Kraft der Wahrheit beinahe alle Tempel der Götter verödet hatte, erhob ein römischer Kaiser sie mit sich auf den Thron. Jetzt ward sie die öffentliche, die allein beschützte Religion des Reiches. Alle Provinzen mußten ihr huldigen. Aber in das Innere Teutschlands, bis in diese Wälder, war noch kaum ein Stral ihres Lichtes gedrungen. In unsern Gegenden, auf diesen Bergen, in diesen Thälern, damals ohne Städte, fast ohne Dörfer, herrschte noch Heidenthum und Abgötterei. Ein Mann in Britannien, — Winfried war sein Name, — von dem Eifer entzündet, der schon mehrere seiner Landesgenossen aus ihrem Vaterlande und über das Meer geführt hatte, von dem Eifer entzündet, die verwandten nicht christlichen Völker Teutschlands zur christlichen Religion und zur Verbindung mit der Kirche zu führen, in welcher allein Heil und Seligkeit erwartet ward, widmete sein Leben diesem mühsamen gefahrvollen Geschäft, und fand in ihm, nach einer mehr als dreißigjährigen Anstrengung, einen gewaltsamen Tod.

Wir überlassen gern dem Geschichtsforscher, der nur nach historischer Wahrheit fragt, zu untersuchen, von welcher Beschaffenheit die christliche Religion war, die er hier ausbreitete. Gern weichen wir der Frage aus, ob alle die Mittel, welche er wählte, und unter denen er auch Täuschung und Gewalt nicht immer verschmähen mochte, noch heutiges Tages von uns gebilliget werden können; und am wenigsten wollen wir läugnen, daß er von dem Wunsche nach Ruhm nicht ganz frei war.

Das Verdienst eines Mannes aber wird geschätzt nach dem Werke, das er vollbringt, und dessen Nützlichkeit; nach der Gesinnung, die ihn dabei leitet; nach der Kraft, die er dabei äußert, und nach der Beharrlichkeit, mit der er sein Ziel verfolgt. Prüfen wir in diesen Hinsichten das Verdienst unsers Heiligen.

Er hat die chriſtliche Religion und die Einrichtungen der Kirche in dieſe Gegenden verpflanzt, denen ſie beinahe noch ganz fremd waren. Dies iſt ſein eigenthümliches Werk. Es mag ſeyn, daß dieſe Religion in der damaligen Zeit, wo ſie zuerſt auf dieſen Boden verpflanzt ward, ſo rein, ſo ausgebildet nicht war, als ſie jetzt unſerm Nachdenken erſcheint; aber deſſenungeachtet haben wir, bei denen dieſe Religion ſich ſo entwickelt, ſo ausgebildet hat, Urſache, zu fragen: was wir dem Manne ſchuldig ſind, der ſie zuerſt in unſerm Vaterlande anpflanzte.

Eines großen Mannes Verdienſt kann nicht blos beurtheilt werden, nach dem, was er wirklich zu Stande bringt; ſondern es muß dabei die Abſicht in Anſchlag gebracht werden, die ihn leitet, und die Anſtrengung und Beharrlichkeit, mit welcher er ſein Ziel verfolgt. Und hier verdient der Mann, den wir heute ehren, unſere Achtung und Bewunderung in einem ſeltnen Grade. Was war es, das ihn bewog, ſeinen ſtillen klöſterlichen Sitz zu verlaſſen, Bequemlichkeit und Ruhe mit Beſchwerde und Gefahr, den Aufenthalt in einem gebildeten Lande mit Reiſen in unwirthbare Gegenden zu vertauſchen, und den Tod, den er endlich fand, unter rohen Menſchen gleichſam aufzuſuchen? Es iſt ſchwer, über das, was den Menſchen in ſeinem Innern treibt, zu urtheilen und Bewegungsgründe aufzufinden, die oft dem Menſchen, der durch ſie geleitet wird, ſelbſt nicht klar ſind. Aber welche Vorſtellungen, welche Wünſche, welche Abſichten auch in ſeiner Seele rege geweſen ſeyn mögen; über eine Abſicht, und über die Hauptabſicht, die ihn begeiſterte, die in der Stimmung der damaligen Zeit lag, die das Herz ſo vieler nicht gemeiner Menſchen hob, über eine Abſicht, die eine eben ſo fromme als menſchenfreundliche Denkart verräth, ſind wir nicht zwei-

felhaft. Und das war die Abſicht und der Wunſch: die unwiſſenden und verblendeten Menſchen der Abgötterei und einem finſtern Aberglauben zu entreißen, ſie zur Anbetung Gottes zu führen, und ſie dem Schooſe der Kirche Jeſu Chriſti einzuverleiben. Wie ehrwürdig erſcheint eine Denkart, die aus ſolchen Gründen entſpringt; welche Bewunderung erregt ein Gemüth, das durch ſolche Vorſtellungen geleitet wird.

Aber dieſe Achtung erhält noch einen erheblichen Zuſatz, wenn wir uns erinnern, daß er dieſes Geſchäft bis an das Ende ſeines Lebens verfolgte, und daß ihn der Wunſch und die Hoffnung, das Reich Jeſu und die Grenzen der Kirche zu erweitern, auch da nicht ruhen ließ, nachdem er ſchon alles erreicht hatte, was ein Herz, das aus irdiſchen Abſichten, aus Ehrgeiz, aus Liebe zum Gewinn, aus Neigung zur Gemächlichkeit oder aus Ruhmſucht handelt, nur wünſchen und befriedigen kann. Schon hatte er ſich einen Sitz der Ruhe bereitet in jenem von ihm gegründeten berühmten Kloſter (Fulda), das auch ſeinen Leichnam bewahrt; ſchon hatte er in jener erzbiſchöflichen Würde (von Mainz), welche ſonſt die erſten Fürſten unſers ehemaligen teutſchen Reiches ſchmückte, einen Rang und eine Gewalt erreicht, welche auch den Ehrſüchtigſten genügen konnte. Auch war ihm, wenn von einzelnen berühmt machenden Handlungen die Rede ſeyn ſoll, die ſeltene Auszeichnung geworden, den Stifter eines neuen Königsſtammes im fränkiſchen Reiche, den Vater unſers großen Karl, zu ſalben. Dennoch, als ihm die Hoffnung von neuem erſchien, das Reich Jeſu unter dem Volke der Frieſen zu erweitern und es zu befeſtigen, entriß er ſich in dem Alter des Greiſes jener Ruhe und jenen Vorzügen, und endigte auf dem gefährlichen Zuge mit dem Tode eines Märtyrers der Kirche. —

Noch einmal beten wir zu dir, Herr und Vater der Natur! Der Himmel ist dein Thron; die Erde deine Stufe. Geschöpfe ohne Zahl, Welten, die bis jetzt das Gestirn des Tages verbirgt, alles Lebende erhält dein Odem, belebt und regiert dein Geist! Empfange unsern gerührten Dank für deine Regierung der Welt und der Erde! Du hast uns wohlgethan schon in unsern Vorfahren; gieb, daß auch unsre Enkel sich unsrer freuen mögen! Seit Jahrhunderten hat die Religion deines Sohnes, die Religion der Rechtschaffenheit und der Liebe, des Trostes und der Hoffnung, auch in diesen Gegenden des Guten viel gewirkt. Gieb, daß auch wir, weise wie unsere Väter, sie wirksam für uns und unsre Kinder erhalten!

Von uns, von diesen Bergen, Thälern, Fluren, weiche nie die Andacht und die Liebe der Religion. So lange die Sonne dieses Land bescheint; so lange der Mond freundlich über ihm aufgeht; so lange blühe unter uns deine Verehrung. Zerfallen ist zwar jenes Haus, das in alter Zeit deiner Verehrung gewidmet war. Zerfallen wird auch dieser Stein, der sein Andenken erhalten soll; zerfallen wird auch jener neuer Tempel im freundlichen Thale. Aber wenn alle Tempel, von Händen der Menschen erbauet, zerfallen; so bleibt deiner Verehrung ein Tempel, der Tempel, den du dir selbst erbautest: die weite Natur und das menschliche Herz!

4) vom Hofrathe Karl Aug. Böttiger in Dresden.

Worte, auf der Anhöhe der Landstraße nach Gorbitz gesprochen an (des Bergrath) Werners Sarge, in der eilften Stunde der Nacht am 2 Jul. 1817. (Sie erschienen besonders gedruckt, Dresden, 1817. 8.)

Am ungewöhnlichen Orte, zur ungewöhnlichen Stunde umleuchtet uns der Fackelschimmer eines Leichenzuges, der seit jener Zeit, wo fürstliche Leichen zu Freybergs Grüften wanderten, wohl selten auf dieser Anhöhe gesehen worden ist. Aber gilt es nicht auch einem ungewöhnlichen Menschen, der aus unserer Mitte schied? Seiner Art stirbt nur Einer unter uns.

Ein durch die obersten Staatswürden, durch Rang, Gesinnungen, Wißbegierde ausgezeichneter Verein schließt in freiwilligster Anerkennung einen Kreis um den Leichenwagen eines Mannes, der zwar Sachsen zuerst, aber nicht allein angehörte, den Frankreichs rein wissenschaftliches Nationalinstitut mit Stolz unter seine Mitglieder zählte, der den vollwichtigsten Gelehrtenvereinen und Akademieen von St. Petersburg an bis nach Neapel zur Zierde gereichte, eines Mannes, der dem ganzen europäischen Völkervereine gleich werth, und der für alle Zeiten und Völker, die nicht in alte Barbarei versinken, da gewesen ist.

Man verweilt gern auf Stellen, die unsere Geliebten durch fromme Gefühle weihten. Ein solcher Platz ist die Anhöhe, auf welcher wir stehen, um einem geliebten Todten die letzte Pflicht zu erweisen. Auf seinen Erhohlungsreisen von Freyberg nach Dresden erblickte er von hier aus oft die Zinnen und Thürme der Königsstadt, wo Kunst und Freundschaft mit Sehnsucht ihre Arme nach ihm streckten; höher hob sich dann seine Brust, der fromme Wünsche für das Wohl des Vaterlandes und für den, der ihm Vater ist, entstiegen. Sein Auge glänzte vor Freude. Der Anblick Dresdens, da, wo diese Anhöhe auch wohl ganz Fremde entzückt, blieb ihm — wir wissen es aus seinem eignen Geständnisse — stets genußreich und erquickend. So heiße denn dieser Platz, wo wir in diesem Augenblicke Werners sterbliche

Hülle den Abgeordneten der Stadt übergeben, die, seiner Geisterweckenden Lichtverbreitenden Wirksamkeit nächste Zeugin, nun auch die treue Bewahrerin seiner letzten Ueberreste seyn wird, der Platz, auf welchem zwei Schwesterstädte über dem Sarge eines geliebten Todten sich die Hände reichen, von nun an Werners Ruhe bei Allen, die Werners Andenken ehren. Hier, wo das lebende Auge wohlgefällig auf den reichen Fluren und Rebhügeln unsers Elbthales ruhte, mag auch das im Tode geschlossene uns an die Ruhe eines Weisen erinnern, der ein sehr rühmliches Tagewerk vollendete. Hier sagen wir ihm das letzte Lebewohl.

Ach daß es das letzte seyn muß! Wie oft drückten wir ihm, den bürgerliche und geistige Bande mit uns verknüpften, wenn er zum edelsten Geschäft, zum Ideenumtausche, zehnmal mehr gebend, als empfangend, zu uns gekommen war, beim Abschiede die Hand! Wie wenig ahneten wir, als er vor wenigen Wochen zwar leidend, aber dem Anscheine nach nur des Heilbades bedürftig, zu uns kam, daß wir beim heutigen Abschiede nur noch seine kalte Todtenhand erfassen könnten. Warst du doch, Geliebter, selbst an der Schwelle des Greisenalters noch ein Mann voll gesparter Jugendkraft, voll fröhlicher Ansichten und Entwürfe. Dein Geist wandelte mit stillem, doch kräftigem Selbstbewußtseyn im Tempel der Natur. Der Enkelwelt voreilend, bemerkte dein Seherblick in den weiten Räumen der Wissenschaft neue Gegenden von der Morgensonne beleuchtet, wo unser Auge alles noch mit Nacht bedeckt fand. Mit Wort und Schrift gedachtest du auch darüber uns aufzuklären. Doch vielleicht war dies Zeitalter noch nicht reif genug für diese Aufklärung. Der Vater des Lichts rief dich zu sonnereichern Höhen. Wir stehen an deinem Sarge, und weinen.

Doch nicht unmännlicher Schmerz bewege und beklemme unſere Bruſt. Wir alle ſind ſtolz darauf, Mitbürger, Zeitgenoſſen, Beförderer, Freunde, Schüler eines Mannes geweſen zu ſeyn, deſſen Name unter den Erfindern im Tempel des Nachruhms erglänzt, der als Schöpfer ſeiner Wiſſenſchaft, ſo lange Foſſilien nach untrügliche Kennzeichen bezeichnet, Gänge nach Formationen beſtimmt werden, im Herzen und auf den Lippen von tauſend Schülern ſtets fortlebt. Ihr Pfeiler und Altäre der Natur in dieſem paradieſiſchen Elbthale, du hoher Lilienſtein, deſſen Haupt der eben aufgehende Mond umdämmert, ihr Baſaltſäulen Stolpens dort über dem Waldgebirge; an eurer Felſenſtirn ſteht Werners Name angeſchrieben. Freybergs unterirdiſche Labyrinthe, oberirdiſche Naturſchulen werden ſeinen Ausſpruch beſtätigen, ſo lange Wißbegierige ſich dort als Jünger ſeiner Lehre verſammeln. Seine heiligen Vermächtniſſe, welche ſein Geiſt auch dann noch durchdringt, wenn dieſe Hülle längſt in Staub einſank, ſind Stimmen an ein ſpäteres Geſchlecht. Die Verkündiger ſeines Ruhmes, ſeine ihm mit Kindesſinn anhängenden Zöglinge, ſind in alle Länder und Weltgegenden zerſtreut. Die letzte Huldigung, die wir ſeinen Verdienſten in dieſer mitternächtlichen Stunde unter dem Sternenhimmel erweiſen; ſie wird ihm in der unſichtbaren Geiſterwelt von einer ungezählten Schaar treuer Schüler dargebracht. Ständen ſie alle, die noch leben, und zu denen in fernen Zonen die Trauerkunde ſeines Todes vielleicht erſt nach Monaten dringen kann, hier in dieſem Kreiſe; wie weit würde er ſich da ausdehnen! Und träten auch die herzu, die vor ihm entſchlummerten; welch ein geweihter Geiſterring würde uns umſchweben!

Faſſen wir alſo, hochverehrte Begleiter, die wir hier vor dem ſtehen, was ſterblich an ihm war, die wichtige

Bedeutung dieser Stunde. Wir stehen als Stellvertreter eines lieben Vaterlands, einer dankenden Mitwelt hier. Sachsen, die Mutter aller Cultur und die Wiege des neueuropäischen Bergbaues, ist stolz auf diesen Sohn. Denn kein Name wird unter den friedlichen Eroberern im Reiche der Wissenschaft im fernen Auslande seit Jahren häufiger genannt, als der deine; du mit Achtung Genannter am della Plata und am Ganges!

Und wohl uns, die wir ihm näher standen, daß wir nicht blos seinen Wissensdurst und seine Wissensfülle — diese kennt und ehrt auch der Fremde im Auslande — daß wir auch seinen seltenen Edelmuth, seine alles, was sich ihm näherte, zärtlich umfassende Menschenliebe erkannten. Der unersättliche Forscher und Wisser war auch ein kindlichguter, gefühlvoller, feingeselliger, überall zärtlich theilnehmender Mensch; er trug die ganze Menschheit in seiner Brust, die kein Dünkel erfüllte, kein starrer Egoismus versteinerte. Echte, nicht zur Schau getragne, Religiosität öffnete ihm die Pforte, die dem Sterblichen nur einmal sich aufthut. Was mehr in ihm gewesen, ob er ein größerer Wisser, oder ein besserer Mensch gewesen; das weiß nur der allein, der alle mit gerechter Wagschale mißt, und uns, wie ihm, menschliche Schwäche und Irrthümer um dessen willen, der die Liebe ist, verzeiht.

Noch vor kurzem röthete der letzte sterbende Schimmer der Abendsonne diesen Hügel. Nach wenigen Stunden wird ihn der erste Stral der Morgensonne begrüßen. Jetzt ist es Nacht um uns. Der sanft Entschlummerte blickt nun in eine andere Sonne, um die alle Sonnen und Erden und Monde kreisen, wo keine Nacht mehr dunkelt. Sein Durst nach Licht und Recht sey uns ein Vorbild, damit in der Ordnung, wie uns der Genius winkt, dahin auch wir ihm folgen. Mehren, was er

erschuf; ehren, was er begründete; das ist sein letzter Zuruf an uns. Wir wollen mehren, was du erschufst, ehren, was du begründetest; das ist unser Lebewohl!

---

## 3) Die politische Rede.

### 37.

### Begriff der politischen Rede.

Die politische Rede ist die Einheit einer, in der Sprache der Beredsamkeit vollendeten, stylistischen Form, deren Stoff aus dem weiten Kreise des gesammten Staatslebens, sowohl des bürgerlichen, als des öffentlichen, entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entschlüssen und Handlungen berechnet ist, durch welche gewisse Zwecke des Lebens im Staate befördert und verwirklicht werden sollen. Die politische Rede kann — unter der Voraussetzung, daß sie fruchtbare Gegenstände des Staatslebens zur Sprache bringt, und die Form das Gepräge der stylistischen Vollendung erhält, — eine hohe Wirkung auf das menschliche Bestrebungsvermögen nicht verfehlen, weil nächst dem Kreise sittlich-religiöser Wahrheiten, dessen Stoffe der religiösen Beredsamkeit angehören, kein anderer Kreis von Begriffen und Ideen so reichhaltig ist, und dem Menschen so nahe liegt, als der Kreis der zum bürgerlichen und öffentlichen Leben gehörenden Begriffe und Ideen. Denn wer nicht, entfernt von der menschlichen Gesellschaft, auf einer wüsten Insel oder als Einsiedler in einer Höhle lebt, wird von

den unzähligen Verhältnissen, Rücksichten und Formen des bürgerlichen Lebens ununterbrochen umgeben. Schon seine Verhältnisse im häuslichen und Familienleben stehen mit seiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft in unmittelbarer und nothwendiger Verbindung; noch vielseitiger und reichhaltiger aber sind bei den meisten Menschen die Beziehungen und Verhältnisse, die aus ihrer Stellung in der bürgerlichen Rechtsgesellschaft selbst hervorgehen. Denn nicht nur daß jeder, der im Staate lebt, — er sey nun Feldbauer oder Gewerbbetreibender, er sey Kaufmann oder Künstler, er sey Gelehrter oder Staatsdiener, er stehe in den Diensten Andrer oder er lebe von seinem Vermögen ohne öffentliche Anstellung, — theils mit allen den andern Individuen seines Standes, theils mit einer bedeutenden Zahl von Individuen aus den übrigen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, in vielfacher Berührung und in ununterbrochenem Verkehre steht; er nimmt auch, außer diesen individuellen Verhältnissen, als eigentlicher Staatsbürger, mehr oder weniger Antheil an allen öffentlichen, im innern und äußern Staatsleben bestehenden, Einrichtungen. So steht er mit den verschiedenen Behörden im Staate in mannigfaltiger Verbindung, auch wenn er nicht selbst zu denselben als Mitglied gehört; er steht unter dem Einflusse der im Staate organisirten Gerechtigkeitspflege und Finanzverwaltung; er muß sich in Angemessenheit zu den im Staate bestehenden polizeilichen und militärischen Anordnungen und Verhältnissen betragen; er muß sein bürgerliches Leben nach den vorhandenen bürgerlichen und peinlichen Gesetzbüchern einrichten und sich darnach beurtheilen lassen; er ist zugleich Mitglied einer

im Staate anerkannten Kirche, und hat, als solches, eben sowohl eigenthümliche Verpflichtungen, wie eigenthümliche Rechte; er ist entweder in unbeschränkten Monarchieen dem unbedingten Willen des Regenten und der von demselben ernannten höchsten Staatsbehörden unterworfen, oder er steht in beschränkten Monarchieen und in Republiken zu den rechtlich vorhandenen Vertretern des Volkes in Verhältnissen der Abhängigkeit oder Gleichstellung; er ist entweder mit seiner bürgerlichen Thätigkeit zunächst und ausschließend auf das Inland beschränkt, oder er verbreitet seine amtliche Wirksamkeit auf die mannigfaltigen Verhältnisse, nach welchen der Staat, in welchem er lebt, mehr oder weniger zu dem gesammten Auslande sich ankündigt.

## 38.

## Eintheilung der politischen Reden.

Das gesammte Staatsleben zerfällt in zwei Haupttheile: in das innere und in das äußere Staatsleben. Deshalb kann auch die politische Beredsamkeit nur diese zwei Hauptgegenstände berücksichtigen, und darnach eingetheilt werden. Alle politische Reden betreffen entweder das innere, oder das äußere Staatsleben.

1) Der Kreis des innern Staatslebens unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Kreise des äußern Staatslebens, daß sein Gebiet weit mannigfaltiger und reichhaltiger, als das des letztern ist, und daß, nach den Aussagen der Geschichte, in den meisten Fällen die Ankündigung des äußern Staatslebens von der Begründung, Haltung, Einrichtung und Ankündigung des innern Staatslebens

abhängt. Der Umfang des innern Staatslebens umschließt aber zunächst drei Hauptgegenstände: die Verfassung, die Regierung, und die Verwaltung des Staates. Die politische Beredsamkeit im innern Staatsleben wird daher nothwendig diesen drei Hauptgegenständen folgen, die besondern Verhältnisse und Zwecke derselben vergegenwärtigen und sie zum deutlichen Bewußtseyn bringen müssen.

Das äußere Staatsleben, im Gegensatze des innern, umschließt alle diejenigen Verhältnisse, in welchen ein in der Wirklichkeit bestehender Staat zu dem gesammten Auslande, besonders aber zu den benachbarten Staaten und Reichen steht. Die politische Beredsamkeit im äußern Staatsleben wird daher alle diejenigen Gegenstände betreffen, welche im gegenseitigen Verkehre und in der Wechselwirkung, so wie in der Verbindung zweier oder mehrerer Staaten öffentlich zur Sprache kommen.

## 39.

### a) Politische Reden in Beziehung auf das innere Staatsleben.

Die politische Beredsamkeit im innern Staatsleben bezieht sich entweder auf die Verfassung, oder auf die Regierung, oder auf die Verwaltung des Staates.

1) Unter der Verfassung des Staates wird, im Allgemeinen, die rechtlich begründete und thatsachlich bestehende Unterlage des gesammten innern Staatslebens in Hinsicht auf die öffentliche Ankündigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, — im Besondern aber ein ge-

schriebenes Grundgesetz verstanden, welches die einzelnen Grundbedingungen des innern Staatslebens mit Bestimmtheit festsetzt und ausspricht. Es gehört der wissenschaftlichen Darstellung der Staatskunst an, die verschiedenen in Europa und Amerika seit den letzten vierzig Jahren ins öffentliche Staatsleben eingetretenen, zum Theile bereits wieder erloschenen, zum Theile bestehenden, geschriebenen Verfassungen nach ihrem Ursprunge und nach ihrem Gesammtinhalte zu bezeichnen, ob sie nämlich von den Regenten als Ausflüsse ihrer souverainen Gewalt gegeben, oder von den Ständen der Reiche und Staaten entworfen und den Regenten zur Annahme vorgelegt, oder von den Regenten und Ständen gemeinschaftlich berathen und angenommen wurden. Für die politische Beredsamkeit sind daraus sehr viele neue Formen hervorgegangen; z. B. die Reden der Regenten bei der Eröffnung und dem Schlusse der ständischen Versammlungen; die Reden der Minister und Reichsräthe bei den Anträgen zu Gesetzen und Verordnungen in der Mitte der ständischen Versammlungen, zur Vertheidigung ihres practisch geübten Systems der Verwaltung, oder zur Abweisung der ihnen gemachten Vorwürfe; die Reden der einzelnen Volksvertreter für oder gegen die zur öffentlichen Verhandlung gebrachten Gegenstände des innern und äußern Staatslebens; die Reden der Mitglieder der aus den Ständen erwählten Ausschüsse zur besondern und vorbereitenden Bearbeitung wichtiger Gegenstände des Staatslebens u. s. w. — So wie die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes, der in einer ständischen Versammlung durch öffentliche Reden

verhandelt und entschieden werden soll, in den meisten Fällen über die logische Behandlung und ästhetische Vollendung der rednerischen Form entscheiden wird; so hängt doch der Grundton der politischen Rede und die Farbengebung der Darstellung im Einzelnen zwar zunächst ab von der Individualität des auftretenden Redners, im Ganzen aber von den in der Verfassung den Volksvertretern zugestandenen Rechten, namentlich in Hinsicht des ihnen zugesprochenen Antheils an der Gesetzgebung, der ihnen zustehenden Bewilligung der Steuern und Abgaben, und des ihnen zugetheilten Rechts der Beschwerdeführung, oder selbst der Anklage über verwaltende Behörden, über eingerissene Mißbräuche, so wie der ihnen zukommenden Rechte der Bitter (Petitionsrecht) und der Anträge an den Regenten.

2) Die Regierung des Staates beruht auf dem Regenten desselben und auf den höchsten, im Namen des Regenten handelnden und entscheidenden, Staatsbehörden. Wenn die Staatskunst, als Wissenschaft, im Allgemeinen zwischen monarchischen und republikanischen Regierungsformen, und im Besondern zwischen unbeschränkten und beschränkten Monarchieen, zwischen rein demokratischen, repräsentativ-demokratischen und aristokratischen Republiken unterscheiden muß, und selbst die seltenern Regierungsformen der Theokratie, des Staatenbundes und des Bundesstaates nicht übergehen darf; so bezieht sich die politische Beredsamkeit, in Hinsicht auf die Regierung der Staaten, zunächst nur auf die verschiedenen Formen der Reden, welche entweder die Regenten persönlich, oder Minister und Staatsbeamte in

ihrem Namen, oder auch die Vorsteher und Mitglieder einzelner Behörden im Staate an den Regenten und die Minister, und in der Mitte ihrer eignen Versammlungen über Gegenstände der Regierung zu halten haben. Nothwendig entscheidet der Stoff der Rede, und die Individualität des Redners, so wie seine persönliche Stellung, entweder aufwärts oder abwärts, zu den Zuhörern, über die Form der Einkleidung und über die Wahl des Tones und der Farben in der Behandlung und Durchführung der politischen Rede.

3) Die Verwaltung des Staates umschließt vier Haupttheile: die Gerechtigkeitspflege, die Polizei, das Finanzwesen, und die Gestaltung des Kriegswesens im Staate, mit allen ihren einzelnen Verzweigungen, Abstufungen und Untertheilen. Ob nun gleich auch die politische Beredsamkeit nicht ganz von dem Wirkungskreise der Polizei-, Finanz- und Militair-Behörden ausgeschlossen wird; so hat sie doch ihren weitesten Spielraum in dem Gebiete der Gerechtigkeitspflege, besonders wo in Staaten mit neuen geschriebenen Verfassungen das öffentliche und mündliche Verfahren, entweder ganz, oder nur theilweise, entweder blos in Fällen des peinlichen, oder selbst über Gegenstände und Angelegenheiten des bürgerlichen Rechts, eingeführt worden ist. Denn so wenig es in das Gebiet der politischen Beredsamkeit gehört, die wichtigen Fragen über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, über die Räthlichkeit und zweckdienliche Gestaltung der Geschwornengerichte, über die für das Ressort der-

ſelben geeigneten Gegenſtände (namentlich auch der Preßvergehen), und über die mit dem mündlichen und öffentlichen Verfahren in nothwendiger Verbindung ſtehende Veränderung und neue Bildung des Advocatenſtandes zu entſcheiden; ſo muß doch die politiſche Beredſamkeit in allen Staaten und Reichen, wo dieſe neuen Formen innerhalb der Gerechtigkeitspflege ins öffentliche Staatsleben eingetreten ſind, nicht nur einen ſehr weiten Wirkungskreis, ſondern auch einen unermeßlichen Umfang des Stoffes gewinnen, der vermittelſt der vollendeten ſtyliſtiſchen Form ſich öffentlich ankündigen, und auf den verſammelten Kreis der Zuhörer ſeine Wirkung hervorbringen ſoll. — Die gerichtlichen Reden können aber entweder von dem Richter, oder von den Partheien, oder von den Advocaten derſelben gehalten werden, woraus ſich von ſelbſt der Unterſchied zwiſchen den anklagenden und vertheidigenden gerichtlichen Reden ergiebt. Auch kann man zwiſchen Haupt- und Neben-Reden in Hinſicht der gerichtlichen Beredſamkeit unterſcheiden *), von welchen die erſtern unmittelbar, die letztern nur mittelbar auf die Entſcheidung des Rechtshandels ſich beziehen, inwiefern die erſtern die Hauptſache, die letztern nur einen Incidentpunct zum Gegenſtande haben. — Die gerichtliche Beredſamkeit unterſcheidet ſich aber von allen übrigen Gattungen und Arten der politiſchen Beredſamkeit dadurch, daß ſtreitige Rechtsfälle die Stoffe derſelben bilden, woraus der

*) vgl. Karl. Sal. Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredſamkeit. Heidelb. 1810. 8.

Zweck dieses Zweiges der politischen Beredsamkeit hervorgehet, der in der Vertheidigung der Rechte der Partheien, zum Behufe einer gerichtlichen Entscheidung, besteht. Diese Entscheidung aber soll *) nach Rechtsgrundsätzen eine Entscheidung aus objectiven Gründen, d. h. eine Entscheidung seyn, die nicht allein mit den vorliegenden und erwiesenen Thatsachen und mit den Rechten übereinstimmt, sondern auch von dem Richter ganz allein um deswillen gefällt wird, weil sie mit diesen Bedingungen des richterlichen Urtheils übereinstimmt. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, schließt daher die gerichtliche Beredsamkeit die (der alten Welt nicht unbekannte) absichtliche Entstellung der Thatsachen, die häufige Verdrehung des Rechts, und die rednerische Kunst von sich aus, den aufgestellten subjectiven Gründen des Redners den Sieg und die Entscheidung über den Gegenstand, mit Umgehung der rein objectiven Rechtsgründe, zu verschaffen.

## 40.

### b) Politische Reden in Beziehung auf das äußere Staatsleben.

So wie bei allen irdischen Organisationen das innere Leben die Grundbedingung der Ankündigung des äußern ist, und jenes eben so nach seiner Gesundheit, Ordnung, Fülle und Kraft, wie nach seiner Krankheit, Zerrüttung, Schwäche und bevorstehenden Auflösung in den Erscheinungen und Wirkungen des äußern Lebens erkannt wird; so auch bei

*) Zachariä, S. 21.

den einzelnen Völkern und Staaten. Denn jeder Staat ist, im Kreise der äußern Erscheinung, so wie im Gebiete der Geschichte, und in der Verbindung und Wechselwirkung mit andern neben ihm gleichzeitig bestehenden Staaten und Reichen, eine irdische Organisation, deren Blüthe, Emporstreben und Kraft eben so, wie ihr Veralten, Rückwärtsschreiten und Sinken, von den unveränderlichen Gesetzen und Bedingungen des innern organischen Lebens abhängig bleibt. Zu den in dem Kreise der Erfahrung wahrnehmbaren Erscheinungen und Ankündigungen des äußern Staatslebens gehören aber theils alle Verhältnisse eines Staates, welche aus seiner rechtlichen und friedlichen Wechselwirkung und Verbindung mit allen übrigen, neben ihm bestehenden, Staaten hervorgehen; theils alle Verhältnisse, welche bei bedrohten oder verletzten Rechten des Staates durch andere Staaten eintreten. Die politische Beredsamkeit in Beziehung auf das äußere Staatsleben muß daher, nach diesen beiden im äußern Staatsleben eintretenden Hauptverhältnissen, sich gestalten.

1) Im Zustande der rechtlichen und friedlichen Wechselwirkung und Verbindung des Staates mit andern Staaten werden die Stoffe der politischen Beredsamkeit auf alle diejenigen Gegenstände und Verhältnisse sich beziehen, welche eines Ausdruckes des rechtlichen und freundschaftlichen Zustandes zwischen den einzelnen Staaten bedürfen. Dahin gehören besonders die von den Gesandten und diplomatischen Personen an die Regenten befreundeter Staaten zu haltenden Reden, z. B. bei Thronbesteigungen, Vermählungen, glücklichen Familien-

ereigniſſen, gelungenen politiſchen Planen u. ſ. w., ſo wie die Antworten und Gegenreden der Regenten oder deren Miniſter auf die Anreden der auswärtigen Diplomaten. Weiter gehören dahin die Staatsreden bei dem Antritte einer geſandtſchaftlichen Stelle, die Reden vor oder nach Abſchließung eines Vertrages zwiſchen zweien Staaten, die Reden der, neben der ſtehenden Geſandtſchaft, bisweilen abgeordneten außerordentlichen Geſandten entweder für gewiſſe politiſche Zwecke (z. B. in der Nähe eines ausbrechenden Krieges; zur Uebernahme der Vermittelung während der Zwiſte, und während des ſchon begonnenen Krieges zwiſchen zweien Mächten u. ſ. w.), oder für gewiſſe Hoffeierlichkeiten (z. B. bei der Regierungsjubelfeier eines Fürſten ꝛc). Nicht ſelten ſind in den Zeiten politiſcher Schwankung und Gährung die von Regenten, Diplomaten und andern Staatsbeamten in Beziehung auf die auswärtigen Verhältniſſe gehaltenen Reden abſichtlich darauf berechnet, die politiſche Geſinnung eines Hofes öffentlich auszuſprechen, oder auch die politiſche Stimmung der übrigen Mächte zu erforſchen, inwiefern ſolche öffentliche Staatsreden ſehr oft von andern Mächten berückſichtigt, und ſelbſt förmlich beantwortet werden. — Welchen Einfluß, in allen dieſen Beziehungen, das Gefühl und die Stellung einer Macht des dritten oder vierten politiſchen Ranges auf die Einkleidung und den Ton der politiſchen Rede gegen eine Macht des erſten und zweiten politiſchen Ranges, — oder das Gefühl und die Stellung einer Macht des erſten politiſchen Ranges in der Sprache gegen eine Macht des dritten und vier-

ten Ranges behauptet, gehört nicht der Theorie der Beredsamkeit, sondern der Staatskunst zu entscheiden an; nur daß in den wirklich vorhandenen politischen Reden dieser Art (z. B. in den französischen zu Napoleons Zeit, in den brittischen, selbst in den nordamerikanischen) der Einfluß jenes Gefühls und jener thatsachlichen Stellung der Mächte nach außen sich nicht verkennen läßt.

2) Noch stärker ist gewöhnlich die Farbe und die Ankündigung dieses Tones in Beziehung auf das äußere Staatsleben, sobald zwischen zweien oder mehreren Staaten das Verhältniß der Spannung, der Feindseligkeiten und des Krieges eintritt. Mögen Staatsrecht und Staatskunst darüber entscheiden, ob und wann zwischen Staaten Retorsionen, Repressalien, Abbrechung der freundschaftlichen Verhältnisse, und Kriegserklärungen nöthig sind; in das Gebiet der politischen Beredsamkeit gehört blos die Behandlung des jene Zwiste, Spannungen und zuletzt die Kriegserklärung herbeiführenden Stoffes vermittelst einer in sich vollendeten redneriſchen Form. Doch müssen zu diesem Kreise auch die politischen Reden gerechnet werden, welche der Aussöhnung der kriegführenden Staaten im Frieden vorausgehen und nachfolgen.

## 41.

### Ueber den Inhalt und Geist der politischen Reden.

Sollen die politischen Reden, in Hinsicht auf die Verhältnisse des innern und äußern Staats-

lebens, den aufgestellten Forderungen genügen; so setzen sie bei dem Redner eine gründliche allgemeine Bildung seines Geistes, und namentlich eine tiefe und umschließende Kenntniß der gesammten Staatswissenschaften voraus. Denn wie der religiöse Redner, der seiner hohen Bestimmung entsprechen will, im Allgemeinen mit gründlichen Kenntnissen der Sprachen, der Philosophie und der Religions- und Culturgeschichte der Menschheit, und im Besondern mit der tiefsten Erforschung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ausgestattet seyn muß; so wird auch von dem politischen Redner eine eben so weitreichende Kenntniß der classischen Sprachen des Alterthums, denen bekanntlich die ersten Muster der politischen Beredsamkeit angehören, und ein sorgfältiges Erforschen der Philosophie und der allgemeinen Geschichte verlangt, bevor er mit Erfolg dem besondern Studium der einzelnen Staatswissenschaften sich widmen kann. Denn ob er gleich nicht selbst Philosophie verkündigen soll; so bedarf er doch des philosophischen Geistes, um alle Angelegenheiten und Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens aus dem höchsten, d. i. aus dem rein menschlichen Standpuncte zu fassen. Er bedarf namentlich der empirischen Psychologie, der Logik, der Metaphysik, der Sitten- und Rechtslehre, um über die höchsten Angelegenheiten unsers Geschlechts mit sich selbst einig zu werden. Zugleich bedarf er aber auch der genauesten Bekanntschaft mit der allgemeinen Geschichte, um den Gang der geistigen und politischen Entwickelung und Bildung, so wie die Ursachen des Steigens und Sinkens, des Veraltens und des Erlöschens vieler Völker, Staaten und

Reiche der Vorzeit, des Mittelalters und selbst der neuern Zeit zu überschauen und zu erforschen; denn die Gegenwart soll sich kennen und verstehen lernen in dem Spiegel der Vergangenheit nach allen ihren Licht- und Schattenseiten, nach allen Bedingungen des fröhlichen Gedeihens und Fortschreitens der jetzt bestehenden Staaten, so wie nach allen in der Geschichte angedeuteten Verirrungen und politischen Mißgriffen im innern und äußern Leben der Staaten und Reiche.

Unter allen Theilen und Zweigen der Geschichte muß aber die Geschichte des vaterländischen Staates dem politischen Redner am bekanntesten seyn. Denn nur sie kann ihm ein wahres Bild von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande desselben vermitteln; nur durch sie kann er lernen, wie und unter welchen Verhältnissen der vaterländische Staat die verschiedenen Zeiträume seines politischen Lebens durchging; was in den einzelnen Zeiträumen für die Grundbedingungen seines innern und seines äußern Lebens geschah, und durch wen; welche Fürsten und Staatsmänner die Ankündigung des innern und des äußern Lebens, und die Wechselwirkung beider auf einander förderten oder hinderten, vorwärts oder rückwärts brachten; in welchen Verhältnissen zu den Nachbarstaaten und zu dem ganzen Auslande der vaterländische Staat in den einzelnen Abschnitten seines politischen Daseyns stand; wie und wodurch der Geist des Volkes in der Cultur gesteigert oder gelähmt ward; was Verfassung, Regierung und Verwaltung, was Religion und Sitten auf den Geist des Volkes wirkten; wie, in staatswirthschaftlicher Hinsicht, in seiner Mitte Feldbau, Gewerbsfleiß, Handel, Künste und

Wissenschaften gegen einander sich verhalten; und auf welchem Puncte des politischen Gewichts und Einflusses eben gegenwärtig der vaterländische Staat steht, weil selbst der politische Tact und die politische Sprache des Redners größtentheils davon abhängt, und anders ein brittischer, als ein portugiesischer Staatsmann, anders ein russischer, östreichischer und preußischer, als ein spanischer und schweizerischer Diplomat, sich in den einzelnen Formen der politischen Beredsamkeit ankündigen wird.

Besonders aber verlangt die politische Beredsamkeit in ständischen Versammlungen und in den verschiedenen diplomatischen Aemtern die gründlichste Erforschung des philosophischen Staatsrechts, des practischen Völkerrechts, der Volks- und Staatswirthschaftslehre, der Finanz- und Polizeikunde, der eigentlichen Staatskunst (Politik) als selbstständiger Wissenschaft, des öffentlichen Staats- oder Verfassungsrechts in den mit geschriebenen Verfassungen ausgestatteten europäischen und amerikanischen Staaten, so wie der Geschichte des europäischen Staatensystems seit der Entdeckung des vierten Erdtheils, der Staatenkunde (Statistik), und der eigentlichen Diplomatie, nach deren wesentlicher Verschiedenheit von der Diplomatik, die, während jene dem abgeschlossenen reichen Kreise der Staatswissenschaften zufällt, in das Gebiet der Hülfswissenschaften der Geschichte gehört.

## 42.

## Ueber die Form der politischen Reden.

Wenn gleich das Gesetz der Form, nach Richtigkeit und Schönheit, als den beiden Grundbedin-

gungen jeder stylistisch vollendeten Form, auch das höchste Gesetz und die unnachläßliche Forderung an jede politische Rede bleibt; so unterscheiden sich doch die meisten politischen Reden theils nach ihrer logischen Begründung und Durchführung, theils nach ihrem ästhetischen Charakter und Tone, sehr wesentlich von den religiösen Reden. Schon der Eingang der politischen Rede ist gewöhnlich anders, als bei der religiösen Rede; in vielen Fällen beschränkt er sich blos auf einige kurze und vorbereitende Sätze, denen sogleich das Thema folgt. Das Thema selbst muß allerdings nach logischen Regeln, entweder als Partition, oder als Division, durchgeführt werden; allein selten wird in der politischen Rede die Gliederung der einzelnen Theile und Untertheile mit so vieler Schärfe hervortreten, als in der religiösen Rede gewöhnlich geschieht. Die politische Rede ist in den meisten Fällen mehr ein freier, vom augenblicklichen Interesse eingegebener, Erguß der Beredsamkeit, als eine sorgfältig im Voraus bearbeitete und gleichmäßig in allen Theilen durchgeführte Rede, wie es die religiöse Rede seyn soll. Namentlich wird der Redner in Parlamenten und ständischen Versammlungen in vielen Fällen unvorbereitet auftreten, und aus der eigenthümlichen Kraft seines gebildeten Geistes sprechen müssen; auf ähnliche Weise sehr oft, in der gerichtlichen Beredsamkeit, der Anwald und der Richter.

Seltner, als der religiöse Redner, wird der politische Redner in den Fall kommen, eigentlich zu belehren; in den meisten Fällen wird er einen, mit den zu behandelnden Thatsachen oder politischen Verhältnissen bekannten und darauf vorbereiteten,

Kreis von Zuhörern voraussetzen können, und deshalb sogleich für seine Ansicht ihren Verstand zu überzeugen, ihr Gefühl zu bewegen und zu erschüttern, und ihren Willen zu Handlungen zu bestimmen suchen. Beabsichtigt er aber nicht blos Ueberredung, sondern Ueberzeugung; so muß die Wahrheit, und die von ihr unmittelbar ausgehende heilige Kraft der Ueberzeugung, auf seiner Seite stehen. Und will er nicht vergebens über den Reichthum, die Fülle, den Wohllaut und die Kraft der Sprache gebieten; so bringe er die rechtliche und sittliche Seite des von ihm behandelten Gegenstandes in unmittelbare Berührung mit dem Gefühls- und Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer. Denn tief in jedem unverdorbenen Gemüthe liegt, für alle Verhältnisse, Ankündigungen und Erscheinungen des bürgerlichen und politischen Lebens, das Bedürfniß ihrer Angemessenheit zu dem Ideale der Sittlichkeit, das gleichmäßig Recht und Pflicht in sich einschließt. Je mehr nun der in der Rede behandelte Stoff aus dem Standpuncte des ewig geltenden Rechts und der Pflicht gefaßt werden kann, und von dem Redner gefaßt wird; desto unaufhaltbarer und bleibender ist seine Wirkung. Dies haben in der Welt des Alterthums und der neuern Zeit die Despoten und Usurpatoren, die nach Willkühr handelnden kirchlichen und weltlichen Machthaber, die Großinquisitoren und die Oberbehörden der geheimen Polizei, die leidenschaftlichen oder bestochenen Richter in den Gerichtshöfen, und die Fürsten gefühlt, welche friedliche Staaten mit ungerechten Kriegen überzogen. Wie viel hat doch seit Wilhelm dem Oranier die politische Beredsam-

keit im Parlamente der Britten bewirkt *); man denke nun an Burke's Reden gegen die franzöſiſche Revolution oder gegen Haſtings, den Generalgouverneur von Oſtindien; an Pitt und Fox; an Wilberforce's Reden gegen den Sklavenhandel; an die Reden beim Prozeſſe der Königin Karoline in beiden Häuſern; an Whitbreads, Broughams und Wilſons Reden ſeit dem Jahre 1814 über die Geſammtangelegenheiten in Europa; — oder an die Vertheidigungsrede Ludwigs 16 von Deſeze; an die oft meiſterhaften Reden franzöſiſcher Anwalde vor Gericht; an viele nachdrucksvolle politiſche Reden in Frankreich während und nach Napoleons Zeit; z. B. an Portalis Reden bei Bekanntmachung des Concordats vom Jahre 1801; an Carnots Rede im Jahre 1804 gegen Napoleons Kaiſerwürde im Tribunate gehalten; an Royer Collards Rede 1825 gehalten gegen das Sacrileggeſetz u. a. — Je tiefer daher der Stoff einer politiſchen Rede ins Gebiet der unerſchütterlichen Wahrheiten des Rechts und der Pflicht eingreift; je mehr der Redner es verſteht, die rechtlichen und ſittlichen Intereſſen ſeiner Zuhörer aufzuregen; je weniger die politiſche Rede blos die Farbe der kalten Convenienz und des abgeſchliffenen Hoftons, oder den Charakter der Verſtellung, der Erſchleichung, und der beabſichtigten Täuſchung an ſich tragt; deſto mehr wird ſie wirken, und deſto unaufhaltſamer werden ihre Folgen im eigentlichen Staatsleben ſeyn.

*) Man vergleiche darüber: Geſchichte der engliſchen Parlamentsberedſamkeit, von D. H. Hegewiſch. Altona, 1804. 8. und Adam Müllers zwölf Reden über die Beredſamkeit und deren Verfall in Teutſchland. Lpz. 1816. 8. S. 129 ff.

## 43.

## Fortsetzung.

Ob nun gleich, nach den aufgestellten Grundsätzen und nach den vorliegenden Beispielen der politischen Beredsamkeit bei den Griechen, Römern und Britten, so wie bei den Franzosen in neuerer Zeit, der politische Redner im Allgemeinen mit mehr Freiheit sich bewegen darf, als der religiöse Redner; so darf er doch nie der Gesetze der Denklehre sich für entbunden halten, oder, — in den entgegengesetzten Fehler fallend, — mit Vernachlässigung der wesentlichen Eigenschaften der Schönheit der Form, blos durch die sorgfältig berechnete logische Gliederung und Aufeinanderfolge der darzustellenden Begriffe seinen Zweck zu erreichen suchen.

Sobald die politische Rede nicht bloße Harangue — (kurze Anrede) — ist, deren in der Ergänzungsklasse rednerischer Formen gedacht wird; sobald muß aus dem Zusammenhange des Ganzen erhellen, daß der Redner das Verhältniß des Eingangs zur Aufstellung des Thema richtig würdigte, so wie er das innere Verhältniß der Erzählung (narratio), wo diese in Beziehung auf Thatsachen hingehört, der Beweisführung, der Widerlegung der entgegengesetzten Meinungen und Ansichten, und des Schlusses der Rede gegen einander im Voraus sorgfältig zu berechnen verstand. Auf gleiche Weise muß ihm vorschweben, wie und wodurch er auf das Gefühl, besonders aber auf das Bestrebungsvermögen zu wirken vermag, damit er nicht blos seine Zuhörer für seine Ansicht gewinne, sondern auch, durch die ihnen zugeführte feste Ueberzeugung, sie zu Entschlüssen

und Handlungen bringe, wodurch das, was er mit seiner Rede beabsichtigte, verwirklicht wird.

## 44.

### Ueber die politische Beredsamkeit bei den Teutschen.

Die Sprache der politischen Beredsamkeit ist bei den Teutschen im Ganzen noch jetzt in ihrer Kindheit; auch darf diese Erscheinung und der Mangel an entsprechenden Beispielen für die politische Beredsamkeit aus der vaterländischen Literatur nicht befremden, weil, während die religiöse Beredsamkeit bei den Teutschen allen übrigen europäischen Völkern vorauseilte, weder in der Verfassung des teutschen Reiches, noch in der frühern Form der in den meisten teutschen Staaten bestehenden ständischen Versammlungen, noch in der Einrichtung der Gerechtigkeitspflege und des gerichtlichen Verfahrens, eine Veranlassung zur Entwickelung und Anwendung der politischen Beredsamkeit lag. Doch sind in den beiden letzten Jahrzehenden allerdings einzelne treffliche politische Reden erschienen, in welchen teutsche Redner theils in ständischen Versammlungen, theils über Gegenstände der besondern Zweige der Staatsverwaltung, namentlich der Gerechtigkeitspflege, theils über politische Stoffe überhaupt, den voranleuchtenden Mustern der Griechen und Römer in der Welt des Alterthums, und den ausgezeichneten politischen Rednern Großbritanniens nachstrebten. Namentlich sind in den ständischen Versammlungen Bayerns und Badens seit dem Jahre 1819 einige gediegene politische Reden gehalten worden.

## 45.

## Beispiele aus der ältern politischen Beredsamkeit der Teutschen.

### 1) von v. Hoffmannswaldau († 1679).

(Aus dessen teutschen Redeübungen, herausgeg. von Christian Gryphius. Lpz. 1702. 8. S. 55.)

### Bei einer Huldigung.

Nicht nur der tyrannische Wütherich Sylla hat unter allen Titeln und Benennungen, welche den hohen und gekrönten Häuptern wegen ihrer Tapferkeit und Heldenthaten sonst gegeben werden, keinen höher geschätzt, als den Namen des Glückseligen, mit welchem er sich zu nennen dem römischen Volke öffentlich Befehl gethan; sondern auch die römischen Monarchen, welche nach dem ersten Urheber ihres Thrones und Zepters den kaiserlichen Namen geführet, sind dahin eifrig bemüht gewesen, daß sie mit lebenswährender Glückseligkeit möchten beseligt werden und bleiben. Dannenhero sie in ihrem Schlafzimmer ein goldenes Bildniß des Glückes verwahrt, dasselbe göttlich geehrt, und Niemandem als dem Nachfolger im Reiche zu besitzen überlassen. Freilich ist auf diesem Weltkreise einem Potentaten nichts höheres zu wünschen, nichts angenehmeres zu hören, nichts herrlicheres zu genießen, als beständiges Glück. Jener griechische Feldherr Timotheus meinte, es wäre alles mit der Faust und dem Degen sowohl, als mit klugen Anschlägen, und vorsichtiger Bewerkstelligung derselben ausgerichtet; zürnte deswegen über den Maler, welcher ihn abgebildet, als ob ihm das Glück die Städte, so er erobert, im Schlafe ins Netz brächte. Aber dieser kluge Kriegsheld mußte kurz hierauf erfahren, daß die menschliche

Weisheit ohne Beipflichtung des Glückes zwar viel im Anfange, aber keinen Fortgang gewinne, indem alle ſeine Rathſchläge den Krebsgang gewonnen, alle ſeine Feldzüge mißriethen, und er endlich bei ſeinen Landsleuten, den Athenienſern, in Haß und Verachtung gelangte, und zuletzt gar in das Elend geſtoßen wurde. So nun der Gipfel der menſchlichen Herrlichkeit in beſtändiger Beſitzung des Glückes beſtehet; was können Sr. Fürſtl. Durchl. wir bei Ablegung unſrer Landespflicht angenehmeres wünſchen, und von dem gütigen Himmel erbitten, als beſtändiges Glück? Denn was beſchleunigt die eilfertigen Rathſchläge, welche vor das gemeine Weſen von einem Landesfürſten oftermals aus dem Stegereifen müſſen erhoben werden? das Glück. Was beſeliget die blühenden Waffen eines unüberwindlichen Helden? das Glück. Was befördert die eifrigen Bearbeitungen hoher Potentaten in Vermittelung des Krieges, in ſehnlicher Friedensbehandlung, in Aufrichtung wahrhaftiger Bündniſſe? das Glück. Nicht zwar das heidniſche Glück, welches die blinden Heiden blind gemacht, ſondern das göttliche Geſchick, welches dem allweiſen Rathſchluſſe des Allerhöchſten aus gewiſſen Urſachen entſpringet, aber von uns armen Sterblichen wegen Blödigkeit unſers Verſtandes nicht angemerket oder erkennet wird. Dieſes Glück, dieſes Geſchick, wünſchen Sr. Fürſtl. Hoheit wir gehorſamſte Unterthanen; ein ſolches Glück, Heil und Wohlfahrt, welches an einer goldnen Kette hängt. Vor ſolches Glück ſind wir ſchuldig, willig, ja fertig, alles unſer Glück aufzuſetzen, ja uns ſelber, unſer Gut und Blut bis auf den letzten Tropfen aufzuopfern.

2) von Chriſtian Weiſe († 1708), (aus ſ. politiſchem Redner. Leipz. 1691. 8. S. 865).

## Gratulationsrede der Studirenden einem antretenden Rector der Universität.

Nachdem Ew. Magnificenz durch ordentliche und wohlhergebrachte Wahl zu dem Rectorate dieser Hochlöblichen Universität erhoben worden, würden diese sämmtlich allhier Studirenden sowohl gegen Dero vornehme Meriten als auch gegen Dero jederzeit gepriesene Leutseligkeit sehr undankbar seyn, wenn sie nicht ihre gehorsame Gratulation nach aller Möglichkeit zu Dero geneigten Händen überliefern wollten. Denn ob wir zwar mit einem schlechten Papiere erscheinen, welches durch eine geringe Musik, und durch den Glanz etlicher dunkler Fackeln begleitet wird; so kann doch wohl unter diesem geringschätzigen Werke ein angenehmes Geheimniß verborgen seyn. Denn bei der Universität Paris soll dieses Gesetz eingeführt seyn, daß man bei der Wahl eines neuen Rectoris eine Wachskerze anzündet, mit diesem Beding, so lange das Licht brennen würde, so lange, und nicht länger, sollten sie Zeit haben, auf den künftigen Rectorem zu gedenken. Nun haben wir zwar unsre Lichter aus dieser Ursache nicht angezündet, als wollten wir so kühn seyn, und Ew. Magnificenz hierdurch zu einer angenehmen Resolution nöthigen. Doch leben wir des gehorsamen Vertrauens, Sie werden aus eigner Bewegniß so gütig seyn, und ehe diese Lichter erlöschen, mit dieser höchst beliebichen Erklärung erscheinen, daß ein jedweder unter den Studirenden sich hoher Gunstgewogenheit, vornehmer Affection und beständiger Beförderung solle zu getrösten haben. Und daß absonderlich diese Aufwartung durch eine zuversichtliche Genehmhaltung sey beseliget worden. Und gesetzt, daß dieser Glanz von den Fackeln nicht allerdings so wichtig ist, unsre brennenden Wünsche, welche im Herzen verborgen sind, vorzustellen; so wird uns doch diese gute Versicherung anstatt

eines hellen Lichtes dienen, daß wir um so viel desto mehr den allgewaltigen Vater des Lichtes anrufen, wolle es in diesem angehenden Rectorat an Licht und Recht niemals ermangeln lassen, damit diese löbliche Universität, wie bishero geschehen, auch künftig als ein heller Morgenstern in Europa möge angeschauet und gepriesen werden.

### 3) von Georg Rudolph von Kayn († 17..), Anhalt-Zerbstischem geh. Rathe und Kanzler.

### Anrede an Kaiser Karl 6 (7 Jul. 1732 gehalten), bei erhaltener Audienz und Gratulation zum Gebrauche des Karlsbades.

### (Sie steht in v. Kayns gehaltenen Reden. Zerbst, 1738. 8. S. 39.)

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster und Unüberwindlichster römischer Kaiser, auch zu Hispanien, Ungarn und Böheim König,

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Bei Ew. Kais. Maj. lassen sich meines gnädigsten Herrn des regierenden Fürsten zu Anhalt-Zerbst Fürstl. Durchl. allergehorsamst empfehlen, und zugleich Dero innigstes Vergnügen, so Sie über E. Kais. Maj. continuirendes Allerhöchstes Wohlseyn empfinden, contestiren. Wie nun Ihro Fürstl. Durchl. alle Gelegenheit, wodurch dieselben Dero allerdevoteste Veneration zu Tag legen mögen, begierigst ergreifen; also haben Sie, sobald die Nachricht von Ew. Kais. Maj. glücklicher Ankunft in dem Karlsbade und dem Gebrauche dieses Badeorts eingelaufen, nicht angestanden, mich anhero zu schicken, und dazu allerunterthänigst gratuliren zu lassen. Was können auch getreueste Reichsfürsten und Patrioten mehr in Sinn und Gedanken haben, als vor das allerhöchste

Wohl und vor die Conservation Ew. Kais. Maj. geheiligten Person sorgfältig zu seyn. Und wodurch können dieselben Ihre aufrichtigste, treueste Devotion mehr zu erkennen geben, als wenn Sie von dem höchsten Gott E. Kais. Maj. alles Ersprießliche erbitten, und alles Gute aus getreuem Gemüthe anwünschen. So gehet demnach der herzliche Wunsch dahin: daß die Allmacht Gottes, welcher Ew. Kais. Maj. zu einem Beherrscher so vieler Reiche und Provinzien gemacht, und daher mit allen erforderlichen Gaben vollkommen versehen hat, Ew. Kais. Maj. bei immer florirendem Wohlergehen, ohne alle Veränderung conserviren, und zu dem Gebrauche des Karlsbades sein Gedeihen dergestalt geben wolle, daß, wie ehemals bei Gegenwart des glorwürdigsten Kaisers Karls 4 dieser Quell sich geöffnet und kund gemacht, auch daraus so lange Zeit ein so großer Segen geflossen; also der große Kaiser Karl 6 dadurch jetzt gesegnet, die Kräfte des Leibes und Gemüthes vermehrt, und die Gesundheit befestiget, folglich des ganzen röm. Reiches Wohlfahrt befördert werde.

Die von E. Kaiserl. Maj. mir vergönnte allergnädigste Admission erkenne ich, da ich nun zum drittenmale die Gnade habe, an den ersten und größesten Monarchen unter allen christlichen Potentaten abgeschickt zu werden, mit allerunterthänigstem Danke, und wie zu E. Kais. Maj. allerhöchsten Huld und Gnade meines gnädigsten Herrn Fürstl. Durchl. sich und die Ihrigen mit aller nur ersinnlichen Submission empfehlen; also unterwinde mich allerdevotest zu bitten, Ew. Kais. Maj. wollen auch auf mich einen Stral der unschätzbaren Gnade fallen lassen, und dadurch mich der allergrößten Glückseligkeit theilhaftig machen.

4) von Huldr. Sigism. Rothmahler († 17..), Churfürſtl. Br. Lüneb. Rathe und Gräflich Stolberg. Kanzleidirector.

Bruckſtück der Rede bei der Gräfl. Stolbergiſchen Erbhuldigung (5 Febr. 1705) im Amte Queſtenberg.

(Sie ſteht in Rothmahlers oratoriſcher Baumſchule; Leipz. 1711. 8. S. 47.)

Ich weiß nicht, gnädigſte Landesherren, ob ich beim Anfang dieſer meiner mir gnädigſt aufgetragenen Huldigungsrede die Unberedſamkeit meiner Lippen zuförderſt in unterthänigſtem Reſpect vorſchützen, alſo die heiſere Stimme zurückhalten, oder aber, dieſem allen ungeachtet, den gnädigſten Befehl dem Vermögen vorziehen, und zum Troſt an dieſes Morale gedenken ſoll, daß der gute Himmel die Wohlredenheit als kein gemein Geſchenke nicht einem jedweden darreiche, ſondern nur denjenigen damit beſeele, welcher, von dem Strale ſeiner Gerechtigkeit gerührt, ſolche Gabe als ein beſonderes Opfer beehren, und dafür ſich zum ſtetigen Schuldner verbinden kann. Gleichwie aber heute zu Tage ein luſtreizender Tullius und blitzender Demoſthenes in dem Lande der Sterblichen ſo leicht keinen Nachkömmling hinterlaſſen; alſo wird man um ſo eher mit der Strafe des Stammelns zu verſchonen ſeyn, je gewiſſer es iſt, daß alles in dieſen Zeiten nur alte Reliquien und Rudera des längſt vergrauten Alterthums an Tag lege, und denen jetzigen Menſchen weiter nichts, denn ein ſeufzendes Andenken erworben habe. Ich führe bei ſolchem Diſcours, Sie, wertheſte Aufmerkere, zu denen griechiſchen und lateiniſchen alten Poeten, welche die Alten der Welt nach denen Metallen in viererlei Zeiten abgetheilet, und das erſte Alter des Saturni Reich, oder die güldene Zeit ge-

nennet, worin alles gut und vortrefflich, die Erde im besten Wachsthum, ja die Menschen entweder selbst wären unsterblich gewesen, oder sich doch verneuert und verjünget hätten. Durch welche Gedichte die alten Heiden, welche solches außer Zweifel aus denen Büchern Mosis genommen, dasjenige Leben abgebildet, so die Menschen vor dem Sündenfall genossen.

Das zweite Alter eigneten sie dem Jupiter, als des Saturni Sohn zu, und nenneten es die silberne Zeit, in Betracht, daß Silber geringer denn das Gold, und nach dem Sündenfall die Menschen immer mit Bösem schwanger gangen, und die vorige Einfalt und Aufrichtigkeit verbannet; daher denn das menschliche Elend staffelweise gestiegen, so daß die Alten das dritte Alter, welches auf die güldene und silberne Zeit gefolget, die eherne Zeit intituliret, worinnen die Gewaltthätigen und Gottlosen das Regiment geführet, woraus endlich das vierte Alter, die eiserne Zeit, gefolget, und die Bosheit, und in Sünden vertrunkene Menschen ihren letzten Durst in der Sündfluth löschen, und gar darinnen erbärmlich sterben und ertrinken müssen.

Sie wundern sich nicht, gnädigste Landesherren und übrige Hoch- Viel- und Werthgeschätzte Aufmerkere, daß ich im Anfange meiner Rede Sie in etwas in Nachdenken setze, was ich doch eigentlich mit denen vier Metallen, Gold, Silber, Kupfer oder Erz, und Eisen vor jetzo haben wolle, und wie endlich die Vergleichung heraus kommen werde. Denn wenn Sie nur noch ein wenig mich mit gnädigem und geneigtem Zuhören beseelen und vergnügen; so deucht mir, man werde, wohin ich ziele, zur Stunde erfahren, wofern ich offenherzig und in aller Modestie bekenne, daß, bei Aufschlagung vorher erzählten alten Heiden- und Poeten-Meinung mir derjenige Traum eingefallen, so der babylonische

Monarch Nebucadnezar einsten gehabt, und von dem Fürsten und Propheten Daniel errathen und ausgeleget worden. Ihm träumte, als sehe er ein großes Bild, dessen Haupt war von feinem Golde, seine Brust und Arme von Silber, sein Bauch und Lenden von Erz, und seine Schenkel und Füße von Eisen und Thon.

Ob nun zwar genannter große Fürst Daniel diesen Traum von vier unterschiedlichen Reichen bereits ausgeleget, und es dabei sein Bewenden haben kann; so deucht mir doch, die im Anfange berührte Erzählung von denen vier Altern der Welt leide mit diesem Metalltraume eine gute Harmonie und Auslegung, wenn ich einen allegorischen oder verblümten Verstand unter diesem Bilde suche, und frei sage, es könne solches nicht sowohl auf die bekannten vier Monarchieen, als auch auf ein jedes Reich, Fürstenthum, Grafschaft und Land, es sey klein oder groß, insonderheit gezogen, und die edeln Metalle, woraus solches Bild bestanden, in gar feine Application gebracht werden. Das Haupt des babylonischen Bildes war von Gold. Gold ist aber das reinste und edelste Metall, welches vor allen andern den Vorzug mit Recht führt. Ich meine ja, aufmerksame Anwesende, große Landesherren seyen die höchsten und alleredelsten im Lande, und tausendmal theurer als Gold, indem hohe fürstliche und gräfliche Tugenden alles Metall in der Welt übertreffen. Ich will anjetzo nicht reden von dem Golde des wahren Glaubens und Religion, wormit hohe Regenten, wenn es recht seyn soll, prangen müssen; auch will ich nicht gedenken der Gerechtigkeit, noch weniger der Sanftmuth, am allerwenigsten der Mäßigkeit; sondern ich muß, soll und will dieses behaupten, daß wenn ein christlicher Regent das Gold des Hauptes in seiner Feine erhält, und also dasselbe in seiner Kraft und

Ehre bestehet; so kann denen Gebrechen der politischen Glieder gar leicht geholfen werden.

Die Brust und Arme des babylonischen Bildes waren von Silber. Wir verstehen nicht unbillig durch die Brust und Arme des politischen Bildes theurer Landesherren tapfere adliche und unadliche Räthe, Stände, Vasallen und Diener. Diese sind nebst dem Haupte die Vornehmsten. Sind sie gleich nicht von Gold, sintemal sie in der Hoheit und Botmäßigkeit weichen müssen; so sind sie doch von Silber, und nächst ihm die besten Gliedmaßen des politischen Körpers, welche, gleichwie das Haupt ohne Arme und Hände nicht bestehen kann, also auch, ex consensu, sowohl den Wohlstand ihres Hauptes mit genießen, als jezuweilen das Wehe mit empfinden, inzwischen aber von der Bescheidenheit seyn sollen, wenn sie von ihrem hohen Landeshaupte Gnade und Güte genießen, solches alles mit unterthänigem Danke zu erkennen, und daß das Silber dem Golde weichen müsse, jedesmal zu erwägen.

Ich schreite aber noch weiter zu dem Bauche und Lenden des babylonischen Bildes, welche von Erz oder Kupfer waren, wodurch im politischen Verstande Bürgerschaften, Innungen, Handthierungen und Commercien verstanden werden können. Nun ist gewiß, daß das Gold des Hauptes und das Silber der Arme ohne den Zusatz und Ligatur dieses Kupfers nicht zu Nutze gebracht werden mögen; auch wenn der Magen im menschlichen Leibe Mangel leidet, der Kopf und die Hände solches mit fühlen können. Allein dieses dienet billig auch zum Moral-Anhang, daß zwar hohe Obrigkeit und Dero Bediente vor die Conservation des Vaterlandes sorgen, die Unterthanen aber selbst Hand anlegen, und wie das Kupfer, ehe es gebraucht werden kann, viele Arbeit erfordert; also auch durch glaubiges Beten und fleißiges

Arbeiten um sich und die Ihrigen am meisten bekümmern, und weilen ein Unterschied zwischen Gold, Silber und Kupfer ist, eine billige Distinction machen, auch ihrem Haupte des Landes allen unterthänigen Respect und Ehre erweisen sollen.

Wir haben noch an dem babylonischen Bilde auf die Schenkel und Füße zu sehen, welche von Eisen und Thon waren. Wir halten das Eisen vor das geringste, doch nützlichste Metall, und verstehen an unserm politischen Körper dadurch das werthe Landvolk, so dem Ackerbau oblieget. Soll nun das güldene Haupt emporstehen; sollen die silberne Brust und Arme ihre Kraft behalten; soll das corpus der Städte und Handlung nicht verschmachten; so müssen die eisernen und thönernen Füße des gemeinen Mannes aufrecht erhalten, und also versorget und regieret werden, daß sie weder durch Faulenzerei verrosten, noch durch hartes Treiben gesprenget werden. Unterdessen kann sich hierbei der Landmann erinnern, daß wenn ihn ein Stein des Anstoßes, wie das babylonische Bild, treffen und wohl gar harte Geld- oder andre Pressung, da Gott vor sey, die Füße und Stütze seines Hausstandes wackelnd oder fallend machen wollte, selbiger jedennoch in Sachen, so weder das güldene Haupt des Landes, noch die Arme desselben ändern und wenden mögen, die Geduld zum Troste nehmen, Gott vertrauen und auf bessere Zeiten hoffen, inzwischen in seiner Unterthänigkeit, Treue und Gehorsam, so zu sagen, eisenfest beharren müsse.

Und so haben wir uns, aufmerksame Anwesende, in dieser Rede in Gold, Silber, Kupfer und Eisen verliebt, und wollen es bei der angehängten kurzen Anwendung bewenden lassen; vielmehr aber unsre gegenwärtigen Landesgötter unterthänigst beehren, und mit ihnen uns mit Mund und Herzen dergestalt vereinigen, daß

nichts anders, denn unum corpus et una anima, ein politischer Leib und eine Seele bis in Ewigkeit seyn soll. ꝛc. ꝛc.

## 46.

## Beispiele der politischen Beredsamkeit aus der zweiten Hälfte des achtzehnten und dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts.

### 1) Rede des Königs Maximilian Joseph von Bayern, gehalten am 2 März 1825 bei Eröffnung der Ständeversammlung in München.

Meine Herren Reichsräthe und Abgeordnete! Liebe und getreue Stände des Reiches! Indem ich Sie heute um meinen Thron versammle, gebe ich Ihnen eine neue Bürgschaft für die Befestigung der von mir gegebenen verfassungsmäßigen Einrichtungen. Der erste sechsjährige Zeitraum der ständischen Wirksamkeit ist vorübergegangen. Wir dürfen mit Zufriedenheit auf das Gute zurückblicken, was während desselben gegründet worden ist. Die Zusagen, welche ich den Ständen im letzten Landtagsabschiede ertheilt habe, sind theils erfüllt, theils ihrem Vollzuge nahe. Manchen in der Mitte der Ständeversammlung zur Sprache gekommenen Anträgen hat noch nicht entsprochen werden können; doch werden sie meinem Augenmerke nicht entgehen. Die Entwürfe neuer Gesetzbücher, deren Bearbeitung ununterbrochen mit angestrengtem Eifer betrieben worden ist, haben durch den Aufschub, welchen ich der ständischen Berathung darüber gegeben, an vielseitiger und tiefer Begründung gewonnen. Einzelne dringende Abänderungen werden dadurch nicht aufgehalten seyn. Zu mehrern ist bereits die Ein-

leitung getroffen, und ihre Ausführung iſt nicht fern. — Wo die verfaſſungsmäßige Mitwirkung der Stände erforderlich iſt, werden Ihnen die geeigneten Vorſchläge mitgetheilt werden. Mit der Verbeſſerung und Vereinfachung der Geſetze wird die Vereinfachung des Organismus gleichen Schritt halten, welche von mir bezielt und von den Ständen gewünſcht wird. Mein Miniſter der Finanzen iſt beauftragt, Ihnen, nebſt den Reſultaten des Schuldentilgungswerkes der letzten Jahre, das Budget für die nächſte ſechsjährige Finanzperiode vorzulegen. Unmöglich können Ihnen die großen Schwierigkeiten verborgen ſeyn, welche in unſern Tagen die Erhaltung des Gleichgewichts in den Einnahmen und Ausgaben des Staates darbietet. Dieſe Aufgabe löſen zu heifen, fordert alle Ihre Einſicht, und die ganze Kraft eines dem öffentlichen Wohle ergebenen Willens. Die Bedrängniſſe, welche meine treuen Unterthanen im Schooſe des Friedens bei der Abnahme ſo vieler Erwerbsquellen erdulden, ſind der Gegenſtand meiner ſchmerzlichſten Sorgen. Den Unterhandlungen, welche, nach dem Wunſche der Stände, zur Erleichterung des Verkehrs begonnen worden ſind, werde ich gewiß jeden mit Bayerns Wohle vereinbarlichen Vorſchub heben. Aber bei der Unmöglichkeit, alle Urſachen jenes ſo weit verbreiteten, in Welterenigniſſen wurzelnden Uebels zu heben, müſſen ſich unſre Blicke unverwandt auf Entwickelung aller innern Kräfte richten. Gewiß verſagen Sie Ihre thätige Mitwirkung in Fällen, wo dieſelbe einzutreten hat, keiner Maasregel, welche geeignet ſeyn kann, der Aufrechthaltung des Privatcredits, der Belebung und Entfeſſelung des Fleißes, den erwünſchten Erfolg zu ſichern. Vorzügliche Sorgfalt gebührt den Anſtalten für Erziehung und Unterricht, bei dem erweiterten Bedürfniſſe der Bildung, und bei der tief geſunkenen Ergiebigkeit der

dieser Bestimmung gewidmeten Einkünfte. Als die Verheerung einzelner Gemeinden und ganzer Landesstrecken durch empörte Elemente mich im Laufe der letzten Jahre mit Leid erfüllte, ist mir der Trost geworden, daß der edelmüthige Sinn der Mitbürger Hülfe zu bringen bemüht war, wo die Kräfte der Regierung nicht zureichen könnten. So sind meine Bestrebungen von der Gesinnung meines Volkes jederzeit unterstützt worden. — Wo die Schwierigkeiten am größten sind, wird es unsrer Aller würdig seyn, in gleichem Geiste fortzuhandeln. — Es ist meinem Herzen Bedürfniß, meine Herren, ehe ich aus Ihrer Mitte scheide, die dankbaren Empfindungen laut an dieser Stätte auszusprechen, mit welchen mich die Aeußerungen der Treue und Liebe durchdrungen haben, durch die mein Volk bei der Feier meiner 25jährigen Regierung das Anerkenntniß meiner redlichen Vatersorge für sein Wohl an den Tag gelegt, und bei allen mein Haus betreffenden Ereignissen seine innige Theilnahme bewiesen hat. Vor wenigen Tagen war das 26ste Jahr verflossen, seit die Vorsehung mich auf Bayerns Thron berufen; mögen die kommenden Jahre meinem Volke Heil, meinen Bemühungen und Ihrer Mitwirkung lohnenden Erfolg bringen!

## 2) Rede des Freiherrn v. Aretin in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten des Königreiches Bayern am 28 Mai 1822 gehalten.

Meine Herren! Ich glaube, noch nie Ihre Geduld mißbraucht, nie anders als für die Rechte der Kammer und für die heilige Sache der Verfassung gesprochen zu haben; erlauben Sie mir in diesem feierlichen Augenblicke noch ein paar Worte über die Lage der Dinge bei unsrer Trennung. Wenn wir unsre zurückgelegte Laufbahn überblicken; so empfinden wir allerdings das loh-

nende Bewußtseyn, so viel Gutes bewirkt zu haben, als in unsrer Lage möglich war; aber wir fragen uns zugleich: warum war nicht ein Mehreres möglich? Wir stehen doch auf festem constitutionellen Boden; der Geist der Verfassung hat alle Stände des Volkes ergriffen; er ist selbst in die höhern Regionen gedrungen, und oben an steht ein erhabener Monarch, beseelt von dem reinsten Eifer für alles Große und Gute. Wie konnte es nun dennoch kommen, daß unsre Bemühungen den Erfolg nicht hatten, den wir zu erwarten berechtigt waren? Welche lähmende Kräfte haben sich auf das Räderwerk der Verfassung geworfen? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Ursache hauptsächlich darin zu finden meine, daß so viele Staatsbeamte den Geist der von ihnen beschwornen Vrrfassung noch nicht in sich aufgenommen haben. Sie erblicken in der Ständeversammlung eine feindliche Anstalt, in jedem Tadel der Verwaltung eine Art Staatsverbrechen, wenigstens eine unbefugte Einmischung, die man zurückweisen dürfe, oder strafen durch Nichtachtung. Jedes freimüthige Wort, das in diesem Saale ausgesprochen wird, erscheint ihnen als Volksverführung, als Aufreizung zur Unzufriedenheit. Dieses muß in der Folge anders werden. Die Verwaltungsbeamten müssen einsehen lernen, daß sie sich über den Tadel so wenig zu beschweren haben, als der Richter über die Appellation, und daß man verfassungsmäßig sogar die Minister und Ministerien öffentlich tadeln kann, ohne dadurch der Ehrfurcht für die geheiligte Person des Monarchen zu nahe zu treten. Sie müssen begreifen, daß die Behauptung, die Mancher von ihnen aufstellt: „der öffentliche Tadel in der Ständeversammlung mache nichts besser, er erbittere nur," die größte Beleidigung für sie selbst enthält, indem sie sich dadurch mit verzogenen Kindern vergleichen, die das, was sie

thun ſollen, eben darum nicht thun wollen. Sie müſſen endlich lernen, die Stimme des Volkes achten, das durch ſeine Abgeordneten zu ihnen ſpricht. Es iſt wahr, die den Ständen verfaſſungsmäßig geſtattete Redefreiheit iſt für verſchiedene Staatsbeamte unbequem, da ſie jetzt gezwungen ſind, zu widerſiegen, wo ſie zuvor unterdrücken konnten. Aber, meine Herren, hat man uns denn verſammiet, um ihnen Bequemlichkeit zu verſchaffen? Manchem macht eine Rüge, ein Widerſpruch eine ſchlafloſe Nacht. Sind wir denn hier, um ſie auf Roſen zu betten? Möge der unconſtitutionelle Staatsbeamte auf Dornen liegen! Die conſtitutionellen — wir kennen ſie und verehren ſie hoch — ruhen ſanft, und nirgends ſanfter, als im Schooſe der Verfaſſung. Die Oppoſition, meine Herren, iſt von der Verfaſſung ſelbſt aufgeſtellt, gleichſam als das öffentliche Gewiſſen der Verwaltung, das ihr anzeigt, wo und wie ſie geſündigt. Sie iſt das eigentliche Lebensprincip der conſtitutionellen Monarchie. Ueberhaupt, wenn man eine freie Verfaſſung in Gang gebracht, kommt es nicht mehr auf das an, was dieſer oder jener will, ſondern auf das, was die öffentliche Meinung will. Das Genie des conſtitutionellen Staatsmannes beſteht darin, dieſe öffentliche Meinung zu erkennen, nicht damit er ſie bekämpfe, ſondern damit er ihrer Richtung folge. Will er ſie unterdrücken; ſo wird er vom Strome der Geſinnungen und der Begebenheiten vertilgt, wie vom wohlthätigen Gewitterregen der Staub, wenn er ſich auch himmelhoch emporgethürmt. Unſre Pflicht war es, der Verfaſſung getreu, gegen Alles, was uns als Willkühr oder als Kleben an alter Form erſchien, unſern Widerſtand an den Tag zu legen; und in der Erfüllung dieſer Pflicht werden wir uns auch in Zukunft durch nichts irre machen laſſen. Mit dieſen Geſinnungen trennen wir

uns; mit ihnen werden wir uns wiederfinden. Ja, meine Herren, wir werden uns wiederſehen; denn nicht zu befürchten haben wir, daß den Feinden der Verfaſſung das nächſtemal gelinge, was ihnen diesmal nicht gelang. Ich weiß wohl, es giebt in und außer Bayern Menſchen, die kaum die Minute erwarten können, in welcher dieſer Ständeſaal geſchloſſen wird. Er werde nicht wieder eröffnet werden, wähnen ſie; gleich dem Janustempel werde er ihnen den Frieden verkünden, durch ſie verſchloſſen bleiben. So träumten ſie auch vor drei Jahren; aber der Janustempel ward wieder eröffnet, und aufs neue begann der Krieg, der heilige Krieg gegen Willkühr und Selbſtſucht, gegen Vorurtheile und Verſunkenheit. Jetzt hoffen ſie auf die nächſten drei Jahre; da ſoll eine ſolche Wendung der Dinge eintreten, daß alle Conſtitutionen ausgerottet werden. Allerdings werden die Dinge ſich wenden, aber zum Heile der Menſchheit, zum Beſten der Verfaſſungsſache, zur Beſchämung ihrer Gegner. Wir Bayern, ſo wie alle Teutſche, ich möchte ſagen, wie alle gebildete Völker des neunzehnten Jahrhunderts, können nur noch leben in der Atmoſphäre der conſtitutionellen Monarchie; nur hier ſchöpfen wir Athem; nur dieſe Luft ſchlägt uns an. Man fordere von uns Opfer zur Aufrechthaltung der Conſtitution; willig werden wir ſie darbringen. Aber man verlange nicht von uns, daß wir rückwärts ſchreiten; man verkümmere uns nicht den Genuß der freien Verfaſſung, deren wohlthätiges Wirken uns noch inniger mit dem geliebten Fürſtenhauſe verbindet. Lieber untergehen wollen wir, als ihr entſagen. So denken, ſo empfinden alle Bayern; denn die Feinde der Verfaſſung ſind keine Bayern. Vergeben Sie mir, meine Herren, die Wärme, die mich ergriffen hat; halten Sie aber auch dieſen Eifer nicht ganz für unzeitig. Bei der erſten

Ständeversammlung vor drei Jahren war es vor Allem darum zu thun, der zarten Pflanze der Verfassung festen Boden, ihren Feinden keinen Anlaß zum Angriffe zu geben. Damals war Mäßigung, Zurückhaltung an ihrem Orte. Jetzt, da die Pflanze Wurzel gefaßt hat, da sie anfängt, sich zu befestigen, müssen auch wir fester auftreten, und mit Muth auftreten gegen die Umtriebe der Bösgesinnten, so wie gegen die nicht minder wirksame Gewalt der Trägheit, auf daß heilig bewacht werde das heilige Geschenk des Besten der Könige, und daß es ihm mit uns vereint zum Besten des Vaterlandes gelinge, zu unterdrücken die Willkühr, aufzurütteln die alte Schlafsucht, zu benutzen die herrlichen Kräfte der bayrischen Nation, und hinaus zu werfen aus der Staatsmaschine die faulen Räder, die das frische Staatsleben in Stocken gebracht. Dann, meine Herren, dann werden wir, gleichwie die Kundmachung der Verfassung allenthalben mit Jubel aufgenommen ward, als wäre sie erst die Thronbesteigung des Fürsten, so auch ihre Belebung, ihre Erstarkung feiern als eine neue Wohlthat, mit verdoppeltem Danke gegen den doppelten Wohlthäter!

### 3) Rede des Großherzogs Ludwig von Baden, bei Eröffnung der (ersten) Ständeversammlung am 22 Apr. 1819.

Edle Herren und liebe Freunde! Mit einem erhebenden Gefühle sehe ich mich heute zum erstenmale umgeben von den Stellvertretern eines treuen Volkes, das ich in meinem Herzen trage. Durch Sie gelangen nun seine leisesten Wünsche zu mir; ich werde sie gern anhören, und, wenn sie geprüft sind, erfüllen. Meinem in Gott ruhenden Herrn Neffen und Regierungsvorfahren gehört das erhabene Verdienst, dem Lande eine Verfas-

ſung gegeben zu haben, dem Throne zur Stütze, und Allen zum Schutz. Heil dem Andenken des Verklärten. Er hat ein ſchönes unauflösliches Band zwiſchen Fürſt und Volk geſchlungen. Was er zu vollenden wünſchte, ward ich berufen, zum Ziele zu führen; ich konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, eine Verfaſſung bald möglichſt ins Leben zu rufen, die von dem Vaterlande mit ſo einſtimmigem Danke und von dem Auslande ſelbſt mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward. Heilig ſey uns der Sinn, ſo wie der Wortlaut der Verfaſſungsurkunde! In ihren Grenzen können und wollen wir des Vaterlandes Wohl ſuchen, und auf ewige Zeiten begründen. Ich werde Gerechtigkeit und Ordnung mit Kraft handhaben, und die Conſtitution bis auf den letzten Buchſtaben gewiſſenhaft erfüllen; darauf gebe ich Ihnen mein heiliges Fürſtenwort. Meine Miniſter und Staatsräthe werden Ihnen die innere Lage unſers Landes, ſeine Verhältniſſe nach außen, ſeinen Finanzzuſtand, und die Plane zu deſſen künftiger Verbeſſerung klar und unumwunden vor Augen legen. Noch ſind Wunden zu heilen, von einer verhängnißvollen Vergangenheit geſchlagen; vielleicht — warum ſoll ich es nicht offen bekennen — manches Uebel, das traurige Vermächtniß vorübergegangener Uebermacht, auszurotten. Nur müſſen wir die Gegenwart nicht die ganze Vergangenheit büßen laſſen; dazu ſind die Kräfte zu ſehr erſchöpft. Der glücklichern Zukunft muß ein Theil der Laſten vorbehalten bleiben. Ich fühle die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden ſind, um meinem Lande jenen Grad von Wohlſtand zu verſchaffen, den ich ihm wünſche; allein mit einem Volke, das mir in den wenigen Monaten meiner Regierung ſchon ſo rühmende Beweiſe von Liebe und Zutrauen gegeben, mit ſo würdigen Stellvertretern der Nation, kann ich nichts für unmöglich hal-

ten. Meine Herren! Das Vertrauen eines schönen Landes ruht auf uns; möge der Segen Gottes unsre Arbeiten zum Gedeihen des Ganzen leiten! Das öffentliche Wohl wird die große Sorge meines ganzen Lebens bleiben! Was Sie von dem wärmsten Freunde des Vaterlandes fordern können, dürfen Sie mit Zuversicht von mir erwarten; aber ich zähle auch auf Ihre Weisheit, auf den Frieden Ihrer Gesinnungen, und auf die Treue Ihrer Herzen. Ich rufe Sie nun auf, den Eid zu schwören, den die Constitution vorschreibt, und den Ihnen mein Staatsminister vortragen wird.

### 4) Rede des Prof. und Hofr. v. Rotteck (eines Katholiken) am 22 Mai 1819 in der ersten Kammer der Badenschen Ständeversammlung gehalten.

Der Gegenstand meines heutigen Antrags ist von zarter Berührung, weil er unmittelbar ein kirchliches Interesse betrifft, worüber den Laien zur Zeit noch keine anerkannte zählende Stimme zusteht, und weil er allernächst nur die Katholiken angeht, die Versammlung aber der Confession nach gemischt, und die Regierung protestantisch ist. Indessen ist vielleicht die Zeit nicht fern, worin den Laien das ihnen naturgemäß gebührende Recht der Theilnahme am Kirchenregimente — analog der Concurrenz der Landstände zur bürgerlichen Gesetzgebung — wieder zufallen dürfte; und dann giebt es Principien von so allgemeiner Bedeutung, daß Protestanten und Katholiken sich zu deren Vertheidigung unter Eine Fahne brüderlich sammeln mögen. Welches Ereigniß es gewesen, welches Se. Königl. Hoheit den höchstseligen Großherzog veranlaßte, als entschlossener Beschützer der Rechte und der Selbstständigkeit unsrer katholischen Landeskirche aufzutreten, ist in unser aller frischem und traurigem

Gedächtniſſe. Das in der Natur und in poſitiven Geſetzen ſo wohlbegründete und ſo koſtbare Recht der einheimiſchen Wahl eines einheimiſchen Kirchenvorſtehers wurde gekränkt, und in der Wurzel angegriffen durch willkührliche Einſprache der römiſchen Curie. Der Mann des Vertrauens und der Liebe aller Wohlgeſinnten, Allen ehrwürdig durch Geiſt und Gemüth, der langjährige, treue, wohlthätige, unermüdete Verwalter des größten Theils unſrer katholiſchen Landeskirche, und endlich, nach dem Tode des Oberhirten, durch canoniſche Wahl zum Bisthumsverweſer ernannt, ward verworfen durch einen Machtſpruch der Curie ohne Form und Recht, und zwar unter Beſchuldigungen, welche theils durch offenbare Nichtigkeit, theils durch vage Unbeſtimmtheit in ſich ſelbſt zerfallen, und zugleich durch die Härte ihres Ausdruckes und durch öffentliche Bekanntmachung zur gerechteſten Beſchwerde auffordern. Doch längſt iſt durch die gründlichſten Darſtellungen erwieſen, und der Welt zur Genüge bekannt, wie ſo ganz ermangelnd jeder rechtlichen Begründung, ja dem klaren Buchſtaben ſelbſt des Tridentinums entgegen, das Verfahren des römiſchen Hofes hier geweſen, und wie ſo vollkommen übereinſtimmend mit den natürlichen und hiſtoriſchen Kirchenrechten und Geſetzen, das Widerſtreben des Beleidigten, und der ihm wiederfahrne Staatsſchutz ſey. Auch habe ich bei meinem Antrage keinesweges die Perſönlichkeit des Freiherrn von Weſſenberg im Auge, ſondern blos die Sache, inſofern ſie mir als allgemeine Beſchwerde für die katholiſche Landeskirche, ja für die teutſch-katholiſche Nationalkirche, in beider Rückſicht aber auch als Geſammtbeſchwerde für das badenſche und teutſche Vaterland erſcheint. Aber auch hier iſt jede Ausführung überflüſſig für alle, welche ſehen können und ſehen wollen. Das Princip, aus welchem das Benehmen der Curie gegen den

Freiherrn von Wessenberg floß, feindet überhaupt das freie Wahlrecht unsrer katholischen Landeskirche, und mit ihr auch aller andern, also den Grundpfeiler der Selbstständigkeit jeder Landes-, ja der ganzen Nationalkirche des katholischen Teutschlands an. Es strebt darnach, unsre bischöfflichen Sitze auf directem oder indirectem Wege allmählig in die Gewalt römischer Vicarien, d. h. bloßer Gewaltsträger des Papstes zu geben, das Panier ultramontanischer Lehren siegreich im ganzen katholischen Teutschlande aufzupflanzen, und den vorangeschrittenen Geist eines erleuchteten Zeitalters in möglichst beschleunigtem Rückgange wieder unter das Joch Isidor'scher Verfälschungen und Hildebrand'scher Gewalt zu zwingen. Freilich ein kühnes Unternehmen! Alles kommt auf die Richtung an, welche in dem heutigen verhängnißschweren Augenblicke dem Laufe der kirchlichen Dinge gegeben wird. Führt eine Richtung zum Unheile; so muß, wie entfernt dieses noch scheine, gegen sie mit Kraft und unnachgiebiger Entschlossenheit angekämpft werden. Blicket zurück in die frühern Jahrhunderte, und betrachtet den Anfangs unscheinbaren, dann mächtig emporsteigenden, zuletzt alles überragenden Bau der päpstlichen Herrschaft! Oder blickt nur umher in der Gegenwart, nur über die Alpen hinüber ins italische Land, oder nach Spanien, und erschreckt über die Früchte der über den Geistern lastenden Priestermacht! Sollten die Tage der hoffnungsreichen politischen Wiedergeburt, die Tage der Verkündung lebensfroher bürgerlicher Freiheit, sollten sie verdüstert werden durch die Schatten eines abermals emporstrebenden Hildebrand'schen Baues! Laßt die Curialisten nur Einen entscheidenden Sieg gewinnen, und dann leistet Verzicht auf Lehr- und Lernfreiheit, auf freudige Entwickelung eingebohrner Lebenskeime, auf die aufrechte Geistesstellung, leistet Verzicht selbst auf den Segen

liberaler bürgerlicher Verfaſſung — als welche nur gedeihen kann unter Geiſtesfreiheit — und auf bürgerlichen Wohlſtand, als welcher bedroht wird durch lähmenden Aberglauben und römiſche Beſteuerung! — Aber die Gefahr iſt ja abgewendet; ſo höre ich ſagen. Es iſt geſchehen von Seiten der Staatsgewalt, was geſchehen ſollte und konnte; es wird auch ferner geſchehen. Warum die Sache ſo öffentlich in Anregung bringen, und eine kirchliche Sache verhandeln vor den bürgerlichen Ständen? — Daß alle Gefahr verſchwunden, dem Rechte die volle Anerkenntniß geſichert, die kirchliche Selbſtſtändigkeit auf dauernde Grundlagen befeſtigt ſey; deſſen mögen wir uns nicht rühmen. Einſtweilige Beruhigung für die Gegenwart, und gerechte Hoffnung für die Zukunft haben wir; aber noch müſſen wir uns hüten vor dem Schlummer der Sicherheit, und hochwichtige Gründe ſind es, die uns zur Selbſtthätigkeit auffordern. Mit Trauern laßt uns bemerken, daß die größte Gefahr von innen komme! Leider giebt es im Lande eine nicht kleine Parthei von Finſterlingen — theils Schwachköpfen, theils Verſchmitzten — welche den ultramontaniſchen Grundſätzen huldigen, und gar gern eine allgemeine Huldigung derſelben bewirken möchten! Viele mit aufrichtigem Sinne, — als Opfer der eignen Beſchränktheit oder der fremden Bearbeitung, — predigen den blinden Gehorſam gegen die Dictate Roms, unfähig den Unterſchied zu erfaſſen zwiſchen geſetzmäßiger Oberaufſicht und angemaßter Herrſchergewalt. Andere, meiſt die Lenker der erſten, fröhnen ſchnöder Selbſtſucht, indem ſie das römiſche Joch empfehlen. Von dort aus erwarten ſie für ſich kirchliche Ehre und Gewalt; und ſo hoffen ſie, werden jene Nachtpflanzen wieder gedeihen, welche ſie ihr Lebelang ſorgfältig gepflegt haben, und die zu erſterben drohten im verhaßten Sonnenglanze! Nach

ihrer Ansicht wäre verwerflich, wer nicht in allem dem römischen Machtspruche sich fügt, wären die edelsten Fürsten, selbst ein Ludwig der Heilige, verwerflich, weil sie die Freiheiten ihrer Landeskirche gegen die ungemessenen Ansprüche des päpstlichen Stuhles schirmten. Diese Menschen gehen herum im Volke mit gleißendem Blicke und Worte, und verkünden Gefahr für das Seelenheil, weil nicht das Mönchsthum mehr blüht, weil den Priestern zu denken erlaubt ist, und weil bei kirchlichen Verrichtungen mitunter die Muttersprache, statt der lateinischen, ertönt. Diese Menschen sind die wahren Urheber der Spaltung gewesen, durch ihre bösen Angebereien und täuschenden Berichte. Jetzt verstärken sie sich durch eifrige Werbung, sammeln, erschleichen, erpressen Unterschriften für die finstern Petitionen, womit sie die Regierung behelligen, und drängen sich in die Nähe des Fürsten, um seine Standhaftigkeit durch böse Einflüsterungen zu erschüttern. Wie leicht wäre möglich, daß dieser edle Fürst, persönlich einem andern Cultus angehörig, und nicht hinlänglich vertraut mit der herrschenden Gesinnung der Katholiken seines Landes, daß er, voll zarter Schonung selbst für die Vorurtheile derselben, in seiner Beharrlichkeit nachließe gegen die Bestrebungen Roms, und indem er den Wunsch der Mehrzahl seiner Katholiken zu erfüllen gedächte, die Gesammtheit in die gerechteste Trauer stürzte. Er soll es wissen aus der lautersten Quelle, aus dem Munde der Volksvertreter soll er es wissen, daß wir den Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche, als Erhalter der Einigkeit und Wächter des Glaubens pflichtmäßig und innigst verehren, aber daß wir darum nicht minder die Selbstständigkeit unsrer Landes- und der teutschen Nationalkirche als ein kostbares Gut achten, und nach Kräften zu behaupten entschlossen sind. Auch das Ausland soll

es wissen, daß wir ein römisches Missionsland zu seyn verschmähen. ꝛc.

## 47.

## Fortsetzung.

### 1) von Fichte († 1814).

**Bruchstück aus s. Reden an die teutsche Nation. Berl. 1808. 8. S. 454. *)**

— Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammen berufen worden seyd, wie heute; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit; so durchaus als Nation und Teutsche. Ihr seyd zusammen berufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sey, und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sey.

Lasset vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit; so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft; Entehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken; so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und sehet noch unter euch, und um euch herum, ein Geschlecht aufblühen,

---

*) Es darf nicht vergessen werden, daß Fichte diese Reden zu Berlin im Winter von 1807 auf 1808 — anderthalb Jahr nach der Stiftung des Rheinbundes, ein halbes Jahr nach dem Tilsiter Frieden — hielt.

das euch und den Teutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr sehet im Geiste durch dieses Geschlecht den teutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben; ihr sehet diese Nation als Wiedergebährerin und Wiederherstellerin der Welt. Bedenket, daß ihr die letzten seyd, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Teutschen als Eins nennen hören; ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen; unter euch haben noch von Zeit zu Zelt Stimmen sich hören lassen, die von dieser höhern Vaterlandsliebe begeistert waren. Lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere, oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt; noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen, ohne alles menschliche Zuthun, vermittelst irgend einer unbekannten Kraft. Wohl mögen Regen und Thau, und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre, gemacht werden durch eine uns unbekannte, und nicht unter unsrer Gewalt stehende Macht; aber die ganz eigenthümliche Zeit des Menschen machen nur die Menschen sich selber, und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Zwar in welchem hohen oder niedern Grade es uns übel gehen wird; dies mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll; dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlseyn an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen.

Dies ists, was ihr zu thun habt. Dies ohne Säumen zu thun, beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch Jünglinge. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe, zu euch zu ge-

hören, halte dafür, daß ihr noch fähiger ſeyd eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens, und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unſchuld und der Natur. Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, ſich aus ſich ſelber zu ernähren; aber faſſet dieſe Flamme, und verdichtet ſie durch klares Denken; macht euch zu eigen die Kunſt dieſes Denkens, und ihr werdet die ſchönſte Ausſtattung des Menſchen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte. Wie auch euer Körper altere, oder eure Kniee wanken; euer Geiſt wird in ſtets erneuerter Friſchheit ſich wiedergebähren, und euer Charakter feſtſtehen, und ohne Wandel.

Dieſe Reden beſchwören euch Alte. Gehe man durch die Geſchichte der letzten zwei oder drei Jahrzehende; alles, außer ihr ſelbſt, ſtimmt überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet und nur auf die Mehrheit geſehen, in allen Zweigen, in der Wiſſenſchaft, ſo wie in den Geſchäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbſtſucht ſich bei dem höhern Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angeſehen, daß jeder, der das Beſſere und Vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit ſeiner eignen Unklarheit und den übrigen Umgebungen, noch den ſchwerſten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des feſten Vorſatzes waret, es müſſe nichts aufkommen, was ihr nicht eben ſo gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beſchimpfung eures Verſtandes anſahet; und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet, um in dieſer Bekämpfung des Beſſern zu ſiegen, wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich ſiegtet. So waret ihr die aufhaltende

Kraft aller Verbesserungen! Ihr dürft nur auch jetzt handeln, wie ihr bisher bei allen Anreizen zur Verbesserung gehandelt habt; ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwischen Himmel und Erde nichts seyn solle, das ihr nicht schon erforscht hättet, dem gemeinsamen Wohle vorziehen; so seyd ihr durch diesen letzten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben. Es wird keine Verbesserung erfolgen, sondern Verschlimmerung auf Verschlimmerung, so daß ihr noch manche Freude erleben könnt. — Man wolle nicht glauben, daß ich das Alter als Alter verachte und herabsetze. Wird nur durch Freiheit die Quelle des ursprünglichen Lebens und seiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben; so wächst die Klarheit, und mit ihr die Kraft, so lange das Leben dauert. Ein solches Leben lebt sich besser; die Schlacken der irdischen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt sich herauf zum ewigen Leben, und blüht ihm entgegen. Euch Alte und Erfahrne, die ihr die Ausnahme macht, euch beschwören diese Reden, bestätigt, bestärkt, berathet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet.

Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu seyn begehrte, von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabt, als ob ihr dies alles nur vornehm verachtetet! Ihr hieltet die Männer, die dergleichen lieben, und ihre Vorschläge so weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnsinns, oder der Rath, sie ins Tollhaus zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht über euch mit derselben Freimüthigkeit sich zu äußern, weil sie von euch abhingen; aber ihres innern Herzens

wahrhafte Meinung war die, daß ihr, mit wenig Ausnahmen, seichte Schwätzer seyd und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurch gelaufen, blinde Zutapper, und Fortschleicher im alten Gleise, und die sonst nichts wollten oder könnten. Straft sie durch die That Lüge. Legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft; laßt euch bedeuten, und höret und lernet, was ihr nicht wißt; außerdem behalten eure Ankläger Recht.

Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seyd. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr gingt oft zu unbesorgt im Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern, und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höhern ordnenden Begriffe; dies ist eine ewige Wahrheit. Zwischen dem Begriffe jedoch, und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben, liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen, ist sowohl das Werk des Geschäftsmanns, der freilich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trefft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifre sich vielmehr jeder Theil, von seiner Seite dieselbe auszufüllen, und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. — Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens werth seyd. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der

Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr seyn, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesammt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt, und von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallende Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Denkt ihr nicht alle so; giebt es unter euch noch Bessergesinnte; warum vereinigen sich denn nicht diese Bessergesinnten, um dem Unheile ein Ende zu machen? Diese Reden beschwören euch, lehrt euch selbst achten, und zeigt in euerm Handeln, daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten.

Diese Reden beschwören euch Fürsten Teutschlands. Diejenigen, die euch gegen über so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte, oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler. Sie sind arge Verläumder eurer selbst; weiset sie weit von euch. Möchte doch die Stimme dieser Reden durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühle darf sie euch sagen: ihr beherrschet Völker, treu, bildsam, des Glückes würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit, und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Uebel; und sie hören nicht auf, euch treu zu seyn, mit inniger Ergebung an euch zu hangen, und euch zu lieben, als ihre ihnen von Gott verliehenen Vormünder. Möchtet ihr

sie doch unbemerkt beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem stillen, dem verborgenen Leben dieser Stände betrachtend folgen können. Gewiß würde euch der Entschluß ergreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne.

Euch Teutsche insgesammt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden, und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken eben so ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist. Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubens-Freiheit. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein, und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten kommen. Damit diesem Geiste die Freiheit werde, sich zu entwickeln, und zu einem selbstständigen Daseyn empor zu wachsen; dafür floß unser Blut. An euch ists, diesem Opfer seine Bedeutung und seine

Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft.

Es beschwören euch eure noch ungebohrnen Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße; machet, daß auch wir uns eurer rühmen können, und durch euch, als untadeliches Mittelglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen. Wie das nächste Geschlecht seyn wird, das von euch ausgehen wird; also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte.

Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern, mischen sich in diese Stimmen, und umringen euch, und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht, und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Daseyn zu retten. Ob jene Recht behalten sollen, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seyen keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, — oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzen-Leben hinschlummern, und jedes Aufflugs in höhere Welten spotten; — darüber ein Endurtheil zu begründen, ist euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, so wie mit ihren Mängeln, ist versunken durch ihre eigne Unwürde, und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was

in dieſen Reden dargelegt worden, Wahrheit; ſo ſeyd unter allen neuen Völkern ihr es, in denen der Keim der menſchlichen Vervollkommnung am entſchiedenſten liegt, und denen der Vorſchritt in der Entwickelung derſelben aufgetragen worden iſt. Gehet ihr in dieſer eurer Weſenheit zu Grunde; ſo gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des geſammten Menſchengeſchlechts auf Rettung aus der Tiefe ſeiner Uebel zu Grunde. Es iſt daher kein Ausweg. Wenn ihr verſinkt; ſo verſinkt die ganze Menſchheit mit, ohne Hoffnung einer dereinſtigen Wiederherſtellung.

2) vom geheimen Rathe Rehfues zu Bonn.

Bruchſtück aus ſ. erſten Rede an das teutſche Volk. Teutſchland, 1814. 8. S. 27.

(Der Vf. ſchilderte in dieſen gediegenen Reden die nächſten Folgen der franzöſiſchen Revolution für Frankreich ſelbſt, ſo wie für das übrige Europa, beſonders aber die Nachtheile der Regierung Napoleons.)

— — Es ward die franzöſiſche Nation auf allen Seiten mit Denkmalen einer Größe umgeben, die ſie, obgleich mit ihrem Herzblute erkauft, als Wunderdinge begaffte; mit Denkmalen einer Größe, von der den Franzoſen auch gar nichts zu Gute kam, als das hohle Wort, welches ſie die große Nation nannte. Aber auf daß der entehrten, durch die Revolution ohnedies in wiſſenſchaftlicher und moraliſcher Bildung tief vernachläſſigten, Generation kein Geſchlecht nachwachſe, welches die getäuſchten Hoffnungen und die Schande ſeiner Väter rächen könnte, mußte das Palladium alles Volksglückes, Erziehung und öffentlicher Unterricht, von ſeinem Altare herabſteigen, und das elende Werk des Deſpo-

tismus verkleistern helfen, damit aller freie Sinn, alle Möglichkeit einer selbstständigen Anregung der Geister und der Rückkehr einer wahren Kenntniß der Dinge im Aufkeimen zerstört, und das heilige Geschäft der Menschenbildung zur niedrigen Abrichtungskunst von Bürgern verkehrt würde, die zu nichts fähig sind, als abwechselnd, wie es der Staat braucht, den Boden mit ihrem Schweiße zu netzen, oder mit ihrem Blute zu düngen. Die Thaten des Kaisers mußten der französischen Jugend die Weltgeschichte, die Ergebung in seinen Willen die Kenntniß vom Natur- und Völkerrecht, von innerer Gesetzgebung und Staatsrecht vertreten. Aber zur Entschädigung für die tiefe Verachtung, mit der die Regierung ihr Volk behandelte, lehrte man die französische Jugend die übrigen Nationen verachten. Alle alte Sprachen wurden aus ihrem Unterrichte verbannt, weil sie von Harmodius und Brutus, von Cato und Aristid, von Trajan und den Antoninen reden. Von neuern Sprachen sollte sie nichts wissen, weil sie dadurch nur zu den gefährlichen Schätzen der Wahrheit gelangen konnte, welche, nicht von dem Argusblicke der französischen Polizei erreicht, bei andern Völkern übrig bleiben mußten. Nur Eine Sprache gebrauchte der Franzose, damit ihm die Verachtung der übrigen Nationen um so leichter wurde, damit seine Regierung all sein Denken um so bequemer in den engen Raum verschließen konnte. Und auf daß der Plan des Kaisers, die Menschheit in die Finsterniß der Barbarei zurück zu stoßen, desto eher gelänge, mißtraute er selbst dem Lichte, das seinen Thron erhellte, und wollte, durch Zerstörung aller andern Geisteskraft, auch das Licht seiner Nation mit allen andern Sonnen der Cultur einer ganzen Welt auslöschen!

Solche Absicht zu verbergen, hatte er lange schon nicht mehr der Mühe werth geachtet, und der Mann, welcher

die Inquisition zerstört hat, ward auch dieses Ruhmes durch Censurgesetze verlustig, die im Worte schon alles übertreffen, was in den unduldsamsten Zeiten auf ähnliche Weise zu Rom gegen den Menschenverstand gesündigt wurde. Das alte Recht der Menschen, einen edlen Gedanken zum Gemeingute zu machen, ward zu einer bloßen Vergünstigung, und die Herausgabe jedes Buches, von der Elbe bis an die Tiber, — und bald auch von dem Niemen bis an den Tajo, wenn die Sieger an der Moskwa, bei Vittoria und bei Leipzig nicht die Menschheit gerettet hätten, — erforderte erst die Erlaubniß einer Pariser Behörde, und eine Menge von Förmlichkeiten, die allein schon hinlänglich waren, alle literarische Betriebsamkeit zu zerstören. Die Censur eines großen Theils von Europa lag in den Händen weniger Menschen, die aus Geschäftsdrang, aus Unwissenheit und Leichtsinn, das Resultat vom ganzen Leben eines Denkers ungelesen verstümmelten.

Damit war indeß das große Werk der Verfinsterung erst angefangen, und nur dafür gesorgt, daß der menschliche Geist in Zukunft kein Denkmal mehr aufzustellen vermöchte, an welchem sich die Nachkommen zu hohen Gedanken begeistern, zu kraftvollen Empfindungen und Vorsätzen stärken konnten. Aber noch standen jene herrlichen Monumente, welche im Laufe der Vergangenheit von den edelsten Geistern errichtet worden waren, um die ewigen Worte der Wahrheit, des Menschenrechts und der freien Untersuchung aller menschlichen Interessen den spätesten Zeitaltern zu verkündigen und zu erhalten. Auch diese köstlichen Denkmale der Völker, welche den heiligen Gemeinschatz der Menschheit bilden, wurden in der Stille untergraben, und manches Symptom verrieth die Annäherung einer Zeit, welche vom Tacitus, Montesquieu und Johann von Müller höchstens nur Bruch-

stücke lesen dürfte. Ja es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß gewisse Operationen der französischen Regierung auf die künftige Proscription eines jeden Werks hinzielten, welches einen Sklaven erinnern konnte, daß alle Menschen frei gebohren werden. — In den feinern Künsten des Despotismus liegt das tiefste Geheimniß seiner Verderblichkeit verhüllt, und was eine Regierung für die Herabwürdigung der Menschheit, für die Entehrung des Nationalcharakters und für die Unterdrückung der Denk- und Rede-Freiheit thut; das schlägt durch seine unermeßlichen Folgen Wunden, welche Jahrtausende nicht zu heilen vermögen, und an denen Griechenland und Kleinasien, Aegypten und Nordafrika eine halbe Weltgeschichte fortbluten müssen. Ein solches Schicksal war der französischen Nation und mit ihr ganz Europa bereitet, bevor die Völkerschlacht bei Leipzig den teutschrussischen Lorbeer in die Schale der Menschheit warf, daß die Schale des einzelnen Ehrgeizigen, wie ein Pfeil, in die Höhe schnellte. ꝛc. ꝛc.

### 3) vom geh. Rathe v. Feuerbach.

### Bruchstück der Antrittsrede desselben, bei s. Einführung als erster Präsident des Appellationsgerichts zu Anspach, am 22 Apr. 1817.

#### Die hohe Würde des Richteramts.

Indem ich in dieser mir feierlichen Stunde zum erstenmale in Ihre Mitte trete, fühle ich das Innerste meines Gemüths von der Größe des Berufs durchdrungen, für welchen wir in diesem Tempel der Gerechtigkeit vereiniget sind. — Gerechtigkeit — ein Name, auszusprechen mit jenem Gefühle der Ehrfurcht, womit allein das Höchste und Heiligste von sterblichen Lippen genannt werden darf, — sie, die Staatsgründerin, die alles Er-

haltende! die Beſchützerin des menſchlichen Geſchlechts, und alles deſſen, was der Menſchen Kraft an Wahrem, Gutem und Nützlichem erſtreben und erlangen mag — ſie, als innere Tugend die erſte, ohne die keine andere zu denken iſt; als Ordnerin der äußern Verhältniſſe des Lebens die höchſte, ehrwürdigſte Gewalt, welcher alles andere ſich dienend unterordnen, auf welche alles Uebrige als bloßes Mittel auf ſeinen letzten Zweck ſich beziehen muß.

Ob es zu den Aufgaben der Regierung eines Staates gehöre, das vorzugsweiſe genannte öffentliche Wohl durch poſitive Anſtalten zu gründen, zu fördern und durch beſondere Behörden von oben herab zu verwalten, wird von vielen Denkern geläugnet, welche dafür halten, das öffentliche Wohl ſey nur in den Einzelnen, werde alſo von denen, die es zunächſt angeht, am beſten erkannt, am ſicherſten beſorgt, am allertreueſten verwaltet. Den glücklichen Muſtervölkern der alten Welt waren eben ſowohl Polizeien als Verwaltungsbehörden im Sinne der neuern Zeiten gänzlich unbekannt; und noch vor unſern Augen ſteht das erſte, vor allen andern neidenswerthe Volk unter den Völkern Europens, der Britte, ohne alle vom Staate angeordnete Verwaltungsbehörden, ja ſogar faſt ohne alle eigentliche Staatsbeamten, blos durch die Kraft des bürgerlichen Gemeinſinnes, auf einer Höhe des Wohlſtandes, innerer Größe und Herrlichkeit, welche noch kein andrer Staat auf ſeine Weiſe auch nur von fern zu erreichen vermocht hat.

Aber das anerkannt Eine, Allgemeine und Nothwendige, ohne welches keinerlei Gemeinſchaft unter den Menſchen möglich, kein bürgerlicher Verein ſelbſt nicht in bloßer Einbildung zu denken iſt; die Hoheit, womit, noch ehe Staaten wurden, die Natur ſchon ihren erſten König, den Hausvater, ausgerüſtet; das heilige Band,

welches den in der Wüste schweifenden Beduinen unter seinem Emir, den freien Bürger unter seinen Fürsten und Obrigkeiten, selbst den morgenländischen Unterthan-Knecht unter seinem Gewaltherrscher zur Pflicht und Gehorsam einiget; die Gottheit, welche Menu's Gesetz dem Indier als die große Freundin nennt, die den Menschen von der Wiege bis zum Scheiterhaufen geleite, und ihn bewache, wenn alle andere Wächter schlafen; die höchste Pflicht, zu welcher selbst der bluttriefende Timur sich bekannte, welche, gegen die Seinen edel treu erfüllt zu haben, er von sich selbst als den höchsten Beweis seiner Regentenweisheit rühmte: dieses Eine und Allgemeine, bei dessen Namen an der Themse, wie am Niger und am Ganges, jede Brust sich erweitert, jeder Geist sich erhebt, ist die Gerechtigkeit und jene Gewalt, durch welche sie besteht und geltend wird.

Die Zwecke, welche das sogenannte Staatswohl bestimmt, sind, gleich den Mitteln zu demselben, nach Ort und Zeit verschieden, — veränderlich, wandelbar, je nachdem die Umstände sich gestalten, welche zu lenken nicht in des Menschen Hand gegeben ist. Auf fester Erde sind die Säulen unsers Tempels gebaut; wir haben nichts zu erringen, nichts zu erschaffen; wir haben nur zu schützen und uns anvertraute Heiligthümer zu bewahren. Was uns zu unserer Bestimmung führt, ist nicht jene, das Zufällige beachtende, nach allen Richtungen um sich herblickende forschende Klugheit, von welcher die Staatsverwaltung nothwendig geleitet wird, — sondern allein jener einfache Sinn, der nirgends hin als hinauf zum Gesetze und von da zur That herunter blickt; jene Rechtlichkeit der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt; und dann jener tapfere Muth des Willens, welcher mit seinem, unter keinem Einflusse ermat-

tenden, durch keine Gewalt zu beugenden, ſtarken Arm die Wage der Gerechtigkeit ſtets im ſichern Gleichgewichte hält.

Die Gerechtigkeit, obgleich mannigfaltig in ihren Formen, verſchieden in ihren Gegenſtänden nach Ort und Zeit, iſt gleichwohl an und für ſich überall nur Eine und dieſelbe; gleich in ihren Forderungen, wie in ihren Pflichten. Darum eben iſt ſie die Grundlage jedes Staates, der Schlußſtein, der deſſen Mauern hält, die Hauptſäule, die ſein Gewölbe trägt. So lange noch dieſe Tragwerke unverſehrt auf feſtem Grunde aufwärts ſtehen; ſo lange iſt das Gebäude eines Staates noch wohlbeſtellt, und wenigſtens keine Gefahr, daß daſſelbe ohne große äußere Gewalt, blos wegen eigener Gebrechen, morſch in ſich ſelbſt zuſammen ſinke.

Dieſes ſind meine, der Seele Innerſtes durchdringende, Ueberzeugungen von der Heiligkeit des Rechts und des Richteramtes hoher Würde. Dieſe Grundſätze habe ich in allen Verhältniſſen meines Lebens in Wort und That behauptet; ſie im Geiſte und Herzen trete ich in Ihre Mitte. Daß mein Wille nie von dem Geſetze abfallen werde, welches ich ſelbſt in jenen Ueberzeugungen über mich ausgeſprochen habe; dieſes weiß ich, und betheuere es, indem ich hiermit feierlich meines Eides mich erinnere. Daß meine beſchränkte Kraft nicht immer die Größe meiner Pflichten und Vorſätze erreichen möge; — dieſe Beſorgniß allein iſt es, welche mich demüthigend niederſchlägt. Doch, ich blicke um mich her auf Männer, die in dieſem hohen Gerichtshofe um mich verſammlet ſind, und dieſer Blick giebt mir wieder erhebenden Muth in dem Gedanken: daß mit gleichgeſinnten Männern ſelbſt das Größte leicht zu vollbringen iſt! Meine Herren! ich kannte und ehrte die Meiſten von Ihnen, noch ehe mein Auge Sie geſehen; wir

haben in gleichem Geiste für gleichen Zweck gewirkt, noch ehe das Band eines gemeinschaftlichen Amtes uns so eng vereinigt hatte.

Erlauben Sie mir noch einige Worte, welche mein besonderes Verhältniß zu meinen Berufszwecken zunächst berühren.

Als die erste Pflicht, welche die Gerechtigkeit ihren Pflegern auferlegt, achte ich die gründliche reife Ueberlegung, welche dem Gewissen für die Wahrheit und Rechtlichkeit der Entscheidung bürgt. Als zweite Pflicht achte ich, daß der Rechtsuchende sein Recht, so viel möglich, in der kürzesten Zeit erlange. Ein verspäteter Rechtsgewinn ist öfters so schlimm, oft verderblicher, als ein zeitiger Rechtsverlust. Aber alle Ordnung des Rechts wird verkehrt, wenn nicht die zweite Pflicht durch die erste sich beschränkt. Nicht zögern ist Richterpflicht; aber eben so gewiß: nicht eilen. Daß auch künftig Niemand diesen hohen Gerichtshof einer Verletzung oder Vernachlässigung der einen oder andern dieser Pflichten mit einigem Scheine des Rechts zeihen dürfe; dafür bürgt mir Sinn und Geist der Männer, welchen hinfort anzugehören, mein schönstes Glück, meine höchste Ehre ist. Und daß dieser Geist hier nicht sterbe, noch ermatte; darüber will ich wachen mit Ernst, mit Treue und Liebe.

---

## 4) Die Ergänzungsklasse der gemischten Reden.

### 48.

### Begriff der gemischten Reden.

So wie in der Darstellung des Gesammtgebietes der Sprache der Dichtkunst, bei der Einthei-

lung der einzelnen Dichtungsarten, die Annahme einer Ergänzungsklasse (Th. 3. §. 11) für alle diejenigen dichterischen Erzeugnisse nöthig ward, die nicht ohne Zwang unter die aufgestellten Hauptklassen dichterischer Formen gebracht werden konnten; so tritt dieselbe Nothwendigkeit bei der Eintheilung der einzelnen Erzeugnisse und Formen in der Sprache der Beredsamkeit ein, inwiefern eine bedeutende Zahl einzelner Reden, die in der Sprache vorhanden sind, weder den religiösen, noch den politischen Reden ohne Zwang ein- und untergeordnet werden können. Für diese gemischten Reden wird daher eine Ergänzungsklasse rednerischer Formen aufgestellt.

## 49.
## Gattungen und Arten der gemischten Reden.

Als einzelne Gattungen und Arten der gemischten Reden kündigen sich an:

1) die akademischen Reden. Mehrere teutsche Staaten haben, nach dem Vorgange Frankreichs unter Ludwig 14, in ihren Hauptstädten sogenannte Akademieen der Wissenschaften (z. B. Preußen in Berlin, Bayern in München), deren Bestimmung von der Bestimmung der Universitäten dadurch sich wesentlich unterscheidet, daß sie die Wissenschaften nicht in zusammenhängenden und fortlaufenden Vorträgen studirenden Jünglingen mittheilen, sondern, als abgeschlossene Gesellschaften von gelehrten Männern aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, die Wissenschaften selbst durch neue Entdeckungen und Ansichten fortbilden, und diese neuen Ent-

deckungen und Ansichten in Reden, die sie in der Mitte ihrer Versammlungen halten, aufstellen und zur Prüfung und weitern Verbreitung niederlegen sollen. — Abgesehen von den Eintrittsreden neuer Mitglieder in solche Akademieen der Wissenschaften, und von den sogenannten Lobreden (eloges) auf ihre Amtsvorgänger, tragen die meisten der sogenannten akademischen Reden mehr das Gepräge von Vorlesungen oder Vorträgen auf Universitäten über irgend einen besondern Gegenstand der menschlichen Erkenntniß, als den rednerischen Charakter, zu welchem, außer der logischen und ästhetischen Durchführung des Gegenstandes, nothwendig eine mit Bestimmtheit sich ankündigende Wirkung auf das Bestrebungsvermögen gehört.

Zu den gemischten Reden, die weder zunächst zu den religiösen, noch zu den politischen Reden gerechnet werden können, gehören

2) die auf Universitäten gehaltenen Reden. Unter diesen Reden können nicht die sogenannten Vorlesungen — richtiger die Vorträge — über einzelne Wissenschaften und deren Gebiete verstanden werden, welche bereits in dem Gesammtgebiete der Sprache der Prosa, unter der Gattung des Lehrstyls (Th. 2. S. 77), nach ihrem stylistischen Charakter aufgeführt worden sind. Denn diese Vorträge, wodurch das Gebiet einer in sich abgeschlossenen Wissenschaft vollständig ausgemessen, erschöpfend durchgeführt, und dem Kreise der Erkenntniß studirender Jünglinge eröffnet werden soll, dürfen nicht das Gepräge des redneriſchen Styls an sich tragen, sobald sie ihre Bestimmung erreichen sollen, die zunächst

auf Belehrung des Verstandes und der Vernunft, und nicht auf Belebung des Willens zu Entschlüssen und Handlungen berechnet ist. — Allein, verschieden von diesen fortlaufenden und den Umfang einer Wissenschaft gleichmäßig und vollständig behandelnden Vorträgen, werden auf den Hochschulen Teutschlands auch besondere Reden bei feierlichen Gelegenheiten gehalten; z. B. bei dem Antritte eines Lehramtes; bei der Uebernahme oder Niederlegung des Decanats und Rectorats; bei Ertheilung akademischer Würden; bei der Anwesenheit des Landesfürsten oder andrer fürstlicher Personen; bei dem Tode regierender Häupter, oder verdienstvoller Lehrer u. s. w. Diese Universitätsreden sind nun, ihrem Stoffe nach, gemischte Reden, indem sie weder zunächst den religiösen, noch zunächst den politischen Reden untergeordnet werden können; auch gehören sie nur dann, wenn sie in teutscher Sprache gehalten werden, in das Gebiet der Sprache der vaterländischen Beredsamkeit.

In mehrfacher Beziehung sind diesen Reden auf Hochschulen

3) die Schulreden, besonders die Gymnasialreden, verwandt; denn auch sie haben nicht die Bestimmung, eigentliche Lehrgegenstände mitzutheilen, wofür überhaupt in dem Schul- und Gymnasialunterrichte die sokratische und katechetische Methode sich mehr eignet, als der streng festgehaltene systematische Vortrag, welcher zunächst für die Hochschulen gehört, wo man Zuhörer von gereiftern geistigen Kräften voraussetzt, die einen in sich zusammenhängenden — durch keine Wiederhohlungen und Fragen unter-

brochenen — Vortrag zu ertragen vermögen. Allein in Schulen, und namentlich in Gymnasien (oder in den zur unmittelbaren Vorbereitung auf die Universität bestimmten gelehrten Schulen), können bei einzelnen wichtigen Veranlassungen und feierlichen Gelegenheiten Reden gemischten Inhalts gehalten werden, die wir, nach ihrem eigenthümlichen Charakter, in diese Ergänzungsklasse rednerischer Formen aufnehmen. Dahin rechnen wir die Antrittsreden der Lehrer; die Reden bei der Versetzung der Zöglinge in höhere Klassen, oder bei der Entlassung derer, die zur Universität abgehen; so wie die Reden, welche bei besondern, das Gymnasium oder dessen Wohnort betreffenden, Feierlichkeiten gehalten werden. (Von Herder sind in seinem Sophron mehrere Reden nach seinem Tode erschienen, die er als Ephorus im Gymnasium zu Weimar gehalten hat; eben so sind ausgezeichnete Schulreden von Fr. Gedicke, Fr. Jacobs, Manso, Degen, und andern hochverdienten Schulmännern, eine Zierde der teutschen Literatur innerhalb der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit.) — Zu dem besondern Felde dieser Schulreden gehören auch diejenigen, welche denkende und geistvolle Lehrer entweder zu besondern Zwecken — z. B. zur religiösen Erbauung ihrer Schüler (wie Mörlin u. a.), — oder zur Uebersicht über gewisse zusammenhängende Theile und abgeschlossene Gebiete der menschlichen Erkenntniß in der Mitte ihrer Zöglinge hielten.

4) Die Anrede (oder Harangue) gehört gleichfals in den Kreis der gemischten Reden.

Sie ist eine kurze Rede, eine Rede in verjüngtem Maasstabe, bei welcher daher der ganze streng festgehaltene technische Zuschnitt, und die gleichmäßige Behandlung und Durchführung der einzelnen Theile einer förmlichen Rede wegfällt. Den Eingang dazu bildet vielleicht ein einzelner Satz; ein bestimmtes Thema wird keinesweges ausgesprochen, oder nach seiner einzelnen logischen Gliederung durchgeführt; wohl aber kann man den im Mittelpuncte des Ganzen erscheinenden Hauptgedanken erkennen. An eigentliche Beweisführung des Hauptgedankens, an nähere Erläuterung desselben und der ihm verwandten Begriffe, so wie an einen, durch die ganze Entwickelung vorbereiteten, Schluß der Rede kann in der Harangue nicht gedacht werden. Allein dadurch gehört sie in das Gebiet der rednerischen Darstellung, und in den Kreis der gemischten Reden, daß der Hauptzweck jeder Rede, die Belebung des Willens und die Wirkung auf das Bestrebungsvermögen, auch in ihr als unnachläßliche Bedingung vorherrschen und wahrgenommen werden muß. Gewöhnlich hat die Anrede ein augenblickliches und örtliches Interesse. Sie ergreift deshalb ihren Gegenstand ohne förmlichen Eingang, und zeichnet ihn mit wenigen, aber kräftigen Zügen, wodurch sie ihn dem Willen der Zuhörer näher bringt, und diese zu gewissen Entschlüssen erhebt und begeistert. Sie mag nun aus dem Stegreife gehalten, oder vorher durchdacht und niedergeschrieben werden; so bleiben Kürze, Gediegenheit des Inhalts, und stylistische Vollendung der Form die Haupterfordernisse einer Anrede, welche ihren

Platz in dem Gesammtgebiete der Sprache der Beredsamkeit behaupten will. — Zu diesen Anreden gehören die Ansprachen eines Feldherrn an sein Heer, kurz vor dem Beginnen einer Schlacht; die Begrüßung fürstlicher Personen und hoher Staatsmänner bei feierlichen Gelegenheiten, auf Reisen u. s. w.; die Anreden von Gesandten, die ihr Creditiv überreichen; die Anreden an das Volk bei einzelnen wichtigen Veranlassungen, wo man auf den guten Willen und die Thatkraft der einzelnen Bürger rechnet; die Anreden, welche Vorgesetzte bisweilen an ihre Untergebenen, und Lehrer an ihre Zöglinge, bei der Wiedereröffnung und Fortsetzung ihrer Vorträge halten u. dgl.

(Die mühsam berechnete Form der sogenannten aphthonianischen Chrie kann, selbst wo man als Schulübung diese Art von Chrieen beibehält, nicht eine besondere Art der gemischten Reden bilden, weil eine Chrie, nach dem Zuschnitte ihres Erfinders Aphthonius bearbeitet, blos in der zufälligen technischen Form, weder aber in dem behandelten Stoffe, noch in der stylistischen rednerischen Form, irgend eine Eigenthümlichkeit behauptet. Auch wird diese zufällige technische Form gewöhnlich nur bei der schulgerechten Bearbeitung lateinischer Chrieen beibehalten; denn in der teutschen Sprache dürfte keine, zum Muster sich eignende, aphthonianische Chrie aufgefunden werden. — Bekanntlich besteht die aphthonianische Chrie aus acht Theilen: laus autoris, paraphrasis, aetiologia, comparatum, exemplum, contrarium, testimonium, conclusio. Bei diesen Chrieen muß, nach dem ersten wesentlichen Bestandtheile derselben, das

Thema jedesmal der Ausspruch eines geachteten Mannes seyn (z. B. von Seneca: Multi cadunt, ut illustrius resurgant), dessen Ruhm man feiert, bevor man das Thema durch die folgenden einzelnen Abschnitte durchführt, erläutert, versinnlicht und anwendet. Allein unverkennbar herrscht, bei aller scheinbaren logischen Strenge, in diesen Chrieen viel Willkühr. Dies fühlten schon die ältern Redner, und beschränkten deshalb nicht selten die Zahl der aufgestellten acht Puncte. Uebrigens erhellt aus dem Gesagten, daß durch die bloße Bearbeitung aphthonianischer Chrieen noch nie ein Redner gebildet worden ist, wenn in seinem Geiste nicht die übrigen Grundbedingungen zur selbstständigen Sprache der Beredsamkeit lagen.)

(Zu den gemischten Reden müssen auch die scherzhaften Reden, z. B. die sogenannten Strohkranzreden, — und die satyrischen Reden gerechnet werden, in welchen bald die Unvollkommenheiten und Mängel des häuslichen, bald des bürgerlichen und öffentlichen Lebens entweder mit leichtem Spotte berührt, oder mit treffendem Tadel gegeiselt werden, doch so, daß die rednerische Form durchgehends den ästhetischen Charakter behauptet und von der Linie des Schönen in keiner Hinsicht sich entfernt.)

## 50.

### Beispiele aus den gemischten Reden.

(Da der Raum nur die Aufnahme einiger Beispiele verstattet; so sey es erlaubt, noch an einige hieher gehörende Reden zu erinnern: an Engels Lobrede auf den König, am 24

Jan. 1781 gehalten (in s. Schriften, Th. 4. S. 1); an Fr. Jacobs drei Reden im Gymnasium zu Gotha und im Lyceum zu München gehalten (und abgedruckt im ersten Theile s. vermischten Schriften, Gotha 1823. 8); an Manso's Schulrede auf Johannes von Müller (in s. vermischten Abhandlungen, Bresl. 1821. 8); und an folgende einzeln erschienene akademische und Universitätsreden: F. W. J. Schelling, über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur. München, 1807. 4. Fichte, über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit. Berl. 1812. 8. Fr Kortüm, von scheinbaren und wirklichen Rückschritten im Entwickelungsgange der Völker, am 30 Apr. 1821 zu Basel gehalten. Basel, 1821. 8. Jul. Franz Schneller, über den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte, am 10 Nov. 1823 zu Freyburg gehalten. Freyb. 1824. 8. — Die folgenden wurden gewählt, weil von den Verfassern derselben noch keine Beispiele in den vier Bänden dieses Werkes sich finden.)

1) Bruchstück aus einer Schulrede, von Fr. Aug. Christ. Mörlin († 1806 als Prof. am Gymnas. zu Altenburg). Man s. s. Erbauungsreden, herausgeg. von Matthiä. N. A. Leipz. 1823. 8. S. 131.

## Fortschritte zum Bessern.

Wenn es der Menschheit geboten ist, nach einem sittlich-bessern Zustande zu ringen; so folgt daraus, daß er möglich seyn müsse. Wenn es uns geboten ist, das Unsere dazu beizutragen, daß ein besserer Zustand kom-

me, daß einst das Paradies, in sittlicher Bedeutung dieses Wortes, auf Erden wieder aufblühe; so müssen wir auch annehmen, daß die Erfüllung jenes Strebens unsern vollsten Glauben verdiene, und das Gebot lautet dann also: handle in dem Glauben, wirke auf die Menschheit in dem Glauben, daß deine Wirkung nicht fruchtlos sey.

Dies wäre also ein moralischer Glaube an ein besseres Zeitalter; wir wandeln im Glauben, ein späteres Geschlecht wird im Schatten wandeln. Dies findet in der Religion, inwiefern sie Glauben an die Vorsehung lehrt, Bestätigung, und ist gewissermaßen jener veredelte Glaube selbst. Dies ist aber auch der Gedanke, der mit dem Entschlusse: auch durch mich soll es einmal besser werden auf Erden, eine himmlische Flamme auf dem Altare eines reinen jugendlichen Herzens entzünden kann.

Der Jüngling, der sich den Wissenschaften widmet, könnte aber eine besondere Veranlassung haben, daran zu zweifeln, ob wohl das Menschengeschlecht an sittlicher Cultur fortschreitet, und diese Veranlassung in der Geschichte finden. Wenn wir nämlich in den Werken alter Schriftsteller die Thaten wahrhaft großer Männer des Alterthums finden; wenn wir hier Züge von Großmuth und Reinheit der Sitten, von Uneigennützigkeit finden, die uns Achtung und Bewunderung abnöthigen, die unsere Einbildungskraft erfüllen, das Bild, gleichsam den Schatten jener Männer vor uns heraufzurufen; so können wir uns allerdings fragen: wo leben denn noch so große Menschen? so können wir uns veranlaßt fühlen, uns zuzurufen: ach jenes edle Geschlecht ist ausgestorben auf der Erde!

Unser Zeitalter dadurch zu vertheidigen, daß wir die edlen Thaten jener herrlichen Menschen herabwürdigten, verkleinerten, bezweifelten, würde ein elender Nothbehelf,

ein Raub an dem Heiligthume der Menschheit seyn. Bemerken Sie daher bei Vergleichung der Gegenwart mit der schönen Zeit der Griechen und Römer folgendes:

1) In jenen Zeiten war die Cultur nur über Griechenland, einige griechische Kolonieen und Rom verbreitet; jetzt über Europa, und blüht in den nordamerikanischen Freistaaten auf der andern Halbkugel auf. Es sind demnach in unserm Zeitalter weit mehr Menschen, als in den vorigen, die aus jener Quelle der Verstandes- und Herzenscultur schöpfen können.

2) In jenen Zeiten war die Verfassung so, daß das Gute leichter bemerkt werden konnte, als jetzt, daß man den Charakter edler Männer leichter aus Thaten bemerkte, die öffentlich geübt wurden. Was jetzt schriftlich entschieden wird, ward damals öffentlich und in Reden entschieden.

3) Viele Mängel jener Zeit, viele Hindernisse des Guten in jenem Zeitalter sind aufgehoben, vernichtet, oder ihrer Vernichtung nahe. Wir haben im Gegentheile Mittel zum Guten, die den Alten mangelten. Die Alten fragten mehr, was ist dem Vaterlande nützlich? Wir fragen: was ist der Menschheit nützlich? was ist überhaupt recht und gut? Die Alten trieben den Sklavenhandel. In unsern Tagen giebt es Nationen, die ihn verabscheuen, und andere, wo doch edle Menschen laut wider ihn sprechen. Die Alten hatten keine Anstalten zur Bildung der niedern Volksklassen, die noch für Erwachsene fortgesetzt würden. Wir haben sie in unsern öffentlichen Gottesdiensten, die nicht mehr Ceremonie, sondern vorzüglich Mittel zur öffentlichen Belehrung, die Schule der Erwachsen, die Bildungsanstalt der Nation geworden sind, und uns erhabenere, richtigere Vorstellungen von Gott und der Unsterblichkeit beibringen.

Nie möge daher, liebe Jünglinge, in Ihrem künftigen handelnden Leben eine Zeit kommen, wo irgend ein

Schicksal den Glauben, daß die Menschheit fortschreitet zum Bessern, in Ihrem Herzen wankend machen könnte. Dieser Glaube sey rein, wie ein schuldloses Herz, ermunternd, wie die Stimme der Tugend, ewig, in Ihren Seelen!

2) Beispiel einer Anrede (Harangue), vom geh. Consistorialr. und Prof. Danz in Jena, an den Großherzog von Weimar am 19 Jan. 1824 — bei der 50jährigen Jubelfeier der Uebernahme des Rectorats der Universität Jena — gehalten.

Durchlauchtigster Großherzog.

Für unsre Universität eins der glücklichsten und erfreulichsten, für alle andere Universitäten aber ein höchst seltenes und fast unbekanntes Ereigniß versammelt uns in diesem Augenblicke vor dem Angesichte Ew. Königl. Hoheit. Ew. Königl. Hoheit beginnen mit dem heutigen Tage die zweite Hälfte Höchst Ihres Regierungsjahrhunderts über unsre Universität; und was bei uns noch Keinem vergönnt ward, der unserer Hochschule als Oberhaupt vorgestanden, das hat die Vorsehung, die mit hoher Weisheit die Werkzeuge der Ausführung ihres Willens wählt, Ihnen, gnädigster Fürst, zu Theil werden lassen. Indem wir aber dieser Vorsehung, die es so wohl mit uns gemeint hat, in tiefster Demuth den Dank unsrer Herzen darbringen, zählen wir nicht blos die Jahre, welche die Universität unter Ew. Königl. Hoheit Scepter so rühmlich und glücklich verlebt hat, sondern auch, und noch vielmehr, die großen und besondern Beweise leitender Weisheit, schützender Kraft und belebender Liebe, welche Höchstdieselben uns und unserm Institute in dieser Reihe von Jahren so reichlich und so fürstlich gegeben haben. Dieses Institut, dessen Stif-

tung und Begründung Sorge und Troſt eines groß-
müthigen Fürſten in ſeinem widrigen Geſchicke war, und
deſſen Wachsthum und Gedeihen die edlen Nachkommen
deſſelben zu einem Schmucke ihrer Krone gemacht haben;
dieſes Inſtitut verehrt jetzt, in der umfaſſendſten Bedeu-
tung des Wortes, in Ew. Kön. Hoheit und Höchſtdero
erhabenem Stammesverwandten ſeinen zweiten Stifter
und Begründer. Die ausgezeichnetſten Männer in allen
Fächern des menſchlichen Wiſſens haben in den letztver-
floſſenen funfzig Jahren auf unſerer Hochſchule als Lehrer
geglänzt; von ihr ſind die kräftigſten Anregungen des
wiſſenſchaftlichen Lebens und ſeiner Beſtrebungen ausge-
gangen; die unter uns gegründeten Anſtalten haben Fort-
ſchritte gemacht, die man vor dem Jahrhunderte Ew.
Königl. Hoheit kaum zu denken wagte; mehrere Samm-
lungen ſind mit ſo reichlichen Gaben ausgeſtattet worden,
daß viele ihrer auswärtigen Schweſtern nicht mehr neben
ihnen ſtehen können; ja ſelbſt Entdeckungen haben Ew.
Kön. Hoheit herbeigeführt und befördert, welche Jena's
Namen in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaften nicht er-
löſchen laſſen werden. Wohin wir unſre Augen richten,
begegnet uns das Bild E. K. H., als eines Freundes
der Wahrheit und des Lichts, als eines Beförderers der
Erkenntniß und Wiſſenſchaft, als eines Gönners und
Wohlthäters Aller, die für Licht und Erkenntniß wirk-
ſam und thätig geweſen. Laſſen Sie, gnädigſter Fürſt,
auch in der zweiten Hälfte Höchſt Ihres Regierungs-
jahrhunderts, wie es bisher geſchehen, unſrer Univerſi-
tät und uns freundlich Ihr Antlitz leuchten; gönnen Sie
uns ferner, was wir bisher ſo oft und ſo ermunternd
erfahren haben, Ihr gnädiges Wohlwollen; halten Sie
ferner, was wir ſo ſehr bedürfen, Ihre ſchützende, ſeg-
nende Hand, Ihr wachendes und belebendes Auge über
uns und unſrer Anſtalt, und ſeyn Sie, wie unſer

Schirm, so unser Held, und unser Freund, und unser Vater!

Und so geruhen Sie denn auch, Durchlauchtigster Großherzog, mit gewohnter Huld und Gnade, die Insignien der höchsten Regierungswürde unsrer Universität von neuem von uns anzunehmen, als einen erneuten Beweis unsrer tiefsten Verehrung und treuesten Ergebenheit; als eine sichere Vorbedeutung einer noch recht lange dauernden und immer heitern und immer glücklicher werdenden Regierungszeit; als den Anfang der Erfüllung unsrer schönsten Hoffnungen und feurigsten Wünsche; und als eine neue Empfehlung unsrer selbst und der ganzen Universität in Höchst Ihre gnädigen und wohlwollenden Gesinnungen. Gott segne Sie, theuerster, geliebtester Fürst, und erhalte Sie uns noch lange, lange!

### 3) Bruchstück aus einer scherzhaften Rede, vom Präsidenten Joh. Ant. Leisewitz zu Braunschweig († 1806).

— Glücklich ist der, meine Herren, der Pasteten isset, und utramque rempublicam gehen läßt, wie sie geht, dem sein Schutzgeist, der bei seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseyns übersah, nichts wünschte — als eine gesegnete Mahlzeit! Der Kitzel, alles zu wissen, versagt ihm den Morgentraum nicht, und er verlangt von dem göttlichen Lorbeer nur wenige Blätter — um sein Rindfleisch zu würzen. Nichts erinnert ihn an seine Sterblichkeit, als wenn zu viele Knochen im Frikassee sind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erstaunen ausruft: was für Geheimnisse stecken in einem Ragout!

Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß sein: Erwache! ins Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundschaft, Liebe, und uns selber entsagen,

daß uns das männliche Alter als Greise findet; kurz, was bezahlt uns das Unglück, gelehrt und berühmt zu heißen? Etwa, daß wir uns mit offenem Hemde vor einem Duodezband, oder, in einer gestickten Weste, und neben uns unser Wappen vor einem Quartanten sehen? oder, daß wir in einer schwärmerischen Minute die Ewigkeit bei allen vier Zipfeln zu halten glauben?

Es ist noch nicht ausgemacht, meine Herren, ob Salomo sein: Alles ist eitel! zu seinem Minister, seinem Koch, seiner Maitresse, oder vielmehr zu seinem Bibliothekar sagte! Doch er mag gesagt haben, was er will; auch das gelehrte Leben ist eitel, von der Zeit des Eseltragens in den Schulen an, bis wir in die lange Nacht kommen, wo der Schriftsteller und sein Commentator, der Schauspieler und sein Lichtputzer, ruhig neben einander schlafen.

Aber im Ernste, ist Ewigkeit denn der Name Eurer Prinzessin, und denkt Ihr denn wirklich durch Euer Strohhälmchen den Strom aufzuhalten, der Roms Staatsverfassung untergrub; in dessen trüben Strudeln Königreiche, philosophische Secten und alexandrinische Bibliotheken wie Spreu schwimmen? Aber möchte schwimmen, was schwimmen könnte, wenn nur nicht zuletzt die Geschichte hinten nach schwämme — oder, ohne Figur zu reden, das ist eben der Henker, wenn die Welt verbrennt, so verbrennt die Universalhistorie mit.

Glaubt Ihr denn, daß Ihr das erste Menschengeschlecht seyd, das diese Erde bewohnt? Andere Leibnitze haben sie erleuchtet, und andere Alexander verwüstet, bis sie Feuer oder Wasser, oder ein ausgestorbenes Element umschuf. Nichts geschieht, was nicht geschehen ist; und nichts geschieht, was nicht geschehen wird. Das große All ist ein umlaufendes Rad; jede Speiche kommt zu ihrer Zeit oben. Alles wird Staub, und ein berühmter Name in der Geschichte kommt mir vor, wie ein Thierchen im Spiritus — eine kurze Frist zwischen Tod und Verwesung!

Sie sehen, meine Herren, ich scherze. Allein es soll nicht gut seyn, wenn man immer scherzt. Lassen Sie uns von etwas anderm — aber ernsthaft reden; und was ist ernsthafter, als Ihre Charaktere und ihre

Geschichte? Wir wollen sehen, wie mir mein Ehrentempel oder Bildersaal geräth.

Melamp hat Witz; aber was gilt ihm die Tugend eines Weibes, die Ruhe eines Mannes, wenn er einen Einfall hat? Sein grüngelber Genius nährt sich von der Ehre des Nächsten, und seine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquille, wie eine Schaar von Raben, an dem Aase guter Namen nagen. Ich will ihn gerichtlich belangen; denn auf mich hat er keine Schmähschrift gemacht, und auch ich bin ein ehrlicher Mann. Was ist ihm heilig? Er würde seinen Vater ermorden, wenn er eine satyrische Grabschrift auf ihn wüßte; und selbst der Religion spottet er, so lange — es hell ist. Sein Unglaube geht mit der Sonne auf und unter; denn um Mitternacht sieht er Gespenster und den Teufel, zählt unter der Bettdecke die Krallen an seinen Klauen, und hört gar deutlich das Pfeifen der Luft, wenn er mit dem Schwanze wedelt. Ist Melamp glücklich? Das Kaffeehaus wiehert und die Assemblee zischelt; er hat einen Einfall! Ich gestehe es, meine Herren, das ist eine herrliche Belohnung; aber — verzeihen Sie — ein guter Mann zu seyn ist auch nicht übel.

Wohlaufgeschaut! Marculf kommt! Marculf, der Spinnen essen würde, wenn Virgil Spinnen gegessen hätte, und das alles, damit die Marculfiana ein unterhaltendes Buch werden. Wie schlecht wählen die Menschen oft die Mittel! Marculf ist sonderbar, um ein Genie zu seyn, und doch ist nichts gewöhnlicher, als ein gewöhnlicher Kopf, der sonderbar seyn will.

Er ist vorbei — und noch lächelt Lucil in stiller Demuth, Lucil, der das moralische Wunderelixier erfand. Es heilet alle Krankheiten der Seele, Wassersucht, Brüche, Gicht, die heillose Schwindsucht, und die sogenannten galanten Krankheiten, reinigt auch die Leberflecke des Charakters!

Aber lassen Sie uns den Staub dieser Pedanten mit einem glänzenden Auftritte vertauschen. Der seidene Sabinus liebäugelt mit jedem Pförtner, ist in jedem Vorzimmer zu Hause, und canonisirt jeden Reichen, für Braten und Bewunderung, zum Mäcen. Der Satrap sieht ihn gern, aber nicht, weil Sabin ein Mann von Talenten ist. Wir wissen es alle aus der Gelehrtenge-

schichte: Wie es Leute giebt, die witzige Dinge sagen, um zu essen; so giebt es auch einige, die zu essen geben, um witzige Dinge zu sagen. — Meine ganze Seele ergrimmt, wenn Talente vor Reichthümern kriechen, und wenn ich die Stimme des Mäcens höre: Gebt dem Herrn einen Stuhl, ein Glas Wein, und einen Schnitt Biscuit.

Entblößen Sie Ihre Häupter, meine Herren, der große Paphnucius kommt; ein Mann der das ganze Gebiet der Wissenschaften von Dan bis gen Bersaba, von der Algebr bis zu den Feenmährchen durchreiset ist! In der Geschichte hat er sich umgesehen, ist mit der Chemie bekannt, in der Rechtsgelahrtheit kein Fremdling, und spielt mit Sätzen unter den vier logikalischen Taschenspielerbechern; — auch aus der Hippokrene hat er getrunken, aber nur im Vorbeilaufen, wie ein ägyptischer Hund aus dem Nile. — Wunderbar! aber noch wunderbarer, Paphnucius ist ein Ignorant! Ein Mann, der alle Kenntnisse halb hat, auch die, die er ganz haben sollte, gleicht er einem alten Stutzer, der um alle Mädchen buhlt, und den sein eignes Weib zum Hahnrei macht.

Sehen Sie die trunknen Magister bei jenem Inauguralschmause? Sie zerschmeißen mit ihren Beweisen Systeme, und mit ihren langen Aufschlägen Gläser; vor ihren Augen tanzen Tische und Stühle, die Monaden und die allgemeine Bibliothek in wunderbarem Gemisch. Ihr Herren Confratres, der Morgenstern winkt; noch einmal stoßen Sie an aufs Wohl der besten Welt! —

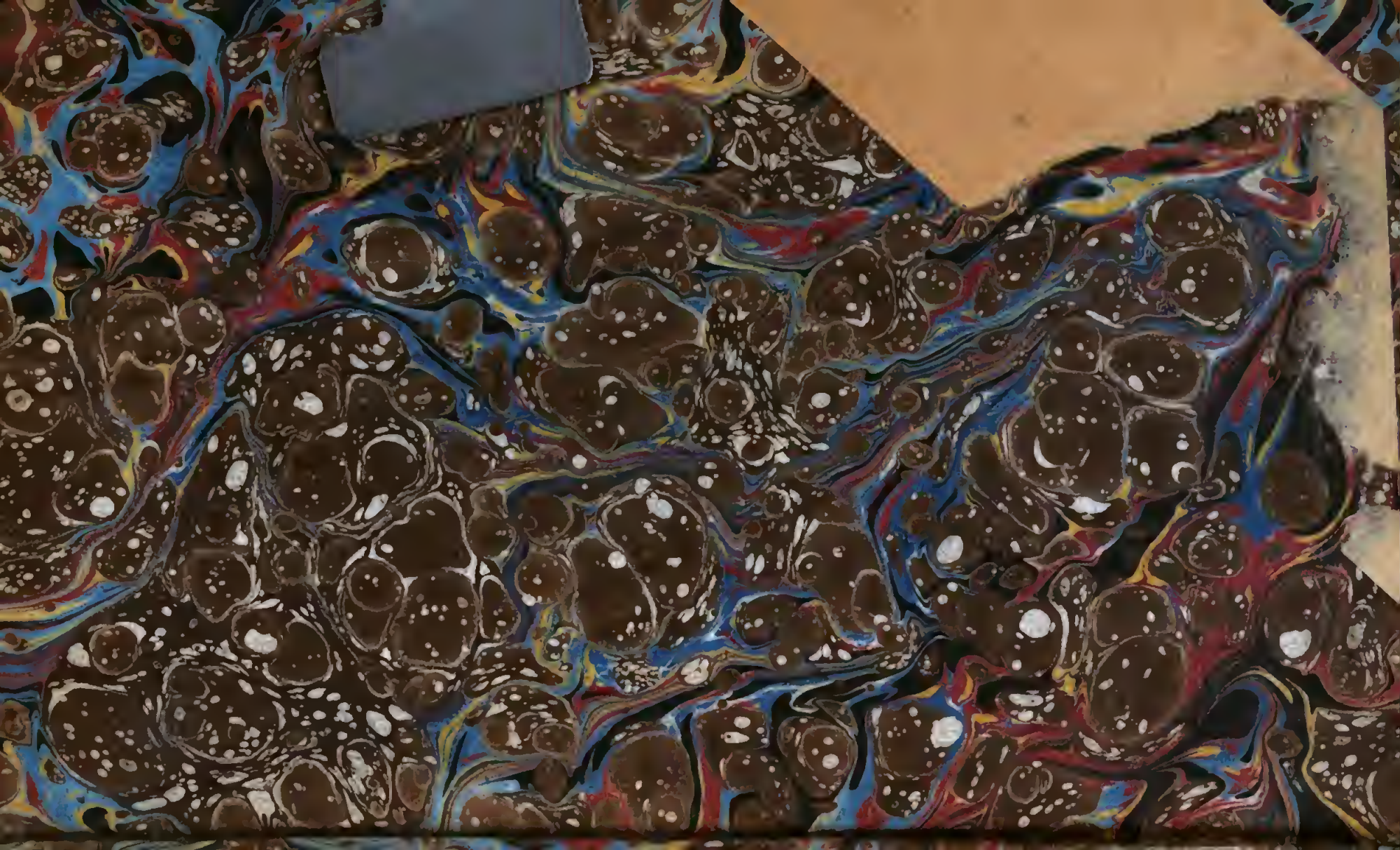
Ende des vierten Theiles.

Leipzig, gedruckt bei J. G. Neuberts Wittwe.

I. L. L.

MAY 1 1983

S. U. L.

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305